This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

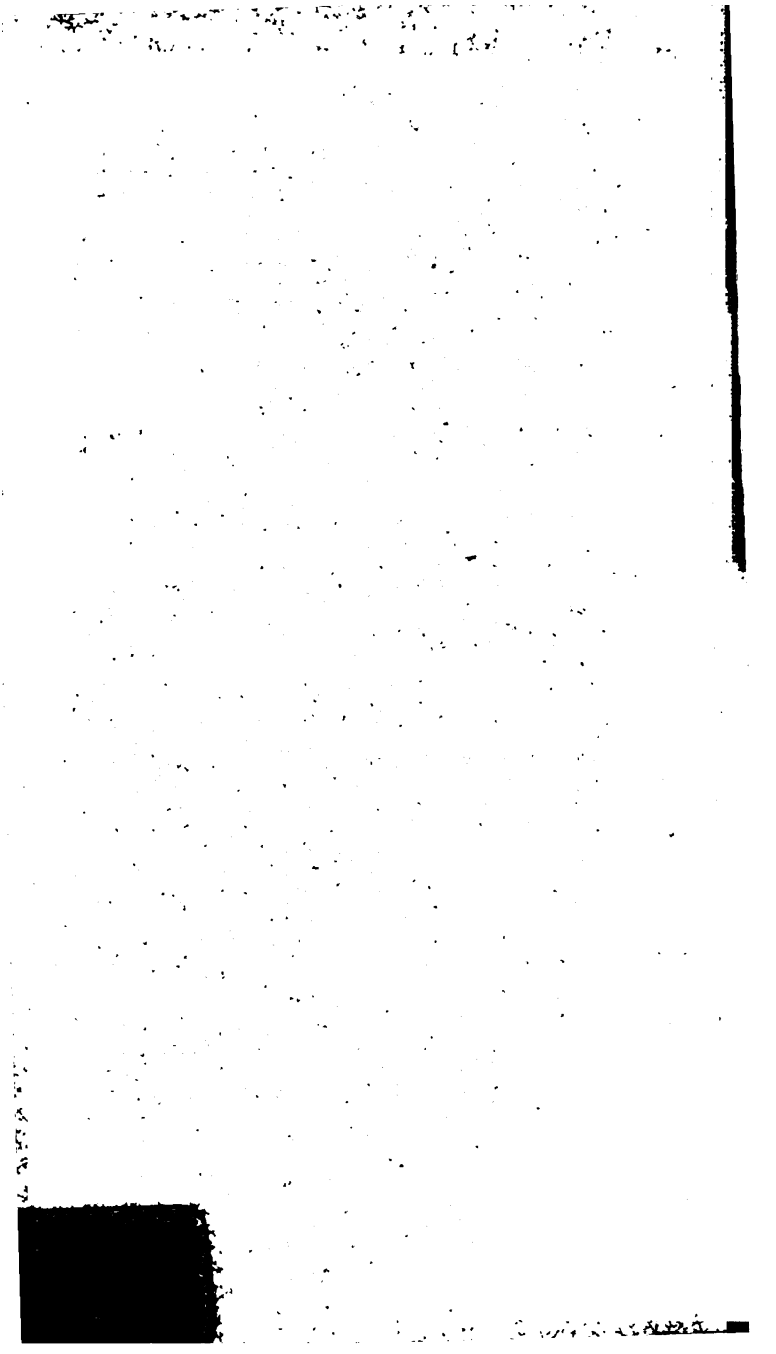
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

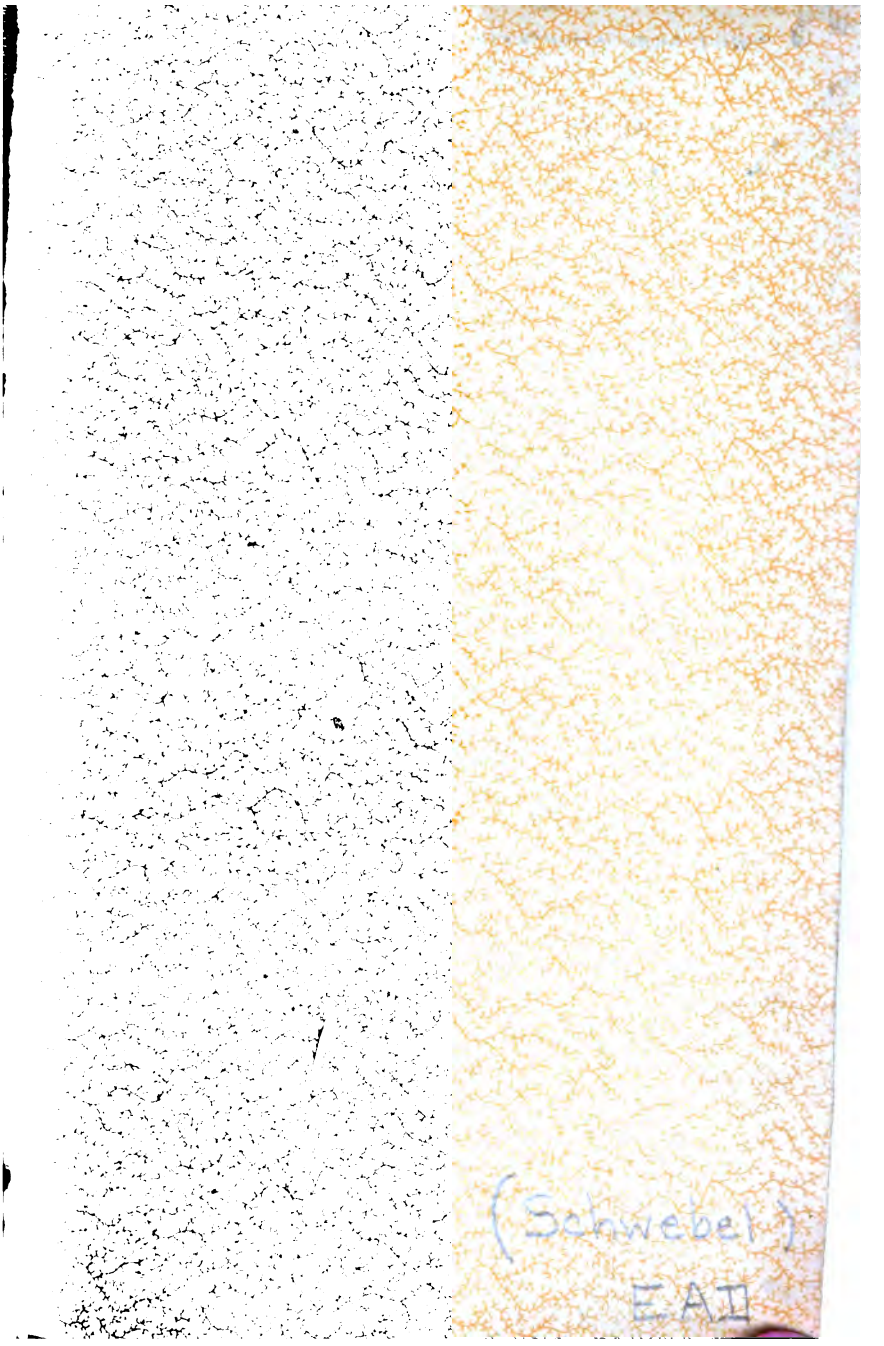
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06665338 1




(Schwebel)
EAII

Not in R.D
10/11/12 Gent.
1772.8
Transfer from Circ. Dept.
06639

Deutsches Bürgerthum.

Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808

304
S2

dargestellt

von

Oskar Schwebel.

NEW YORK FREE
CIRCULATING
LIBRARY.
TRANS. TO REFERENCE DEPT.

Berlin 1883.
Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung
(G. Joël).

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
582003
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1912 L

Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin SW.

Vorrede.

Erst nach vielfältigen Erwägungen habe ich die nachfolgenden Schilderungen zu schreiben angefangen. Als ich den Plan zu diesem Werk entwarf, konnte ich mich beständigen Gedenkens an das ernste Wort des älteren Plinius nicht erwehren: „Schwer ist es, alten Dingen Neuheit, veralteten Glanz, dunkeln Licht und zweifelhaften Glauben zu verschaffen". Ich täuschte mich nicht über die großen Schwierigkeiten, eine lesbare Darstellung der Geschichte des deutschen Bürgerthums für das größere Publikum zu geben. Ist doch ein Barthold an den Klippen, die hier zu Tage treten, völlig gescheitert! Indessen war es ein Doppeltes, das immer und immer wieder gebieterisch zur Arbeit antrieb: der Umstand, daß wir noch kein Buch haben, welches einigermaßen vollständig die Geschichte des deutschen Bürgerthums darstellt, sowie der Reiz, welcher in dem Gegenstande selber liegt.

Nach sorgfältiger Prüfung aller einzuschlagenden Methoden entschloß ich mich endlich dahin, aus dem überreichen Stoffe einzelne Bilder auszuscheiden, welche gewissermaßen als typisch für den Geist, die Bestrebungen, die Geschicke der einzelnen Epochen gelten konnten. Auf diese Weise wurde vermieden, was Barthold unlesbar macht: die massenhafte Anhäufung ungenügend beleuchteter Thatsachen; auf diese Weise

glaubte ich einzuführen in den Geist der Geschlechter vor uns, ihre Sinnesweise, ihr Thun und Leiden. Ohne den Stoff zu erschöpfen, meinte ich, so am Besten den Verlauf und die besonderen Eigenthümlichkeiten der Geschichte des deutschen Bürgers darzustellen.

Ueber die Form konnte ein Zweifel nicht obwalten. Dieselbe mußte eine gemeinverständliche sein. Hoffentlich wird es der Leser der Sprache des Buches nachfühlen, daß der Verfasser mit voller Seele bei seinem Gegenstande gewesen ist, und daß das Herz ihm schlägt für Alles, was gut und groß in der Geschichte des deutschen Bürgerthumes ist: seine Kunst, seine Sitte, seine Frömmigkeit und Männlichkeit!

Und so mögen denn diese Aufsätze unter einem guten Zeichen hinziehen über das deutsche Land! Mögen sie erheben, wecken und fördern, wo sie Großes und Rühmliches berichten, mahnen und warnen, wo sie die Versunkenheit, das Elend, die Gleichgültigkeit und die Feigheit vergangener Generationen darstellen. Denn auch herber Tadel hat dem deutschen Bürgerthume nicht erspart bleiben können. Eins aber habe ich mit Vorliebe geschildert: das deutsche, ächt bürgerliche Haus! In ihm erbitte ich Gastfreundlichkeit, — nein, vielmehr etwas Höheres: Heimathsrecht für diese Darstellungen aus der Geschichte des deutschen Bürgerthumes!

Berlin, im Oktober 1882.

Oskar Schwebel.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Die Anfänge des deutschen Handels	1
II.	Der Ursprung der deutschen Hansa	28
III.	Wisby	42
IV.	Kreuzfahrten deutscher Bürger	59
V.	In Livland und in Esthland	78
VI.	Der hansische Stahlhof zu London	89
VII.	Der deutsche Kaufhof von St. Peter in Nowgorod	120
VIII.	Alaf Köln!	140
IX.	Alexander von Soltwedel und die Schlacht von Bornhövde	170
X.	Arnold Walbot von Mainz	191
XI.	Das Haus der Wulflam zu Stralsund	207
XII.	Der große süddeutsche Städtekrieg und das Fehdewesen	221
XIII.	Soest, die Stadt der Engern	242
XIV.	Die politische und geistige Bedeutsamkeit des mittelalterlichen Straßburg	256
XV.	Aus den Tagen deutscher Bürgerherrlichkeit	282
XVI.	Aus der Zeit des Humanismus	313
XVII.	Altdeutsches Bürgerthum zu festlicher Zeit	331
XVIII.	Bürgerliche Architekturen	351
XIX.	Hansisches Leben daheim und in der Fremde	374
XX.	Das deutsche Bürgerthum und die Reformation	388
XXI.	Herr Jürgen Wullenwever	407
XXII.	Magdeburgs Fall	427
XXIII.	Aus trüben Tagen	445
XXIV.	Stilles Leben	468
XXV.	Gebildetes Bürgerthum	483
XXVI.	Bürgersitte und Bürgersinn im Wendepunkte der Zeiten	499
XXVII.	Die preußische Städteordnung von 1808	515
	Schlußwort	529

I.

Die Anfänge des deutschen Handels.

Es war um die Mitte des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Die Adler der weltbeherrschenden Roma hatten ihren Flug bereits zu mehreren Malen bis an die wellenumtosten Küsten der Nordsee ausgedehnt; einen Horst aber für die Dauer hatten dieselben hier nicht gefunden. Schien's doch, als sollte nur eine Macht diese Gestade überwältigen: das brandende Meer, welches nimmer und nimmer gesättigt an dem Lande nagte, bis Dünen und Marschen unterwühlt in ihre gähnenden, wirbelnden Gräber versanken. Nicht menschlichen Waffen, sondern nur der unwiderstehlichen Wuth des tückischen Meergottes und seiner bleichen Gemahlin sollte das Land der freien Chauken und Friesen zum Opfer fallen. Dort, — in den Grenzen der Chauken war's, — die Stätte ist nimmer zu finden; denn länger als ein Jahrtausend wogen die Wellen nun schon über sie hin; — da sammelten sich einst am frühen Morgen die Männer aus einer der nahe am Strande gelegenen Niederlassungen. Noch wogten über dem Meere und dem Lande die Schleier der Dämmerung; dichter und dichter sank der Nebel herab; in silberglänzenden Tropfen hing er in den Bärten und an dem hochaufgebundenen, röthlichen Haupthaare der gewaltigen, kampfestüchtigen Männer, welche zum Strande niederstiegen, Thierfelle auf dem Kopfe und im Nacken, den wuchtigen Speer in der eisernen Faust. Ihre harten, wettergebräunten

Gesichter erhellten sich, als sie sahen, wie die siegende Sonne die Nebelschleier zerriß. Freundlich, von leichtem Ostwinde bewegt, lag das Meer vor ihnen. Am Strande harrten ihrer die Schiffe. — Wie aber? Ist es möglich, daß Menschen auf solcher Nußschale in die Ferne hinausziehen, des Meergottes stählerne Brust durchfurchend? Freilich, von eichenem Kerne und dreifachem Erze war, wie der römische Dichter singt, das Herz dieser Männer umgeben, welche so gebrechlichen Nachen sich anvertrauten! Ein riesenhafter ausgehöhlter Baumstamm oder ein Weidengeflecht mit starkem Kiele, — darin ein niedriger Mast, von welchem das aus Fellen genähte und mit Ocker gelb gefärbte Segel an wagerechter Raae herabhing, — das waren die Fahrzeuge dieser chaukischen Männer! Fünf solcher Schiffe standen am Ufer; die Fergen in ihnen stützten sich auf die langen Ruder, welche zugleich auch als Steuer dienten. Jetzt wurden die Speere, die Schwerter, die Schilde in die Nachen gebracht; dann rief die Stimme des Häuptlings die Genossen der Seefahrt zum Opfer. Ein edles Roß, erwachsen auf chaukischer Erde, genährt von dem Grase der Ufer des Emsflusses und getränkt aus den heiligen Quellen Holdas, wurde zu Wuotans Ehren mit raschem Schwertstoße getödtet, daß sein Blut so Land wie Meer bespritzte; dann wurden die zur Opfermahlzeit geweihten Theile in die Boote gelegt; ein kurzes Gebet ward gesprochen, ein Wort des Abschiedes mit den Zurückbleibenden gewechselt, und die mit je fünfzehn Kriegern besetzten Schiffe gingen in See. — Wo sie landeten? Ja, — frage man nur an den gesegneten Küsten Galliens nach; dort ist der Name der Chauken und Friesen ein sehr gefürchteter! Der Reichthum der Nachbaren, — es ist das eine unleugbare Thatsache, — verlockte in jenen Tagen die meeranwohnenden Völker Deutschlands zum Seeraube. Hat doch das rothe Gold zu allen Zeiten eine berückende Macht über den Sinn von Männern ausgeübt, deren ungebändigter Kraft der Adel der Gesittung noch fehlte! —

Glaube der Leser nicht, es sei ein Phantasiebild, welches wir entrollt haben! Die Grundlagen aller Handelsblüthe, die Kunst, ein Schiff zu bauen, die Fähigkeit über den Ocean zu steuern, war unseren heidnischen Vorfahren keineswegs unbekannt. Dies bezeugen die ehrwürdigen Götterſagen und die religiösen Bräuche der Vorzeit in gleich überzeugender Weise. Meldeten nicht die Gesänge der nordgermanischen Priester die Kunde von Naglfar, dem Schiffe, welches am Ende der Tage einst an Asaburg landen werde, um den lichten Göttern das Verderben zu bringen? War es nicht die älteste Form des Begräbnisses, daß man den theuren Todten in ein Schiff legte und ihn den Wellen und den Winden anvertraute, damit diese ihn nach Britannien, dem Lande der Seelen, hinführen möchten? Und wo kein heimischer Fluß den Todten zum Meere hinabtragen konnte, da legte man wenigstens die Steine über dem Erdhügel in Schiffsform zurecht, wähnend, daß nun dem Heimgegangenen das Mittel nicht fehle, zu den seligen Vätern zu gelangen. Ein letzter, leiser Nachklang des alten herzlichen und zugleich religiös geweihten Verhältnisses, in welchem der Germane zu seinem Schiffe stand, wird auch heute noch vernehmbar, wenn der Brite auch sprachlich sein Fahrzeug als ein lebendes, weibliches Wesen, als seine Geliebte, ja, als seine Gattin betrachtet.

Erst aus dem Seeraube ging demnach auch bei den Deutschen wie bei allen anderen Völkern die Handelsschifffahrt hervor. Armorica, die schöne Brétagne, bebte lange Zeit vor dem sächsischen Seeräuber, welchem es, wie ein römischer Chronist sagt, ein Spiel war, auf einer Thierhaut, d. h. auf einem mit Fellen bedeckten Schiffe, die blaue Fluth des batavischen Meeres zu durchschneiden. Es ist uns eine merkwürdige Geschichte aus jenen Tagen überliefert. Unter Kaiser Probus dienten deutsche Männer am Euphrat und am Nil, am Pontus und an den Küsten des ägeischen Meeres. Einst, als sie die Schwäne nach Norden ziehen sahen, erfaßte sie die wunderstarke Sehnsucht nach der Heimath; — sie nahmen ein Schiff,

welches ehemals Handelsleuten gehört hatte, steuerten kühn in das Mittelmeer hinein, verbreiteten furchtbaren Schrecken an den Gestaden der Cyklopen und an den Felsenufern Hesperiens, erreichten dann endlich die Säulen des Herkules und brachten wunderbare Kunde von der Schönheit des fremden Landes in die geliebte Heimath zurück. So haben schon vor ihren normannischen Vettern deutsche Seeräuber die weißen Marmortempel und deren herrliche, säulengetragene Dächer inmitten der dunklen Myrthenhaine von den hohen Gestaden der Peloponnesus herableuchten sehen.

Wir durchschreiten im Geiste schnell die Jahrhunderte. Das römische Reich war altersmorsch seinem Falle nahe: da stiegen wieder an dem Gestade der Nordsee kühne deutsche Männer in's Schiff! Aber deren Fahrzeuge bestanden nicht mehr aus den roh behauenen, ausgehöhlten Baumstämmen früherer Zeit; drei große „Ciulen" vielmehr, — d. h. lange Schiffe mit bauschigen Linnensegeln, — führten unter dem Zeichen des Rosses, dem Schutze Wuotans und dem Befehle der Brüder Hengist und Horsa die Angelsachsen nach den Küsten Albions. Bald hatte das Sachsenroß den Siegeslauf über die Britenlande vollendet, und wer damals in den ersten Zeiten der Heptarchie den Markt von London besuchte, der fand neben dem romanisch redenden Händler aus den ehrwürdigen Städten Köln und Mainz auch den deutschen Kaufmann von der Ems und der Weser, ja, vielleicht selbst den Alamannen aus Argentorat und den bajuvarischen Großhändler aus Regensburg, den stolzen castra Regina, an der Themse wieder. —

Was wir erwähnt haben, sind einzelne, lichte Punkte aus der Vorgeschichte des deutschen Handels; sonst deckt ein fast undurchdringliches Dunkel die Verhältnisse bis in's siebente Jahrhundert hinein. Dann aber wird es mit einem Male hell und licht. Der stürmische und unstäte Sinn der alten deutschen Seeräuber hatte sich gelegt; sie waren nun, nachdem der Orkan der Völkerwanderung allmählich verbraust war, seßhafte Leute

geworden. In den Römerstädten an dem Rheine und der Donau schafften fleißige Hände die Trümmer der alten Herrlichkeit über Seite; neu, — wenn auch freilich nur in einem verblichenen Abbilde früherer Größe, — erstanden Regensburg, Passau, Wien, Lorch, Basel, Straßburg, Worms, Mainz, vor Allen Köln und Trier, die Sitze der alten Imperatoren, aus der Asche wieder. Städte deutschen Ursprungs entstanden in der Nähe königlicher oder bischöflicher Pfalzen, bei neu angelegten Burgen und aus ländlichen Ansiedelungen. Aus einer christlichen Markgenossenschaft im Lande der heidnischen Engern ging nachmals das berühmte Sosat hervor; um den Meierhof des Westfalen Trutmann sammelte sich die Gemeinde Dortmunds. So war bereits im 7. Jahrhunderte Süd-, West- und theilweise selbst Norddeutschland mit Städten besetzt, welche einen regen Verkehr entfalteten.

Als Träger dieser Handelsverbindungen erscheinen in erster Reihe die Friesen. Wir treffen dieselben auf den Messen von St. Denys bei Paris, auf den Märkten Londons und fern an der Ostgrenze Deutschlands in den sagenhaft verherrlichten Handelsplätzen der slavischen Welt. Da in den letzterwähnten Landen sich später die Macht der Hansa am großartigsten entwickelte, so verlohnt es sich wohl, einen Blick auf diese Ueberlieferungen von den wendischen Städten zu werfen.

Oft genug ist in klangvollen Tönen die Herrlichkeit der versunkenen Städte Vineta und Julin dichterisch gepriesen worden. Die Ostküste, an welcher diese großen Emporien gelegen haben sollen, führte einst den Namen „Jom". Hier hatten sich schon in sehr früher Zeit äußerst betriebsame Kaufleute, welche selbst bis nach Byzanz hin handelten, aber mit ihnen zugleich auch die gefürchtetsten Seeräuber seßhaft gemacht. Von ihren Thaten erzählt uns die Jomswikingasage, deren gefeierter Held der tapfere Palna Toke, ein Jarl und Seekönig in dänischem Dienste, ist. Viel wußte der König Harald von seiner Treue und Tapferkeit zu sagen; bei dem Aufstande seines Sohnes

Sweno verdankte der Herrscher dem Unterkönige Freiheit und Rettung. Im Uebermuthe aber verlangte König Harald einst von Palna Toke, daß er, der seines Pfeiles stets gewisse Schütze, einen Apfel von seines Knaben Haupt herabschießen sollte. Der Seeheld that's; dann aber gab er dem skandinavischen Lande Valet und ging, tödtlichen Haß im Herzen tragend, nach England. Bald jedoch kehrte er mit wilden Begleitern nach Dänemark zurück; König Harald erlag seinem rächenden Geschosse. Jetzt bestieg Sweno den Thron seiner Väter. Palna Toke rang eine lange Zeit mit demselben um den goldenen Stirnreif; dann aber mußte er weichen. Mit wenigen Getreuen entfloh er in die Jomsburg am Ostseestrande. Hier errichtete er einen Staat von Seehelden zum Schutze altnordischen Götterglaubens und zur Bewahrung des altväterlichen Heidenthums gegenüber der Verkündigung des Kreuzes. Seine kühnen Gesellen trugen den schrecklichen Namen der Jomsburger über alle Meere des Nordens; ihr Häuptling aber fand endlich auf der Insel Fühnen unter den düsteren Eichen und Buchen des Götterhaines ein einsames Grab. Aber auch heute noch erwacht Palna Toke von Zeit zu Zeit; dann steigt er auf in die Luft zu Wuotans Gejaid und braust nach noch lebender dänischer Sage im Wettersturme über Land und See dahin. Noch viele Helden walteten nach ihm auf der Jomsburg, bis König Magnus der Gute von Dänemark im Jahre 1042 die Mauern oder vielmehr die Pallisaden der Veste überstieg und mit eigener Hand die Fackel auf deren Dächer warf. Wo an der Ostseeküste die Jomsburg gelegen hat, weiß man jetzt nicht mehr; nichts ist von ihr geblieben als das Heldenlied, dessen Klänge die Kühnheit ihrer Bewohner dem Skalden entlockt hat.

Ganz nahe nun bei dieser Jomsburg muß die slavische Stadt Jumne oder, wie später fälschlich gelesen ward, Julin, die Königin der baltischen See, gelegen haben. Die Chronisten wissen die Lebhaftigkeit des Verkehrs zu Jumne nicht genug zu rühmen. Wir geben nur kurz den Inhalt der bekannten Stelle

aus der Kirchengeschichte Adams von Bremen hier an: „Alle Völker Westeuropas", so sagt dieser, „ja selbst die fernen Griechen aus dem Osten, erscheinen hier zu Markte; die heidnischen Einwohner sind gastfreundlich und von edler Sitte; sie dulden selbst Christen unter sich. Innerhalb von acht Tagen gelangt man von hier sowohl nach Hammaburg als nach Kiew. Auch das griechische Feuer ist zu Julin unter dem Namen „Topf des Vulkan" bekannt. Drei Meere aber giebt es in der Nähe der prangenden, mit Säulenhallen geschmückten Wendenstadt: das eine derselben ist grün, das andere weiß, das dritte fortwährend wetterschwarz."

Aus diesen, wie man sieht, durchaus sagenhaften Nachrichten ist das Märchen von der wellenüberdeckten Herrlichkeit Vinetas entstanden. Aus Jumne ward Jumneta, — aus diesem Worte Vineta, die Wendenstadt. Die letztere hat geschichtlich niemals existirt; sie ist ein luftiges Gebild gelehrter Sage; und was man für ihre Trümmer angesehen hat, erwies sich thatsächlich nur als von der Brandung umtostes Steingeröll. Gewiß aber ist, daß schon in sehr frühen Zeiten ein sehr reger Handelsverkehr an diesen, später durch Seeräuber so unwirthlich gemachten Ostseeküsten geherrscht und daß Jumne als slavisches Emporium bestanden hat. Griechische, arabische Münzen, ja selbst Goldstücke aus Samarkand, welche auf der Insel Wollin gefunden worden sind, bezeugen diese Thatsache mit völliger Evidenz. —

Wir hatten oben zuerst die Friesen als einen handeltreibenden deutschen Volksstamm erwähnt. Neben ihnen, welche von ihrer Handelsempore Doreſtadt am Leck kühn die Meere befuhren und ihre buntgefärbten Wollentücher unter dem heimischen Namen „Fries" bis zum höchsten Norden ausführten, — neben den dem Seeraube ergebenen Bewohnern der wendischen Küste und den Kaufleuten aus den Städten des inneren Deutschland tauchten im 8. Jahrhunderte noch andere Männer auf, welche allein das Meer als ihr Saatfeld betrachteten

und auf dessen Bahnen ihr Glück suchten. Aus dem hohen Norden, von den Fjorden der Felsenküste Norwegens, von den tiefblauen Seen, welche an den letzten Abhängen der Kjölen liegen, kamen die hochgewachsenen, blauäugigen und blondlockigen Normannen, kühne Seeräuber, gleichgültig gegen jede Gefahr, andauernd in den Stürmen des Kampfes, unersättlich in ihrer Habsucht. —

Wir haben bei den Zügen der Normannen einen Augenblick zu verweilen. Es ist uns weder eine genaue Nachricht darüber aufbehalten geblieben, wann zuerst eine Anzahl nordischer Jünglinge auf jenen schwachen, aus Weidengeflecht bestehenden und mit Fellen überzogenen Kähnen, welche wir oben beschrieben haben, sich dem wogenden Meere anvertraut hat, noch kennen wir die Küste, auf welcher dieselben gelandet sind. Es ging wie gewöhnlich zu: nachdem die ersten kecken Freibeuter, mit Raub beladen, in die Heimath zurückgekehrt waren, erwachte der altgermanische Trieb, in die Ferne hinauszuziehen, auch bei den Stammesgenossen. Durch ihre Wikingerzüge erbeuteten sie Gold und Silber, köstlich gearbeitete Waffen und seltene Waaren von schimmerndem Glanze, auch wohl Frauen von blendender Schönheit, mit dunklen Augen und braunem Haupthaare. Mußten so köstliche Gegenstände und Preise kühnen Wagens nicht zu neuen Zügen verlocken? Von jenen Tagen ab riefen daher jährlich, sobald die See vom Eise frei war, adlige Jünglinge, Jarle oder Seekönige genannt, die muthigsten Männer ihres Stammes zu fröhlicher Fahrt zusammen. Die Gesetze des Kriegszuges wurden festgestellt, oder wie es in der poetischen Sprache dieser kecken Abenteurer hieß, der „Wikingerbalk" ward gesprochen. Dann ging's auf die See. Schäumend durchschnitt der „Drache", d. h. das leichte, an den beiden Enden mit den Köpfen dieses fabelhaften Thieres gezierte Schiff, die Fluth; am Maste flatterte eine blaue oder rothe Fahne mit dem Bilde eines Raben, des heiligen Thieres Odhins, des nordischen Wuotan. Uralte Teppiche in der

Kathedrale zu Bayeux stellen uns in dieser Weise lebendig einen Auszug der Normannen dar. Männer, im Wasser stehend, schleppen an Stricken die Fahrzeuge, große und kleine, den Uferrand hinab; während andere Schiffe mit geblähten Segeln bereits durch die Wellen dahinziehen, die Spitzen mit gräulichen Thierfratzen versehen. Die Masten dieser Fahrzeuge sind sehr niedrig und tragen nur eine Raae. An dieser ziemlich langen Stange ist das schmale, dreieckige Segel befestigt, dessen Ende der Steuermann in der Hand hält.

Diese Normannen wurden furchtbare Gäste für das deutsche Land und eine entsetzliche Plage für den erblühenden Handel, für das ältere deutsche Städtethum. Hamburg und Bremen mit ihren Domen, den frommen Stiftungen König Ludwigs und Bischof Anskars gingen in Flammen auf; Köln, Aachen, Paris, Soissons, Rheims wurden mehr als einmal geplündert. Erst nachdem König Arnulf an der Dyle sein rächendes Schwert tief in Normannenblut getaucht hatte, erhielten die niederdeutschen Städte Erleichterung. Fortan trieb seine Beuteluſt den Normann mehr nach Westen, nach den reichen Küsten der angelsächsischen Königthümer. Da kam es dann wohl vor, daß ein stärkerer Sturm die leichten Schiffe über das Weltmeer nach gänzlich unbekannten Ländern verschlug. Normannische Seefahrer fanden Grönland auf; Erik Randa gründete im 10. Jahrhunderte daselbst eine sehr bedeutende Kolonie von zwei Städten, 16 Kirchen, 2 Klöstern und 100 Weilern. Von Grönland ausziehend, fanden Björn und Leif die Küsten von Labrador auf und noch südlicher ein landschaftlich überaus schönes, mit üppigem Pflanzenwuchse bedecktes Gestade. Die Seefahrer nannten dasselbe „Winland", weil sie in einer beerentragenden Rebenpflanze den Weinstock wiederzuerkennen glaubten. Erst im 14. Jahrhunderte verlor sich allmählig die Kunde von dem Welttheile jenseits des Oceans.

Wir werden uns jetzt ein ungefähres Bild des Verkehrs auf den deutschen Meeren, der Ost- und Nordsee, während

der Zeit der letzten Karolinger entwerfen können. Unter der steten Gefahr, den normännischen und wendischen Seeräubern in die Hände zu fallen, fuhren Rheinländer, Friesen und Sachsen nach den Gebieten der Slaven, nach England und nach den skandinavischen Märkten, wohl bewaffnet und mit der Führung von Schwert, Lanze und Beil in hohem Maße vertraut.

Wir haben nunmehr die wichtigsten Straßen zu schildern, auf welchen der älteste Landhandel der Deutschen dahinzog.

Ein sehr belebter Handelsweg führte zwischen Köln und Basel am Rheine hinauf und hinab. Von der erstgenannten Stadt, dem deutschen Rom, aus leitete die Straße zu den Friesen und zugleich östlich über Soest und Dortmund zu den Bischofssitzen des Sachsenlandes, nach Münster, Paderborn, Osnabrück, Hildesheim, vornehmlich aber nach Braunschweig und Magdeburg, den Stapelplätzen des Ostens. Hier zu Magdeburg, in der Lieblingsstadt der liebenswerthen und großen Kaiserin Editha, befand sich die bedeutendste Handelsniederlage für das Wendenland; nur Waffen durften nach Kaiser Karls Verbot den Slaven nicht verkauft werden. Von den westfälischen Städten führte eine Straße nordöstlich nach Bardowiek, der bereits sehr früh wieder verödeten, und nach Braunschweig, der kräftig aufblühenden Stadt. Für den Süden Deutschlands blieb Regensburg noch auf lange Zeit wichtigste Handelsstadt. Diese Veste, ein Bollwerk gegen die anstürmenden Horden der Magyaren, sendete ihre Waaren die Donau hinab bis zu den Byzantinern und von dort über das Meer zu den Unterthanen der abassidischen Kalifen. Morgenländisches Gold kursirte damals als gern gesehene Münze in Fülle durch die Kassen der reichen Kaufleute zu Regensburg. Großhändler dieser Stadt standen der berühmten Handelsniederlage zu Kiew vor, von welcher ein bedeutender Theil der Waaren des Orients nach dem Abendlande geführt wurde, und brachten die Wunder der Heiligen, welche in den berühmten Höhlenklöstern Kyrills,

des hochgefeierten Apostels der südlicheren Slavenländer, die ewige Ruhestätte gefunden hatten, auch zur Kenntniß der occidentalischen Christenheit. Es versteht sich von selbst, daß auch von den großen Städten Süddeutschlands aus, namentlich von Augsburg und Regensburg, Handelsstraßen nach Italien hinführten, welche sich, nachdem die Flüsse der Alpen überschritten waren, nach den reichen lombardischen Städten, aber auch nach Venedig und Ravenna verzweigten. Schon in der Zeit der letzten Karolinger kämpften die Galeeren der unter dem Schutze des h. Markus auf den Lagunen der Adria wunderbar schnell erblühenden Republik siegreich mit mauretanischen Seeräubern.

Wohl bedeckte um diese Zeit, — den Schluß des 9. Jahrhunderts, — noch die ganze Finsterniß des Heidenthumes und der Barbarei die Grenzländer des deutschen Reiches im Nordosten; an vereinzelten Stätten leuchtete dennoch auch hier bereits die Fackel deutscher Kulturarbeit auf. Von Hammaburg aus hatte der h. Anskarius, der Apostel des Nordens, seine bewundernswürdigen Missionsreisen angetreten; dem heldenmüthigen Verkündiger des Evangeliums zog der deutsche Kaufmann in die skandinavischen Reiche nach. Auf einem Hügel an der Schlei hatte Anskar das Kirchlein von Schleswig gegründet, bei welchem sich bald gewinnsuchend die Kaufleute aller Länder versammelten. Von der Wyk an der Schlei führte die Straße über die See nach dem berühmten Handelsplatze Birka in Schweden, dem Sitze der königlichen Macht und des Produktenreichthums der östlichen Skandinavier. Südlich endlich zog sich von Schleswig ein Handelsweg an der Grenze des wendischen Gebietes entlang, welcher dann weiter über Bardowiek und Goslar, vielleicht auch über Magdeburg und Erfurt nach Mitteldeutschland führte und die Verbindung mit Regensburg und Lorch an der Traunmündung ermöglichte.

Den Handelsverkehr mit den romanischen Völkern beherrschten natürlich von den Städten des deutschen Westens die mächtigsten: Köln, Mainz, Straßburg. Von ihnen aus zog

der Kaufmann auch nach dem Friesenlande hin, in welchem schon seit alter Zeit ein blühendes städtisches Leben aufgesproßt war. Hier, am Zusammenfluß der Lys und der Schelde, beim alten Schlosse Gand, war ein Doppelkloster St. Benedikts gelegen; — unter dem Schutze desselben siedelten sich die ersten Kaufleute von Gent an. Hier, im Friesen- und Bataverlande, lagen ferner zwei Burgen, — vielleicht römischen Ursprunges, — in Trümmern; — eine morsche Brücke verband dieselben: und diese Brücke gab später der königlichen Stadt Brügge ihren hochgefeierten Namen. Oberhalb der Schelde ward von den Deutschen die Niederlassung Antorf gegründet: aus ihr erwuchs nachmals das glänzende Antwerpen. —

Warum, — so darf man wohl fragen, — hatten die Gründer all diese Ansiedelungen nicht unmittelbar am Meere erbaut? Warum sind sie so weit mit ihren Anlagen in's Land zurückgegangen? Die Antwort auf solche Fragen ist eben nicht schwer zu finden. Grade damals tobte die See ingrimmig an den Küsten der Westfriesen und verschlang mit unersättlicher Gier beträchtliche Uferstrecken. Kämpfte aber auch der Westerling, der Friese, unabläßig mit dem furchtbaren Elemente: er fand dennoch die Muße auch dazu, daß er seine Straßen bis in das Herz von Westfrankreich hinein bahnte; er fand ferner noch Zeit genug, die kölner Waare, ihm zu beträchtlichem Vortheile, in Francien einzuführen.

Blicken wir schnell auch noch nach Straßburg! Von dort aus führte eine Straße über die burgundischen Städte in's südliche Frankreich hinein. Wir werden nicht irren, wenn wir die Behauptung aufstellen: rheinische Kaufleute sind schon in den Zeiten der Karolinger auf den Märkten zu Lyon, Arles und Marseille anwesend und rührig thätig gewesen. Manch' ein burgundischer Edelmann schloß sich wohl dem Zuge der rheinischen Großhändler an, um — die Straße nach Massilia zu reiten und von der uralten Phönizierstadt die Wallfahrt zu den Gnadenstätten Palästinas anzutreten. —

Wir mußten das farblose Material über diese bedeutendsten Handelsstraßen der Urzeit unseres Bürgerthums vorausschicken; — jetzt aber wollen wir's versuchen, das lebendige Bild eines deutschen Handelsplatzes vor etwa einem Jahrtausende dem Leser vorzuführen.

Wir stehen auf dem Marktplatze zu Bremen. Es ist der Tag der heiligen Ursula, der 21. Oktober, für welchen Kaiser Ludwig der Fromme dem Bischofssitze einen allgemeinen Markt verliehen hatte. Gar freundlich und hell liegt die Herbstessonne auf dem weiten Platze vor dem Münster; goldige Strahlen schießend, umwebt sie den niedrigen Thurm des ernsten und schmucklosen Gotteshauses, welches in seinen Grüften bereits kostbare Reliquien, die Gebeine der großen Apostel des Nordens, beherbergt. In der Nähe der kirchlichen Gebäude stehen, regellos und willkürlich, bald hier, bald dort errichtet, die Wohnsitze der ersten Bürger von Bremen und der Gotteshausleute, d. h. der Leibeigenen des Stiftes. Noch ragen auf vielen Gehöften gewaltige Eichen und Buchen über die Dächer empor, — Ueberreste des Waldes, welchen die ersten Ansiedler hier einst hatten ausroden müssen. Schon zu früher Tagesstunde drängt sich auf dem weiten, ungepflasterten Marktplatze die Menge der Bürger und des aus den nahen Dörfern herbeigekommenen Volkes. Dort z. B. erblicken wir einen sächsischen Freien vom Lande. Das kurze Messer an der Seite, den ganzen gewaltigen Wuchs in graues Hirschleder geborgen, die Tasche mit hohlen Brakteaten und dicken Groschen wohl gefüllt, geht er stolzen und sicheren Schrittes an all' den ausgestellten Herrlichkeiten vorüber, begleitet von einigen, ehrerbietig zurückbleibenden Knechten, welche sich in ihrer Tracht und in ihrem Aeußern von dem Herrn selbst nur durch die Kürze ihres Haares und durch das Fehlen des Messers an der Seite unterscheiden. Dort, — vor einer Bude mit köstlichen Gewändern, deren Rand eine goldschimmernde Stickerei schmückt, — weilt eine Gräfin aus dem nahen Gaue Wigmodien.

Ueber dem weißen Unterkleide und dem dasselbe bis über die Knie bedeckenden violetten Ueberrock trägt die Dame einen prächtigen weißen Mantel mit Goldbesatz und hellgrünem Futter; an ihrer Brust erglänzt auf goldener Spange ein blitzender Smaragd. Bei einer fränkischen Händlerin kauft diese Gräfin für ihren jüngsten Sohn, welcher soeben in einem lüneburgischen Kloster die Abtswürde erhalten hat, eine köstliche Stola, welche sie ihm zur Feier seiner Inthronisation darreichen will. Prüfend läßt der Beichtvater des gräflichen Hauses, welcher die Dame begleitet, das golddurchwirkte und mit purpurnen Kreuzen geschmückte Band durch seine Hände gleiten. Nachdem dasselbe endlich seinen Beifall sich erworben hat, — er ist ein strenger Richter über die Ausführung kirchlicher Paramente, — wird das Silber des Preises der Verkäuferin in schweren Barren dargewogen. Aber wandeln wir weiter durch die Volksmenge des Marktes! Dort stehen fränkische Männer, auf dicke, mit eisernen Spitzen versehene Speere sich stützend, und betrachten einen „Haufen Pelzwerk", d. h. noch nicht aufgenähte Thierfelle, welche Händler von wendischer Abkunft und ächt slavischen Gesichtszügen vor sich ausgebreitet haben. Mit listig wartenden, fast stechenden Augen schauen die Wenden auf jene Franken, welche noch unschlüssig hin und her schwanken, bald den nur mäßig gefüllten Geldbeutel bedenkend, bald ganz der verlockenden Schönheit des Zobelpelzwerkes sich hingebend. Endlich siegt doch der dunkelbraune Glanz der Thierfelle über alle Bedenklichkeiten; die Franken reichen die schweren Goldstücke mit dem Namenszuge Ludwigs des Frommen den Wenden hin und empfangen einige Beutel mit kleiner Münze zurück. Jetzt sind wir zu dem auf offenem Markte sich befindenden Hügel des Gerichtes gelangt. Hier handeln Söhne des Nordens, welche das Eismeer befahren und dunkelfarbig auf sehr einfache, ja fast ärmliche Weise gekleidet sind, von friesischen Kaufleuten schönfarbige Tücher für ihre Töchter ein. Dort steht ferner ein

geiſtlicher Herr im ſchwarzen Gewande mit ſüdländiſchen Kaufleuten in eifrigem Geſpräche zuſammen; er wünſcht Pergamente, um die Jahrbücher ſeines Stiftes aufzeichnen zu können; er begehrt bunte Farben, um die Anfangsbuchſtaben künſtleriſch auszuſchmücken. Als nun der Handel geſchloſſen iſt, reicht ihm der lombardiſche Verkäufer einen Becher voll feurigen Weines aus Griechenland. Da tönt plötzlich ein heller Metallklang über den buntbewegten Markt hin; die Glocke von St. Peter zu Bremen, mit mächtigem Hammer angeſchlagen, ruft zur Meſſe, welche heut der Erzbiſchof Rimbert ſelber hält. Mit der Menge der Andächtigen überſchreiten wir die Schwelle des Domes und beugen drinnen uns ehrfurchtsvoll vor der apoſtoliſchen Geſtalt des großen Heidenbekehrers, welcher heut in rothem Ornate vor dem Altare ſteht und mit mildem Worte die chriſtlichen Heilswahrheiten verkündigt. Jetzt eben hat er den elfenbeinernen Stab ſegnend über die Gemeinde der Gläubigen ausgeſtreckt; — nun geht es wieder in das Gewühl und zu der Freude des Marktes hinaus! Immer bunter wird das Treiben, immer lebendiger der Handel mit all' den kaum aufzählbaren Bedürfniſſen ſchon des mittelalterlichen Lebens und mit den Erzeugniſſen des Gewerbefleißes jener lang' entſchwundenen Tage. Da, — auf einmal, — jäh und des Marktes Fröhlichkeit grauſig unterbrechend, — tönt von jener Stätte her, auf welcher wir die ſlaviſchen Händler haben ſitzen ſehen, ein ſchriller Schrei. Jener Franke, welcher die Zobelfelle gekauft hat, — jener Mann, welchen wir vor dem ſlaviſchen Kaufmanne antrafen, — hat bemerkt, daß ihm der Wende einige falſche und zu leicht wiegende Geldſtücke zurückgegeben hat, und hat dem Unglücklichen dafür das Eiſen ſeines Speeres in die Bruſt gebohrt. Der Slave liegt lang hingeſtreckt auf dem Boden; — der Tod iſt augenblicklich eingetreten. Wohl ihm, daß er ſein Ende ſo ſchnell und plötzlich gefunden hat! Denn nach dem barbariſchen Rechte der Sachſen wäre er, ohne jede Rückſicht auf die Herkunft des

Geldes, in eiſerner Kufe geröſtet und verbrannt worden. Jetzt ſchreitet ernſt der Vizedominus des Biſchofs als Gerichtsherr über den Markt durch die Budenreihen hin, — hinter ihm die Wache: „Du haſt des Königs Frieden auf des Königs Markt verletzt!“ ſpricht er ſtirnrunzelnd zu dem Franken. „Es koſtet Dich die rechte Hand!“ — „Nein, Herr,“ ruft der Miſſethäter erſchrocken, „es war ja nur ein wendiſcher Hund!“ — Mit ſtrafendem Blicke ſchaut der biſchöfliche Beamte ihn an: „Lerne erkennen, daß die Wenden auch des Herrn Söhne und Deine Brüder ſind!“ ſpricht er dann ernſt und feierlich. „Du weißt, was die Buße iſt; — gieb den kleinen Finger Deiner rechten Hand dem Könige zur Sühne!“ Der Todte wird fortgeſchafft und an dem Rande des Friedhofes eilig beſtattet, „weil er doch nur ein Slave geweſen;“ — dann wird das Urtheil an dem Friedebrecher vollſtreckt, und ruhig nimmt der Markt ſeinen weiteren Verlauf.

Noch einmal beſuchen wir dieſe Stätte vor dem Dome von Bremen zu ſpäter Abendſtunde. Da flackern auf ihr die Feuer auf, um welche die Reiſenden in der Herbſtnacht ſich gelagert haben. Dort liegen Nordlandsſöhne. Bei ihnen rezitirt ein ſangeskundiger Seefahrer die uralte, rührende Sage von Baldurs frühem Tode. Auf der Lagerſtätte der Polen ertönt die leidenſchaftliche, das warme Blut ſo machtvoll in Bewegung ſetzende Melodie der Sackflöte. Allmählig aber wird es ſtill auf dem Platze; die Reiſenden haben die Ruhe aufgeſucht, um den Anſtrengungen des folgenden Tages genügen zu können. Die Feuer brennen düſterer und ſinken endlich in ſich zuſammen; die Sterne leuchten heller am mitternächtigen Firmamente. Da erſcheint in den kleinen, rund überwölbten Fenſtern des Domes wieder Licht; die Mönche im Stifte feiern die Prima, und über den ſtillen Platz klingen leiſe die feierlichen Töne ihres Geſanges. Welch' ſchroffer Gegenſatz zu dem geräuſchvollen Treiben des Tages! Welch' hehre Ruhe allüberall! Aber das Leben verlangt Kampf und Streit und

rüstige Bewegung! Folgen wir den deutschen Kaufleuten weiter auf ihren rastlosen Fahrten! —

Unter den ersten Königen aus dem ludolfingischen Hause kamen dem Reiche endlich ruhigere, friedvollere Zeiten. Magyaren und Dänen waren zurückgeschlagen; die letzteren wurden durch des großen Otto Züge nach dem Sunde und dem Belte tief gedemüthigt. Auch die Normannen waren gezüchtigt worden, und Deutschlands innerer Friede erschien nach harten Kämpfen befestigter denn je. Großartige Fundamente legte Ottos kraftvoller Arm für die Bauten der Zukunft, indem er durch Kreuz und Schwert den slavischen Osten seinem Reiche einzuverleiben suchte.

Jahrhunderte lang hat bekanntlich der erste Ludolfinger, König Heinrich I., mit Unrecht für den eigentlichen Städtegründer Deutschlands gegolten. Hat doch noch Schenkendorf gesungen:

„O Heinrich, großer Kaiser, nimm ew'gen Ruhmes Schein;
Du führst in feste Städte die freien Bürger ein!"

Wie sehr aber würden wir irren, wenn wir auf eine der von Heinrich angelegten Vesten den Begriff einer heutigen Stadt und dessen Merkmale übertragen wollten! Vergegenwärtigen wir uns nur einmal solch' eine neue Pflanzung im sächsischen Lande! Da erhebt sich an Stelle des heutigen Quedlinburg auf dem Schloßberge ein Kirchlein, einfach und düster; daneben stehen einige Thürme, stark und trutzend, die armseligen Holzhäuser überragend, und dies Alles umschließt ein Plankenzaun, vor welchem hohe Erdwälle aufgeworfen sind. An den Fuß des Berges schmiegen sich ärmliche, mit Stroh oder Holzschindeln gedeckte Hütten. Und die Bewohner dieser Veste Quedlinburg? Dort oben in dem Kloster der frommen Königin Mechthilde treffen wir Benediktinerinnen an, in den Thürmen aber kecke, in Eisenhemden gekleidete Gestalten, die kriegerischen Mannen der Quedlinburg, unten in den Hütten Waffenschmiede, Weber, und sicher einige Handelsleute. Von einer städtischen Verfassung findet sich noch keine Spur.

Anders aber stellt sich das Bild der älteren Städte bereits unter den letzten Ottonen dar. Zwei von den größeren Ansiedlungen erhoben mächtig ihr Haupt. Das war Bremen, der einst zu einem nordischen Rom bestimmte Bischofssitz, und Magdeburg, die Lieblingsstätte der ersten holden Gemahlin Otto's, jener angelsächsischen Editha, welche hier am Strande der Elbe an die breite Themse und an die ruhige Schönheit heimischer Flußlandschaften erinnert wurde. Hier zu Magdeburg wurde der Elbzoll und jedwede Abgabe von Münze und Gut Freier und Leibeigener in Nordthüringen erhoben; hier ward als ältestes Gotteshaus ein später hochverehrtes Kloster der heiligen Maria erbaut, welchem sich bald eine Kirche der Kaufleute und endlich die Kathedrale des Ritters St. Mauritius anschlossen. Von dieser Stätte aus sollte in den nächsten drei Jahrhunderten dem Wendenlande deutsche Art und deutscher Glaube gebracht werden.

Stets bedroht erhielt sich, wie wir sehen werden, Bremen mit seiner berühmten Kirche und seiner Waarenniederlage dennoch in jenen verheerenden Stürmen, welche so oft über Nordalbingien dahinbrausten und zu wiederholten Malen das benachbarte Hamburg in Asche legten. Die Züge der Ottonen nach Italien, dem Lande der Sehnsucht und des Verderbens für unsere Vorfahren, wendeten freilich die Kräfte des Reiches mehr als gebührlich von den bedrohten Küsten des Nordens ab. Erschienen dann die erbitterten Feinde des deutschen Handels, die nordischen Seeräuber, auf zahllosen Schiffen an den Mündungen der Elbe und der Weser, so ermannte sich wohl einmal die Küstenbevölkerung, wie z. B. im Jahre 994 unter den tapferen Grafen von Stade; aber sie vermochte nicht der Uebermacht der Normannen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Zu Hunderten wurden die Gefangenen dann in die kleinen „Aeschen", d. h. in die Schiffe der Räuber geschleppt und nach dem Norden entführt. Nur selten gelang eine Rachethat wie die jenes Jahres 994, in welcher 20,000 Plünderer und Räuber, die sich

auf das Moor von Bremervörde hatten locken lassen, erschlagen wurden. Trotz all' dieser Unglücksfälle und Gefahren aber erhielt sich, wie gesagt, die Stiftung des heiligen Anskar; und eine starke Mauer erhob sich bald um die Häuser der Bürger von Bremen. Die Kostbarkeiten des Stifts hatte man in der Ferne geborgen.

Es war ein kühner Unternehmungsgeist, welcher diese ersten, kriegerischen Kaufleute beseelte. Schon in jenen alten Zeiten thaten sich die Bürger mehrerer Städte oft zusammen, um gemeinschaftlich nach England oder nach Schweden zu fahren. So treffen wir einst Männer von Bremen und von Hildesheim mitten auf der tosenden See; sie wollten nach London steuern; aber der Sturm hat sie verschlagen; sie sind in höchster Noth; vor ihnen gähnt das feuchte Grab in den Wellen. Vergebens haben sie bereits alle heiligen vierzehn Nothhelfer angerufen; da erinnert sich einer unter ihnen, ein Mann aus Hildesheim, jenes frommen, kunstfertigen und wunderthätigen Bischofs seiner Vaterstadt, des großen Bernwardus, welcher vor noch nicht langer Zeit verstorben war. Sie baten zu dem heiligen Manne; dann warfen sie den Anker aus und siehe: derselbe haftete! Die Reisenden waren gerettet; denn bald glätteten sich die Wogen der sturmerregten See. Am Grabe des Bischofs Bernward brachten die glücklich Heimgekehrten ein Schifflein von Wachs und einen silbernen Anker dar.

In jenen entlegenen Tagen war namentlich der Handel nach England ein sehr bedeutender; besonders erfreuten sich die Bürger von Köln eines wohlverdienten Ansehens in der Themsestadt. Am Strande des Flusses, dicht an dem alten Hafenthore Downgate, besaßen dieselben eine Niederlassung. Noch war London-Bridge nicht gebaut; ungehindert durch Flußsperren und steinerne Joche konnten die deutschen Schiffe anlegen, wo ihnen eine Uferstelle besonders günstig zu sein schien. Neben der Niederlassung der Deutschen stand auf herrlichem Wiesenplane die alte Seemannskirche zu Allerheiligen; von den würzig

duftenden Heuhaufen, welche dieselbe zur Erntezeit umgaben, hatte dieselbe die Nebenbezeichnung „zum Heu" erhalten. In den Vorrathsräumen der deutschen Kaufleute, der „Männer des Kaisers", wie die amtliche Sprache sich damals ausdrückte, lagerten Weinfässer, aber auch die Produkte der Viehzucht Englands: Fettwaaren und Wolle. Um die Landseite der deutschen Handelsniederlassung breitete sich die Altstadt London aus; von ferne winkten die Thürme des Towers und im Westen die Thorzinnen von Ludgate: Wir stehen vor den Anfängen des später so hoch berühmten Stahlhofes von London.

Schon um's Jahr 1000 genossen die Deutschen in London eine bevorzugte Stellung. Es mochte um diese Zeit sein, als König Ethelred, Edgars Sohn, einst eine große Reichsversammlung hielt. Der Herrscher Englands stand auf den Stufen des Thrones, über den prächtig gestickten Unterkleidern den langen, sächsischen Scharlachmantel, dessen Rand reich mit goldenen Verzierungen und Edelsteinen geschmückt war. An den Armen trug er breite, goldene Ringe; eine reifenförmige, perlenbesetzte, aber zackenlose Krone bedeckte sein Haupt; die Rechte hielt den Reichsapfel, während das Scepter auf seinen Knieen lag. Neben ihm, auf einem niedrigeren Sitze, erblicken wir die Königin, eine noch jugendliche Frau in der anmuthigen, weiblich-würdevollen Tracht jener Zeit. Ihr reiches, wallendes, blondes Haar hing, mit Edelsteinen geschmückt, in voller Länge über die Schultern herab; von der zierlichen Krone ergoß sich ein duftig weißer, golddurchwirkter Schleier über das dunkelrothe Oberkleid, unter dessen Rändern ein seegrünes, mit Goldstickerei umsäumtes Untergewand sichtbar ward. Auf den niederen Stufen des Thrones standen Geistliche, die Kanzler des Reiches, an prächtigem Schmucke alle Anwesende überragend, und dem Könige zunächst der Abt von Westminster. Während sächsische Edle die Tiefe des Saales erfüllten, standen auf dem offenen Raume vor dem Throne deutsche Kaufleute, Bürger von Köln, in schwarzen Unterkleidern und Mänteln, — das breite Schwert,

die Auszeichnung des freien Mannes, am Gurt, — das schwarze Barett in der Hand. Ihnen hatte König Ethelred diese überaus feierliche Audienz bewilligt.

„Weil mein hoher, kaiserlicher Freund", so begann der König jetzt, „Herr Otto, Herrscher der Römer, mir eure Wohlfahrt an's Herz gelegt hat, und weil ihr ferner selbst eure treue Gesinnung gegen mein Reich allezeit bewiesen habt, zumal damals, als der Einfall nordischer Krieger uns zwang, das Schwert zu ergreifen, und weil wir endlich hoffen, daß unsere Güte eure Gesinnungen gegen uns und unser Reich, so es möglich ist, noch beständiger machen wird, haben wir unter Beirath unserer edlen und hochwürdigen Getreuen euch ein Zeichen unserer Gunst zu verleihen beschlossen. Wir übertragen euch also, den Leuten des Kaisers, die ihr hierher in euren eigenen Schiffen kommt, dasselbe Recht wie all' unseren einheimischen Kaufleuten. Ihr dürft an Bord eurer Schiffe eure Einkäufe an Wolle, Fettwaaren und lebendem Viehe machen; doch sollen die Bürger unserer lieben Stadt London den Vorkauf haben. Am Weihnachtsfeste und am Feste der Auferstehung des Herrn entrichtet ihr uns, unbeschadet des gewöhnlichen Zolles, drei Stücke graues und ein Stück braunes Tuch, zehn Pfund Pfeffer, fünf Paare Männerhandschuhe und zwei Eimer mit Essig, deren weitere Verwendung uns verbleibt." —

Nachdem der König Ethelred dies den deutschen Kaufleuten verkündigt hat, legt der Obmann derselben den jährlichen Tribut an baarem, gemünztem Gelde vor dem Throne des Fürsten nieder. Dann wird von Seiten eines Geistlichen, welcher der Notar des Fürsten ist, die über die Schenkung und Verleihung dieser Rechte aufgesetzte Urkunde von dem Kanzler des Königreiches noch einmal verlesen. Ehrerbietig neigen sich die Deutschen vor dem Herrscherpaare und empfangen huldvollen Gruß von demselben zurück. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß den königlichen Gatten bereits vorher von den Leuten des Kaisers glänzende Geschenke überreicht worden sind: prächtige

silberne Gefäße, welche die vornehmen Geschlechter der Stadt Köln aus der Zeit der römischen Colonia Agrippina gerettet haben, und herrlichen Wein, welchen „die Knaben der Kaufleute“ schon damals in den berühmten, von der feurigen Sonne beschienenen Gauen am Rheinstrome ernteten.

„Gottes Heil euch Allen!“ so schloß der Kanzler, und mit dem brausenden Rufe: „Heil für König Ethelred!“ wurde die Versammlung aufgelöst. Nach altsächsischer Sitte folgte ein verschwenderisches Gastmahl, welchem sich weder die Königin noch die Geistlichen entzogen. —

Es waren in der That hochbedeutsame Vortheile, welche durch die Verleihungen König Ethelreds den deutschen Kaufleuten, den Männern des Kaisers, zugebilligt wurden. Mit ihnen, den königlichen Privilegien, waren die deutschen Handelsherren all' jener lästigen Beschränkungen überhoben, welche die Kaufleute von Rouen, die Flamänder, die Händler von Ponthieu, aus der Normandie und aus Isle de France, von Huy an der Maas, Lüttich und Nivelles in Brabant noch einschränkten und beengten. Von den Zöllen und Abgaben, welche die Deutschen abzuliefern hatten, deuteten die fünf Paare von Handschuhen symbolisch Hülfe in jeder Noth und eine feste Verbrüderung zwischen den Angelsachsen und den Leuten des Kaisers an. „Wir wollen unter einander jedes Rufes gewärtig sein in Freud' und Leid!“ Dies war der Sinn dieser Abgabe! Wir dürfen sagen: den hieraus sich ableitenden Verpflichtungen sind die Deutschen in London stets redlich und getreu nachgekommen. Bei der später zu betrachtenden Geschichte des londoner Stahlhofes werden wir sehen, wie es den Deutschen noch in den Tagen des ruhmvollen Plantagenet Heinrichs II. obgelegen hat, das nordöstliche von den sechs Landthoren der City, Bishops-Gate zu vertheidigen. Alle übrigen Gaben, selbst die von Tuch und Essig, deuten darauf hin, daß der rheinische Kaufmann diese Waaren damals in besserer Beschaffenheit führte, als der englische Händler. Dies war der Grund, warum das angel-

sächsische Königspaar gewisse Abgaben in natura forderte. Tuch zu Ostern den Ministerialen zu reichen, — zur Watt, zum Gewande, — war altgermanische Königssitte. —

Wir erblickten bereits bremer Kaufleute mit hildesheimer Bürgern auf jener sturmvollen Seereise in enger Vereinigung. Deshalb nahmen an den Vergünstigungen, welche den kölner Handelsherren in London allein zuerst ertheilt worden waren, bald auch Bürger von Lüttich und Bremen Theil. Durch dies Zusammenschließen war die erste Vereinigung niederdeutscher Bürger sichtbar in's Leben getreten, ein Beispiel für kommende Zeiten und andere Lande.

Nicht minder rege und betriebsam als die Kölner und die Niedersachsen waren deren vlämische Stammesgenossen. Freilich tritt schon im eilften Jahrhunderte bei den Friesen, den Westerlingen, eine starke Abneigung hervor, gemeinsame Sache mit den Osterlingen, den Bewohnern von Nordostdeutschland, zu machen. Mehr und mehr wendeten sich die Friesen schon damals dem Verkehre mit den Völkern romanischer Zunge zu, während ihre ostdeutschen Brüder den Handel mit den Slavenländern naturgemäß vorzogen. Sehr merkwürdig und höchst bezeichnend für den Verkehr zwischen Ost- und Westdeutschen ist die Aufzeichnung der Zölle, welche um die Mitte des eilften Jahrhunderts auf dem Rheine und zwar an der Zollstätte bei Ehrenbreitstein erhoben wurden. Dieselbe führt uns so unmittelbar in die damaligen Handelsverhältnisse ein, daß wir sie in möglichster Vollständigkeit hier wiedergeben.

Die Bürger von Huy an der Maas, welche Arbeiten in köstlichen Metallen ebensowohl wie die gewöhnlichen Gefäße des Haushaltes lieferten, gaben von jeder Schiffsladung, welche sie den Rhein aufwärts führten, als Zoll einen ehernen Kessel, zwei Schüsseln und zwei Weinmaße; die Kaufleute von Namur wurden in gleicher Weise, die von Lüttich außerdem noch mit zwei Ziegenhäuten besteuert. Die Schiffe von Antwerpen, von Bommel und aus Flandern gaben zu Koblenz eine Bockshaut,

einen Käse und zwei Maß Wein, die von Tiel außer zwei Maßen Wein einen Salmen, die von Deventer und Utrecht zwischen Fastnacht und Ostern hundertundzwanzig Häringe und, falls sie außerhalb dieser Zeit die Rheinzollstätte passirten, Aale und Salmen nebst dem üblichen Weine. Duisburg, Neuß und Deutz zollten mit Wachs und Wein, die Kaufleute von Köln nur im Herbste mit Wachs, sonst mit Wein und vier Pfennig Münze. Die Städte der Schweiz bis nach der Züricher Alp hinauf waren entweder auf Geld oder Wein oder auf beide Abgaben zugleich gesetzt; wer Kupfer geladen hatte, zahlte sechs Pfennige und Wein obenein; der Waffenhändler gab von seinem Vorrathe das zehnte Schwert, der Falkonier, welcher das edle Thier der Reiherbeize nach dem norddeutschen Tieflande brachte, zahlte für jeden Falken vier Pfennige. Alles das erscheint als eine nur äußerst geringe Abgabe für die reichen Städte des flandrischen Westens, welche wohlhabend genug waren, in dieser Zeit ihr Ländergebiet sowie die Flüsse und Seen desselben durch sehr geschickt angelegte Kanäle zu einem für die Schifffahrt selten günstig gestalteten Gebiete umzuschaffen.

Dort, an den Ausflüssen des Rheines, — wir kennen jetzt die Stätte nicht mehr, welche lange schon von Wogen überfluthet und mit Sand bedeckt ist, — befand sich während des 11. und 12. Jahrhunderts ein Welthafen, der von Damm. Ein französischer Dichter des 13. Jahrhunderts, Wilhelm der Bretone, erzählt uns, wie sehr der Glanz dieses Hafenortes einst alle fremden Gäste geblendet hat. Hier wurden die feinen Gewebe des Morgenlandes, die Gespinnste der Cycladen, d. h. Seidenzeuge, Scharlach, Wein aus Guyenne und Gascogne in niemals gesehenen Massen feil geboten. Dürfen wir unserm poetischen Berichterstatter Glauben schenken, so hatte die ganze Flotte, mit welcher Philipp Augustus, der König von Francien, im Jahre 1187 seinen Kreuzzug unternahm, — etwa 1500 Barken, — in dem wohlgeschützten Hafen zu Damm in den

Niederlanden Raum. Wie wir bereits erwähnten, hat die See nun lange schon jenen Reichthum zurückgefordert, welchen sie einst gespendet hat; Damm liegt tief unten im Meere.

Doch wir müssen den Blick von den Westmarken des deutschen Reiches abwenden und ihn der Ostgrenze Germaniens zuwenden. Man ist geneigt, jenes zwölfte Jahrhundert, an dessen Schwelle wir nunmehr stehen, für die Glanzzeit des deutschen Reiches zu halten. Das Geschlecht der Staufen, all' die gewaltigen, besten und doch fast sämmtlich in tragischer Weise endigenden Gestalten dieses Herrscherhauses stehen dem Verständnisse und vor Allem dem Herzen unseres Volkes so nahe, daß sich an ihre Namen die theuersten Erinnerungen der Nation knüpfen. Und doch, — grad' dies zwölfte Jahrhundert kaiserlicher Geschichte ist eines der unseligsten für uns gewesen: vergessen wir es nicht, es ist dies die Zeit, in welcher der Traum der Ottonen von deutscher Kaiserherrlichkeit und jene unheilvolle Verbindung mit Italien wieder auflebte, — die Zeit, in welcher ein Heinrich VI., düster und finster, wie nur je ein römischer Tyrann, den Deutschen gebot! Seitdem wir die vorgefaßten Meinungen der Romantik abgestreift haben, geht die Werthschätzung der staufischen Zeit mehr und mehr zurück. Wir fassen es jetzt als ein psychologisches Räthsel auf, daß die blutbefleckte Hand jenes finstern Staufers, welcher seiner deutschen Heimat völlig entfremdet war, so zart die Saiten der Harfe zu rühren vermocht hat.

Und doch ist dies zwölfte, sowie der Anfang des 13. Jahrhundertes für uns Deutsche eine große, unvergeßliche Zeit. Die hohe Bedeutsamkeit derselben liegt indessen nicht in den Unternehmungen unserer Kaiser, nicht in diesen nach dem Süden gerichteten Plänen der Staufer, welche uns jetzt nur als ein fruchtloses, furchtbar schweres Ringen um phantastische Ziele erscheinen können, sondern vielmehr in der gewaltigen Bewegung deutscher Kultur nach Osten.

Denn wir treten nunmehr in jene Tage ein, da die slavi-

schen Lande germanisirt wurden, da eine Mark Brandenburg gegründet ward, von welcher dem deutschen Lande dereinst das Heil kommen sollte. Das Bild einer gewaltigen Zeit entrollt sich vor uns, in welcher das Kreuz und das Schwert des westfälischen, sächsischen und fränkischen Ordensritters für Deutschlands Zukunft ein Preußen schuf, und deutsche Kultur bis in die fernsten Slavenländer getragen ward.

Wer aber waren, — daß wir ein Wort unserer Zeit gebrauchen, — die „Pioniere dieser Kultur"? Die Antwort auf diese Frage lautet: die deutschen Kaufleute!

Wir müssen, um die Großartigkeit unserer mittelalterlichen Handelsverbindungen zu überblicken, in allgemeinen Zügen bereits hier jene Einzelbilder zeichnen, welche demnächst unsere Blicke auf sich ziehen werden.

In jenen hochbedeutungsvollen Tagen des 12. und 13. Jahrhunderts wurden all' jene Verbindungen mit dem europäischen Osten, deren wir als vorübergehender bereits erwähnt haben, zu dauernden umgeschaffen. Für den Handel mit der Levante erhielt im Süden des Reiches Regensburg neue Bedeutung; und zu Venedig erhob sich im Zeitalter der Kreuzzüge prächtig und glänzend jener Fondaco dei Tedeschi, das deutsche Kaufhaus. Wir treffen deutsche Bürger ferner als rührige Theilnehmer der heiligen Fahrten an. Sicherlich hat nicht allein fromme Schwärmerei den deutschen Bürger nach dem Morgenlande gezogen. Aber das beste Theit deutscher Bürgerkraft wendete sich in Handels- und Kolonisirungs-Unternehmungen dem europäischen Norden zu. Rügen und Pommern, Esthland und Livland, vor Allem Gothland mit seinen Felsenküsten, seinen saftig grünen Matten und seinen klaren Elfen, welche, von des Berges Stirn herabstürzend, in Milliarden leuchtender Tropfen dem Meer entgegensprühen, — all' diese Lande wurden der deutschen Kultur erschlossen!

Und so bildet diese Zeit, — das erste Viertel des 13. Jahrhunderts, — den Abschluß der Vorgeschichte des deutschen Han-

dels. Wohin wir blicken, — allüberall fröhlich keimendes Leben! In wenigen Jahrzehnten erblühten die Oſtſeeſtädte wunderbar ſchnell; Lübeck erfocht im Kampfe mit den Dänen die erſten ſeiner unverwelklichen Ruhmeskränze; die Erzbiſchöfe von Bremen ordneten die Lebensgewohnheiten der Seefahrer und wurden die erſten Kämpfer gegen die unmenſchliche Sitte des Strandrechtes; deutſche Kaufleute gründeten in faſt mönchiſcher Abgeſchloſſenheit St. Peters Hof zu Nowgorod und gaben demſelben ſeine drakoniſchen Geſetze. Junge Patrizier von Soeſt, Dortmund und Lübeck ſtifteten das deutſche Kirchlein zu Smolensk, und endlich fanden ſich all' dieſe zerſplitterten Kräfte zuſammen, um die Glanzzeit deutſchen Handels heraufzuführen.

Es iſt freilich nur ein Bild, grau in grau gemalt, welches wir von dieſen Anfängen deutſcher Kaufmannſchaft entwerfen konnten; aber auch der Morgen blüthenreicher Frühlingstage pflegt düſter und umwölkt zu ſein. Wie aber an ihnen die Sonne dann plötzlich mit blendendem Glanze hervorbricht und in überraſchendem Schmucke die feuchte, von unendlichem Segen bethaute Erde erſtrahlen läßt, ſo geſchah's auch in der deutſchen Handelswelt: es war der Frühlingsmorgen unſeres Bürgerthumes, welcher in den Anfängen des deutſchen Handels uns entgegengetreten iſt; — ihm folgte ein herrlicher, ſonniger Tag!

II.

Der Ursprung der deutschen Hansa.

Ehe wir in der geschichtlichen Betrachtung der Entwickelung des deutschen Bürgerthums fortfahren, haben wir unseren Blick auf die Bewohnerschaften der Städte unseres Vaterlandes zu richten.

Das Bürgerthum im deutschen Reiche hat sich naturgemäß im Gegensatze, zum Adel sowohl wie zum Fürstenthume der Nation, in seiner Eigenart entwickelt. Das von den deutschen Stämmen besetzte Land war in ältester Zeit unter die Mitglieder des freien Kriegerstandes vertheilt worden. Die Landwirthschaft war daher der Erwerbszweig, aus welchem der herrschende Stand Nahrung und Unterhalt zog. Die eigentlichen Pfleger des Ackerbaues aber lebten in durchaus gebundenen, zum Theile persönlich unfreien Verhältnissen; sie erzeugten im Dienste geistlicher und weltlicher Fürsten, so gut es eben nach dem vorhandenen Maße ihrer praktischen Erfahrungen anging, also in ziemlich nothdürftiger und auf niedrigster Stufe stehender Betriebsweise, die unentbehrlichsten Leibes- und Lebensbedürfnisse. Das Gewerbe wiederum stand in einer äußerst abhängigen Stellung zu dieser nur sehr unentwickelten Landwirthschaft und war in jeder Weise an dieselbe gebunden; eine künstlerische Gewerbethätigkeit mangelte noch unter den Ottonen gänzlich. Es geht mit unzweifelhafter Gewißheit aus diesen Verhältnissen die Thatsache hervor,

daß die Bevölkerung der deutschen Städte ursprünglich auf sehr niedriger Stufe stand. Man streitet freilich in gelehrten Kreisen noch immer darüber, ob es in Deutschland uralt freie, vielleicht gar aus römischer Zeit herstammende Bürgergeschlechter gegeben und ob der älteste Bürgerstand in unseren ehrwürdigen Städten die persönliche Freiheit besessen hat. Nach den besonnensten Forschungen der Neuzeit müssen beide Fragen verneint werden. Denn einmal verstanden die das Römerreich überschwemmenden Barbarenhorden das Werk der Vernichtung zu gut, als daß die römischen Bürgerschaften ihren Bestand hätten retten können. In keiner Römerstadt hat die alte Verfassung nachweislich sich über die Zeit der Völkerwanderung hinaus erhalten, auch zu Köln nicht. Selbst die Sagen, welche einzelne Geschlechter, z. B. die von der Aducht (ab aquaeductu) zu Köln, die Schaler (Scalarii) zu Basel u. A. m. von den Römern abstammen läßt, sind eben nichts mehr als Sagen. Was nun die persönliche Freiheit der Städtebewohner in ältester Zeit anbetrifft, so läßt sich von vornherein annehmen, daß die Freien, also der Adel der Nation, sich gegen einen Aufenthalt innerhalb der Blockzäune unserer ersten Städte mit aller Macht gesträubt haben werden. Es entspricht also der geschichtlichen Wahrheit nicht, wenn man von uralt freien, deutschen Bürgerschaften spricht. Im Gegensatze zu früheren Darstellungen dieser sehr dunklen Verhältnisse möchten wir das Folgende als das Thatsächliche behaupten:

Der Kern und die Hauptmasse der alten Bürgerschaften unserer deutschen Städte war persönlich unfrei.

Römischer Ursprung ist bei keinem deutschen Bürgergeschlechte anzunehmen.

Neben den Hörigen, den völlig Unfreien, lebten in den ältesten Städten des Vaterlandes aber auch noch Censualen, d. h. Männer sowohl freier als unfreier Abkunft, welche Landbesitz gegen gewisse Abgaben von Höherstehenden erworben hatten, damit aber der vollen persönlichen Freiheit sich begeben

hatten, und Ministerialen, d. h. die Dienstleute eines Fürsten, eines Bischofs. Auch diese Ministerialen, in deren Händen wir zuerst die Leitung der städtischen Verhältnisse erblicken, waren theils freier, theils unfreier Abkunft; sie bildeten natürlich durch ihre persönliche Stellung zu dem Herrn der Stadt den angesehensten Theil der Bürgerschaft.

Suchen wir nun die Entwickelung dieser sehr bunt zusammengesetzten Bewohnerschaften der älteren deutschen Städ in ihren Hauptzügen darzustellen.

In einzelnen deutschen Städten, vor allen in denjenige welche auf den Trümmern der römischen Niederlassungen al mählig wieder erblüht waren, in denjenigen ferner, welche, mit Pfalzen versehen, die Sitze geistlicher und weltlicher Fürstenthümer geworden waren, arbeiteten sich die Gewerbe bald zu blühenderem Aufschwunge empor, namentlich, soweit sie für den Krieg, für die allgemeinen Bedürfnisse größerer Volksmassen und für den Luxus der Kirche und des Hofes wirkten. Die gleiche Beschäftigung und das gleiche Streben, der unbewußt wirksame Trieb der Assoziation, der Gegensatz zu dem herrschenden Stande, Alles das mußte das Streben nach festem Zusammenschlusse erwecken. Unter diesen Momenten war namentlich eins von höchster Bedeutung: das war der Gegensatz gegen den kriegerischen Theil der Bevölkerung Deutschlands.

Sowohl die Wasser-, wie die Landstraßen Deutschlands waren in dem 12. und 13. Jahrhunderte mit allen, nur irgend erdenklichen Gefahren erfüllt. Dort am Horizont zog sich die dunkle Linie des Waldes hin; — konntest Du wissen, ob der Tann, die Haide nicht erfüllt war mit Männern, welche jedes Gesetz verletzt hatten und von jeder Autorität, von Fürst, wie Bischof, gebannt waren? Dort lag eine Burg an der Straße! Ja, — Geleitsbriefe waren freilich erkauft; — wird aber der Burgherr sie achten, namentlich wenn er selbst dringendster Noth ausgesetzt ist und in Küche und Keller kaum soviel Vorrath hat, um nothdürftig sein Leben zu fristen?

Hier führt die Straße an einem Bergesabhange hin. Wohl Dir, reisiger Kaufmann, wenn Du den Hohlweg durchritten hast, ohne daß der Bolzen der Armbrust des Wegelagerers Dir in die Brust gedrungen ist! — Unter solchen Umständen mußten denn wohl die friedlichen Handelszüge der Bürger oft schwer gewaffneten Kriegeszügen gleichen; denn schon der nächste Augenblick konnte zum Kampfe auf Leben und Tod rufen. Wie der Einzelne aber, so war auch trotz alles Landes- und Gottesfriedens die Gemeinde bedroht. Deshalb, — es war dies das erste und nothwendige Werk der städtischen Obrigkeit, — umgaben sich die Gemeinwesen Deutschlands, die Sitze und Künste des Friedens, stets mit einem doppelten oder einem dreifachen Mauerharnische, mit starken, hohen Thürmen und kunstvoll befestigten Thoren; zu jeder Zeit war innerhalb der Ringmauern eine kriegstüchtige Mannschaft bereit, welche zum Theil aus Söldnern, zum Theil aus den Bürgern der Stadt selbst gebildet war. Sicher, sagt ein Geschichtsschreiber des deutschen Bürgerthumes drastisch und wahr, — sicher seines Lebens war ja nur der Mann, welcher hinter thurmhohen Mauern in festem, wohlbewachtem Hause mit stets offenen Augen ruhte. Dieser Zustand eines allgemeinen Krieges, welcher bei dem gänzlichen Mangel von reichspolizeilichen Einrichtungen und dem mehr und mehr geschwächten Ansehen des Reichsoberhauptes niemals gebessert werden konnte, zwang die Städte gebieterisch, nur in der eigenen Kraft und Wachsamkeit Sicherheit und Schutz zu suchen und durch Bündnisse mit den Nachbarstädten die Straße zu friedigen. Zu Anfang schlossen zwei oder drei nahe bei einander gelegene Städte solche Bündnisse, um durch gegenseitige Hülfsleistung das durchaus nothwendige Ziel zu erreichen. Der treffliche Erfolg, mehr aber noch die wachsende Gefahr erweiterten allmählig diese Städtebündnisse, bis sich als herrliche Frucht der Entwickelung die deutsche Hansa vor der Welt enthüllen konnte. —

Wir haben nunmehr auf die sprachliche Bedeutung des

Wortes „Hansa" einzugehen. Die verbreitetste Meinung ist die, daß „Hansa" eine Gilde, eine Genossenschaft von Handwerkern oder Kaufleuten, bezeichne. Solche Gilden entstanden an einzelnen Punkten der germanischen Welt schon sehr früh. Ihre Vorsteher hießen Capitularii, Consules, Scabini, Decani, und waren die Sachverständigen in den Angelegenheiten der Zunft oder des Geschäftes, die Aufrechterhalter von Zucht und Ordnung. In Ravenna z. B. wird schon 953 ein Capitularius der Kaufmannschaft erwähnt, was auf eine wohlorganisirte Vereinigung der handeltreibenden Bürger schließen läßt. Auch in Dänemark begegnen uns gleichfalls schon in sehr alter Zeit Gilden; die Gildebrüder üben, zu Schutz und Trutz vereint, selbst die Blutrache aus. So haben sich Gilden und Hansen der deutschen Kaufleute an vielen Stellen des damaligen Handelsgebietes, namentlich aber, wie wir sehen werden, auf Gothland, sowie in England, vor Allem zu London, zu Nowgorod in Rußland, in Flandern und zu Bergen in Norwegen gebildet. Diese außerheimischen Hansen bezweckten die Aufrechterhaltung der nationalen Statuten und der allmählig entstandenen Rechtsgewohnheiten, die Abhaltung der Morgensprachen unter Oldermännern und die Berathung der Verhältnisse der Kolonie, die Wahrnehmung der Handelsinteressen, die Fürsorge für die geistlichen Bedürfnisse der Gildebrüder, die Innehaltung einer fast mönchisch strengen Zucht. Man findet indessen das Wort „Hansa" vielfältig auch in dem Sinne von „Abgabe" gebraucht, namentlich bezeichnet dasselbe die Abgabe, welche für die Zulassung zur Gilde oder für die Erlaubniß gezahlt wurde, an einem bestimmten Orte Handel treiben zu dürfen. Endlich heißt „Hansa" auch die Strafe, welche für die Uebertretung der Gesetze einer bestimmten Vereinigung gezahlt wurde. Man sieht, wie das Wort in dieser seiner dreifachen Bedeutung ganz dazu angethan war, um zur Bezeichnung einer kaufmännischen Vereinigung gewählt zu werden.

Wir begeben uns nunmehr in jene Lande, innerhalb deren die Hansa später so herrlich aufblühte, nach Niedersachsen und Westfalen. Urkundlich beglaubigte Städteverbindungen finden wir hier zwar erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts, doch läßt sich aus den obwaltenden Verhältnissen mit völliger Sicherheit schließen, daß dergleichen Vereinbarungen in West-Deutschland schon früher getroffen sein müssen. Es hat Städtebündnisse hier gegeben, ehe noch im Jahre 1210 Hamburg und Lübeck ihren ersten Vertrag unterfertigten. Diplomatisch aber sind für den Westen Deutschlands nur die folgenden Daten gesichert:

Im Jahre 1249 ward ein Vertrag zwischen Stade und Braunschweig geschlossen; beide Städte gestatteten sich den freien Handel auf ihren Märkten unter dem Vorbehalte der Gegenseitigkeit.

Im Jahre 1256 verbanden sich Münster, Dortmund, Soest und Lippe gegen all' ihre Feinde, und zwar für ewig. „Wir wollen", so sagen die Vertreter dieser Städte in der bezüglichen Urkunde, „unseren Feinden und Jedem, der Einen der Unserigen beraubt und schädigt, Alles weigern, was ihm nützen kann; wir wollen", — es ist das sehr charakteristisch, — „ihm namentlich niemals ein Darlehn geben. Jede Stadt von uns soll den Beschädigten auf jede Weise zur Erlangung seines Rechtes unterstützen, soll ihm Geleit geben, ihm Sicherheit verschaffen. Ein Friedebrecher von Adel empfängt von keiner Stadt einen Groschen Geldes, bis er nicht Alles gut gemacht hat, was er verbrochen. Kauft ein Bürger Gut, was uns geraubt ist, so trägt er mit dem Räuber gleiche Schuld. Wird eine Stadt bundbrüchig, so trägt sie harte Strafe; sie müßte denn gereinigt sein. Das aber kann nur geschehen durch den Eid von zwölf Männern, sechs vom Rathe, sechs aus der Bürgerschaft."

Im Jahre 1256 sicherten sich ferner Bremen und Braunschweig freien Handel und gewissenhaften Schutz der Personen

und Güter innerhalb ihrer Mauern zu; 1258 schlossen Hamburg und Braunschweig ein Bündniß, welches selbst auf die Zeit von drei Monaten noch für den Fall fortdauern sollte, daß es zwischen den Landesherren der Städte, zwischen den Grafen von Holstein und den welfischen Herzögen, zum Kriege kommen sollte. Um dieselbe Zeit verglichen sich die Städte Köln und Bremen dahin, daß sie Schuldner, welche aus der einen Stadt in die andere fliehen würden, nicht schützen wollten. Innerhalb der Jahre 1264 bis 1267 errichtete Hamburg auch mit Hannover und mit Dortrecht, Hameln und Bremen Verträge, nach welchen kein Bürger für die Schulden eines Dritten haften sollte, falls er nicht des Schuldners Bürge oder Erbe geworden sei.

In ganz besonderer Thätigkeit und Bedeutung erscheinen in diesen Urkunden die Städte Braunschweig und Hamburg. Wir versuchen, — in unserer Darstellung für eine kurze Zeit innehaltend, — die Anfänge der beiden so bedeutsamen Gemeinwesen zu schildern.

Braunschweig verdankt seine Entstehung dem hochberühmten sächsischen Herzogshause der Ludolfinger. Ludolf selbst hatte im Jahre 856 das in der älteren Geschichte der deutschen Literatur so bedeutsam hervortretende Kloster Gandersheim gestiftet; sein Sohn Bruno, welcher in der unglücklichen Schlacht bei Ebsdorf fiel, hatte um's Jahr 861 den Grund zur Stadt Braunschweig gelegt, welcher eine herrliche mittelalterliche Blüthe vorbehalten war. Denn schon in alter Zeit hieß es:

„O Braunschweig, wär'st du wasserreich,
Kein' Stadt im Lande käm' dir gleich!"

In jenen entlegenen Tagen aber entstand nur die Burgfeste, die „Alte Wieck" hinter dem Gotteshause zu St. Magnus, welches letztere jedoch erst im Jahre 1031 gegründet worden sein soll. Allem Anscheine nach ist die prächtige, charaktervolle Stadt aus den 18 Höfen entstanden, welche bei St. Magni eingepfarrt waren. „Uralten sassischen Charakters", sagt Bar-

thold, „mit hohen, mannigfach gegliederten Holzschnitzereien und buntem Zimmerwerke geschmückt, ist keine norddeutsche Stadt sich ähnlicher geblieben als dies Braunschweig, die Wieck Brunos, an den Wiesen des lustigen Ockerflusses unweit des düsteren, sagenreichen Elmwaldes, südlich auf den blauen Harz, nördlich auf die Haide blickend.“ Schule einer sehr früh schon waffenfähigen, erst auf die Armbrust, dann auf's Feuergewehr eingeübten Bürgerthumes, hat diese Stadt mit außerordentlichem Muthe für ihre Freiheit gegen die landesherrliche Macht gestritten. Aber noch unter Heinrich dem Löwen erscheint die unter einem ritterlichen Vogte stehende Stadt Braunschweig mehr als eine befestigte Pfalz, denn als eine wirkliche Stadt; und die Insassen seiner Mauern bewahrten kühn jenen eisenfesten, welfischen Sinn, welcher sonst deutschen Bürgern nicht eben eigenthümlich war. Drum weilte der alternde Löwe so gern in der anheimelnden Stadt, welche er mit seinem Wahrzeichen, drei Löwen, geschmückt hatte. Im Jahre 1199 verlieh der König Otto den vielgetreuen Bürgern, welche auch schwere Tage standhaft mit ihm getragen hatten, Zollfreiheit durch das gesammte Reich. Die Welfen haben in der That kein imposanteres Monument als diesen Dom zu St. Blasien in Braunschweig, welchen der Größte ihres Stammes gegründet hat. Im Allgemeinen war die Entwickelung Braunschweigs bis auf diesen Zeitraum, in welchem es so hochbedeutsam in der Geschichte des deutschen Bürgerthums auftritt, eine ständige, gleichmäßige und ungestörte gewesen.

In keiner Weise vermögen wir dies von Hamburg und seiner mehr als merkwürdigen Geschichte zu sagen. Wahrscheinlich ist die herrliche Handelsstadt, der Stolz des deutschen Landes, aus einer jener Burgen erwachsen, welche Karl der Große bei seinen gegen den Nordosten Europas gerichteten Völkerkämpfen an den Grenzen des Frankenreiches anlegte. Erwägen wir, so sagt ein Geschichtsschreiber der Stadt, daß „Ham“ oder „Hamma“ im Altsächsischen einen waldgekrönten

Hügel bedeutet und nach den uns erhaltenen Beschreibungen die Hochburg östlich an einen Buchenwald, westlich an ein Eichengehölz grenzte, so verstehen wir auch den Namen der Stadt. Zwar wurde diese hohe Burg Karls des Großen mitsammt den wenigen Fischerhütten, welche dieselbe umgaben, durch die Wilzen bald wieder zerstört, indessen richtete der kaiserliche Vogt Eridag, angeblich ein Meyendorf, bald wieder ihre Palissaden auf. Auch ein Kirchlein ward zu Ehren des Heilandes und der heiligen Jungfrau unter dem Schutze der Burg erbaut und im Jahre 811 von dem Erzbischofe Amalharius von Trier geweiht. Mit der Kapelle zu gleicher Zeit wurde der Mönch Eridag, der erste Priester Hamburgs, durch den Segen der Kirche mit bischöflicher Ehre begnadigt. Eine alte Sage erzählt, Karl der Große selbst habe bei dieser Feier Hamburg zu einer für alle Zeiten freien Stadt bestimmt, indem er die Worte gesprochen habe: „Es ist des Kaisers Wille, daß die Männer von Hamburg ihre Freiheit behalten; nur Gott hat uns den Sieg über das Volk dieser Lande verliehen.“ — Gewiß hatte Karl hohe Gedanken über diese seine neue „Pflanzung“; aber erst Ludwig der Fromme führte dieselben aus. Er war's, der Hamburg im Jahre 831 mit einem Erzbisthume beschenkte. Kein tüchtigerer, kein unermüdlicherer Mann konnte für dasselbe gewonnen werden als der Franke Ansgarius aus dem Kloster Neu-Corvei. Zwar gehört eine Geschichte seiner missionirenden Thätigkeit nicht in den Rahmen einer historischen Darstellung des deutschen Bürgerthumes; aber es darf nicht vergessen werden, daß grade er, der rastlose Apostel des skandinavischen Nordens, auch der Schöpfer der Bedeutsamkeit des alten Hammaburg gewesen ist.

Im Jahre 845 wurde Hamburg von normannischen Seeräubern, „Askomannen“, wie man sie hier an den Küsten Transalbingiens nannte, völlig verbrannt; nur mit genauer Noth rettete Ansgar die Reliquien der Heiligen, um mit ihnen zu Bischof Leuderich von Bremen und dann zu einer frommen

Edelfrau Eilika im Bardengau nach dem ſtillen Herrenſitze Ramislohe zu fliehen. Erſt nach 15 Jahren aber, erſt 860, konnte der wahrhaft bewundernswerthe Apoſtel des Nordens daran denken, Hamburgs zerſtörte Befeſtigungen und die niedergebrochenen Heiligthümer wieder aufzurichten. Immer wieder aber wurde zerſtört, was mit Mühe und vielem Schweiße erbaut worden war; immer wieder erſtiegen Dänen und Wenden die Wälle Hamburgs. Die furchtbarſte Heimſuchung ſcheint im Jahre 1012 während des Rachezuges des Wendenfürſten Miſtewoi gegen den ſächſiſchen Herzog Bernhard über die Stadt gekommen zu ſein. Bekanntlich hatte Bernhard dem ſlaviſchen Fürſten ſeine wunderſchöne Schweſter Mechthild mit den Worten verweigert: „Einem wendiſchen Hunde nimmer eine chriſtliche Prinzeſſin!“ Blutig und unerſättlich war die Rache des Slaven. Auch die Mehrzahl der Bewohner Hamburgs wurde gefangen in's Wendenland geführt; die Haut des Kopfes ward ihnen in Form eines Kreuzes aufgeſchlitzt; dann wurden ſie gefeſſelt und zu Tode gepeitſcht. Erſt nach vieler Mühe gelang es dem Erzbiſchofe Unwan, die zerſtörte Stadt wiederherzuſtellen. Eitle Mühe indeſſen, — vergebliche Arbeit! Schon nach ſechzig Jahren erſtürmten die Schaaren des Slavenfürſten Kruko die Stadt auf's Neue, und es folgte eine Verwüſtung, welche die des Jahres 1012 noch an Umfang und Elend zu übertreffen ſchien. Oede war nun die Gegend, welche Karl der Große zur Stätte einer Handels- und Geiſteskönigin des Nordens auserſehen hatte. Ausgeplünderte, allen Qualen des Mangels, der Bedrängniß und der Verfolgung preisgegebene deutſche Bürger klagten über den rauchgeſchwärzten Trümmern und dem Brandſchutte der wiederum vernichteten Stadt. Es iſt in der That unſagbar, was Deutſche um der Säumigkeit ihrer Herrſcher und der elenden Reichsverfaſſung willen haben leiden müſſen. Glücklichere Zeiten kamen für Hamburg erſt, nachdem im Jahre 1106 die großen Grafen von Schauenburg in den Beſitz der Grafſchaft Holſtein gelangt waren. Im Jahre 1126 ſtand

der neue Dom vollendet da, und um 1189 wirkte Graf Adolf III. seiner Stadt Hamburg bei Kaiser Friedrich Rothbart den viel gefeierten „Freibrief“ aus. Es hatten die Hamburger ihrem Grafen nämlich eine beträchtliche Summe Geldes, Waffen, Pferde und allerlei Heergeräth zur Verfügung gestellt, als er sich rüstete, mit dem greisen Kaiser der Deutschen die heilige Fahrt nach den Gnadenstätten des Orients anzutreten. Jetzt ward den Bürgern der Stadt zu Dank und Lohne solcher Bereitwilligkeit gewährleistet, daß sie frei sein sollten von allen Zöllen, wenn sie von ihrem Hafen bis zur See hinabführen. Die Stadt erhielt ferner Erlaß von sämmtlichen Kriegessteuern und die Vergünstigung, daß keiner ihrer Waarenzüge in den holsteinischen Landen sollte angehalten werden; es ward den Bürgern endlich noch verstattet, vier Meilen weit von ihrer Stadt auf der Elbe und eine Meile weit auf der Bille zu fischen, in den benachbarten Waldungen Holz zu fällen und ihr Vieh auf die gräflichen Weiden zu treiben, das Münzrecht auszuüben und Wechselbanken zu errichten. Die Vergünstigung, um keiner That willen von holsteinischen Gerichten in Haft gelegt zu werden, und die Versicherung, daß nie im Banne der Stadt eine Veste angelegt werden sollte, schlossen diesen hochwichtigen Brief, welchen die Bürger Hamburgs als die „Magna Charta“ ihrer Freiheit anzuschauen gewohnt sind.

Ungefähr um die gleiche Zeit trugen sich zwei Ereignisse zu, welche wesentlich dazu beitrugen, die Bedeutsamkeit der Stadt zu erhöhen. Die Insel Helgoland wurde in jenen Tagen durch eine gewaltige Fluth zerstört. Jetzt war die Elbe frei und dem Handel Hamburgs ein weiter Spielraum gegeben. Sodann nahm der aus der Verbannung zurückgekehrte welfische Löwe seine furchtbare Rache an Bardowiek, dessen Bürger ihn einst im Unglücke so schmachvoll gehöhnt hatten; die Worte „Vestigia leonis“ besiegelten für immer den Fall des niedersächsischen Emporiums. Hamburg aber erhielt durch die Zer-

ſtörung von Bardowiek eine Fülle von trefflich geſchulten Kaufleuten zu Bürgern, und kräftig blühte nach dieſer Zeit beſonders das Gildeweſen auf. Die Entwickelung Hamburgs erfolgte jetzt in immer ſchnellerer Weiſe. Wohl hatte ſich die Stadt im Jahre 1201 nach dem Siege Herzog Woldemars von Schleswig über den Grafen Adolf III. von Holſtein an den erſteren ergeben; ſie wurde aber ſchon 1202 von den Schauenburgern wieder erobert und 1215 durch Kaiſer Otto IV., welcher ſich ſelbſt den Eid der Treue und des Gehorſams ſchwören ließ, in den unmittelbaren Schutz des Reiches aufgenommen. Dann von dem Dänenkönig Knud VI. nach achtmonatlicher Belagerung und heldenmüthigem Widerſtande im Jahre 1223 erobert, ward Hamburg von deſſen Sohne Woldemar für 700 Mark löthigen Silbers an den Grafen Albrecht von Orlamünde veräußert, den getreuen Freund des Königs Woldemar des Siegers von Dänemark. Die Kataſtrophe dieſes Fürſten gab der Stadt Hamburg endlich die völlige Freiheit. Graf Heinrich von Schwerin hatte den nordiſchen König und deſſen Sohn auf Lyoe bei der Inſel Fühnen gefangen genommen, und der Orlamünder ſah ſich damit der Stütze ſeiner Herrſchaft über Hamburg beraubt. Er war klug genug, für 1500 Mark löthigen Silbers all' ſeine Anſprüche auf Hamburg an den Rath abzutreten. So iſt am 9. Januar 1224 Hamburg endlich eine freie Stadt geworden.

Kehren wir jetzt wieder zu jenen Städtebündniſſen zurück, welche wir als die Ausgangspunkte der Entwickelung der Hanſa bezeichnet haben. Von noch höherer Bedeutung als jene Einigungen zwiſchen den weſtlichen Städten, wurde der Vertrag, welchen in drangvollen Tagen, im Jahre 1210 Hamburg und Lübeck, die langſam erblühte Traveſtadt, zur Sicherung ihrer Bürger und zum Schutze von deren Gut abſchloſſen. Die Vorgeſchichte Lübecks wird ſich vor uns entrollen, wenn wir die erſten Waffenthaten hanſiſcher Bürger betrachten werden. Hier genüge die Angabe der Thatſache, daß auch die Geſchichte dieſer

Stadt in älteſter Zeit eine Kette furchtbarer Unfälle bildet. Im Jahre 1241 folgten weitgehendere Vereinigungen zwiſchen den beiden genannten Städten. Nach dieſen Verträgen ſollten alle wegen einer Schuld aus der einen Stadt ausgeſchloſſenen Einwohner auch in der anderen ausgeſchloſſen und beide Gemeinweſen verpflichtet ſein, das Meer von der Mündung der Trave bis zur Mündung der Elbe und die Elbe ſelbſt bis Hamburg auf gemeinſame Koſten zu ſchützen und gemeinſchaftlich Rache zu üben, falls ein Bürger außerhalb der Mauern ermordet oder geſchädigt würde. Im Jahre 1255 erneuerten die Städte dieſes Bündniß und ſchloſſen zu gleicher Zeit eine Münzeinigung, ſowie eine Vereinbarung über Schiffahrtsgewohnheiten. Aus einer Erklärung von 1259 erſehen wir, daß die klugen und vorſichtigen Rathmannen die Koſten ihrer Rüſtungen im Voraus zu berechnen pflegten und daß dieſe dann zu beſtimmten Antheilen in ein gemeinſchaftliches Aerar gezahlt wurden.

Dieſe erſten Verträge zwiſchen Lübeck und Hamburg, ſowie jene Städtebündniſſe, denen wir im Weſten des Vaterlandes begegneten, haben dem großen Hanſabunde die Entſtehung gegeben. Wir werden die Geſchichte der merkwürdigen Vereinigung, welche zu den allerbedeutſamſten Geſtaltungen des germaniſchen Geiſtes gehört, in den folgenden Schilderungen eingehend zu berückſichtigen haben. Was die Hanſen geleiſtet haben, darf ſich ſicherlich dem Ruhmvollſten zur Seite ſtellen, was in der Geſammtgeſchichte des Vaterlandes verzeichnet iſt. Und dennoch, — welcher Gebildete kennt eingehend die Geſchichte der Hanſa? Wir ſchämen uns, wenn wir die Feſtſetzungen der Städtebündniſſe des Alterthums nicht völlig im Kopfe haben; aber die viel, — viel größeren Thaten deutſcher Bürger dürfen noch immer mit Ehren und mit Anſtand ignorirt werden! Da mögen die nachfolgenden Schilderungen einigermaßen Abhülfe ſchaffen!

Hier nur ein Wort über die Verbindung von Lübeck und

Hamburg, welche, wenn auch für sie der Ausdruck „Hansa“ in dieser Zeit noch nicht gebraucht wird, thatsächlich den Anfang des großen Bundes ausgemacht hat. Diese ältesten Verträge zeigen bereits die große Bedeutung beider Städte für den deutschen Handel und die Politik des Reiches in Bezug auf den Norden. Hamburg und sein Hafen nahe der Elbmündung war bestimmt, die aus dem Innern des Reiches kommenden Waaren aufzustapeln und nach allen Richtungen über das deutsche Meer weiter zu führen, sowie die auf der See dem Reiche zufließenden Waarenströmungen über das deutsche Land hinzuleiten. Lübeck hatte dieselbe Aufgabe für die wendische See; um dieselbe zu erfüllen, verband die Stadt schon im 13. Jahrhunderte die Trave durch den für die ältere Handelsgeschichte sehr wichtigen Stecknitz-Kanal mit der Elbe. Das war ein Unternehmen, welches in höchst bezeichnender Weise den Scharfsinn, den klaren Blick und die Unternehmungslust dieser alten Bürgerherren bekundet. Wir müssen dabei in Berechnung ziehen, wie sehr damals die skandinavischen Meerengen gefürchtet waren; man ging mit einem Waarenzuge damals lieber durch den südlichen Theil von Holstein, als daß man die Wasserstraßen des Sundes und der Belte wählte. So wurden die beiden Städte, unzertrennlich verbunden, die Hauptträger des Verkehrs zwischen den beiden Meeren; die eine war völlig auf die andere angewiesen; ein Zwiespalt zwischen ihnen mußte von den verhängnißvollsten Folgen sein. Doch wir haben nunmehr zu sehen, wie sich das unternehmungslustige, thatenfrohe und kluge norddeutsche Bürgerthum in seinen ersten Kämpfen bewährte. Denn eine jede Entwickelung bedingt einmal den Kampf; er blieb auch unseren hansischen Freunden nicht erspart.

III.

Wisby.

Es ist die westliche Küste der skandinavischen Insel Gothland, welche wir heut besuchen. —

Gothland, so erzählt ein schwedisches Märchen, ist nicht so alt wie das Festland. In den Tagen der Vorzeit erhob sich nämlich die Insel nur während der Nacht aus den Fluthen, um bei Tagesanbruch wieder in denselben zu verschwinden. Der Schöpfer schien dies Eiland nur zu seiner eignen Ehre, aber nicht für die Menschen gemacht zu haben; es erkühnte sich Niemand, sich auf der Insel anzusiedeln. Nur Einem bangte nicht vor solchem Wagnisse, und das war ein junger Schiffer. Eines Nachts landete er auf Gothland, zog seinen Kahn an's Ufer, um für den Fall der Noth gesichert zu sein, und zündete auf der menschenleeren Insel ein Feuer an. Mit gespannter Erwartung blickte er dem Morgen entgegen. Derselbe kam, und siehe! die Insel sank nicht mehr unter; vermittelst des Feuers hatte sie der Fischer den Mächten der Tiefe abgerungen und für die Götter des Lichtes gewonnen! Der kühne Mann ward nachmals der erste König des Eilandes.

Soweit die gothische Sage. Es hat einst eine Zeit gegeben, in welcher dies smaragdgrüne Eiland, dieser Juwel in der silbernen See der Balten, in engeren Beziehungen zu unserm Vaterlande gestanden hat als heut, — eine Zeit, in welcher deutsche Bürgerkraft und deutscher Handelsgeist vorzugs-

weise auf dieser Insel ihren Sitz gehabt haben. Von diesen alten Tagen möchten wir heute berichten: es sind die Tage der Herrlichkeit und des Falles von Wisby auf Gothland.

Auch die Gründungsgeschichte der Stadt Wisby auf Gothland ist von der Sage umschleiert. Die Gutasage, ein Anhang des Gutagesetzes, berichtet über die Entstehung des berühmten Emporiums das Folgende:

Die Gothländer verharrten lange im Heidenthum; endlich aber brachten auch sie von ihren Fahrten christliche Priester auf ihre Insel mit. Ein Mann, Botair von Akebäck geheißen, baute die erste christliche Kirche in der Gemeinde Wall auf Gothland; das Volk aber wollte das Unterfangen nicht dulden, es verbrannte das Gotteshaus, weshalb noch heut die Stätte, auf welcher jene Kirche gestanden hat, die „Kohlenstätte" genannt wird. Darum baute Botair ein zweites Gotteshaus und zwar auf dem „Wi", d. h. dem Opferplatze. Auch dies Gebäude, ja dessen Erbauer selbst, hätten wahrscheinlich den Untergang gefunden, wenn nicht Botair von seinem Schwiegervater, dem mächtigen Manne Lickair dem Weisen, mit starkem Arme beschützt worden wäre. So aber blieb die Kirche auf dem „Wi" stehen, und um sie herum entstand die Stadt Wisby, — allmählig, aber beständig wachsend. Andere freilich sagen, jene kriegerische Jungfrau Wisna, welche in der Geschichte der Bravalla-Schlacht erwähnt wird, habe Wisby gegründet, noch Andere meinen, daß die Einwohner der zerstörten, wie wir wissen, durchaus fabelhaften Stadt Vineta sich zum großen Theile nach der Insel Gothland geflüchtet und dort die Stadt Wisby erbaut hätten. Lassen wir die alten Historien und blicken wir auf die Thatsachen der Geschichte! Gothland besitzt eine überaus vortheilhafte Lage; die Insel beherrscht in gleicher Weise den Eingang in den finnischen wie in den botnischen Meerbusen; hier mußte eine Stadt entstehen. Dies alte skandinavische Wisby aber war eine fast freie Stadt. So

z. B. waren die Bürger von Wisby den schwedischen Königen nur zur Heeresfolge gegen heidnische Feinde, nicht aber gegen Christen verpflichtet. Der König hatte der Gemeinde Rechtsschutz zu gewähren; im Uebrigen hatte er nichts weiter mit den Wisbyern zu thun, als sie in Freiheit und Frieden sich selbst zu überlassen. Das Kriegscontingent von Wisby endlich belief sich für die reiche Stadt nur auf sechs Koggen, d. h. wohlgerüstete, große Segelschiffe.

Es soll während der kampferfüllten Regierungszeit König Lothars, des Grafen von Supplingenburg, gewesen sein, als zuerst niederdeutsche, sächsische und westfälische Kaufleute von Soest, Dortmund, Münster, Bardowiek, Soltwedel, Bremen und Gröningen auf der Insel der Gothen landeten. Sie siedelten sich dort für die Dauer an, wie umgekehrt auch Gothen sich nach niederdeutschen Städten gewendet haben müssen, denn merkwürdiger Weise finden wir zu Soest dieselben, theils deutschen, theils skandinavischen Familien, die Gothonen, Ildiger und Reginbodonen. So entstanden im Laufe der Jahre zwei Gemeinden zu Wisby, die der Gothen (Gutenses) und der Deutschen (Teutonici); jene führte das Osterlamm mit der Fahne, das „Agnus Dei", im Wappen, diese die Lilie, welches letztere Symbol nach neueren Forschungen als die Verkürzung des alten fränkischen Wurfspeeres, der Framea oder Francisca, aufzufassen ist. Selbstverständlich bestand die deutsche Gemeinde in Wisby selbst wieder aus mehreren Genossenschaften, unter welchen die der Bürger von Soest die hervorragendste gewesen zu sein scheint. Obwohl alle dieselben ursprünglich nach den Rechtssatzungen ihrer Heimath lebten, bildeten sie doch nach außen hin eine fest zusammengeschlossene Genossenschaft, welche später mit der Bezeichnung „der gemeine deutsche Kaufmann auf Gothland" benannt wurde und welche unter der jährlich wechselnden Oberleitung eines „Aldermanns von Gothland" stand. Am 27. Juli 1225 wurde zu Wisby der den Gothländern und den Deutschen gemeinsame

Dom eingeweiht, welcher der jungfräulichen Himmelskönigin, St. Marien, der „Stella maris“, der Schutzpatronin aller Seefahrer, geweiht ist. Ein Jahrhundert hindurch haben die Deutschen auf Wisby den Ostseehandel völlig in ihrer Hand gehabt; mit den deutschen Kolonien zu London und Nowgorod haben sie, wie vielfach ersehen, in innigster Verbindung gestanden; meer- und landbeherrschende Kaufleute, waren sie schon damals die eigentlichen Leiter der Verhältnisse des skandinavischen Nordens. Die Zeit der Blüthe deutschen Wesens auf diesem grünen Eilande Skandinaviens war indessen eine verhältnißmäßig nur sehr kurze. Vom Ende des 13. Jahrhunderts ab begann zwischen Wisby und Lübeck ein Ringen um die Herrschaft über die Ostsee, dessen Erfolg auf die Dauer nicht zweifelhaft sein konnte. Noch im Jahre 1280 wurde Wisby, von welchem einst das erste Seerecht über die nordischen Meere ausgegangen war, als mit Lübeck gleichstehend anerkannt, und im Juni 1287 wurden auf dem Hansatage zu Wisby die alten Beschlüsse „wegen der Schiffbrüchigen und wegen des geraubten Gutes“ im Namen aller Kaufleute, welche Gothland besuchen, erneuert; dann aber ging es schnell abwärts mit der Bedeutsamkeit der gothischen Handelsstadt. Magnus Laduläs, der König von Schweden, knickte zuerst ihren kriegerischen Muth. Wisby hatte sich ohne seine Erlaubniß mit jenen hochragenden Mauern und Thürmen umgeben, welche wir in ihren poesievollen Trümmern noch kennen lernen werden. Deshalb entbrannte sogleich der Kampf. Die schwedischen Waffen errangen den Sieg, und die Vögte, die Räthe, sowie die ganze gothische und deutsche Gemeinde zu Wisby mußten im August 1288 mit vielem Gelde sich Frieden erkaufen.

Das „Recht von Wisby“, welches „die Schiffer daselbst“ gemacht hatten, war das Gesetzbuch der deutschen Seefahrer im Nordosten Europas. Mit dieser Thatsache hing es zusammen, daß Wisby wenigstens in juristischen Dingen auch nach 1288 noch immer als der Vorort der gesammten Hansa

betrachtet wurde. Jetzt aber, nachdem die politische Macht der dortigen Gemeinde gebrochen war, schwand auch dieser Vorzug. Schon im Jahre 1293 wurde auf dem Hansatage zu Rostock der Beschluß gefaßt, daß vom Hofe zu Nowgorod die Berufung nicht mehr, wie früher, bei den Vorstehern der deutschen Gemeinde von Wisby, sondern allein bei Lübeck eingelegt werden sollte. Natürlich protestirte Wisby dagegen. „Lübeck will", so klagte die in Dunkelheit zurückgedrängte Stadt, „das alte Recht der Wisby- und Nowgorodfahrer umstürzen; es will uns zwingen, nach der Trave zu fahren, um uns dort den Spruch zu holen; — das ist gegen das Herkommen und unsere ehrwürdigen Freiheiten!" Die Abstimmung aber entschied gegen die gothische Stadt; nur Osnabrück und Riga standen auf Wisby's Seite.

Trotz dieser empfindlichen Einbuße an ihrem Ansehen hielt sich die Stadt Wisby noch fast siebzig Jahre wenigstens in ihrer politischen Selbstständigkeit aufrecht. Nach dem Tode des Grafen Gerd von Holstein, welcher die dänische Krone getragen hatte und welchen die Deutschen zwar als den „großen Gerd", seine eigenen Unterthanen aber als den „kahlen, diebischen Grafen" bezeichnet hatten, wurde im Jahre 1340 Woldemar Atterdag, der dritte Sohn des früheren Königs Erich Christoph, auf den dänischen Thron berufen. Seinen Beinamen „Atterdag" hatte er der Gewohnheit zu verdanken, daß er das Sprüchwort: „Es giebt noch einen anderen Tag!" stets im Munde führte. Ziel- und zweckbewußt traf er seine Maßregeln, welche nichts Geringeres, als die Niederwerfung der hansischen Macht im Norden Europas beabsichtigten. Zunächst schloß er mit den Städten ein Bündniß zur Vertilgung des raublustigen deutschen Adels in Schleswig und Holstein. Dann suchte er seine Macht durch freiwilligen Verzicht auf unvortheilhaft gelegene Besitzungen zu concentriren und innerlich zu stärken; für 5 Millionen Mark z. B. verkaufte er das ferne Esthland an den deutschen Orden; mit den erhaltenen Geldern rüstete er seine Heere aus. Jetzt

mischte er sich in die Wirren ein, welche damals gerade in Schweden herrschten. Der König Magnus von Schweden lag nämlich mit seinen Ständen im Kriege; Woldemar Atterdag schloß ein Bündniß mit ihm und nahm im Einverständniß mit dem schwedischen Könige den Aufrührern die Provinz Schonen, die dem Königreiche Dänemark gegenüberliegende Küste von Schweden, ab, ohne sie wieder herauszugeben. Nunmehr erst richtete er sein Augenmerk auf Gothland.

Nominell stand die Insel zwar schon damals unter der Oberhoheit des Schwedenkönigs, welcher indeß alljährlich nur etwa 60 Mark Silbers an Gebühren von den Gothländern und den Deutschen zu erheben hatte. Ein Grund zum Kriege gegen Magnus war für Woldemar Atterdag gar bald gefunden. Hakon, König von Norwegen, der Sohn des unthätigen Königs Magnus von Schweden, war mit Woldemars Tochter Margarethe verlobt gewesen; er war indeß von den Ehepakten zurückgetreten, um sich mit der Gräfin Elisabeth von Holstein zu vermählen. Da lag denn die Veranlassung zum Kampfe gegen Magnus und Hakon klar zu Tage! Der alte König von Schweden muß über die Pläne Woldemars sehr gut unterrichtet gewesen sein, denn schon am 13. Februar 1361 schrieb er an die Einwohner von Wisby und ihre Alderleute: „Wahret euch, ihr Männer, es drohet euch Gefahr! Rüstet die Stadt, die Mauern und den Hafen und seid fleißig auf der Wacht!" Im Anfange des Juli 1360 ging Woldemar endlich selbst mit seiner Flotte in See; schnell erstürmte er das Schloß Borgholm; im Fluge eroberte er die Insel Oeland, dann landete er auf Gothland und operirte gegen die Hansestadt Wisby.

In diese Tage fällt die berühmte Sage von dem „Jungfernthurme" zu Wisby. Man erzählt, als Woldemar seinen Eroberungs- und Plünderungszug gegen die Insel entworfen habe, sei er vorher, im Jahre 1360, unerkannt in der Gestalt und Kleidung eines Reisenden nach der reichen und berühmten Stadt gekommen, habe längere Zeit zu Wisby sich aufgehalten und

die rückhaltslose, leidenschaftliche Liebe einer vornehmen Jungfrau gewonnen. Sie ließ sich endlich sogar dazu verleiten, dem fremden Manne die Geheimnisse der städtischen Befestigungen zu verrathen und ihm den Schlüssel eines Thurmes in die Hände zu spielen. Auf diese Weise sei, so behauptet die Sage, es dem Könige gelungen, sich am 27. Juli 1361 den Zugang zu der Stadt Wisby zu eröffnen. Als nun aber die einstige Königin des baltischen Meeres ausgeraubt und ausgeplündert war, als Woldemars beutebeladene Schiffe am Horizonte verschwunden waren, da brach die Volkswuth gegen die Verrätherin los. Sie wurde gefangen genommen und in jenen Thurm eingemauert, welchen sie dem Dänenkönige geöffnet hatte. Drum heißt derselbe noch heut der „Jungfernthurm."

Das ist nur Sage. In Wirklichkeit ist die Geschichte des Falles von Wisby die folgende. Die streitbaren Bürger der Stadt, Gothen wie Deutsche, traten dem Könige in offener Feldschlacht auf der Ostseite Wisby's entgegen, — eine Maßregel, welche offenbar ein schwerer kriegerischer Fehler war; denn die Bürger von Wisby hätten hinter ihren starken Mauern sich sehr wohl noch eine lange Zeit gegen die Dänen vertheidigen können. Die Männer von Wisby erlitten eine furchtbare Niederlage. Noch heute steht auf der Wahlstatt, einer einsamen und baumlosen Haide zwischen der östlichen Ringmauer und einem Kirchhofe, das Gedächtnißmal der Schlacht, „Kors-Betningen", — „das Kreuz dort draußen vor dem Thore", ein plumper Stein, kreuzförmig, die vier Arme verbunden durch einen steinernen Kranz. Das Monument trägt die Inschrift: „Anno Domini MCCCLXI. feria tertia post Jacobi ante portas Wisby in manibus Danorum ceciderunt Gutenses hic sepulti, orate pro eis!" d. h.: „Im Jahre des Herrn 1361 sind vor den Thoren Wisbys unter den Händen der Dänen die hier begrabenen Gothländer gefallen. Betet für sie!" Ein schlichtes, ergreifendes Denkmal! Ich wenigstens kenne kaum eins von höherer Weihe. —

Wie reich an Schätzen die Stadt Wisby vor dieser ihrer Katastrophe gewesen ist, das vermag selbst die Sage mit ihren lebensvollen Bildern kaum genügend zu schildern. Ihr zufolge waren die Thüren der Häuser von Kupfer und die Fensterrahmen vergoldet. Man meint, — natürlich mit volkspoetischer Uebertreibung, — es hätten damals allein zwölftausend Kaufleute zu Wisby gelebt, eine besonders große Zahl von Goldschmieden sei unter den Gefallenen gewesen. König Woldemar nahm in der That eine überaus reiche Beute von Wisby mit sich fort. Aber er sollte sich derselben nicht lange erfreuen. „Die Heiligen, deren Kirchen er geplündert hatte, zürnten, und die neidische See verschlang sämmtliche Schiffe, welche mit der Beute von Wisby beladen waren.“ Darunter befanden sich auch jene herrlichen Karfunkelsteine, welche der König aus den großen, zwölfblättrigen Rosen an der Façade des Gotteshauses zu St. Nikolai angeblich hatte herausbrechen lassen. „Ja, dort,“ sagt der Gothländer noch heut, „erglänzten einst diese herrlichen Karfunkelsteine; sie strahlten selbst in finsterer Nacht derartig, daß sie den Seefahrern als Leuchte dienen konnten.“ Das Schiff des Dänenkönigs aber, welches diese Kleinodien trug, scheiterte an den „Karls-Oer“, zwei kleinen Inseln westlich von Gothland. So liegen denn jetzt die Karfunkelsteine tief im Meeresgrunde. Wenn ein Seemann, welcher an einem Liebfrauen-Sonntage zwischen eilf und zwölf Uhr das Licht der Welt erblickt hat, des Nachts dort vorüberfährt und sorgfältig in die Tiefe hinabschaut, dann kann er den rothen Glanz der Karfunkelsteine auch heut noch zur Sonne heraufleuchten sehen. So erzählt die Sage. Ja! Wem es gelänge, diese Karfunkel aus der Meerestiefe zu holen! Der Glückliche würde wieder, wie die nordische Semiramis Margaretha, die drei Kronen Schweden, Norwegen und Dänemark, — aber für immer, — vereinigen!

König Woldemar Atterdag war nunmehr der Herr der Insel; er fügte seinem Titel den Zusatz „rex Gutensium“ hinzu. Anfangs gestalteten sich die Verhältnisse für die Goth-

länder auch noch leidlich günstig; ja, „die von Gothland", so heißt es noch später, „gehören zur deutschen Hansa und sind keineswegs dem Könige von Dänemark unterthan." Aber die Blüthezeit Wisby's war auf Nimmerwiederkehren geschwunden. Wohl verbanden sich die Hansen mit König Magnus von Schweden, um für Woldemars Zug nach Wisby Rache zu nehmen. Magnus selbst borgte gegen Verpfändung der königlichen Kupferbergwerke von dem Erzbischofe zu Upsala eine sehr erhebliche Summe, angeblich, „um Raub, Mord und Brand seines Nachbars, des Königs Woldemar von Dänemark, welcher ohne Magnus' Wissen die Länder Oeland und Gothland überfallen habe, männlich zurückzuweisen"; aber gar bald legte er, wie immer, die Hände wieder in den Schooß. Die deutschen Städte dagegen beschlossen zu Lübeck am 7. September 1362 energische Maßregeln. Gleich dem delischen Bunde im Alterthume errichtete die Hansa zunächst eine Kriegskasse: Vom 1. Februar bis 30. September jedes Jahres wurde von jedem Schiffe, welches befrachtet einen hansischen Hafen verließ, ein Exportzoll von $^1/_{240}$ des Werthes der Ladung als Kriegssteuer gegen Woldemar Atterdag erhoben; Sniggen und Koggen, kleinere und größere Kriegsschiffe, wurden ausgerüstet, Kaperbriefe in Menge gegen die Dänen ausgegeben! Das letztere Mittel zeigt uns, wie wenig wählerisch auch die Hansa in ihren Mitteln war. Auf den gothischen Rathshäusern der Städte an der Ostsee erschienen nun vor den gestrengen Herren Konsuln die Seeräuber, meist pommersche, holsteinische, friesische Junker; sie hinterlegten in baarer Münze eine Kaution, daß sie nur den Feind und nicht etwa hansische Bürger schädigen wollten; dann durften sie hinaus auf die lustige Jagd gegen die Dänen. Trotz alledem war der Krieg gegen König Woldemar, wie wir seiner Zeit sehen werden, keineswegs ein besonders glücklicher, wenigstens für den Anfang nicht. Ihr für die Hansa allerdings sehr ruhmvolles Ende fand diese Fehde erst im Jahre 1370 durch den berühmten Frieden zu Stralsund.

Die Blüthezeit Wisby's aber war schon damals, wie wir sagten, unwiederkömmlich vorbei. Es lag das weniger an den Verlusten, welche die Stadt erlitten hatte, als an den völlig verwandelten Verhältnissen innerhalb der hansischen Welt. Nachdem Wisby so leicht dem Dänenkönige zur Beute gefallen war, glaubte Niemand mehr in dem alten Handelsemporium sicher zu sein. So verfiel denn das altehrwürdige Haupt der Hansa mehr und mehr. Lübeck nahm nunmehr voll und ganz jene Stelle ein, welche Wisby während des 13. Jahrhunderts mit so viel Ruhm und Ehre ausgefüllt hatte: die Stelle eines juristischen und militärischen Hauptes der Hansa.

Was aber die Stadt Wisby einst der deutschen Handelswelt gewesen ist, das hat, nachdem im Jahre 1525 dieselbe noch einmal von den Lübeckern ausgeraubt worden war, die Regentin Maria, die Schwester Kaiser Karls V., treffend in dem Worte zusammengefaßt: „Wisby war einst die vornehmste und für die Angehörigen des Reiches die wichtigste Stadt in der Ostsee. Nun liegen ihre Tempel in Trümmern. So zeigt Gott, daß es auf Erden nichts giebt, worauf man sich mit Sicherheit verlassen kann." — In der That kamen in Wisby ehedem die Kaufleute aus Deutschland, Rußland, aus den baltischen und friesischen Ländern, Schweden, England und Frankreich zusammen. Die Deutschen, welche die Insel Gothland besuchten, nahmen in ihrer Heimath eine höhere Rangstellung ein als all' die anderen Landfahrer. In den Rath der Stadt Wisby wählten *sie* allein 18 Senatoren, ebenso viel wie die Gothen selbst. Einer der Vögte, d. h. der Bürgermeister von Wisby, gehörte *ihrer* Nation an. Das Seerecht, welches wir oben bereits erwähnten, — die „Skrae" von Wisby, wenn der Ausdruck erlaubt ist, — oder „das Waterrecht der Kooplüde und Schipper von Wisby", wie dasselbe urkundlich heißt, war in *niederdeutscher* Mundart geschrieben, Schutzpatron aber der Deutschen auf Gothland war König Kanud der Heilige. —

Wie beklagenswerth, daß die große Geschichte von Wisby

so jäh schon mit dem Jahre 1361 endigen mußte! Doch wir haben nunmehr dem heutigen Zustande der berühmten Stadt uns zuzuwenden. Ganz Wisby, auch das moderne noch, ist ein sprechendes Denkmal der lang entschwundenen Herrlichkeit deutschen Bürgerthumes. Freilich hat die Stadt augenblicklich nur eine Größe, die der Erinnerung, — wie einer ihrer Söhne gesagt hat, — und nur eine Pracht, — die der Ruinen! Auf der Seeseite erhebt sie sich malerisch in mehreren Terrassen über dem Meere. Zunächst breiten sich die neuen Hafenanlagen und der botanische Garten am Meeresufer aus; dann folgen Reihen kleinerer Häuser. Fremd, wie ein Gast aus alter Zeit, steht wohl hier und da ein alt' Gebäude unter ihnen, so z. B. das steinerne Apothekerhaus in der Strandstraße oder das Bursterſche, jetzt Bollingsche Haus am Donnersplatze. Das letztere ist ein höchst malerischer Holzbau von 1661; — die oberen Stockwerke nach deutscher Sitte weit ausladend über die unteren, die eine Seite mit prachtvollem Epheu bewachsen, Wände und Gebälk mit Bibelsprüchen geziert, — im Innern ein prächtiger Saal und große, bunte Kachelöfen. Aus den vier oder fünf Längsstraßen steigen nach dem Lande zu treppenartige Gäßchen auf, bis sie allmählig die Ringmauer erreichen, welche das Bild Wisbys nach dem Lande zu abschließt. Innerhalb und außerhalb dieser Mauern aber gewahren wir die majestätische Pracht der in Trümmern liegenden Kirchen, gewahren wir auf den unbebauten Plätzen der Stadt gewaltige Schuttschichten, welche von einer üppigen Vegetation mitleidig verdeckt worden sind: Ruinen, umhüllt von dunkelgrünen Nußbäumen und Maulbeeranpflanzungen, von Birken und Haselsträuchern. Reift doch selbst die Traube hier noch! Doch nun zu diesen Ruinen der Stadt!

Beginnen wir mit den Ringmauern Wisbys!

Die Befestigung, welche genau das Aussehen der bekannten, stattlichen Umwehrungen niederdeutscher Städte hat, umgiebt Wisby auch heut noch völlig an den drei Landseiten. Nur an

einer Stelle ist dieselbe, augenscheinlich mit Gewalt, niedergerissen worden. Diese Bresche stammt von jenem verhängnißvollen 27. Juli 1361 her, an welchem Wisby seine Selbstständigkeit verlor; König Woldemar Atterdag ließ die Mauern fällen, um seinen Siegereinzug in der altherkömmlichen, symbolischen Weise zu halten. Die Länge der Ringmauer beträgt mehr als 12000 Fuß, ihre Höhe etwa 30 Fuß. An der inneren Seite zieht sich der gewöhnliche Gang für die Mannschaften hin. Drei Thore führten in die Stadt: die nördliche, östliche und südliche Pforte; jede derselben hatte einen stark befestigten Vorhof, einen Zwinger. Noch ragen auf der Mauer 28 Thürme theilweise bis zu einer Höhe von 70 Fuß auf. Das Holzwerk dieser sich nach innen öffnenden Thürme ist ebenso wie das jener Galerieen verschwunden, welche einst außen an den Mauern angebracht waren. Neun dieser Warten aber, — runde Thürme, — stehen, nach Außen und Innen abgeschlossen, auf der Mauer selbst. Ja, Wisby war eine stolze und wehrhafte Stadt, bis jener Unglücksmorgen tagte! Aber dies Wisby, — obwohl — oder grade vielmehr, — weil es eine alte Kaufmanns- und Schiffersniederlassung war, ist auch eine überaus fromme Stadt gewesen; das zeigen uns die Reste seiner Kirchen, von denen leider nur noch eine einzige wohlerhalten geblieben ist.

Mit ihr beginnen wir: es ist die Hauptkirche zu St. Marien, eingeweiht, wie erwähnt, am 27. Juli 1227. Die älteren Theile des Gotteshauses sind romanisch, dann folgt gothische Architektur und endlich modernes Flickwerk. Der Dom zu St. Marien war die Pfarrkirche der Deutschen zu Wisby. Deshalb ist sein Estrich auch heute noch mit Grabesplatten in deutscher Sprache, mit Wappenzeichen und Hausmarken bedeckt. Ein merkwürdig Bild ist dem Andenken des lübischen Admirals und Bürgermeisters Thimapfel gewidmet; dasselbe zeigt im Hintergrunde die wogende See, welche mit Schiffstrümmern spielt. Daneben schwimmen Schiffbrüchige im Kampfe

mit dem Tode und mit Teufeln in den grünlichen Fluthen umher. Im Vordergrunde aber kniet Herr Bartholomäus Thimapfel unter dem Kreuze des Heilandes. Dies Gemälde im hohen Chor erinnert an eine Sturmesnacht des Jahres 1566, wieder an einem 27. Juli, welcher für die Geschichte Wisby's ein so hochbedeutsames Datum bildet. „Stora skeppobrottes!“ Der große Schiffsbruch! Mit 7000 Mann Besatzung ging an jenem Tage die vereinigte dänische und lübische Flotte unter dem Befehle jenes Bürgermeisters Thimapfel an der Küste Gothlands in Sturmesnoth unter. Hier, zu St. Marien, hat übrigens auch der später noch zu erwähnende Bürgermeister Hans Turitz von Wisby seine letzte Ruhestätte gefunden, ein Kind der Stadt Salzwedel in der Altmark.

Alle übrigen Kirchen Wisby's liegen, wie bereits bemerkt, in Trümmern, oder sie sind völlig zerstört und abgebrochen worden. Wir erwähnen „Helig-Ands-Kirkan“, die heilige Geistkirche, eine merkwürdige Doppelkirche mit gemeinschaftlichem hohem Chore für beide Stockwerke, sicherlich, wie Karl Braun in seiner Wisbyfahrt trefflich ausführt, nur deshalb so gebaut, weil nach bestimmter Zeit das Bedürfniß einer Vergrößerung des Gotteshauses hervorgetreten war. Ein achteckiges Schallloch setzt beide Geschosse der Kirche mit einander in Verbindung. Wallnußbäume umgrünen die ehrwürdige Ruine; Birkenbüsche und allerlei Rankenwerk sind zur Höhe des Gebäudes emporgeklettert, so daß der Blick von unten nach oben durch einen prächtigen, grün durchsichtigen Schleier dringt. Die goldenen Lichter der Sonne weben und spielen, durch dies Blätterdach hereinfallend, gar anmuthig um die schönen, romanischen Formen der Architektur. Von der St. Nikolaikirche, in deren zwölfblättrige Rosenfenster der Volksglaube die oben erwähnten Karfunkelsteine versetzt hat, zeichnet sich durch herrliche Reste besonders der graziöse, gothische Chor aus; St. Lars (Lorenz) ist bemerkenswerth durch die hier zu Lande sehr seltene kreuzförmige Anlage, St. Drotten (Dreifaltigkeit) durch den

gewaltigen Thurm, der wie zu kriegerischen Zwecken angebracht erscheint. Durch die dicken Mauern desselben winden sich Treppen, welche in Form von Loggien nach dem Innern der Kirche sich öffnen. Es sollen ehemals Klosterfrauen auf diesen sehr merkwürdigen Treppen ihre Prozessionen gehalten haben.

An die wüste Kirche St. Clemens zu Wisby knüpft sich ferner eine Sage, wie wir sie häufig in Deutschland finden. Jener Gesell Hans Turitz aus Salzwedel war nämlich auf seiner Wanderschaft bis nach der ewigen Stadt gelangt. Er weilte dort in einer Osteria, als er auf einmal deutsche Worte vernahm. Neben ihm saßen zwei deutsche Mönche aus Wisby, welche sich über einen sehr großen, in St. Clemens vorhandenen Schatz unterhielten. Derselbe bestand aus einer „Gans mit 24 jungen Gänslein", sämmtlich aus purem Golde gearbeitet. Die Mönche sprachen genau über die Stelle in St. Clemens, auf welcher zur Zeit der Reformation der goldene Hort von den vertriebenen Mönchen versteckt worden war; sie verabredeten mit einander, zu gelegener Stunde den Schatz zu heben. Da eilte der Schuster frohen Muthes über die Alpen und weiter nach Danzig; klopfenden Herzens fuhr er nach Wisby über, fand hier den Schatz und war nun steinreich. So die Sage. In Wahrheit ist Hans Turitz im Jahre 1629 als Bürgermeister von Wisby gestorben; indessen ist der ehrenfeste Herr kein Schuster, sondern ein höchst thätiger und unternehmender Rheder gewesen.

Von St. Johannes, der größten Kirche von Wisby, steht nur ein Pfeiler noch, gleichsam als ein Wahrzeichen der Reformation; denn hier, in St. Hanns, ist die neue Lehre zuerst gepredigt worden. Auf dem Schlosse Wisborg neben Wisby, von welchem gleichfalls nur noch eine hohe Mauer erhalten ist, saß damals als dänischer Landvogt Herr Pawel Seheſtedt. Der wollte zwar die lutherischen Prädikanten auch aus Wisby vertreiben; aber das Volk der Stadt, so wenig

dasſelbe auch den alten Bürgerhelden von Wisby ebenbürtig war, wußte dennoch die Glaubensfreiheit ſich zu erhalten.

Außerordentlich ſchön und maleriſch tritt uns ferner die Kirchenruine von St. Katharinen entgegen. Leider ſind die Wölbungen des Gotteshauſes eingeſtürzt, noch aber ſtehen die ſchlanken gothiſchen Pfeiler und die Bogen zwiſchen ihnen. Hier tritt der volle Adel gothiſch-nordiſcher Bauweiſe uns entgegen. Weniger bedeutend ſind die Trümmer von Sankt Goeran (Georg), St. Olav, St. Gertrud u. ſ. w. Im Ganzen ſtehen achtzehn Kirchen wüſt; ſechs weitere ſind gänzlich verſchwunden; über den letzteren liegen Häuſer oder freie Felder.

Noch bemerken wir, daß zu den Reliquien der deutſchen Bürgerherrſchaft auf Wisby zwei uralte Siegelſtempel gehören, welche die höhere Lehranſtalt der Stadt noch heute als Kleinodien aus der Vergangenheit aufbewahrt: es ſind dies die Zeichen der deutſchen Kolonie ſelbſt und der St. Knutsgilde. Urkunden, welche mit denſelben beſiegelt wären, ſind merkwürdiger Weiſe nicht erhalten worden; dieſelben ſind untergegangen gleich der Größe der Stadt, welche in Wahrheit einſt die Königin des Oſtſeehandels war. Aber ſo wehmüthig auch der Anblick dieſer Trümmerwelt von Wisby ſein mag, — die großartige Poeſie, welche den ſtillen Ort umſchwebt, verſöhnt uns völlig mit den vernichtenden Ereigniſſen der Geſchichte! —

Wir Deutſchen haben viel, unwiederbringlich viel verloren; auch dies Wisby, dieſe hehre Stadt der Ruinen, war einſt unſer! Gott Lob aber! Wir haben gelernt, das zu miſſen, was nicht mehr unſer ſein kann! Wir haben vergeſſen gelernt! Es iſt volle Wahrheit, was der Bürgermeiſter von Wisby ſagte, als im Jahre 1881 der hanſiſche Geſchichtsverein auf ſeiner Gothlandsfahrt in Wisby durch die ſchwediſchen Behörden begrüßt ward: „Die ruhmvollen Tage des Hanſabundes leben jetzt nur noch einer Sage gleich fort, — einer Sage gleich, die aber doch jeden Sinn mächtig anſpricht, der es gelernt hat, die Arbeiten einer längſt vergangenen Zeit im Dienſte der

Kultur hochzuschätzen, — einer Sage gleich, die auch den tiefgehendsten Einfluß auf alle diejenigen bewähren muß, welche die noch stehenden steinernen Zeugnisse der alten Größe Wisby's stündlich vor Augen haben!" Und wenn nun einmal die Zeit republikanischer Größe vorüber ist, so mag schlicht bürgerliches Glück dem heutigen Wisby einen dauerhaften Ersatz für den fehlenden äußeren Glanz darbieten! Nicht schöner glauben wir unsern Aufsatz, welcher ein Zeugniß von Wisbys altem Ruhme und von der Tüchtigkeit niederdeutscher Männer sein soll, beschließen zu können, als indem wir eine Ode wiederholen, welche der vorher erwähnten Fahrt des hansischen Geschichtsvereins ihre Entstehung verdankt. In einem, freilich für den Norden der germanischen Welt nicht recht singbaren Versmaaße lautete dieselbe hochdichterisch:

„Perle der Ostsee, wie glänzest du von fern her! —
Mächtige Zinnen kränzen rings die Höhe;
Doch dir zu Füßen singt die Welle Lieder
Einstiger Größe!

Neidvoller Feinde Walten brach die Mauern:
Durch die Gewölbe Sankt Carins blicken Sterne,
Und die Karfunkel, die einst St. Niklas zierten,
Ruhen am Grunde.

Sankta Maria nur trotzt dem Sturm der Zeiten!
Ruhmvolles Denkmal deutscher Bürgertugend,
Lehr' uns, die Freiheit, die wir den Vätern danken,
Würdig bewahren!" —

Und wie wir nun dem Leser so von Wisby erzählt haben, da geht es uns grad' so, wie weiland dem Grafen Stolberg, als er die Iliade übersetzen wollte und bei Gelegenheit der rührenden Scene zwischen Hektor, Andromache und Astyanax die Worte niederzuschreiben sich genöthigt sah: „Ach, lieber Freund, wirf meine Uebersetzung in's Feuer und lerne Griechisch!" Ja, so möchten auch wir sagen: „Lieber Freund deutschen

Bürgerthumes, Freund deutschen Ruhmes, scheue die kleine Reise hinüber nach dem Lande der Gothen nicht! Suche Wisby auf in seiner versunkenen Herrlichkeit; wandere nachdenklich über die Grabesplatten lang entschlafener Landsleute von heldenmüthigem Sinne und kaufmännischem Scharfblicke hin und erquicke Dein Gemüth durch den Anblick dieser hochpoetischen, von Epheu überzogenen Ruinen! Und wenn Du eines Führers bedarfst, — das wird ja doch wohl der Fall sein: keinen besseren, keinen begeisternderen wüßten wir Dir vorzuschlagen als ein Büchlein, das vor Kurzem an altbewährter Stätte, bei Brockhaus in Leipzig, erschienen ist: es ist die „Wisbyfahrt" von Karl Braun-Wiesbaden. Vielleicht regt Dich gerade dies Buch zu genauerem Studium der hochinteressanten althansischen Geschichte an, auf deren gewaltige, dramatische Bilder wir noch oft zu sprechen kommen werden. —

IV.

Kreuzfahrten deutscher Bürger.

Man könnte geneigt sein, — und es geschieht dies fast immer, — die Kreuzzüge als den Ausfluß eines rein ritterlichen Geistes aufzufassen. Diese Hingabe an das Uebersinnliche, — dieses romantische Jagen nach einem nimmer zu verwirklichenden Ziele, — sind das nicht gerade bezeichnende Merkmale des Ritterthums? Und wo treten dieselben in solcher Stärke hervor, wie in den Kreuzzügen, den Jünglingsthaten der germanischen Völker?

Dennoch haben auch die mittelalterlichen Bürgerschaften einen nicht unbedeutenden Antheil an jenen schwärmerisch-romantischen Zügen, welche für die Entwickelung des germanischen Geistes von so hohem Einflusse gewesen sind. Den wenig gekannten heiligen Fahrten deutscher Bürger gelten die nachfolgenden Zeilen, — ein geringes Denkmal altbürgerlichen Heldenthums!

Man hat in späteren Tagen die Behauptung aufgestellt, schon die erste Verkündigung des Kreuzes habe einen begeisterten Nachhall auch innerhalb der Mauern deutscher, besonders niederdeutscher, Städte gefunden. Schon im Sommer 1096 sollen nämlich Bürger von Bremen, namentlich reiche Raths- und Kaufherren, das Kreuz genommen und mit den Bannern Gottfrieds von Bouillon zum heiligen Kampfe ausgezogen sein. Diese Angabe ist, wie oftmals nachgewiesen worden, eine Fabel

aus späteren Tagen; wir treffen nur die Frieſen als Kampfgenoſſen der erſten Kreuzfahrer an. Nach einer Seereiſe, wie ſie damals nur ſelten gewagt wurde, um die pyrenäiſche Halbinſel herum, erreichten dieſe kühnen frieſiſchen Männer die Küſte Syriens. Zur Sühne der Frevelthaten, mit denen ſie ſich während eines langjährigen Seeräuberlebens befleckt hatten, ſchloſſen ſie ſich vor Tarſus den Streitern Chriſti an; mit Tancred und Balduin erſtiegen auch ſie die Mauern dieſer Stadt, in welcher der heilige Paulus das Licht der Welt erblickt hat.

Sehr bedeutſam und geſchichtlich völlig geſichert iſt dagegen die Theilnahme des deutſchen Bürgerthumes an dem zweiten Kreuzzuge von 1147. Es war am Vorabende des Weihnachtsfeſtes 1146, als der gewaltigſte Verkündiger der ſündentilgenden Fahrt, — als Bernhard von Clairvaux vor Speyer landete. In hochfeierlichem Zuge empfingen ihn der Biſchof und die Bürger. Von den vier Thürmen und den beiden Kuppeln des deutſchen Kaiſerdomes läuteten alle Glocken; eine unüberſehbare, begeiſterte Menge geleitete den heiligen Mann zu dem hehren Gotteshauſe, welches die ſaliſchen Herrſcher am Ufer des grünen Rheines als Gruftkirche für Deutſchlands Könige aufgeführt hatten. An dem Portale des Domes begrüßte Kaiſer Konrad III. mit den Fürſten des Reiches den redegewaltigen Mann. Unter den jubelnden Tönen des „Salve Regina“ bewegte ſich dann der Zug zum hohen Chore hinauf, auf welchem der Heilige die Meſſe celebrirte. Am dritten Weihnachtstage, beim Hochamte, unterbrach Bernhard plötzlich, gleich als ob er eine höhere Eingebung erhalten hätte, die heilige Handlung nnd ermahnte mit flammenden und tiefergreifenden Worten, wie ſie nur ihm zu Gebote ſtanden, das Volk, auch des heiligen Grabes zu gedenken. Dann wendete er ſich an den Kaiſer ſelbſt. Ueberwältigend ſchüttete der „Doctor mellifluus“, der Kirchenlehrer, deſſen Lippen von Honig überfloſſen, die ganze, berauſchende Fluth ſeiner Beredſamkeit über

das fromme Herz des Kaisers aus. Da rief auch der König der Deutschen, die „Krie“ des heiligen Kampfes; — da jubelten auch die Fürsten und Herren des Reiches, die Ritter und Bürger: „Gott will es! Gott will es!“ und baten um das Kreuz. Thränen im Auge und das Haupt umleuchtet von wunderbarer Glorie, heftete St. Bernhard dem Kaiser und den Fürsten das heilige Zeichen an; dann gab er vom Altare herab das Kreuzesbanner in Konrads Hand. Der zweite Kreuzzug war entschieden. Stürmisch drängte sich das Volk zu dem herrlichen Manne; auf den eigenen Armen trug der Kaiser den Erschöpften aus dem Dome hinaus. Bernhard verließ die Stadt, aber aus der Ferne noch schrieb er ihren Bürgern: „Was thut ihr, tapfere Männer von Speyer, Knechte des Kreuzes? Eure Erde ist reich an Helden, — die edelste Tugend erblüht in eurem Lande! Euer Lob tönt durch die ganze Welt, — der Ruhm eurer Tapferkeit hat den Erdkreis erfüllt! Wohlauf also zur heiligen Fahrt!“ —

Aehnlich waren die Vorgänge, ähnlich die Erfolge in fast allen größeren rheinischen Städten. Auch aus Köln, woselbst die Anwesenheit des großen Kreuzpredigers im Anfange des Jahres 1147 die religiöse Begeisterung geweckt hatte, — auch aus anderen niederrheinischen Städten und aus den Gemeinwesen an der Mündung des Ems- und des Weserflusses nahm in der Osterwoche jenes Jahres „eine Menge waffenfähiger Kaufleute und anderen Volkes“ das Kreuz. Der Stadt Bremen wurde die Ausrüstung der Schiffe für den heiligen Zug übertragen. Auf starken Fahrzeugen gelangten diese bürgerlichen Pilger, welchen sich die Ritter Sachsens und Westfalens in dichten Schaaren angeschlossen hatten, von den Mündungen der Weser, durch widrige Winde verschlagen, nach einem jetzt nicht mehr bestimmbaren englischen Hafen „Tredemünde“, fanden daselbst die freundlichste Aufnahme und liefen von hier bei günstigem Wetter wieder aus, um gemeinschaftlich mit rheinischen und englischen Schiffen, jedoch unter heftigen Stürmen,

zunächst die Fahrt nach dem Ufer Galiziens zu vollenden. Sie gelangten endlich in einen, der Wallfahrtsstätte S. Jago de Compostella benachbarten Hafen. Eben verrichteten sie ihre Andacht an dem Grabe des Apostels Jakobus, als König Alfons von Portugal ihnen entbieten ließ, ob sie, da ihr Gelübde sie nun einmal gegen die Heiden zu kämpfen verpflichte, nicht mit ihm die Stadt Lissabon, den letzten Stützpunkt der Sarazenen im lusitanischen Lande, bestürmen wollten. Gern stimmten die Wallfahrer dem Vorschlage bei. Sie umschlossen in den letzten Tagen des Juni die Veste der Heiden zu Wasser und zu Lande, erstürmten schnell die Vorstädte, hatten dann aber mehrere Monate mit den Belagerten blutig zu ringen, bis endlich im Spätherbste, nach den mannhaftesten Thaten, sowohl der Sarazenen, wie der deutschen Pilger, die Ungläubigen um Frieden baten. Die „Ritter und mannlichen Knechte der Heiden" erhielten freien Abzug, mußten jedoch die Waffen, das Heergeräth und all' ihre Habe zurücklassen. Die alten Quellen wissen die Unermeßlichkeit der Beute, welche diesen Kreuzfahrern zu Theil geworden ist, nicht genug zu rühmen. Und weil es zumeist deutsche Bürger gewesen, welche dem Könige Alfons seine Stadt Lissabon wiedergewonnen hatten, so setzte man nachmals auf die Wände des Bremer Rathhauses die folgende Inschrift:

„Do man schreef Elven hundert söven und veertig
Iß eene Heerfarth upt nye wedder thogericht
Dorch Kaiser Cunrad up St. Bernhardus Beede
De he to Frankforth vor dem ganzen Ryke bede.
De Heerfarth is gedeelt in dree weldige Heere
De Kayser föhrde dat eene dorch Griekenland aver det enge Meer
Dat andere schollde segeln in dat Lovede Lande
Dat derde den Wenden over de Elve dohn Wedderstandt.
De vom Bremen hebben wedder eene Schipfarth vorgenamen
Vele Adels uth Saßen is dartho gekahmen
Umme van dar tho seegeln in dat hillige Land
Denn de Weg was ähne wohl bekannt.

Sie geloepen van der Weſer mit grohter Macht
De Wind averſt hefft ſe erſt in England gebracht
Met mehrerem Volke und etliken Heeren
De van anderen Orden ock affgeſegelt weeren.
De König hefft ſe dar gantz Eherliken entfangen.
Darnach ſind ſe wedder tho Schepe gegangen
Und fordan komen in dat Gallitiſche Land
Datt vom gantz Hiſpanien alleen (?) war in der Chriſten Hand.
De Köning van Hiſpanien hafft de Tydung vernahmen
Is öhnen mit grooter Ehre under Ogen gekahmen
Und ſe hoge gebeden umme öhren Byſtandt
Jegen de Saracenen de dar weren in Hiſpanier Landt.
Derhalven iß datt Heer in Hiſpanien gebleven
Und dar gar vele Strider gedreven
Jegen de Saracenen de dar weren in grooter Macht.
Hebben öhnen met ende de Stadt Ließbon belagt
Gar hart met groſtem Volke lange Tydt.
Dat ſaſſiſche Heer lag jegen de Saraceñen Siedt
Aver de Rivere bett datt de Stadt gewunnen wardt
Welke do van de Chriſten is beſettet vort.
Ok daſſulve Stede dar dat *düdeſche Heer* do lag
Hefft nog den Nahmen darvan bett up düßen Dag.“ —

Leider iſt uns über das fernere Schickſal dieſer Kreuzfahrer aus deutſchen Städten, namentlich aus Köln und Bremen, nichts überliefert; ſie ſetzten im Frühlinge 1148 ihren Weg nach dem heiligen Lande wohlgemuth fort; die meiſten von ihnen aber werden wohl mit den Schaaren Kaiſer Konrads III. in dem heißen Sande der ſyriſchen Wüſte ein ruhmloſes Grab gefunden haben.

In viel glänzenderer und verdienſtvollerer Weiſe trat das deutſche Bürgerthum während des dritten Kreuzzuges von 1190 hervor. Es kann hier nicht unſere Abſicht ſein, den weltbekannten Verlauf der berühmten Fahrt noch einmal zu ſchildern. Nur auf *eine* Stätte morgenländiſcher Erde richten wir unſere Blicke hin: es iſt der Strand bei Accon, auf welchem ſich das Lager der Deutſchen erhebt, welche ihr leuchtend Haupt,

den Kaiser Friedrich Barbarossa, betrauern und von all' den namenlosen, mit einem Kreuzzuge verbundenen Leiden heimgesucht werden. —

Glühend strahlt die Sonne vom Himmel herab; wie Metall schimmern die Kuppeln, die Minarets, die Zinnen der fernen Stadt, welche sich bis jetzt den Waffen der Kreuzfahrer als unüberwindlich erwiesen hat. Das Getöse des Kampfes, welcher den Morgen erfüllt hat, ist längst verhallt; dumpfes Schweigen hat sich über Land und Meer ergossen. Das tiefe Blau des Himmels scheint zu zittern, scheint zu wogen und zu wallen. Da plötzlich vernehmen wir dumpfe, schmerzliche Töne. Die Sonne hat unser Auge geblendet; wir haben die Verwundeten nicht bemerkt, welche dort im Sande liegen, mit dessen Gelb der Purpur ihres Blutes sich vereint hat. Und wie der erste Laut des Schmerzes erklungen ist, da antwortet bald hier, bald da ein Stöhnen, ein Wimmern! O mit wie namenlosen Leiden muß die Krone des Heils erworben werden, welche der Kreuzprediger den Kriegern Christi verheißen hat!

Fast möchten uns diese Verwundeten, diese Halbtodten vor uns, als verlassen erscheinen! Ist denn kein Priester vorhanden, der die Barmherzigkeit besitzt, den Sterbenden Trost zu spenden, einen Tropfen Naß auf die verschmachtenden Lippen zu träufeln und mit einem Palmenzweige der fieberheißen Stirne Kühlung zuzufächeln? Nein, — die Priester kommen nicht! Die meisten von ihnen sind bereits der Seuche zum Opfer gefallen, und wer von ihnen noch lebt, wagt sich nicht auf diese Stätte, die von der Mauer aus mit einem Pfeilregen bestrichen werden kann und zu welcher heut zuerst im Kampfe des Morgens die wackeren Deutschen vorgedrungen sind, bis sie in dem heißen Streite endlich doch zurückgeschlagen wurden. Allein die blonden Söhne Germaniens, der Stolz des Schwabenlandes, die edlen Franken und die kühnen, freien Männer des Rheines, welche vor uns in ihren Schmerzen daliegen, scheinen nur verlassen; sie sind es nicht! Eine kleine Schaar von Wall-

fahrern naht ihnen, — vereinzelt sich heranschleichend, um den Geschossen der Sarazenen ein weniger sicheres Ziel zu geben. Nicht Priester sind's, — das erkennen wir an der Kleidung, — sondern wehrhafte, tüchtige und ehrbare Bürger. Sie bringen Wasser und Wein. Nicht achten sie der Pfeile und Wurfspeere, die sie umfliegen; sie fassen die Opfer des Kampfes, die noch athmen, und schaffen sie mit starken Armen an einen geschützteren Ort. Eine höhere Macht scheint diese großen und mildherzigen Bürger zu beschützen: keiner von den acht, — es sind fünf Männer aus Bremen und drei aus Lübeck, — hat eine bei dem Werke der Rettung erhaltene Wunde an sich zu verbinden.

Aber auch hier, wo jetzt die Elenden, nach einander hergetragen, ruhen, nicht Schatten, nicht Kühlung! Da richtet ein Mann unter den acht Samaritern sich hoch auf: „Bei St. Ansgar", so ruft er, „Brüder, wir müssen helfen; wir müssen den wunden Streitern Christi ein Dach des Schattens schaffen!" — „Wir haben nicht Zelte, — nicht die blühenden Lindenzweige der Heimath!" entgegnet ihm einer der Genossen. — „Aber unsere Schiffe haben Segel!" antwortet Heinrich Walpode aus Lübeck, jener hochgewachsene, löwenstarke Mann. — „Und die wollten wir nehmen, — das Theuerste, was wir besitzen, — das Mittel, die Ufer der Trave, die Gauen der Weser einst wiederzusehen?" fragt kopfschüttelnd ein Anderer. — „Nichts ist zu theuer, wenn es die Nachfolge Christi und seiner Streiter Leben gilt!" erwidert Heinrich. Dann schreitet er den Anderen voran, den Schiffen zu: aus den Segeln eines lübecker Fahrzeuges wurden die ersten Zelte für die vor Accon verwundeten deutschen Kreuzfahrer bereitet. Jene acht Bürger aber schlossen sich zu einem Vereine der Barmherzigkeit zusammen, und deutsche Ritter halfen ihnen, die Verwundeten, die Kranken pflegen. In dieser Weise ist durch deutsche Bürger der nachmalige, so hoch berühmte deutsche Orden gestiftet worden. —

Es ist durchaus Thatsächliches, was wir erzählt haben. In den Johannitern und Templern besaßen die Wälschen im Morgenlande Samariter-Vereine schon seit langer Zeit, ehe eine ähnliche Gesellschaft für die Deutschen bestand. Heinrich Walpode aus Lübeck hat dieselbe in's Leben gerufen. Herzog Friedrich von Schwaben, welcher nach dem Tode seines Vaters das Häuflein der Deutschen vor Accon befehligte, sowie der Bischof Konrad von Lübeck gaben dem Beifall, welchen sie dem barmherzigen Sinne jener Bürger schenkten, durch bedeutende Verleihungen für die Zwecke der frommen Gesellschaft Ausdruck. Einige von Saladin aus Jerusalem vertriebene geistliche Brüder des daselbst im Jahre 1128 gegründeten „deutschen Hospitals Unserer Lieben Frauen" nahmen gleichfalls thätigen Antheil an den Liebesdiensten der deutschen Bürger. Nach Eroberung der Stadt wurde den Kranken eine frühere christliche Kirche eingeräumt, und Heinrich der Walpode kaufte außerhalb der Stadt, dem St. Niklasthore gegenüber, einen Platz, auf welchem er ein Hospital mit einer Kirche und vielen Wohnungen erbauen ließ. Er selbst bekleidete zuerst das Amt eines Meisters dieses Spitals. Spätere Historiker haben diesem Manne das Zeugniß gegeben: „He war van Gebort nien (kein) Eddelmann; averst sines Levendes und siner Doget nah war he sehr eddel." Friedrich von Schwaben und alle anwesenden Fürsten und Prälaten faßten nachmals den Entschluß, Walpodes edle Stiftung zu einem Ritterorden nach Muster der Templer und Johanniter umzubilden: als das nach und nach geschehen war, ward der treffliche Bürger von Lübeck auch des deutschens Ordens erster Meister.

Zu Accon ist Heinrich Walpode im Jahre 1200 gestorben; — er hatte keines Segels mehr bedurft, um zur Heimath zurückzukehren! Ihm folgte in der Leitung des barmherzigen Vereines der bremische Edelmann und Bürger Otto von Kerpen, ein Mann von bereits 60 Jahren, „de sick sin hohe Older nicht verhindern lest, in fremde Lande tho reisen und jegen

de Ungelovigen tho ſtriden; denn he hadde nenen (keinen) Geliken ſines godliken Wandels halven." Er ſtarb im Jahre 1206. In der Kirche des Hoſpitals zu Accon, der längſt zerſtörten, ruhten die Gebeine dieſer beiden erſten Meiſter, ſowie auch die des dritten, Hermann Bard. Von Otto von Kerpen aber ſtammt jenes Siegel her, welches der Orden ſelbſt in Preußen noch bis zum Jahre 1499 gebrauchte: Maria mit dem Kinde auf dem Eſel, Joſeph daneben herwandelnd. Ein Wandern im Lande Aegypten waren ja auch in Wahrheit die erſten Jahrzehente der Geſchichte unſerer Deutſchritter!

Es war bei der Stiftung des Ordens den deutſchen Herren zur Pflicht gemacht worden, tagtäglich für die Stifter ihrer Verbrüderung, jene edlen Bürger von Lübeck und Bremen, zu beten. So lange der Orden blühte, hat er dieſe Pflicht in hohen Ehren gehalten. Noch im 15. Jahrhunderte finden wir in den Ordensſtatuten die Mahnung eingeſchärft:

„Betet auch vor alle, die uns erbe oder gut tzu almoſen gegeben haben, ſie ſind lebende oder todt, daß ſie Gott laſſe nimmer von ime geſchieden werden. Bey namen, ſo gedenket Herzoge Friederichs von Swoben und Kon'ge Heinrichs, ſeines Bruders, der ſeint (ſpäter) Kayſer wart, und der erlicher bürger van Lübeck und van Bremen, die ſtifter waren unſeres ordens."

In ſo großartiger Weiſe iſt alſo die Geſchichte des deutſchen Bürgerthums auch mit der folgenreichſten Thatſache aus der Geſchichte der Kreuzzüge verbunden: deutſche Bürger haben der edelſten Geſtaltung deutſchen Adelsweſens ihren Urſprung gegeben.

Das haben die Bürger von Bremen und Lübeck auch niemals vergeſſen. Auf dem Rathhauſe zu Bremen ward das Andenken an die heilige Fahrt in den folgenden Verſen erhalten:

„Do men ſchreff Elvenhundert negen und achtentig Jahr
Schach up datt nie eine grote Heerfahrt verwahr,
Dorch Kayſer Friedrich den Erſten, Barbaroſſa genannt.

De Statt van Bremen makede ock rede tor Hand
Dere Schepe van Orloge dem Kayſer tho Ehren
Van welkem ſe dree Jahr tovoren begnadet weren
Mit einemen Privilegio thom Beſten der Stadt.
De Wohldaht ſe ahne Twiffel mede bewagen hat.
Af weren de van Lübeck do mede in dem Tage
Dem Rike tho Deenſten, dem Kayſer tho Behage,
De öhre Stadt tovoren vor ſeeven Jahren hadde bedacht
Unde van Hertog Henrich dem Löwen bi dat Ryke bracht.
De Kayſer hefft in Italia gantz vele Stryde gedahn,
Sarazenen und Torken konden öhme niet wedderſtahn,
Averſt Gott hefft de Chriſten ganz hoch bedröwet
Un de Heerfahrt genohmen dat üpperſte Hövet.
Denn de lofflike Kayſer is kläglich umgekamen.
Daran hefft de Chriſtenheit groten Schaden genahmen.
De Hertoge kam gelikewoll in dat hillige Landt
Und kreeg dar ok gantz grooten Wedderſtandt
Vele Chriſten von grooter Hitte ſin krank geworden.
Datt geff eene Orſake dem Nidderlichen Düdſchen Orden,
De van Bremen un de Lüb'ſchen van erſten befenget
Darnak hatt ſick de Adell dar ok mede angehenget,
Denſullven gemehret und bracht in eenen Wohlſtand.
Kayſer Friedrich de Andere gaff öhme darna dat Prüſſenlandt,
Welches ſe van de Heiden gewunnen und ingenahmen
Darna ſin ſe ock in Liefland gekahmen,
So dat de Orden is grooter und mächtiger gemorden,
Averſt Nemand mag geſtattet werden in den Orden
Behalven de van Adell gebohren, ſe ſy groot odder kleen
Sunder Borger van Bremen und Lübeck alleen,
Darumme dat ſe des Ordens ſin Anhovers geweſt,
So man in den Hiſtorien van des Ordens Orſprung leſt."

Aber Lübeck und Bremen ſind es nicht allein, welche in den Kreuzzügen unſterblichen Ruhm ſich erworben haben. Um's Jahr 1217 predigte der Domherr Oliverius mit einer an den h. Bernhard gemahnenden Begeiſterung am Niederrheine das Kreuz. Er wußte namentlich die Bewohner des Kölner Stifts-

sprengels derartig für die heilige Fahrt zu entflammen, daß dieselben allein 300 Schiffe zu dem Kreuzzuge ausrüsteten. Dieselben sammelten sich bei Vlaardingen am Ausflusse der Maas und fuhren, mit einigen Koggen von Bremen und Lüttich verstärkt, mit Verlust nur eines einzigen Fahrzeuges, welches Mühlheim am Rheine gestellt hatte, um Westeuropa herum, erreichten im Juli 1217 den Tajo, halfen dem Könige Alphons von Portugal ein Maurenschloß erstürmen, überwanden vier maurische Könige in einer Schlacht nnd warfen nach vielerlei Irrfahrten endlich im Mai 1218 vor Damiette Anker. Es entspann sich nun ein furchtbarer Kampf um den Besitz der meer- und landbeherrschenden Veste, bis dieselbe endlich im November 1219 den Christen in die Hände fiel. Den größten Antheil an diesem Erfolge hatte jene Geschicklichkeit errungen, welche die niederdeutschen Bürger in der Kunst der Belagerung und in der Erbauung mächtiger Schiffsthürme besaßen. Die Bewohner des Erzstiftes Köln allein leisteten nach dem Zeugnisse ihres Kreuzpredigers auf diesem Zuge mehr als die Bewohner des ganzen übrigen deutschen Reiches.

Eine merkwürdige Erinnerung an diesen Kreuzzug von 1217 hat sich im Wappen der Stadt Haarlem erhalten. Dasselbe besteht aus einem rothen Schilde, in welchem ein Schwert befindlich ist. Neben demselben erscheinen Sterne, darüber zwei Kreuze. Als Schildhalter fungiren zwei Löwen, deren jeder über der rechten Vorderpranke ein Glöcklein zu hängen hat. Jene Kreuze beziehen sich auf die Wallfahrt der Haarlemer; mit den Glöcklein aber hat es eine gar eigene Bewandtniß. Graf Wilhelm von Holland führte diesen Kreuzzug von 1217 an; er und die Haarlemer waren überall voran. So ward ihnen auch denn der Befehl, jene Ketten zu durchsegeln, welche den Hafen von Damiette versperrten. Die schwere Aufgabe wurde glücklich gelöst. Zum Lohne erhielten die Haarlemer, wenn wir recht berichtet sind, ein herrliches Glockenspiel, welches sich dazumal in der eroberten Stadt befand. Darum die

Glöcklein über den Pranken der Löwen; darum auch die drei kleinen Sägeschiffe, Damiaten genannt, an der St. Bavoskerk zu Haarlem.

Wir müssen indessen auch von einem Kreuzzuge wenigstens erzählen, welchen süddeutsche Bürger unternommen haben, und wir wählen zu diesem Zwecke jene große, allerdings mehr einer Wallfahrt als einer kriegerischen Expedition gleichende Reise der Baseler in's heilige Land vom Jahre 1266.

Die Jahrzehente von etwa 1240 bis zur Thronbesteigung König Rudolfs von Habsburg waren grade für die Stadt Basel überaus stürmisch gewesen. Unter der Dienstmannschaft des Bischofs, welche zu gleicher Zeit die höhere Bürgerschaft der Stadt bildete, waren Streitigkeiten ausgebrochen, welche in der hohen Macht und dem übergroßen Reichthume eines Geschlechtes und seiner Anhänger ihren Grund hatten. Es weilte zu Basel nämlich ein Ministerialengeschlecht, die Schaler, welches seinen Ursprung auf eine römische Familie, die Scalarii, zurückführte, ein Haus von vorzüglichem Ansehen. Ihm hatte sich eine andere, gleichfalls sehr zahlreiche Stammesgenossenschaft, die Mönche, verbunden. Wenn nun die beiden Geschlechter, unter welchen man viele Ritter zählte, zu ihren Spielen ausritten, schmückten sich deren Mitglieder mit einer Pracht, welche den Neid der anderen Bürger hervorrufen mußte. Ueberall am Rheine, wo nur irgend ein glänzendes Fest stattfand, hörte man den staunenden und bewundernden Ruf: „Da kommen die Schaler und Mönche von Basel!" Wir können's uns denken, daß es an Scenen des Uebermuthes in der Stadt selbst, an ärgerlichen Auftritten nicht gefehlt haben wird: denn die feinste ritterliche Sitte war dermalen kein Damm mehr gegen furchtbare, innerliche Rohheit und schlimmste Gewaltthätigkeit. An diese Schaler und Mönche von Basel schlossen sich noch mehrere andere, sehr alte Ministerialiengeschlechter an, namentlich die Marschall, Kämmerer und Zerkinden, die Rotberg, Berenfels, Vorgassen und die „ze Rhin". Das über-

müthige, junkerhafte Benehmen dieſes Adelsbundes reizte allmählich die unbedeutenderen Geſchlechter der Baſeler Dienſtmannenſchaft dermaßen, daß ſie eine Vereinigung ſchloſſen, den Schalern und Mönchen zum Trotze und zur Niederwerfung von deren übermächtigem Einfluſſe. Die weitverzweigten Eptingen, Bitzthum, Reich, Ramſtein, Ufheim, Kraft, Pfaff, Neuenſtein und die vom Kornmarkt ſonderten ſich von jenen älteren Geſchlechtern ab und erwählten zum Bundeszeichen einen weißen Stern in rothem Banner. Auch verließen ſie die gemeinſchaftliche Trinkſtube auf der Burg von Baſel, eine Schenke, welche den Namen „zur Mücke“ trug, und zogen in den jenſeitigen neuen Stadttheil, in die Stube „zum Seufzen“ hinüber. Jetzt aber ſchloſſen ſich auch die anderen Geſchlechter unter Führung der Schaler und Mönche von Baſel noch enger zuſammen; ſie wählten zum Bannerzeichen einen grünen Sittich (Papagei) in weißem Felde. An Anläſſen zu offenem Ausbruch der Feindſchaft fehlte es nicht; es ſcheint, als ob in den Kirchen und auf den Turnierplätzen ſelbſt Blut gefloſſen wäre. Immer weiter griff der Zwieſpalt um ſich. Die Grafen zu Hochberg und zu Welſch-Neuenburg, ſowie die Herren zu Röttelen ſchlugen ſich auf die Seite der ariſtokratiſchen Sittiche; die Habsburger, die Grafen von Pfirt und von Freiburg im Breisgau, ſowie die Herren von Badenweiler ſtanden auf Seiten der Sterner. Es iſt leicht erkennbar, worin die Zwietracht wurzelte. Die Sittiche, die älteren Dienſtmannengeſchlechter, befanden ſich in ausſchließlichem Beſitze der biſchöflichen und ſtädtiſchen Aemter; die Sterner waren dagegen urſprünglich Freie, welche die Dienſte des Biſchofs geſucht hatten, aber gegenüber den älteren Geſchlechtern völlig machtlos und ohne Einfluß waren.

Jahre lang hatte die Fehde der beiden Adelsgenoſſenſchaften bereits gedauert, ohne daß eine endgültige Entſcheidung gefallen wäre. Die Stadt war verwüſtet, die Landſchaft verheert; denn bald war dieſe, bald jene Partei ausgetrieben.

Da faßte der Predigermönch Achilles vom Dominikanerkloster zu Basel, zubenannt „von Altschweiler", den Plan, der leidenden Stadt Ruhe zu verschaffen. Mit glühender Beredsamkeit predigte er in Basel selbst und in der umliegenden Landschaft das Kreuz. Der kriegerische Sinn der Ministerialen von Basel hatte nun mit einem Male eine Ableitung gefunden; die wildesten Gesellen aus diesen zuchtlosen Geschlechtern beugten sich demüthig dem rothen Kreuze, welches der Prior Achilles auf ihre Schultern heftete; Siegfried Mönch und Hemmann Schaler aber, beide Ritter, übernahmen die Führung des Zuges.

Fünfhundert Pferde stark ritten die Ministerialen von Basel den von den Alpen herabströmenden Flüssen entgegen und über die Straßen des Gebirges nach Genua hin. Als sie dort eben im Begriffe waren, die Galeeren zu besteigen, welche sie nach dem heiligen Lande bringen sollten, erschien in der Stadt eine Gesandtschaft des Tartarenfürsten Guirboca, welcher im Abendlande sich Hülfe gegen den ägyptischen Sultan erbat. Das schien den Baselern ein Wink des Himmels zu sein; auch sie nahmen die Dienste Guirbocas und traten dann wohlgemuth die Meerfahrt an. Es wehten günstige Winde; bald finden wir die rheinischen Bürger und Ritter vor den Mauern Cäsareas; es gelang ihnen auch, sich durch die Heereshaufen der Aegypter, welche diese Stadt belagerten, hindurch zu schlagen und die halb christliche, halb tartarische Besatzung zu verstärken. Aber Cäsarea fiel, und zwischen Tartaren und Franken war auf die Dauer doch kein rechter Friede zu erhalten. So zogen denn unsere Baseler ab, theils nach Tyrus, theils nach Accon. Hemmann Schaler aber besuchte mit seinem Gefolge noch das heilige Grab. Dort hat er durch einen „Ritterbruder vom Adel" den Ritterschlag und das fünffache Kreuz vom heiligen Grabe erhalten. Noch lange nachher hat man der Schaler Wappen, die weißen Stufen in rothem Schilde, an den Wänden der Kapelle des heiligen

Grabes hangen sehen. Wieviele von den Theilnehmern des Zuges indeß die Heimath wiedergesehen haben, erfahren wir nicht. —

Noch einmal, im Jahre 1268, treffen wir die Friesen im heiligen Lande an. Gleichgültig vernahm es bereits das übrige Deutschland, daß der fromme Ludwig IX. von Frankreich zur heiligen Fahrt sich rüstete. Die Ostfriesen allein lauschten noch mit Begeisterung der Predigt des Kreuzes. Zu beiden Seiten der Emsmündung sammelten sich die Pilger, und die Volksgemeinden trugen löbliche Sorge dafür, daß ein jeder von ihnen das rechte Maß an Lebensmitteln, sowie Waffen und Geld bei sich hatte. Es war am 28. März 1268, als 50, mit Kreuzfahrern bemannte Koggen in See stachen. Sie folgten, obwohl mit innerem Widerstreben, der französischen Flotte zunächst nach Tunis. Mit Eifer nahmen hier die Friesen und die niederdeutschen Bürger, ihre Begleiter, den Kampf gegen die Ungläubigen auf. Bald aber merkten sie, daß es den Franzosen kein rechter Ernst mit ihrer Kreuzfahrt war. Da verließen die Deutschen das Heer, welches überdieß sein heilig Haupt verloren hatte; sie fuhren, freilich zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, nach Accon. Hier, sowie zu Tyrus, haben diese Deutschen wacker gestritten und den Johannitern wie den Templern manchen Dienst zur Aufrechterhaltung der letzten Reste christlicher Herrschaft in Palästina geleistet. Endlich, im Jahre 1271, kehrten die Friesen und die Bürger der westdeutschen Seestädte in ihre Heimath zurück, nachdem die Meister beider Orden ihnen in Frieden Urlaub gegeben hatten.

Es scheint, als wäre dieser Zug die letzte Fahrt gewesen, welche deutsche Bürger in Wehr und Waffen nach dem heiligen Lande unternommen haben. Später trat die Wallfahrt völlig an die Stelle des Kreuzzugs. Ich glaube, in dieser Hinsicht giebt es kaum irgend eine nennenswerthe Stadt Deutschlands, welche zu den Pilgerheeren des 14. und 15. Jahrhun-

derts nicht ihr Contingent gestellt hätte. Selbst Berlin besitzt unter seinen alten Bürgern einen Jerusalemsfahrer; es ist der Patrizier Müller, welcher nach seiner Rückkunft vor dem Gertraudenthore Kölns das „kleine Kirchlein Hierusalem" gründete. Im Allgemeinen, — es läßt sich das keineswegs verkennen, — war es in der That die Inbrunst mittelalterlicher Frömmigkeit, welche die deutschen Bürger nach dem Osten zog; oft aber war die heilige Fahrt, gleichwie der Bittgang nach dem Apostelgrabe zu San Jago di Compostella, auch eine von der Kirche auferlegte Buße, welcher man sich nur mit innerem Widerstreben unterzog. Zur Charakterisirung dieser Wallfahrten nur eins der bekannteren Beispiele!

Im 15. Jahrhunderte lebte zu Görlitz in Schlesien ein Bürgermeister George Emmerich, ein rechtschaffener Mann und ein Freund alter, strenger Sitte, welcher indessen seinen gleichnamigen Sohn in all' den neuen, halb ritterlichen, halb gelehrten Künsten der Zeit erziehen ließ, so daß der junge Emmerich bald weit und breit für ein Muster feiner Bildung galt. Nun lebte zu Görlitz aber auch eine wunderschöne Handwerkerstochter, Benigna Horschel. Emmerich bewarb sich um ihre Gunst, und siehe:

„Emrico facilis fuit atque benigna Benigna."

Es kam soweit, daß Kirchenbuße gethan werden mußte, und Emmerich weigerte sich, der Entehrten irgend welche Genugthuung zu geben. Da schlug sich die Tuchmacherzunft in's Mittel; die Wollknappen zwangen den Junker, zur Buße seiner That eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande anzutreten. Junker Georg muß indessen das Werk der Sühne mit überaus weltlichen Gedanken ausgeführt haben, denn eine sehr reiche und schöne Wittwe aus Görlitz, Frau Agnete Fingerin, reiste, als Mönch verkleidet, dem Patrizier nach und wartete seiner an einem der nächsten Raststorte. In der Kirche des heiligen Grabes ließ sich auch Georg Emmerich zum Ritter schlagen. „Gereinigt" kehrte er in die Heimath zurück. Nun wuchs allmählig Gras über

den alten Geschichten: im Jahre 1483 wählte die Bürgerschaft den Ritter des h. Grabes zu ihrem Haupte, und als ein ernster Mann ließ Emmerich, nachdem er noch ein zweites Mal in Jerusalem gewesen war, in seiner Vaterstadt die berühmte Nachbildung der Grabesstätte des Heilandes erbauen. Auch jene Agnete Fingerin machte nach ihrer Rückkehr zum Zeichen ihrer Buße eine Stiftung, welche in einer Brodlieferung an die Armen bestand. Im Jahre 1563 ward das „Agnetenbrod" indessen durch die Reformation bereits wieder aufgehoben. Wir können nicht anders sagen: Solch' ein Pilgerzug nach dem heiligen Lande muß uns als eine der vielen, schier unglaublichen Frivolitäten des 15. Jahrhunderts erscheinen. Mit welch' heiligem Eifer hatten dagegen die alten Bürger sich zu der Kreuzfahrt gerüstet!

Was diese Züge an Einfluß auf das deutsche Städtewesen ausgeübt haben, läßt sich nicht recht schildern, ohne im Allgemeinen der Anregungen zu gedenken, welche der Kunstfleiß, die Gewerbethätigkeit, der Großhandel und die Schiffahrt durch die Kreuzfahrten erhalten haben. Es ist bekannt, wie sehr die Kreuzzüge den Seidenbau und die Seidenweberei gefördert haben. Die schönsten Muster mittelalterlicher Stickereien sind Nachahmungen sarazenischer Vorbilder oder jener eigenthümlichen Ornamentik, welche sich an den klassischen Stätten maurischer Kunst, in Sevilla und Granada, entwickelt hatte. Auch die Baumwollen-Industrie ward durch die Kreuzzüge überaus gehoben. Deutsche Bürger hatten nunmehr auch Cypern und Creta kennen gelernt; von dort her bezogen die Augsburger die Wolle für die Webereien ihrer schönen und reichen Stadt. Nach dem Stapelplatze Bergamo bezeichnete man das aus Baumwolle verfertigte Zeug mit dem Namen „Barchent". Die nähere Bekanntschaft mit Aegypten verbreitete ferner auch den Gebrauch des Alauns und des Zuckers. Will man indessen die Wirkungen der Kreuzzüge auf die städtische Betriebsamkeit in Deutschland recht würdigen, so hat man vor Allem auch

den Export aus Deutschland in's Auge zu fassen, welchen Venedig und Genua vermittelten. Zu den Ausfuhrgegenständen gehörten hauptsächlich Stahl und Eisendraht, Stabeisen und Kupfer, Waffen, Pech und Hanf, sowie Hülsenfrüchte aller Art. Wir müssen hierbei auch einer Schmach des mittelalterlichen Handels gedenken, welche sich nicht hinwegleugnen läßt. In den slavischen Landen, in welchen der Verkauf von Kriegsgefangenen ein ganz gewöhnlich und altherkömmlich Ding war, scheint der Menschenhandel seinen Ursprung genommen zu haben. Aus Mähren, Böhmen, selbst von den Ufern der Saale wurden während der Zeit der Kreuzzüge ganze Karawanen von Sklaven und Sklavinnen nach der Donau gebracht und vermittelst des Flusses nach dem großen Stapelplatze dieses schmachvollen Handels, nach Constantinopel, geführt. Die völlige Kolonisirung der eroberten Slavenlande Seitens der Deutschen erst scheint diesem empörenden Erwerbszweige ein Ende gemacht zu haben.

Wir möchten überhaupt vor einer Ueberschätzung des segensreichen Einflusses der Kreuzzüge auf das deutsche Bürgerthum des Mittelalters warnen. Mag auch der deutsche Kaufmann durch die großen Züge nach dem Osten mit einer hochwichtigen Erfindung, mit dem Gebrauche der Magnetnadel behufs Regelung der Seefahrt, bekannt gemacht worden sein: solche Einzelheiten wiegen ein so furchtbares soziales und physisches Uebel nicht auf, wie es beispielsweise der Aussatz war, welcher durch die heiligen Fahrten auch dem deutschen Bürgerthume mitgetheilt wurde. Die weite Verbreitung der St. Georgskirchen in Deutschland ist der beste Gradmesser für die ungeheure Gewalt der fürchterlichen Krankheit, welche die von ihr Befallenen heimathlos, besitzlos und so tief elend machte, daß sie sich als Ausgestoßene der menschlichen Gesellschaft zu betrachten hatten. Der „arme Heinrich" Hartmanns von Aue giebt uns das ergreifende Bild jenes Elendes, welches die Krankheit der Lepra auch auf die deutschen Edelhöfe und in die

deutschen Städte brachte. Es ist ein schöner Zug des sonst so harten Mittelalters, daß die Kirche und das Bürgerthum in edlem Wetteifer bestrebt waren, durch Stiftung von Hospitälern für Aussätzige diesem tiefen, an der Volkskraft nagenden Schaden zu steuern. —

Die Kreuzfahrten deutscher Bürger haben uns verstattet, einen Blick in die großartige religiöse Begeisterung zu thun, welche auch der städtischen Bevölkerung Deutschlands einst eigenthümlich gewesen ist; sie haben uns aber auch die schweren Gebrechen der alten Zeit enthüllt. Gott Lob! Es lebt sich doch viel besser heut in der Welt als in jenen, von romantischer Poesie so oft verklärten Tagen, in welchen deutsche Bürger aus einer von Mord und Brand und tiefer Noth erfüllten Stadt unter dem Banner des Kreuzes nach dem heiligen Lande gezogen sind!

V.

In Livland und in Esthland.

Es war um's Jahr 1158 oder 1160; einen genauer bestimmten Zeitraum vermag Niemand anzugeben; da fuhren Kaufleute von Bremen mit einem reich befrachteten Schiffe von ihrer Vaterstadt ab, vermuthlich, um den Markt zu Wisby aufzusuchen. In der Ostsee entfaltete indessen ein furchtbarer Sturm so übermächtig seine Gewalt, daß die Männer von Bremen das erwünschte Gestade nimmer erreichen konnten; die Rabenfittiche der Winde verschlugen sie nach einem noch völlig unbekannten Lande, in dessen mächtigsten Strom sie einliefen, St. Ansgar und den heiligen Willehad aus vollem Herzen preisend. Sie erkannten den Produktenreichthum dieses Küstenstriches wohl, vollbrachten dann ihre Geschäfte zu Wisby und kehrten mit dem frohlockenden Rufe: „Ein neues Land ist aufgesegelt!" in ihre Heimath zurück.

Verwundert vernahm das Volk von Bremen, was sie erzählten. „Das Land", so sprachen jene Schiffer, „ist mit ungeheuren Wäldern bedeckt und dem Ackerbaue bis jetzt nur in geringem Maße gewonnen. Die Menschen, welche dort wohnen, nennen sich Kuren, Esthen und Lieven; sie sind klein von Körperwuchs und wissen nichts von Gott und dem reichen Christe, nichts von St. Marien, die ein Stern der Meere ist, nichts von den Heiligen. Nach Weise der Barbaren verehren sie eine Reihe von Göttern, deren Willen sie durch das Loos

zu erkunden suchen; ihre Opferaltäre rauchen von Blut, denn sie schlachten die gefangenen Feinde. Nach Heidenart verbrennen sie die Leichen ihrer Todten; ja, in Kriegeszeiten geben die Weiber zu Hunderten sich selbst den Tod, um desto eher wieder mit ihren Gatten vereint zu sein. Wir hörten, die Männer dort lieben zwar den Streit; deshalb sind ihre Verträge auch nimmer von langer Dauer; aber den Kampf, wie wir ihn führen, verstehen sie nicht. Haben sie einen Feind erlegt, so hauen sie ihm das Haupt ab und bringen dasselbe im Triumphe nach Hause. Ihre Häuser sind wie die unseren aus Holz errichtet; aber sie behauen die Stämme nicht; — nicht schmücken sie die Wände mit freundlicheu Farben; nicht schreiben sie ein Wort des Grußes über die Thür. Nur bei den Esthen finden sich reichere Dörfer, ja selbst feste Schlösser. Das Meer aber befahren die Männer dort gleich aus; nur daß sie statt der Schiffe sich großer Boote bedienen." —

Die Bürger Bremens waren zu jenen Zeiten von überaus großer Regsamkeit; sie erkannten sofort, daß ihnen hier ein neues Gebiet höchst gewinnbringenden Handels erschlossen war. Deshalb zögerten sie auch nicht, ihre Erzhirten mit der Bitte anzugehen, das Kreuz nach dem fremden Lande zu tragen, damit in der Bekehrung der Heiden für Handel und Verkehr die ersten Grundlagen geschaffen würden.

Vier Männer vorzüglich aber sind es, welche der deutschen Kultur und dem deutschen Bürgerthume die heutigen russischen Ostseeprovinzen gewonnen haben: sie verdienen eine Erwähnung an diesem Orte besonders um der Thatsache willen, daß deutsche Bürger ihre Genossen bei dieser schweren, aber überaus rühmlichen Kulturarbeit gewesen sind. — Zu diesen Männern wenden wir uns zuerst.

Schon im Jahre 1186 schloß sich, wie wir nach dem westfälischen Historiker Hechelmann berichten, der erste von ihnen, Meinhard, ein Augustiner aus dem holsteinischen Kloster Segeberg, bremischen Kaufleuten an und entfaltete, von apostolischem

Feuereifer getrieben, in Livland eine überaus segensreiche Thätigkeit. Auffallend, so meint der angeführte Geschichtsschreiber, erscheint die Thatsache, daß die Russen es versäumten, die benachbarten Völker ihrem Glauben zu gewinnen; ja, der russische Fürst von Polozk ließ die deutschen Ankömmlinge ruhig gewähren und bezeugte ihrem Priester durch reiche Geschenke sein Wohlgefallen. Indessen dürfen wir nicht vergessen, daß die russischen Großfürstenthümer damals durch die Theilung des Reiches, welche viele Zwistigkeiten mit sich brachte, fast machtlos waren und unfähig zu einer selbst friedlichen Aktion nach Außen. Wohl hatte Jaroslaw I. um's Jahr 1000 die an der Ostseeküste wohnenden finnischen Stämme tributpflichtig gemacht; auch hatte er auf der Stelle der Stadt Dorpat die Veste Juriew angelegt. Um 1180 waren ferner die Dänen an dies Ufer gekommen; sie hatten am Strande von Esthland eine Kirche und ein Kloster erbaut; Woldemar II. ward selbst der Gründer von Reval; nachhaltig indessen für die Kolonisirung des Landes sollte hier erst der Ernst und der Fleiß deutscher Bürger und Mönche wirken; die Ansiedelung der Dänen war 1158 bereits wieder zerfallen.

Die nächste Kirche ward jetzt von unseren Landsleuten an einem Orte Ykeskola (Uexküll) an der Düne errichtet. Es giebt ein Dorf Uexküll in Niedersachsen; — gewiß stammte einer der ersten Ansiedler, vielleicht Meinhard selbst, aus dem letzteren Orte her. Um dies Gotteshaus setzte sich die erste, zunächst nur sehr kleine christliche Gemeinde an, für welche Meinhard auf päpstlichen Geheiß im Jahre 1191 durch den Erzbischof Hartwich von Bremen zum ersten Bischofe von Livland geweiht wurde. Jetzt erbaute Meinhard zu seinem und der Seinigen Schutze einige Schlösser von Stein in dem heidnischen Lande, eins derselben zu Uexküll, eins weiter mitten im Dünastrome, das Inselschloß Holm.

Es waren heldenmüthige Männer, diese alten Bürger Bremens, welche bei dem holsteinischen Mönche so getreu aus-

harrten. Wer konnte sie zählen, die Gefahren, welche ihnen tagtäglich drohten! Die Bekehrung zum Christenthume war bei den Lieven und Esthen oft nur eine rein äußerliche; ja, die Getauften eilten oft schon nach wenigen Tagen zur Düna, um nach ihrer Meinung in deren Fluthen die Taufe abzuwaschen. Dennoch machte das Werk erfreuliche Fortschritte, weil ganze Schaaren von deutschen Rittern, Bürgern und Mönchen nunmehr nach Livland hinzogen.

Nach Meinhards Tode im Jahre 1196, — wir sehen, wie schnell das Verweilen an der Düna aufrieb, — folgte ihm, durch vieles Bitten des Erzbischofs bewogen, der Cisterzienser Berthold aus Kloster Lokkum in dem bischöflichen Amte über Livland nach. Mit hellem Blicke sah dieser Mönch es indessen sofort bei seiner Ankunft ein, daß die neue Pflanzung der Deutschen nur gedeihen könnte, wenn Kreuz und Schwert sich verbänden. So befahl er denn, vom Jahre 1197 ab alljährlich für Livland das Kreuz in den deutschen Landen zu predigen, und gern ließen die Bürger, die Edlen, die Bauern, namentlich der Sachsenlande, sich mit dem heiligen Zeichen zur Fahrt nach Livland schmücken.

Es ist in der That wahr, — man hat bis jetzt über der welthistorischen Bedeutung der Kreuzzüge im Süden des Continents diejenige der nach dem Norden gerichteten heiligen Fahrten fast völlig vergessen. Wir müssen dieselbe hier mit einem kurzen Worte hervorheben. Wie durch die Kreuzzüge im Süden die Seestädte Genua und Venedig zu Beherrscherinnen des Mittelmeeres wurden, — so gelangten durch die „Reisen" nach Livland Bremen und Lübeck zu ihrer hohen Macht und zur Herrschaft über die deutschen Meere; ja, für das ganze Sachsen- und Rheinfrankenland, sowie für dessen Handelsblüthe sind jene Fahrten von entscheidendem Einflusse gewesen. Und dies auf Jahrhunderte hinaus. Noch am Ausgange des XV. Säkulums schreibt Rolevink in seiner „Lobschrift auf Westfalen" über den lettischen Nordosten: „Wie

sollen wir Preußen erheben und Livland? Welch' Volk gilt dort soviel als das unsrige? Wer sind dort die Fürsten, die Regenten der Städte? Wer anders als unsere Sendlinge und deren Nachkommen?" — Das war buchstäblich wahr!

Im Jahre 1197 fand der erste dieser für das deutsche Bürgerthum so hochbedeutsamen Züge nach Livland statt. Glücklich war die Seefahrt beendet, glücklich die erste Schlacht geschlagen: da, in den letzten Augenblicken des Kampfes, reißt sich das Roß des Bischofs Berthold los; es trägt ihn mitten unter die fliehenden Feinde, und, von mehreren Lanzen zugleich durchbohrt, sinkt der Held der Kirche zu Boden. Ihm folgte der dritte der Männer, welche dem deutschen Bürgerthume hier die bleibende Stätte bereiteten: es ist Albrecht von Apeldern, ein niedersächsischer Edelmann, bis dahin Domherr zu Bremen.

Mit höchster Thatkraft griff der neue Bischof das Werk der Germanisirung Livlands an. Schon 1199 erscholl die Kreuzpredigt wiederum im Sachsenlande; im Frühlinge desselben Jahres sammelten sich im Hafen der Trave zu großem Gewinne für die Stadt Lübeck Haufen von Kriegsmännern, untermischt mit Geistlichen, Kaufleuten und Handwerkern, an. Sie stachen in See, um das von den Lieven bedrohte Uexküll zu retten, vollführten dies Werk mit glücklicher Hand und gründeten dann, noch eine Weile am Dünaufer sich aufhaltend, unter der Leitung des Bischofs Albrecht im Jahre 1201 bei der „Riege" am Strome, d. h. einem Schuppen zur Trocknung und Lagerung des Getreides, die Stadt Riga. Bald erhob sich deren hochgethürmter Dom, dessen Glocke warnend die Annäherung von Feinden verkünden sollte; Bischof Albrecht hatte seinen Sitz hierher verlegt. Es folgte die Gründung des Klosters Dünamünde und die Stiftung des Schwertbrüder-Ordens.

Vielleicht schon im Jahre 1202, in welchem dieser Ritterbund zusammentrat, jedenfalls aber 1207 tritt an Bischof Alberts Seite ein Mann, dessen Persönlichkeit das höchste

Interesse besitzt und der das große Werk der deutschen Kolonisation im Nordosten ganz besonders gefördert hat: es ist Bernhard II., edler Herr zur Lippe. Zu Hildesheim erzogen, ein Schüler jener Klosterschule, welche auch Heinrich den Löwen gebildet haben soll, hatte er dann dem zügellosen Fehdewesen der Zeit sich völlig hingegeben, bis im Jahre 1167 der Tod seines Vaters Hermann ihn zur Regierung berief. Dreißig Jahre hatte er seine Lande mit Kraft und Umsicht beherrscht, als der Edelherr plötzlich und, wie es schien, unheilbar erkrankte. Ein furchtbares Leiden befiel seinen Körper und entstellte denselben bis zur Unkenntlichkeit; krampfhaft an seinen Gliedern zusammengezogen, des Gebrauchs der Füße völlig beraubt, bedeckt mit offenen Wunden, schleppte er die qualvollsten Tage dahin. Da flehte er aus der Tiefe seines Herzens zu Gott, daß der sein Leiden enden oder ihm die Gesundheit wiedergeben wolle; er gelobte, dann der Welt zu entsagen und seine letzten Tage allein den Werken der Frömmigkeit zu weihen. Wirklich gesundete er und zog sich nun in das Cisterzienserkloster Marienfeld nahe seiner Heimath zurück.

Von dort soll er schon im Jahre 1198 sich nach Livland begeben haben, jetzt ein armer Mönch statt eines stahlumwehrten Fürsten; Heinrich der Lette jedoch, der beste Chronist des Landes, vermerkt Bernhards Auftreten erst einige Jahre später. Sicher ist, daß der Edelherr eine treue Gattin und blühende Kinder verließ, um nach der Weise seines Zeitalters Gott zu dienen. „Als nun der Bischof Albrecht," so berichtet Heinrich der Lette beim Jahre 1211, „aus Deutschland zurückkam, da erschienen mit ihm in aller Freude die drei Bischöfe Philipp von Ratzeburg, Iso von Verden und der Bischof von Paderborn, Helmold von Plesse, Bernhard zur Lippe und viele Pilger, deren Ankunft von Allen sehr ersehnt wurde, damit sie befreieten die Priester und Männer, welche in Gefahr schwebten. Der Bischof Albrecht nahm nun Theodorich, den ersten Abt von Dünamünde, zum Gehülfen seiner unausgesetzten Thätig-

keit an; den edlen Bernhard von Lippe aber weihte er zum Abte jenes Konventes.“ So ward Bernhard im Jahre 1211 der zweite Lenker dieses neuen Klosters, welches Dünamünde oder auch wohl das Kloster des h. Nikolaus genannt ward, weil es diesem Patrone der Seefahrer geweiht war. Bald bekräftigten Wunder die Heiligkeit dieses wackeren Gehülfen deutscher Seefahrer und Kaufleute. Man kann dieselben bei Cäsarius von Heisterbach nachlesen. Wenngleich der westfälische Edelherr nun auch die strengste Frömmigkeit bewies, so verstand er es dennoch wohl, die deutschen Ritter und Kaufleute zur Schlacht zu führen. Die heidnischen Bewohner der Insel Oesel und des esthnischen Strandes waren in Livland eingefallen und hausten entsetzlich. Allein bald sammelte sich eine Schaar Ritter und anderer Pilger; dieselbe schlug die Letten zurück. Da legte Bernhard mit anderen Streitern eine Brücke über den Fluß Aa; er versperrte den Heiden dadurch den Weg, und es gelang ihm, einen großen Raub, sowie die Schiffe der Letten zu gewinnen. Das ist nur ein Beispiel der kriegerischen Thätigkeit Bernhards; wir führen noch ein anderes an, weil dasselbe die Weise der Kolonisation in den Ostseeprovinzen grell beleuchtet.

„Nachdem die Esthen“, erzählt Heinrich beim Jahre 1223, „vom christlichen Glauben abgefallen und an der Ymir geschlagen waren, sandte Bernhard, welcher inzwischen zum Bischofe von Semgallen ernannt worden war, durch Livland und Lettland; er berief, was die Waffen tragen konnte, zum Streite gegen die Esthen. Die Pilger, die Kaufleute, die Ritter, sie kamen zusammen, die Einen zu Schiffe auf der Aa, die Andern zu Fuße, die Andern auf ihren Pferden; sie kamen auf den Sammelplatz mit acht Tausenden. Nachdem sie sich hier feierlich beredet und besprochen hatten, eilten sie nach Esthland und belagerten das Schloß Fellin, welches schon vor zehn Jahren von den Deutschen erobert worden, nun aber von den Heiden besetzt war, zum zweiten Male, errichteten Ma-

schinen und bauten einen gar hohen und starken Thurm aus Holz, welchen sie bis an den Graben vorschoben. Dabei aber wurden sie sehr gehindert durch die Schleuderer in der Burg. So kämpften sie 14 Tage gegen einander, bis sich die Esthen ergaben. Denn da die Hitze gar stark und eine Menge Menschen und Vieh im Schlosse war, kraftlos vor Hunger und Durst, entstand eine gewaltige Seuche; unerträglicher Leichengeruch verbreitete sich auf dem Hofe. Da ergaben sich die Esthen, soviel ihrer noch übrig waren, den Christen, welche das Schloß bereits in Brand gesteckt hatten. Sie machten mit den Christen Frieden, nahmen das Joch der christlichen Zucht wieder auf sich und versprachen, künftig nie wieder durch Abfall die Deutschen zu reizen; diese aber schonten ihrer. Die Russen aber, welche im Schlosse gewesen und den Abtrünnigen zu Hülfe gekommen waren, wurden nach der Einnahme des Schlosses vor dem Heere allesammt aufgehängt. Und als in allen Stücken der Friede wiederhergestellt war, gingen die Christen in's Schloß, nahmen Alles, was darin war, weg, trieben die Pferde und das Vieh daraus, theilten sich darin und ließen die Menschen in ihre Dörfer gehen. Dann eroberten sie noch ein anderes Schloß an der Pala und kehrten mit Freuden heim nach Livland, Gott preisend für die abermalige Unterjochung dieser verkehrten Völker."

Soweit Heinrich der Lette. Der Abt Bernhard aber, der treue Freund der deutschen Kaufleute in Livland und der schwerteskundige, fromme Förderer ihres Werkes, ist am 30. April 1224, wahrscheinlich zu Riga, entschlafen. „Viel Wunderbares zeigte sein Leben, — noch mehr aber sein Tod." Der Abt und die Mönche des Klosters Dünamünde hatten sich Bernhards Leiche erbeten, damit jener Mann, welcher so lange und segensreich unter ihnen gewirkt hatte, auch im Tode unter ihnen ruhe. Nach vielen Schwierigkeiten gewährte man den Cisterziensern ihre Bitte, welche dann die breite Düne hinunter zu ihrem am Meere gelegenen Kloster fuhren. Da erhob sich

ein großer Sturm, welcher die Lebenden zugleich mit dem Todten in den Wellen begrub. Am folgenden Morgen trieben die Wogen die Leiche des Bischofs und des ihm befreundeten Abtes an's Ufer, von wo die trauernden Mönche sie abholten und sie in demselben Grabe innerhalb ihres Klosters beerdigten, damit der Tod diejenigen nicht trenne, welche das Leben geeint hatte. —

Die Bürger von Bremen und deutsche Mönche also haben das Werk der Kolonisation der Ostseeprovinzen unternommen; deutsche Ritter haben dasselbe, freilich unter vielen Härten gegen die Eingeborenen, vollendet. Die Geschichte der Schwertritter und der Deutschherren gehört indessen nicht mehr in den Kreis unserer Darstellung. Wohl aber dürfte es angezeigt erscheinen, auf jenen letzten verzweiflungsvollen Kampf hinzuweisen, welchen die Schweden, die Deutschen in Livland 1720 vor dem Nystadter Frieden gegen den Barbaren Scheremetiew gekämpft haben, dessen Kriegsschaaren hier nicht weniger schrecklich als die Krieger Iwans des Grausamen gehaust haben. Manche Stadt, manches Schloß in Livland hat während des Krieges glänzende Beweise von dem Heldenmuthe seiner Bewohner abgelegt. „Jeder Fußbreit Landes", so erzählen v. d. Oelsnitz und von Lankenau, „wurde gegen die unliebsamen russischen Eindringlinge vertheidigt; die Herren der kleinen Schlösser kämpften bis auf den letzten Mann gegen die Russen; viele derselben zogen freiwilligen Tod der Uebergabe vor; sie sprengten sich mit ihren Getreuen in die Luft oder ließen sich unter den Trümmern ihrer Mauern begraben." Noch heut sieht man in Livland die Ruinen solcher Schlösser. Wir nennen das in einem kleinen See gelegene Marienburg und die Ruine von Wenden, eine der schönsten in ganz Europa. —

Heut fühlen sich die Deutschen in der Ostseeprovinz völlig als Mitglieder des großen russischen Reiches oder vielmehr als eine selbstständige Nation, als „Balten". Wenn je der Wunsch und die Hoffnung, wieder deutsch zu werden, vorhanden

gewesen sind: längst sind dieselben wieder erloschen. Trotzdem ist es nicht möglich gewesen, zu vernichten, was die deutsche Kultur, was der deutsche Bürger und Ritter hier erschaffen hat; der Livländer und der gebildete Esthe ist stolz auf das Deutsch, welches er spricht, ist stolz auf seine Rathhaus- und Kirchenbauten. Nähern wir uns z. B. auf der See der Stadt Reval: wir glauben in dem 140 Meter hohen Olaithurme einen lieben alten Bekannten aus Deutschland wieder zu erkennen. Und dann Reval selbst, — wie überraschend, — natürlich abgesehen von einigen russischen Zuthaten, — gleicht es unseren Hansestädten! Wie alle diese Städte hat auch Reval nur schmale, krumme Straßen, — sein älterer Theil bildet ein Gewirr von so engen Gassen und Gäßchen, daß man oft meint, hier müßten sich die Gegenüberwohnenden die Hand zum Gruße reichen können. Weite Hausflure, reich verzierte Portale, Fenster mit kunstvollem Eisengitterwerk, — wie heimelt uns das Alles so an!

Reval selbst besteht aus drei Theilen, dem Domberge, an dessen steilen Abhängen die schöngebauten Häuser der Aristokratie sich erheben, der unteren Stadt, dem eigentlichen Schauplatze von Handel und Wandel, und aus ziemlich ausgedehnten Vorstädten. Unvergeßlich wird dem, der einst hier geweilt hat, die Aussicht vom Domberge sein. Vor uns das Meer, unter uns die Stadt und hier das alte Schloß, welches leise die großartigen Erinnerungen an die Helden der Hansa und des deutschen Ordens umschweben!

Aber Reval ist heut eine stille Stadt. Vergebens blicken wir uns in dem Vororte Esthlands nach dem rührigen Treiben um, welches zur Zeit der Hansa hier geherrscht hat. Ganz anders Riga in seinem älteren, deutschen Theile! Derselbe ist nur von geringem Umfange und besitzt dieselben alten Kirchen, dieselben hohen Häuser, dieselben krummen Gassen wie das alte Lübeck oder wie Danzig. Hier befinden sich die Speicher, die Kaufbuden und der Markt; hier athmet Alles

deutsche Luft und deutsches Leben. Hier in den reichverzierten Häusern dieser engen Gäßchen wohnen noch heute die Nachkommen der alten Patrizier und Hansaboten. Wir fühlen hier überall die Aeußerungen deutschen Lebens, und die Rigenser nennen mit vollem Rechte ihre Stadt eine deutsche; — die geistige Strömung in Riga ist ächt deutsch. Im Dome ruht unser Freund, der Bischof Albrecht von Apeldern, der Gründer der Stadt. Und wie gemahnt dies Schloß von Riga an den ritterlichen Walther von Plettenberg, den letzten Helden des Ordens in diesen Landen! Einst hatten die „Schwarzenhäupter", eine Verbrüderung der unverheiratheten Bürger von Riga, der Vertheidigung der Stadt sich geweiht. Noch heut hat diese Genossenschaft ihren Bestand; aber sie verfolgt gegenwärtig nur gesellige und wohlthätige Zwecke. Noch heut steht ferner ihr Gildehaus mit seinem alterthümlichen Giebel gegenüber dem Rathhause, und seine innere Einrichtung ist fast völlig dieselbe wie die des Artushofes zu Danzig. Auch hier dies bunte, höchst anziehende Durcheinander hansischer Merkwürdigkeiten!

Lievland und Esthland sind uns nun verloren, — wir meinen, wohl auf alle Zeit. Mit Stolz aber dürfen wir's in unsere Geschichtsbücher eintragen: Es waren Deutsche, welche diese Länder der Kultur eroberten, der deutsche Mönch und der deutsche Kaufmann! Auch auf diesem Boden hat das deutsche Bürgerthum großartig sich entfaltet wie im Vaterlande selbst. Es waren deutsche Ritter, welche diese für uns gewonnenen Lande mit Heldenmuth Jahrhunderte lang vertheidigt haben; leider hat das alte Reich auch hier das ganze Elend seiner Verfassung bloßgelegt, indem dasselbe völlig unthätig Lievland und Esthland aufgab.

VI.

Der hanſiſche Stahlhof zu London.

Wer etwa vor zwanzig Jahren bei einem Beſuche Londons mit dem City-Boote von Weſtminſter aus ſtromabwärts fuhr, der konnte damals noch trotz Rauch und Nebel in dem wüſten Getümmel der Werfte und der Waarenlager am linken Ufer der Themſe, ehe man die letzte, den breiten Strom überſpannende Brücke erreichte, einen durch zwei enge, nach der Waſſerſeite hinführende Gaſſen, — Coſins- und All Hallows-Lane, — abgetheilten Quai wahrnehmen, — eine Uferſtrecke, mit Wohnhäuſern und Speichern von mehreren Stockwerken beſetzt, deren Bauſtyl, deren grün geſtrichene Fenſterläden, deren, in jener Atmoſphäre beſonders ſeltener Schmuck, — belaubte Bäume, — unwillkürlich an ähnliche Plätze in deutſchen Seeſtädten erinnerten. Es war in der That in dem fremden London eine Stätte, auf welcher unſere Landsleute ſeit undenklichen Zeiten gelebt und welche ſie bis um die Mitte dieſes Jahrhunderts beſeſſen haben; es war die uralte Faktorei, „der Stapelplatz der Kaufleute aus den Landen des Kaiſers", bekannter unter dem Namen des Stahlhofes. Seitdem vor wenigen Jahren der Fluß eingedämmt, ſeitdem der großartige Quai von Weſtminſter bis Black-Friars aufgemauert iſt, und zu den bisherigen Brücken noch mehrere rieſige Eiſenbahn-Viadukte über das breite Waſſer der Themſe dahingeführt worden ſind, iſt auch jene Uferſtrecke, welche einſt deutſches

Eigenthum gewesen ist, völlig umgewandelt worden. Das ganze Quadrat von Thames-Street landeinwärts, vor welchem einst der alte Thorweg mit dem Doppeladler stand, ist bis an die Wasserseite mit modernen, hohen Ziegelbauten, Packhäusern und Geschäftsräumen bedeckt; nur die zur Werft führende Gasse, Downgate, trägt ihren wohlbekannten Namen noch heut.

Auf diesem Grund und Boden an der Themse ist eine der merkwürdigsten Schöpfungen des deutschen Bürgerthums erblüht, jener Stahlhof der Hansen zu London! Wir führen dem Leser die wenig bekannte Geschichte dieser deutschen Kolonie auf britannischer Erde vor. Es wird ein merkwürdig Stück rüstigen und schaffensfrohen deutschen Lebens in der Fremde sich uns in unserer Darstellung entrollen, und, wie bei allen großartigen Unternehmungen der Deutschen in alter Zeit, fehlt auch hier der düstere, der tragische Schluß nicht.

Die Stadt Londinium selbst wird schon am Schlusse des ersten christlichen Jahrhunderts erwähnt als ein Ort, welcher in außergewöhnlicher Weise „von der Fülle der Kaufleute belebt sei". Woher aber stammten diese zahlreichen Schiffer, diese Handelstreibenden, welche das britische Emporium am Ausflusse der Themse in das germanische Meer besuchten? — Soweit wir muthmaßen können, kamen diese wetterfesten Männer von der Maas und dem Rheinstrome her; denn die Gälen und Iberer warfen ihre Anker nicht hier, sondern in den Häfen an der Südküste Britanniens aus. Aus der urkundlichen Erwähnung einer „Ansiedelung deutscher Kaufleute am Strande der Themse", welche wir aus dem Schlusse des zehnten Jahrhunderts besitzen, dürfen wir auf einen sehr frühen Handelsverkehr der Deutschen nach England schließen. Schon vor der Eroberung Albions durch die Sachsen, Friesen und Jüten mag der Kiel des deutschen Kaufmanns zu London an der Stätte des späteren Stahlhofes angelaufen sein. Auf einen uralten, freilich auch auf einen sehr gefahrvollen Ver-

kehr mit den Briten deutet es hin, wenn in der Sage der Bewohner des deutschen Binnenlandes Britannien als das „Land der Seelen" aufgefaßt wird, nach welchem die Todten durch ein geisterhaftes Schiff hinübergetragen werden.

Die Völkerstürme indessen, welche den Norden Europas durchbrausten, die Wikingerzüge der Normannen, die Einfälle der Dänen, haben es verhindert, daß eine eingehendere Kunde von den Verkehrsverhältnissen Londons uns aufgezeichnet wurde. Sicherlich aber wurden die alten kaufmännischen Beziehungen zu England sofort wieder aufgenommen, als unter den ersten Karolingern die Handelsplätze Deutschlands, namentlich die ehrwürdige Colonia Agrippina und die Emporien an der Maas und der Schelde, sich langsam wieder aus dem Graus der Verwüstung erhoben. Besonders lebhaft blühte der Verkehr mit England auf, als die Nachkommen Aelfreds des Großen in der Erinnerung an die gemeinsame Herkunft der beiden Fürstengeschlechter sich mit den Ottonen Deutschlands verschwägerten. Altheilige, wohlbekannte Zeichen begrüßten ja den Briten in Deutschland und den Deutschen auf englischem Boden! Jenes weiße Roß, welches schon Hengist und Horsa im Schilde geführt hatten, befindet sich noch heute sowohl in dem Wappen norddeutscher Fürstenhäuser wie in dem der Grafschaft Kent. Vielleicht stellt dies Zeichen den „Seerappen" dar, — und so benannten die Sachsen einst in ihrer dichterisch schönen Sprache jene hochgeschnäbelten Schiffe, deren sie sich bedienten; — vielleicht bedeutet das heilige Thier auch den sprühenden, schneeweißen Wogenkamm oder das windschnelle Roß, auf welchem Wodan, der Stammesgott und Ahnherr der Sachsen und Angeln, die Luft durchbrauste. —

Soweit von der in Dunkel gehüllten Vorgeschichte des Stahlhofes! Unter König Aethelred II. (978—1016) begegnen wir endlich den urkundlich beglaubigten Anfängen der deutschen Niederlassung zu London. Wir haben die deutschen Kaufleute bereits vor dem Throne des englischen Herrschers erblickt und

haben hier nur nachzuholen, daß die „Leute des Kaisers“ aller Wahrscheinlichkeit nach schon damals die Aufgabe hatten, Downgate zu vertheidigen. Als im Laufe der Jahrhunderte dies Bollwerk am Strande der Themse zerfiel, überkamen die Deutschen zu London die Verpflichtung, das „Bischofsthor“ in vertheidigungsfähigem Zustande zu erhalten und vor Ueberfällen zu schützen. Diese Pforte war die nordöstliche unter den sechs Landthoren der City. —

Es kamen die Tage der normannischen Eroberung. Auf die Verhältnisse der Deutschen zu London scheint dieselbe von keinem Einflusse gewesen zu sein. In gleicher Weise, wie vor Jahrhunderten die oben angeführte römische Quelle, sagt auch um 1140 der Geschichtsschreiber Wilhelm von Malmesbury, daß London „mit Kaufleuten aus der Fremde, besonders aus Deutschland, überfüllt sei.“ Heinrich II., der erste der Herrscher mit dem Ginsterzweige (Plantagenet), nahm im Jahre 1157 die „Kaufleute von Köln“ in seinen besonderen Schutz. In dem Privilegium Heinrichs wird denselben ausdrücklich gestattet, den Rheinwein, welchen sie auf den Londoner Markt brächten, zu denselben Preisen zu verkaufen, zu welchen man daselbst den französischen Wein ausbiete.

Dies Privileg setzt bereits eine festgeschlossene Vereinigung der deutschen Kaufleute zu London voraus. Neben derselben aber bestand im 12. Jahrhunderte in der Hauptstadt Englands noch eine vlämische Hansa. Das Wort „Hansa“ bedeutet auch hier einen Bund, dessen Mitglieder Beiträge zu gemeinsamen Zwecken entrichten. Diese vlämisch-niederländische Hansa umfaßte siebzehn flandrische Städte, unter ihnen Ypern, Lille, Gent, Brügge, St. Omer, Dyrsmuyden, Popperingen und später noch sieben nordfranzösische, z. B. Rheims, Châlons, St. Quentin. Die Stadt Brügge wählte den Hansgrafen, d. h. den Vorsteher des Bundes. Ausgeschlossen von dieser Vereinigung aber waren die Käse- und Butterhändler, die Tuchscheerer, die Wollkratzer und „die Männer mit blauen

Nägeln", d. h. die Färber. Demnach vereinigte dieser vlämische Bund nur die Großhändler. Was seine Genossen indessen völlig von den Leuten des Kaisers unterschied, das war der Umstand, daß die flandrische Hansa zu London kein Grundeigenthum besaß, ja, daß ihre Mitglieder zu London nicht angesessen sein durften; wer von den flandrischen Kaufleuten Grund und Boden zu London erwarb, verlor in der Heimath Gut und Vermögen; ja, er wurde sogar aus Flandern verbannt. Gewiß werden diese vlämischen Großhändler den Wetteifer unserer Freunde, der „Leute des Kaisers", geweckt haben; im 14. Jahrhunderte aber hatte sich die Vereinigung der vlämischen oder westerlingischen Kaufleute zu London bereits ausgelebt; sie verschwindet spurlos in den Wirren der Zeit. —

Wie Brügge der Vorort der Vlamänder war, so bildete Köln von Alters her das Haupt der deutschen Hansa in London; seine Männer führten den Vorsitz in der „Aula Teutonicorum", in der deutschen Gildhalle! Als Richard Löwenherz um den Schluß des 12. Jahrhunderts aus der Gefangenschaft auf dem Dürrensteine am Donauufer nach England zurückkehrte, — froh wie ein Vogel, welcher seinem Käfig entflohen ist, — rastete er auch in Köln. Er ließ im Dome ein Hochamt feiern und schenkte den Bürgern der heiligen Stadt zum Danke für den ihm dargebrachten festlichen Empfang „die Jahresrente von zwei englischen Schillingen", welche sie für ihre Gildhalle in London ihm zu entrichten hätten. Neben den Kölnern erscheinen zu London aber auch sehr bald die Bürger anderer deutscher Städte; doch wußten die Ersteren vorläufig noch den Vorrang zu behaupten. Zwar zögerte Johann ohne Land einige Jahre, den ausgezeichneten Freibrief der Kölner zu bestätigen; im Jahre 1213 verstand er sich indessen gleichwohl zu diesem Akte, behielt jedoch das Eine sich vor, daß die Rechte seiner guten Stadt London nimmer gekränkt werden sollten. Gleichzeitig erwirkten auch die Bremer eine Verordnung des haltlosen Königs, nach welcher sie als „Leute des Kaisers"

gegen Erlegung der gewöhnlichen Abgaben, ungehindert von den englischen Beamten, alle Straßen des Königreiches passiren konnten. Wenige Jahre darauf erkämpften sich endlich die Kaufleute von Lübeck und von Wisby „dieselben Privilegien, welche die anderen Deutschen zu London besaßen." Es folgten mit gleichem Erfolge die Männer von Hamburg, von Rostock, von Wismar, von Stralsund und von Greifswald.

Von großer Wichtigkeit für das Aufblühen der deutschen Kolonie an dem Ufer der Themse war ein Vergleich und eine Handveste des Jahres 1238. Die Gildhalle bei der Seemannskirche zu London trat in demselben mit dem Kaufhofe der deutschen Pfarrkirche St. Marien von Wisby zu einer beständigen Vereinigung zusammen, und die Fürsten des Nordens gaben derselben Freibriefe von außerordentlicher Bedeutung. Die letzteren sicherten den Deutschen auf den Küsten Britanniens und Skandinaviens Befreiung vom Strandrechte zu, sobald nur ein Mann aus der Schiffsbesatzung das Ufer lebend erreichen würde. Am 15. Juni 1265 sagte endlich auch der König Heinrich III. den „Kaufleuten des Reiches von Alemannien", die in London „das Haus besitzen, welches gewöhnlich die Gildhalle der Deutschen genannt wird", seinen Schutz zu und bestätigte sie in allen Freiheiten und Gewohnheiten, welche sie zu seiner und seiner Vorfahren Zeit genossen haben. Diese Urkunde Heinrichs bildet gewissermaßen die Magna charta des späteren Stahlhofes zu London. —

Ein gewissenhafter und hochbegabter Forscher englischer Geschichte, Reinhold Pauli, erzählt uns in seinen farbenfrischen Bildern aus Alt-England eine deutsche Familiengeschichte, welche zu jener entlegenen Zeit in der Niederlassung der Deutschen zu London spielt. In dem städtischen Archive der Themsestadt liegt nämlich ein merkwürdiger Pergament-Codex, der „liber de antiquis legibus", das „Buch von den alten Gesetzen". Der Verfasser desselben beschreibt gleich einem Cäsar in der dritten Person die Geschichte seines Lebens. Ueber seine Her-

kunft giebt er uns die folgenden Notizen. Es war gegen den Schluß der Regierungszeit Heinrichs II. Plantagenet, da kam ein Bürger aus Köln, Arnold von Greveningen, mit seiner Frau Oda nach London. Das Ehepaar war kinderlos und pilgerte deshalb im Jahre 1170 nach Canterbury zum Grabe des heiligen Bischofs Thomas von Becket, um den Märtyrer der Kirche anzuflehen, er möchte ihm doch durch seine Fürbitte zu fröhlicher Nachkommenschaft verhelfen. Der heilige Bischof erhörte auch das naive Gebet; es ward dem Arnold ein Sohn geschenkt, welcher natürlich den Namen Thomas erhielt, und später erfreute noch ein Töchterchen, Juliane, unseres biedern Kölners Herz. Thomas hätte nun eigentlich ein Mönch werden müssen; er ward das zwar nicht, nahm jedoch im Jahre 1203 das Kreuz und half den Grafen von Flandern und von Montferrat Konstantinopel erobern und das lateinische Kaiserthum gründen. Auf fremder Erde ist der wackere Gesell endlich verschollen. Jungfrau Juliane aber heirathete zu London den Meister Thedmar, einen Kaufherrn aus Bremen. Im Laufe der Jahre wurden diesem Ehepaare eilf Kinder geschenkt, darunter auch Arnold, der Schreiber des Buches „De antiquis legibus.“ Dieser „vir discretus et honestus, der bescheidene und fromme Mann, Herr Arnold“, ward endlich einer der 26 Aldermänner von London. Während König Heinrich III. mit den demokratischen Elementen in den Städten und mit den aufsätzigen Baronen des Reiches kämpfte, stand Arnold wie ein Hochtory späterer Zeit zu seinem Könige, obwohl man ihn mehrfach auf sehr hoch bemessene Strafgelder gesetzt hatte. Erst in hohem Alter, — er lebte über 90 Jahre, — schrieb er sein Buch. In demselben erzählt er uns mit sichtlicher Freude, wie er den deutschen König Richard von Cornwallis selbst gekannt, und wie er von ihm Privilegien für die Deutschen zu London erwirkt habe. Hochsympathisch ist diesem Engländer deutscher Abstammung die Erhebung Rudolfs von Habsburg zum Könige Alemanniens. Unser Herr Arnold,

Thedmars Sohn, hat übrigens seiner Familie Ruhm auch in dem Stahlhofe von London verewigt; denn er war's, welcher von einem Bürger Londons an der östlichen Seite der Gildhalle der Deutschen ein Stück Land erwarb. An dieser Stelle hat später das anmuthige Gärtchen des Stahlhofes Jahrhunderte lang sich befunden. —

Wir sahen oben, daß den deutschen Kaufleuten zu London die Bewachung von Bishopsgate oblag. Dieser Verpflichtung scheinen unsere Landsleute anfangs jedoch keineswegs mit großer Sorgfalt nachgekommen zu sein, denn gar bald brach zwischen ihnen und der Stadt London ein Streit aus, welcher nach längerer Dauer erst im Jahre 1282 durch einen Gerichtsspruch des Exchecquer-Hofes beigelegt ward. Nach demselben mußten die Deutschen zur Herstellung des Bischofsthores 240 Pfund Sterling zahlen; sie hatten ferner das Thor auch in Zukunft zu erhalten und mußten den dritten Theil seiner Wachtmannschaften stellen. Dafür sprach die Stadt London die Deutschen von der Abgabe zur Erhaltung der Mauern der City los und vergönnte ihnen das Recht, ihr Getreide in den Speichern vierzig Tage lang unverkauft aufzubewahren, — eine Bestimmung, durch welche die englische Cerealien-Zufuhr nach dem Markte von London hart benachtheiligt wurde. Die Deutschen durften sich ferner aus der Zahl der englischen Aldermänner Londons einen Mann zur Vertretung ihrer Interessen erwählen. Für ihre Interna hatte die Korporation der Deutschen natürlich einen deutschen Aldermann, einen hansischen Bürger. Dieser Deutsche schlichtete später nicht allein die Streitigkeiten der Genossen des Stahlhofes, sondern auch die zwischen den Engländern und den deutschen Gästen. Ferner ward den letzteren in allen Gerichtshändeln, — nur die peinlichen Sachen ausgenommen, — eine Anzahl von Geschworenen ihrer Sprache bewilligt. Diesen hochwichtigen Vergleich unterschrieben neben dem deutschen Aldermann ein Bürger von Köln, drei Bürger von Dortmund, einer aus Münster und einer aus Hamburg.

Von jener Zeit ab haben die deutschen Kaufleute treulich die Pflicht der Bewachung Londons ausgeübt. Merkwürdig! Die Hauptstadt Englands vertraute ihre Sicherheit den seefahrenden Bürgern deutscher Landstädte an, welche zum Theil jetzt völlig unbedeutend geworden sind! Das ist ein bedeutsames Zeichen jener Tage und eine um so erwähnenswerthere Thatsache, als die Deutschen keineswegs bereit gewesen sind, den Engländern in ihren Städten gleiche oder nur ähnliche Vergünstigungen einzuräumen. Im Gegentheil; — grad' um diese Zeit wurde den Engländern der Besuch baltischer Häfen von der Hansa sehr streng verboten. —

Fragen wir nunmehr, von welcher Art der Geschäftsbetrieb der Deutschen in England gewesen sei, so lautet die Antwort, daß die Deutschen fast ausschließlich sich der Spedition, dem Import- und Exportgeschäfte gewidmet haben. Das Geldgeschäft überließen sie den Lombarden und den Juden, soweit die letzteren überhaupt geduldet wurden. Den Königen Englands sind die Deutschen in Geldverlegenheiten stets willig zu Hülfe gekommen, und dazu hatten sie in der That auch alle Veranlassung. Daß wir nur eins erwähnen: Edward III. übergab ihnen während des Krieges mit Frankreich den ganzen Export der englischen Wolle nach Flandern und wußte so die nordfranzösischen Städte auf das Empfindlichste zu schädigen. Die reichen deutschen Häuser in London, die Komptore eines Tydemann von Limberg, der Gebrüder Reule, der Klippings u. A. m., hatten in der That damals eine Bedeutung, wie sie jetzt nur die Firmen Rothschild oder Baring besitzen. Unsere Freunde, die Kaufleute aus den Hanseſtädten Deutschlands, nützten den Plantagenets, — das sahen auch diese stolzen Fürsten ein, — in der That doch viel mehr als jene Alchymisten, welche die berühmten „Rosenobles" aus künstlichem Golde verfertigt haben sollen. Diese Deutschen waren allezeit zu gebrauchen. Wir wissen, daß Edward III. durch hansischen Einfluß seine Gläubiger in Köln stets zur Nachsicht zu bestimmen

NEW YORK PUBLIC LIBRARY CIRCULATING

wußte. Die Klippings, nachmals die hervorragendsten Patrizier in Dortmund und in Soest, Westfalens größtem Dorfe, hatten des Königs Krone und seine Juwelen in ihrem Pfandbesitze, und Tydemann Limberg hatte im Jahre 1343 die dem Könige bewilligte Abgabe von 40 Schilling für jeden Sack Wolle im ganzen Lande gepachtet. Für die geleisteten Vorschüsse erhielt dieser Mann ferner auf eine Reihe von Jahren die ertragsreichen Zinngruben in der Grafschaft Cornwall, welche zu dem Regale des Prinzen von Wales gehörten. In den Jahren 1348 bis 1350 wurden ihm in sieben verschiedenen Grafschaften Englands zahlreiche Landgüter auf 1000 Jahre überlassen! Als der König später seine Krone an die Kaufleute von Köln verpfändet hatte, dachten die Genossen des deutschen Hofes von London großmüthig genug, dieselbe einzulösen und dem Könige zurückzugeben. Dafür wurden in jenen Tagen denn auch der Stadt London ihre Privilegien nur unter dem Vorbehalte bestätigt, daß die, den deutschen Kaufleuten Seitens der Stadt ertheilten Vergünstigungen erneuert würden. Die Abgaben der Deutschen in der Hauptstadt Englands waren damals so gering, daß die Genossen des Hofes von einem Pfunde Geldwerthes ihrer Waaren nur drei Pfennige Steuer zu zahlen hatten. —

Werfen wir nun aber einen Blick auf die inneren Angelegenheiten des Stahlhofes, wie die Niederlassung der Deutschen zu London seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts genannt wird.

Woher zunächst dieser Name? — Noch ist es keineswegs klar, wie derselbe zu deuten und abzuleiten ist. Es liegt am nächsten, an hier vor Zeiten befindliche Eisen- und Stahlvorräthe zu denken; doch wird das Wort „Steel-yard“ außerdem noch als „Wägestätte“, als „Stempelplatz für die Tuche“, sowie als „Stapelplatz“ schlechthin erklärt. Diese letztere Erklärung dürfte wohl die wahrscheinlichste sein, da auf Niederdeutsch „Stallen“ gleichbedeutend mit

„Stapeln“ ist und ein „Stahlgadum“ sich auch zu Soest nachweisen läßt.

Von Seiten der Bewohner dieses Stahlhofes, dessen örtliche Lage wir bereits kennen und auf dessen Baulichkeiten wir weiter unten eingehen werden, empfing der Lordmayor zur Weihnachts- und zur Osterzeit die hergebrachten Geschenke. Den Genossen der Vereinigung war als höchstes Haupt der deutsche Aldermann übergeordnet, welcher am Neujahrsabende mit zwei Beisitzern oder „Nennern“ durch Wahlmänner in der Weise erkoren wurde, daß jeder Stadt der Genossenschaft eine Stimme vergönnt war. Zwölf Männer bildeten den Kaufmannsrath. Im Einverständnisse mit den Vorstehern der anderen hansischen Stahlhöfe zu Lynn-Episkopi, Boston, York, — denn auch hier bestanden ähnliche Faktoreien, — sowie unter dem Beirathe der hansischen Hafenvorstände zu Hull, Bristol, Norwich, Ipswich und Yarmouth setzte dieser Rath die Statuten der Handelsgesellschaft fest. Thun wir einen kurzen Blick in dieselben! Seit dem 15. Jahrhunderte kommt als ein hochangesehener Beamter des Stahlhofes auch der „Clerk“ bei Berechnungen und schriftlichen Ausfertigungen vor. In der „Morgensprache“ wurden die Gesetze der Genossen debattirt und verlesen. Wer im Stahlhofe selber leben wollte, mußte ehelos sein; jener oben erwähnte Arnold z. B. war, um sich zu verheirathen, aus der Genossenschaft ausgetreten und war ein englischer Bürger geworden. Nicht einmal dem Hauswart war verstattet, ein Weib zu nehmen. Wer sich Schmähworte erlaubte, wer gegen einen Genossen gar das Messer zückte, wer auf seiner Kammer oder in Tavernen doppelte, — wer ohne Anfrage bei dem Vorstande Fremde beherbergte, — wer, — ein überaus loser Geselle, — feile Frauen, vielleicht gar in Verkleidung, bei sich einführte, der zahlte eine ansehnliche Buße, welche zum Theile dem Angeber zufiel. Auch die Sauberkeit des Hofes von jedem Unrathe war der Gegenstand peinlicher Verordnungen, wie denn auch die Verwendung der

589003

großen Halle zum Waarenpacken streng verboten war. Nicht einmal das Fechten oder das Ballschlagen, diese ächt englischen Körperübungen, waren innerhalb des Stahlhofes erlaubt. Ferner mußte jeder Kaufmann in seiner Kammer einen vollen Harnisch vom Kopfe bis zum Fuße und die üblichen Waffen, sowie eine stählerne Armbrust und später ein Feuergewehr bereit halten, um das Bischofsthor nöthigenfalls vertheidigen zu helfen. Die Kost wurde gemeinschaftlich eingenommen; doch war der Tisch der Gesellen und der Meister getrennt; auf Ordnung und Anstand wurde streng gehalten und selbst für die Trinkgelage galten gemessene Vorschriften. Wie es nach dem Allem scheint, kam es den Herren des Stahlhofes außerordentlich darauf an, sich die volle Achtung der Engländer zu erwerben und zu erhalten. Wir finden deshalb zu London keine jener abscheulich rohen Hänselungen, wie sie sonst in Hansestädten üblich waren; auch von jenen plumpen Spielen, durch welche z. B. zu Bergen die Kraft und Ausdauer des in den Bund Aufzunehmenden unmenschlich geprüft wurde, findet sich kaum eine Andeutung; solche Possen und Rohheiten hätten die Genossen des Stahlhofes sicherlich um die Achtung des ehrbaren englischen Kaufmanns gebracht! Bedingungen der Aufnahme in die Genossenschaft des Stahlhofes waren ferner die Anforderungen, daß einer frei auf seinen Füßen stände, hansische Geburt, hansisches Bürgerrecht und guten Leumund hätte, auch nicht mit außerhansischen Gütern hantirte. Jeder Aufzunehmende mußte einen gestabten Eid schwören, die Rechte der Deutschen hüten zu helfen nach seiner fünf Sinne Vermögen, kein Gut zu entfreien, welches nicht in die Hansa gehöre, d. h. also, sich vor jeder Steuer-Kontravention zu hüten, Alles zu melden, was er Rechtswidriges erführe, und den Gesetzen gehorsam zu sein. Eine mäßige Abgabe von Einfuhr und Ausfuhr, die Strafgelder und bestimmte häusliche Steuern deckten die Kosten der Verwaltung des Kaufhauses und der Beschaffung von prächtigen Ehrengeschenken, welche

reichlich an die Gönner der hochmögenden Korporation gespendet wurden.

Wir haben ferner allgemeine hanſiſche Vorſchriften hervorzuheben, welche hier in dem Stahlhofe zu London noch viel ſtrenger beobachtet wurden als es wohl daheim unter völlig geordneten Verhältniſſen und unter dem Schutze des Wappenſchildes einer deutſchen Stadt geſchah. Den Schuldnern und namentlich denen, welche ohne Entrichtung des Schoſſes über die See zogen, ſollte ſtreng begegnet werden; ſtreng ward ferner auch gehalten auf die Werthangabe der Fracht durch die Schiffer, auf die Ausſtellung und richtige Abgabe der Schiffspapiere, auf die Sendung des Schoſſes, welcher von den Deutſchen in den übrigen engliſchen Häfen nach London gezahlt werden mußte, auf das Verfahren beim Wägen der Waaren, auf die Aechtheit der Farbe in den Tüchern und auf das Gleichmaß derſelben. Eiferſüchtig auf die unverkennbar ſich bereits auch in England regende Unternehmungsluſt, ordneten ſpäter, im Jahre 1434, die Hanſen zu Lübeck an, daß keiner ihrer Genoſſen irgendwie mit einem Engländer „in Kumpaneiſchaft", d. h. in eine geſchäftliche Aſſociation, treten ſollte. Andererſeits ſorgte die Geſellſchaft auch aufs Pünktlichſte dafür, daß keiner von den deutſchen Kaufleuten es verſäumte, rechtzeitig den Königszoll an den Inhaber des engliſchen Thrones zu bezahlen. Immer wieder von Neuem ſind durch die Stahlhofsgenoſſen den engliſchen Regenten bedeutende Summen vorgeſchoſſen worden, — Summen oft von 20,000 bis 30,000 Pfund Sterling, welche heut zu Tage wohl einen fünfzehnfach höheren Werth repräſentiren. Die großen, romantiſch ſo oft verherrlichten Schlachten des ſchwarzen Prinzen, ſelbſt die Siege von Crecy und Poitiers, ſind nicht weniger durch deutſchen Fleiß und durch deutſche Betriebſamkeit, nicht weniger durch deutſches Geld, als durch die Tüchtigkeit der engliſchen Streiter gewonnen worden! —

Wohl uns! — Wir dürfen auch bei peinlichſter Gewiſſen-

haftigkeit unſeren alten Landsleuten im Stahlhofe nur das Beſte nachſagen! In einer wahrhaft muſterhaft pünktlichen Weiſe ſcheint nach jenem oben erwähnten Vergleiche von 1281 die Pflicht der Vertheidigung von Biſhopsgate durch die Deutſchen ausgeübt worden zu ſein. Dieſe berühmte Architektur des alten London war übrigens nichts weiter als ein deutſcher Thorthurm, ausgeführt vielleicht von irgend einem hanſiſchen Meiſter! Als einzigen Schmuck ſah man an demſelben einen ſegnenden Biſchof, wahrſcheinlich einen der britiſchen Miſſionare, welcher die erhobenen Arme über die Standbilder Königs Aelfreds und ſeines Eidams, des Earl Aethelred von Mercia, ausbreitete. —

Wir erwähnten bereits oben jener Freigebigkeit, welche die Londoner Hanſen in Bezug auf Geſchenke bewieſen. So wurden z. B. dem Lord-Mayor jährlich 15 Goldnobel überreicht; aber der beſſeren Form halber war das Geld in die alte Gabe der Handſchuhe mit eingewickelt. War das verehrungswürdige Haupt der City bei den Angehörigen des Stahlhofes beſonders beliebt, ſo erhielt daſſelbe auch wohl ein Fäßchen vom beſten Caviar, einige Tonnen Häringe und einen Centner polniſchen Wachſes, — Dinge, welche damals zu den erwünſchteſten Vorräthen eines gut bürgerlichen Hauſes gehörten. Reichlich wurden ferner bedacht die Kron-Anwälte, die Sergeants-at-law, die Miniſter, die Behörden der Stadt, ſpäter auch die Beamten der Poſt, der Admiralität, der Staatskanzlei, des Staatsſekretariats, des Zolles! Das Budget war in ſeiner Etats-Poſition für Handſchuhe, in welche die zu verſchenkenden Goldſtücke alſo ſtets eingewickelt geweſen ſind, immer ein ſehr beträchtliches.

Es iſt daher auch wohl erklärlich, daß die klugen Eaſterlings, — die Oſterlinge, wie man zu London dieſe deutſchen Herren von der Oſtſee nannte, — ſehr beliebte Perſönlichkeiten waren. Sie fehlten daher nie bei öffentlichen Aufzügen. Als im Jahre 1431, — es war im Monate Februar, — zu London jener junge König Heinrich VI. empfangen wurde, welchem

man in St. Denys die Krone des heiligen Ludwig aufgesetzt hatte, zogen die städtischen Behörden in Hermelin und Scharlach ihm entgegen. Unmittelbar hinter ihnen ritten die Osterlinge, d. h. die deutschen Hanseaten, geführt von ihren Vorstehern und Meistern, einher. Bei bestimmten feierlichen Gelegenheiten sahen die Genossen des Stahlhofes auch Gäste bei sich, für welche z. B. am 4. Dezember, am Tage der heiligen Barbara, eine festliche Mahlzeit in der großen Halle des Kaufhofes gehalten ward. Dann prangten die alten herrlichen Schaugefäße der Brüderschaft wohl in ihrem vollen Glanze, und die Wände waren mit den prächtigsten flandrischen Teppichen bedeckt. An der Hochtafel saßen die Meister des Kaufhofes, an langen, niedrigeren Tischen die Gesellen, d. h. die noch nicht selbstständigen Mitglieder des Bundes. Unter den aufgetragenen Gerichten fehlte niemals der Kabliau. Vor allen anderen Gästen ward der Pfarrer zu Allerheiligen und der Pförtner des königlichen Gerichtshofes der Sternkammer geehrt. —

Doch wir haben nun auf dem Stahlhofe selbst Umschau zu halten!

Der Stahlhof erhob sich auf jener Stätte, auf welcher einst die „Gildhalle der Leute des Kaisers gestanden hatte.“ Vortrefflich war die Lage dieser Oertlichkeit! Nur etwas oberhalb von Londonbridge, der einzigen Brücke der alten Stadt, befindlich, — nicht weit von der Börse und der Kathedrale gelegen, bildete der Stahlhof einen in sich abgeschlossenen Theil der ehrwürdigen Metropole. Die Begränzung dieser Niederlassung der Deutschen erwähnten wir bereits am Eingange unserer Abhandlung. Nach allen Abbildungen waren einzelne der hier aufgeführten Baulichkeiten sehr wohl der Soester „Rumeney“ oder dem Danziger Artushofe zu vergleichen. Sehr stattlich erschien besonders die Front des Hauptgebäudes gegen Thames Street. Hier führten drei rund überwölbte Pforten durch die mehrstöckige Façade in den geräumigen Hof;

dieſelben trugen einſt die folgenden, doch nur ungenau überlieferten Inſchriften:

„Dies Haus bietet Freude und Fülle aller Güter, — ehrbare Luſt, Friede und Ruhe.“

„Das Geld iſt der Sohn der Mühſal und der Vater ſchmeichelnder Künſte.“

„Wer die Zucht bricht, deß warten die Schande, die Buße!“ —

Am Dache der Front breitete der Doppeladler des Reiches ſeine ſtarken Schwingen aus. Hohe Ringmauern umgaben dieſe deutſche Feſtung in der engliſchen Hauptſtadt. Und das war eine Nothwendigkeit! Iſt doch die mittelalterliche Geſchichte der Stadt London ſo überaus reich an Volksaufſtänden! Bei ihnen aber waren die beneideten Fremden beſonders gefährdet. So im Jahre 1381 bei dem Aufſtande John Balls, Wat Tylers und Jack Straws. Der reiche Goldſchmied Richard Lyons, einer der Sheriffe von London, ward in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Gildhalle hingemordet. Die alten, furchtbar erbitterten Sozialiſten von London verfolgten die Fremden, die Deutſchen ſowohl wie die Fläminge, bis in die Kirchen und ſtießen dieſelben erbarmungslos nieder, wenn jene die Wörter „cheese and bread!“ nicht ächt angelſächſiſch ausſprechen konnten. Trutzend und ſchirmend aber erhoben ſich in jenen Tagen die Mauern des Stahlhofes; an ihnen brach ſich die tobende Brandung der wild erregten Maſſen.

Innerhalb dieſer Ringmauern aber, welche buntbewegte Welt, welch' reges, kaufmänniſches Treiben und doch, welch' klöſterlich enge Formen! Die große Halle, welche zum Eßſaale diente und zugleich als Rathsſtube benutzt ward, haben wir bereits erwähnt. Ueber ihren hohen Kaminen und deren verzierten Geſimſen waren in dichten Reihen die glänzenden, hoch in Ehren gehaltenen Silber- und Zinngeſchirre, der prächtige Hausrath der Korporation, aufgeſtellt. Sicherlich befanden ſich auch hier, wie noch heut in vielen deutſchen Zunftſtuben, Curioſi-

täten aller Art aus fernen Landen. In späterer Zeit treffen wir hier zwei große Gemälde von Hans Holbein an; sie stellten zwei Allegorien, den „Triumph des Reichthums und den der Armuth" dar. Neben der Halle erhob sich ein Thurm. Hier, in dem Untergeschosse desselben, der „Trese" oder der Schatzkammer, wurden Kleinodien von besonders hohem Werthe, die theuren Gemälde und die Urkunden der Brüderschaft aufbewahrt. Auf der entgegengesetzten Seite stieß eine geräumige, steinerne Küche an die Halle; zwischen dieser und der Mauer auf der Westseite aber lag der Garten der Kaufleute, ein grünes Plätzchen, dessen die Deutschen auch auf fremder Erde nicht entrathen wollten; denn machtvoll wirkten auch hier noch die Erinnerungen an die Heimath nach. Hier rasteten die thatenfrohen Genossen des Hofes am Sommerabende bei einer Kanne Wein. Naturgemäß bildeten Waarenspeicher und Geschäftsräume einen sehr bedeutenden Bestandtheil des Stahlhofes; naturgemäß befanden sich auch Werften mit hohen Krähnen auf seinem Terrain. Bis tief in den Strom hinein lagen hier die grotesk geformten Segelschiffe der Deutschen vor Anker; eiserne Ketten verbanden dieselben mit dem Bollwerke.

Eine Stätte des Weltmarktes, — was faßte der Stahlhof ferner nicht an Waarenvorräthen in sich! Aus Skandinavien, Rußland, Polen und aus den baltischen Provinzen wurde Eisen, Holz, Hanf, Talg, Wachs und Pelzwerk eingeführt; die Ost- und die Nordsee lieferten Heringe und Störe, welche damals sehr beliebt waren, sowie den durchaus nothwendigen Stockfisch. Aus Norwegen, aus Livland, namentlich aber aus den Falknereien Preußens, kamen jene prächtigen Vögel der Reiherbeize, welche zu den bedeutendsten Preisen verkauft, ja, von dem englischen Adel oft buchstäblich mit Gold aufgewogen wurden. Flanderns Schätze bestanden in Tuch und köstlicher Leinwand; Südspanien und Frankreich lieferten feurige Weine; vom grünen Rheinstrome ward manch' köstlich Stückfäßlein hierher gesendet. Aus der Levante kamen Feigen, Datteln, Mandeln, Zimmet,

Medikamente, Spezereien; und als das Zeitalter der Entdeckungen begonnen hatte, fehlten auch Edelsteine, Goldstaub und Juwelen nicht. Von englischen Produkten befanden sich innerhalb des Stahlhofes stets die Erträge von Britanniens Ackerbau und herrlicher Viehzucht, sein weitberühmtes Bier und sein noch mehr gepriesener Käse.

Mit besonderem Behagen aber dürfen wir an einer Stätte der Nordseite des Stahlhofes verweilen. Hier stand das Haus jenes vorher erwähnten englischen Crösus Richard Lyons; hier befand sich später der berühmte Ausschank von rheinischen Weinen. Von den Tagen des Prinzen Heinz und Sir John Fallstaff's an, — denn „Boar's-Head-Tavern" und „Cold-Harbour", Heinrichs Residenzen, gränzten mit „All-Hallows-Lane" und dem Stahlhofe, — bis auf Lord Herbert von Cherbury, den pedantischen und pompös-chevaleresken Vertreter der Aera Jakobs I., sah das rheinische Weinhaus all' die Größen der wechselnden Zeit: Bischöfe und Aebte, Staatskanzler und Lord-Mayors, Haudegen, Kapitäne und die Helden der Hansa, selbst noch den wilden, mit der goldenen Ritterkette von Heinrich VIII. geschmückten Marx Meier, den zuchtlosen Gesellen Herrn Jürgen Wullenwebers! Die „Genüsse des Ortes" bestanden in Ochsenzunge, Lachs und Caviar. Noch in den Tagen der Königin Elisabeth sagt der Verfasser des Pierce Pennilesse: „Laßt uns zum Stahlhof gehen und Rheinwein trinken!" Bei Webster findet sich die Einladung zu einem deutschen Kuchen, einem Fäßchen Caviar und einem Fläschchen Rheinweine im Stahlhofe. Auch noch in diesem, unserem Jahrhunderte konnte man auf dieser kulturhistorisch so bedeutsamen Stätte ein Wirthshaus antreffen: nach deutscher Sitte und nach der Eigenart deutschen Wesens hing vor dieser Schenke eine goldene Traube. Ein Wirthshaus also von etwa 900 Jahren Alter!

Es würde ein hochwichtiger Zug in dem Bilde der Stahlhofsgenossenschaft uns fehlen, wenn wir es verabsäumen wollten, näher auf deren kirchliche Verhältnisse einzugehen. In den

abenteuernden Seehelden der Hansa, in diesen kecken, oft Alles auf's Spiel setzenden Kaufleuten der alten Zeit wohnte merkwürdiger Weise auch eine tiefe und aufrichtige Frömmigkeit. Die Genossen des Hofes besaßen wahrscheinlich im Hallenhause selbst eine Kapelle; eingepfarrt aber waren sie in das Kirchspiel Allerheiligen. Die rastlosen Seefahrer liebten ihr Gotteshaus und zeigten dies auch äußerlich in charakteristischer Weise. Waren sie doch auch auf dem wogenden Meere allstündlich der Gefahr ausgesetzt, Alles, — Gut sowie Leben, — zu verlieren! Nahmen sie doch auch bei größeren Seefahrten stets einen Priester aus der Heimath mit! Ihre Kirche, — „Allerheiligen die größere" oder „die Kirche am Heu", wie es auch heut noch zu Soest ein Gotteshaus St. Marien zur Wiesen giebt, — hieß auch „die Seemannskirche". Vor dem großen Brande Londons erblickte man in den Fenstern derselben, welche durch Drahtgeflechte sorgfältig geschützt waren, den alterthümlich geformten Reichsadler. Der alten Lehre und dem alten Kultus blieben die gewiß abergläubisch gewissenhaften Stahlhofsbrüder selbst noch lange getreu, nachdem die Reformation in England bereits den Sieg gewonnen hatte. Sir Thomas Moore selbst hielt einstmals bei ihnen in eigener Person Haussuchung nach dem „Gifte von Wittenberg", d. h. nach lutherischen Schriften; er fand nichts weiter als einige Exemplare der Bibel und einige altvererbte Gesangbücher. Mit gutem Gewissen konnten daher noch im Jahre 1530 die Mitglieder der Genossenschaft „am Kreuze auf St. Paul's Churchyard" schwören, daß in ihrer Mitte sich kein Ketzer befände. Die alten deutschen Schnitzwerke, die bunten Scheiben und Wappenschilder, die Grabestafeln rings an den Wänden verschwanden zwar bei dem großen Brande von 1666; aber noch heut ist in Allerheiligen ein vielbewundertes Schnitzwerk aus Eichenholz, ein Lectionarium, — auf Deutsch, ein Lettner, — vorhanden, welcher Schiff und Chor trennt. Das Werk gehört einem hamburger Meister an; es ward der Kirche geschenkt, als

dieſelbe nach dem Brande wiederhergeſtellt ward. An der Pforte deſſelben, welche auf den Altar hinführt, prangt noch heute unter dem königlichen Wappen von England des deutſchen Reiches Adler wie einſt über dem Portale der geſammten Faktorei. Sonſt hielten ſich die kaiſerlich geſinnten Deutſchen kirchlich auch wohl zu den „Grey-Friars", den Franziskanern von London. Für einen der größten Wohlthäter des Ordenshauſes derſelben galt jener Arnold, Thedmars Sohn, unſer alter Bekannter. Am Frohnleichnams-Tage ſchloſſen ſich die Deutſchen endlich nach altem Herkommen der großen Prozeſſion der Stadtbehörden an, und an Mitſommersnacht wie an St. Peter und Paul verſäumten ſie es nie, ihre Halle feſtlich zu erleuchten. Dann waren auch die ernſten, ehrbaren Brüder der Genoſſenſchaft fröhlich mit den Fröhlichen! —

Doch wir müſſen in der Geſchichte des Stahlhofes fortfahren! Mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts begann trotz aller, immer noch vorhandenen äußeren Macht der Niedergang der Hanſa. Das Emporkommen der Skandinavier, das Aufblühen des Reiches Burgund, die Veränderung der Straßen des Welthandels bezeichnen den Beginn des, wie wir ſehen werden, unvermeidlichen Verfalls. Unfreundlich geſtalteten ſich leider nur zu bald auch die Beziehungen des großen Städtebundes zu England. Die monopoliſirende Tendenz der deutſchen Kaufleute mußte freilich auch dem mehr und mehr ſich fühlenden Briten ein Dorn im Auge ſein. Aber die Stahlhofsbrüder in London waren auf ihrer Hut und wußten ſich vorerſt noch ihre Stellung zu bewahren, wenngleich die engliſche und die hanſiſche Flagge draußen auf den Meeren mit einander in Streit lagen. Unſere Freunde waren ehrlich, aber vor Allem behutſam, und der Lordmayor ſelbſt ſchützte ſie vor unrechtmäßigen Steuern und Zöllen; — um die Mitte des 15. Jahrhunderts brach indeſſen der lang erwartete Kampf dennoch aus.

Es iſt nicht zu läugnen: die größere Schuld lag auf Seiten der Deutſchen! Die Hanſa, welche in England ſo

freundliche Aufnahme gefunden hatte, behandelte ihre englischen Gäste, die Merchant-Adventurers, in ihren eigenen Häfen recht unwirthlich. Zu Greifswald, in Elbing und in Danzig, der stets wenig hochherzigen, preußischen Quartierstadt, vertrieb man die Fremden. Das Gleiche geschah durch die „Likendeeler", die schrecklichen Piraten des 15. Jahrhunderts, zu Bergen. Die englischen Kaufleute zeigten, wie jeder unparteiische Forscher ihnen zugestehen muß, viel Geduld, — die Deutschen wenig Mäßigung und Billigkeitssinn. Der deutsche Kaufmann des 15. Jahrhunderts war noch halb Krieger, nur halb Schiffer und Händler. Stolz und gewaltthätig, im höchsten Maße sich selbst vertrauend, ist er eine Figur, deren Härten erst im Laufe der Zeit verschwunden sind. Gesandtschaften zwischen dem Hofe und der Hansa gingen hin und her, — diesmal ohne jeden Erfolg. Im Jahre 1437 hatten sich endlich die Streitigkeiten zwischen den Hansen und den Engländern soweit zugespitzt, daß der englische Kaufmannsstand stürmisch die Abschaffung sämmtlicher Privilegien der Fremden forderte. Allein die Deutschen gewannen in Heinrich Beaufort, dem Bischofe von Winchester und Kardinale von England, einen gewichtigen Beschützer. In dem königlichen Rathe selbst ward die Forderung der Landeskinder als eine unrechtmäßige zurückgewiesen! Offenbar fürchtete der Rath der Krone noch die hansische Macht; offenbar konnte er das Geld der Hauptplätze des Bundes noch nicht entbehren. Der kluge Priester schloß demnach noch einen Vergleich mit den Abgesandten der deutschen Städte. Bald darauf bezog er selbst ein stattliches Wohnhaus neben dem Stahlhofe, — ein Geschenk seiner Schützlinge!

Die Dinge waren demnach noch in der Schwebe geblieben: da brachen die Kämpfe der weißen und rothen Rose aus. Jetzt war guter Rath theuer. Wem sollten die Hansen huldigen! Bei wem stand das Recht? Wer bot gegründete Hoffnung eines guten Verhältnisses für die Zukunft dar? Es

war eine furchtbar in allen Verhältnissen zerrissene Zeit, und die Lage der Fremden war in der That höchst gefahrvoll. Die Männer von Köln, die hochmögenden Herren vom Gürzenich, vertrauten dem guten Glücke der rothen Rose von Lancaster; sie setzten ihre Hoffnung auf Margarethe von Anjou, die Gemahlin Heinrichs VI.; die Osterlinge neigten zur weißen Rose von York hin. Verhängnißvoller Zwiespalt also im Schooße der Hansen selbst! Dazu kam, daß im Jahre 1449 englische Freibeuter eine Flotte von 108 Segeln, welche sämmtlich in Lübeck und in Riga daheim waren, aufbrachten. Die hansischen Schiffe kehrten soeben reich beladen von Spanien heim; sie hatten königliches Geleit; aber die englischen Freibeuter behaupteten, die Deutschen deckten Feindesgut mit ihrer Flagge. Selbstverständlich entbrannte nun ein kleiner Krieg auf dem Meere. Die Lübecker führten ihn; aber mit tiefem Ingrimme erblickten sie Kölns Fahne neben dem Banner der Lancaster: dieser Zwiespalt innerhalb des Bundes war ein schlimmes Zeichen für die Schicksale auch des Stahlhofes!

Wirklich schien im Jahre 1452 die Sache von Köln siegen zu wollen; die Genossen des Stahlhofes erhielten von dem Lancaster Heinrich VI. die härtesten Worte über ihre „Frechheit und ihren Uebermuth". Gemessen, wie es Männern geziemt, warteten sie ihrer Zeit, und das schwankende Kriegsglück nöthigte denn auch den König bereits im Jahre 1456 zu einem Waffenstillstande mit den Lübeckern. Wohl mußte manche herbe Kränkung ertragen werden, — zu London, wie auf der See! So vermeinte im Mai 1458 selbst ein Parteigänger des Hauses York, welches von den Osterlingen unterstützt wurde, der Graf Richard von Warwick, in achtzehn großen hansischen Schiffen Franzosen zu erkennen; er griff dieselben im Kanale mit furchtbarem Ungestüme an; die Hansen aber widerstanden und schlugen den beutelustigen Grafen zurück. Furchtbare Verluste mußten bei alledem verwunden werden. Lübeck allein berechnete den erlittenen Schaden nur für wenige Jahre auf mehr denn

200,000 Pfund Sterling und 70 große Schiffe. Sieben von ihnen hatte der Graf von Roß, der sogenannte „Herr der Inseln", 44 Robert Chan, ein anderer berühmter und berüchtigter Freibeuter, 19 jener Graf von Warwick aufgebracht. Nur wie durch ein Wunder erhielt sich in der wirren, unsäglich trüben Zeit der Stahlhof: immer wieder von Neuem ward derselbe mit der Zusicherung der Fortdauer seiner Privilegien beschenkt.

Im Jahre 1469 aber trat eine Katastrophe ein. Edward VI. benutzte eine Streitsache englischer Kaufleute mit den Deutschen, um die Brüder der Genossenschaft in dem königlichen Rathe auf das Allerschwerste, ja, auf Leib und Leben, zu verklagen. Er gedachte, nachdem ihm die Vollmacht dazu geworden, den vernichtenden Schlag gegen die Hansen wider deren Vermuthen zu führen. Die Genossen des Stahlhofes aber waren bereits von den Lübeckern gewarnt worden; sie hatten zum größeren Theile die Flucht ergriffen. Verödet stand der alte Hof; verödet ging derselbe auf die Verräther von Köln über, welche triumphirend laut des königlichen Befehles sich seiner bemächtigten.

Der nun heiß entbrennende Kampf zur See zwischen England und dem Bunde ist eine der wirrsten Fehden des Mittelalters und ohne jedes höhere Interesse. Schwankende Augenblicks-Politik hüben und drüben; — Bündnisse hier und Treubruch dort! Fast ist es unmöglich, den Gang der Angelegenheiten zu verfolgen! An dramatischen Episoden aber fehlt es auch diesem Kampfe nicht! Die Häupter des undankbaren Hauses York, Edward IV. und der blutige Richard von Gloucester, wären auf dem Strande von Alkmar beinahe in die Hände der Hansen gefallen; nur mit Mühe half der burgundische Statthalter, Herr Louis de Bruyes, ihnen davon. Der Feindschaft mit den Yorks folgte indessen sehr bald wieder eine höchst egoistische Versöhnung; Edward von York kehrte mit hansischer Hülfe, „mit den hastigen Deutschen und den plumpen Holländern", — zurück. Wieder indessen erwies sich dieser König

undankbar gegen die Osterlinge; denn er bestätigte z. B. der bundbrüchigen Stadt Köln den Besitz des Stahlhofes von Neuem. Da ward denn auch Seitens der Hansa der Krieg gegen die Yorks mit aller Thatkraft fortgesetzt; Paul Beneke von Danzig erlangte in ihm seine unvergänglichen Lorbeern und St. Marien zu Danzig das berühmte jüngste Gericht! Wo nur immer der Stadt mächtiges Orlogsschiff, der eroberte Engländer „St. Johann", erschien, da wich das St. Georgskreuz, und entsetzt ergriffen die englischen Freibeuter die Flucht. Am 29. Februar 1474 wurde zwischen England und den Osterlingen endlich der Utrechter Friede geschlossen, welcher den Deutschen die drei Stahlhöfe zu London, Boston und Lynn zurückgab, ihre Privilegien bestätigte und ihnen 15000 Pfund Sterling Schadenersatz gewährte.

So hatten anscheinend die Osterlinge gesiegt. Die abtrünnige Stadt Köln war verhanst worden und erlangte erst 1476 auf ihr Bitten wieder die Aufnahme in den Bund. Trotz, oder vielmehr auch wegen des Sieges war die Lage der Stahlhofsgenossen zu London keine erfreuliche. Neid und Mißgunst umlagerten sie, und im Jahre 1493 versuchten die erbitterten Tuchmacher, Gewandhändler und Krämer von London, den Stahlhof zu stürmen. Der Pöbel war bereits in denselben eingedrungen; da aber flammte es auf den Stirnen und den Wangen der Brüder auf, jäh und roth wie das helle Feuer der Scham; sie warfen die Eindringlinge zurück, und in dem Augenblicke erschien auch der Lord-Mayor und verhaftete die Führer des Aufstandes. Auch im Innern des Stahlhofes änderte sich natürlich Manches in solchen Tagen; die strenge Zucht der Alten zerfiel, neue Statuten wurden von dem Aldermanne, dem Ausschusse der Neuner und den beiden Unter-Vorstehern erlassen; allein diese Gesetze „verfingen" nicht; das London der Tudors steckte die jungen Gesellen mit seiner Ueppigkeit an. Und konnten die Deutschen in England etwa auf Charaktere wie die Heinrichs VIII. und des Kardinals

Wolsey festgegründete Hoffnungen setzen? Alles war in's Wanken und Schwanken gerathen; keine Korporation aber in Alt-England wurde durch diese allgemeine Rechtsunsicherheit in so hohem Maße geschädigt wie die Genossen des Stahlhofes.

Noch einmal schienen freundlichere Tage kommen zu wollen. Marx Meier weilte in London und versuchte zwischen dem Könige und der Hansa eine Solidarität der Interessen herzustellen. Es ist bekannt, wie bald dieser letzte Plan, die alte Größe der Hansa wiederherzustellen, an der Weltlage scheiterte. Immer unerquicklicher gestalteten sich nun auch die Verhältnisse des Stahlhofes. Wer konnte es den Tudors schließlich verdenken, daß sie der Merchant-Adventurers sich kräftigst annahmen, — wer den Hansen, daß sie im ausschließlichen Besitze ihrer Privilegien sich behaupten wollten? Der nationale Handel von England erhielt um diese Zeit in Sir Thomas Gresham, dem „königlichen Kaufmanne" der Königin Elisabeth, einen Champion, wie ihn, so entschlossen, so umsichtig, die Hansa nicht mehr besaß!

Bald zeigten sich die Bestrebungen der Engländer, das Monopol der Stahlhofsleute zu vernichten, in ihrem vollen Ernste. Schon unter Edward VI. sehen wir die Katastrophe sich entwickeln.

Zuerst ward 1551 eine Verschwörung von Londoner Bürgern entdeckt, deren Zweck es war, die Privilegien der vielbeneideten Fremden zu vernichten. Sir Thomas erklärte ferner unter Beihülfe des Herzogs von Northumberland dem Könige, daß ohne Beseitigung des Stahlhofes der Geldkurs nicht gehoben werden könnte, weil die Zollvergünstigungen der Hansa den englischen Handel in zu hohem Maße benachtheiligten. Bald darauf liefen nur zu gerechte Klagen über Mißhandlungen englischer Kaufleute zu Stralsund und zu Danzig ein. Da wurden denn die Stahlhofsleute vor den königlichen Rath geladen, welcher ihnen das höchst ungerechtfertigte Resolut eröffnete:

„Die Hansa, welche keine gesetzliche Körperschaft und der Zahl, dem Namen und der Herkunft ihrer Mitglieder nach unbekannt sei, habe durch Verfälschungen aller Art, sowie durch die Einführung fremder Waaren das Privileg Edwards IV. verwirkt.“ —

Das war ein äußerst bedenkliches Zeichen der Zeit! Natürlich remonstrirten die Hansen, und der überaus sorgsamen Thätigkeit des hansischen Anwaltes Dr. Heinrich Sudermann gelang es auch, von der „blutigen Maria“ am 24. Oktober 1553 einen Rezeß zu erwirken, welcher den Stahlhof und dessen Privilegien erneuerte; allein die ganze folgende Geschichte der Brüderschaft ist doch nur ein mühseliger Kampf mit den total veränderten Verhältnissen der Handelswelt und der Politik, ein siegloses Streiten gegen höhere Macht! — Durch ein prachtvolles Schauspiel, zu welchem 1000 Pfund Sterling aufgenommen worden waren, feierte der Stahlhof im Jahre 1555 den Einzug König Philipps, welcher zu seiner Vermählung mit Maria von Tudor zu London erschienen war. Die Aufnahme jenes Geldes möchte uns fast als ein Akt weiser Vorsicht erscheinen; die Genossen hielten es für gerathen, ihren Reichthum nicht zur Schau zu tragen; an Gelde selbst konnte es aber unmöglich fehlen, denn der Stahlhof versendete aus England um diese Zeit etwa 44000 Stück Tuch, die übrigen fremden und die einheimischen Kaufleute nur 1100!

Unversöhnlich aber gestalteten sich die Gegensätze des englischen und des hansischen Handels, nachdem die jungfräuliche Königin Elisabeth die Zügel des Regiments kraftvoll und entschlossen ergriffen hatte. „Hinweg mit den Fremden!“ Das war das Losungswort der Zeit und das Ziel des unablässigen Strebens von Thomas Gresham. Elisabeth wußte, was sie ihren Unterthanen schuldig war. Als daher englische Kaufleute an dem baltischen Strande fort und fort durch hansische Magistrate in engherzigster Weise chikanirt wurden, reifte in ihr der dem Stahlhofe verderbenbringende Entschluß.

Im Jahre 1579 ward der Geheime-Raths-Befehl ertheilt, alle hanſiſchen Freiheiten mit alleiniger Ausnahme der am Stahlhofe haftenden Rechte völlig aufzuheben. Die Hanſen hatten dergleichen vorausgeſehen; ſie hatten zu Lübeck beſchloſſen, das Silbergeräth und die Urkunden des Stahlhofes in Sicherheit zu bringen. Auf deutſchem Boden hatten unterdeſſen zwei von Eliſabeth hochbegünſtigte engliſche Faktoreien, die von Stade und von Elbing, ſich erhoben. Im Einverſtändniſſe mit den Hanſen ſetzte nunmehr die ſpaniſch-habsburgiſche Partei den Reichstagsbeſchluß vom 1. Auguſt 1597 durch, nach welchem die Engländer binnen drei Monaten den deutſchen Boden zu verlaſſen hätten. Jetzt zögerte auch Eliſabeth mit ihren Maßnahmen nicht mehr. Die Admirale Deake und Norris hatten im Aufbringen von Schiffen bereits das Möglichſte gethan: Eliſabeth aber führte den eigentlichen Vernichtungsſchlag gegen den Stahlhof, indem ſie am 23. Januar 1598 den Befehl veröffentlichte, die deutſchen Stahlhofsgenoſſen hätten England binnen 14 Tagen zu verlaſſen. Nur den Deutſchen galt die Rache; deshalb wurden die nunmehrigen „Polen“ von Danzig ꝛc. ausgenommen! Die kurze Friſt wurde allerdings noch mehrmals verlängert; am 25. Juli 1598 aber trug der Geheime Rath dem Lord-Mayor und den Sheriffs von London auf, den Stahlhof in Beſitz zu nehmen und die Deutſchen zu vertreiben. „Weil es nun nimmer anders ſein mochte“, ſo zogen die Stahlhofsbrüder, den Aldermann voran, mit traurigem Gemüthe zu der Pforte hinaus, welche hinter ihnen geſchloſſen wurde; „haben auch“, — daß wir eine alte Quelle citiren, — „Gott erbarm's, die Nacht nicht mehr darin wohnen mögen.“ Das Kulturleben Deutſchlands war damit um eins der eigenthümlichſten und nutzbringendſten Inſtitute gekommen, welche je aus deutſcher Betriebſamkeit und Thatkraft hervorgegangen ſind. —

Was nun folgt, iſt bald erzählt. Noch durften die Hanſen zu Lynn und Boſton reſidiren. Sie hofften und hofften, daß

die Königin dem Städtebunde sein Recht und Eigenthum wieder verleihen würde; aber sie täuschten sich: der Stahlhof ward englisches Admiralitäts-Gebäude. Auch Jakob I. zögerte mit der Restituirung der Hansen; endlich, anno 1606, gab er ihnen zwar ihr altes Eigenthum, nicht aber die alten Rechte zurück. Trüben Auges mochten damals wohl die Letzten der alten Korporation auf ihre verwüstete Lieblingsstätte blicken: die Dächer des Stahlhofes waren gebrochen, zertrümmert seine Gewölbe, geraubt sein Schmuck. Offenbar war es ein Akt der Klugheit, zugleich aber auch ein Zeichen völliger Hoffnungslosigkeit, daß die Deutschen es jetzt unterließen, sich einen Aldermann zu wählen und sich mit einem Hausmeister begnügten, welcher nun mit Weib und Kind in die ehrwürdigen, mönchischen Hallen einzog und die weiten Räume zu nicht unbedeutenden Summen vermiethete. Im Jahre 1609 ward der letzte Rest des Silbergeschirres eingeschmolzen, und der kluge Hausmeister, Herr Hermann Holzschuh von Lübeck, versuchte in unterthänigster Ehrfurcht eine captatio benevolentiae beim Prinzen von Wales, indem er dem feinen Kunstkenner Holbeins Meisterwerke, die beiden Triumphe aus der großen Halle, darbrachte. Aber von Tag zu Tag entvölkerte sich der Stahlhof mehr; ja, er verlor seinen alten, ruhmgekrönten Namen und hieß fortan nur noch „das rheinische Weinhaus". Im Jahre 1616 endlich, — es erscheint uns das als das Anzeichen gänzlicher Selbstaufgabe, — verzichteten die Deutschen auch auf die langen Reihen unbenutzter Kirchenstühle zu Allerheiligen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir das letztere Zugeständniß als das Schwerste auffassen, was den Genossen vom Stahlhofe je zugemuthet worden ist. An den Wänden des Gotteshauses und in seinem Estriche befanden sich die Grabsteine der alten hansischen Helden und Seefahrer; jetzt traten andere Geschlechter, Männer fremder Zunge, die Spuren der Ahnenbilder aus. Welch demüthigendes Ende der Genossenschaft! Früher beherrschten die Stahlhofsbrüder den Handel

des Inselreiches; jetzt waren sie froh, ein paar hundert Pfund Sterling an Miethserträgen einzunehmen! Der alte Sitz der Ehren, die große Halle, war in einen Speicher verwandelt worden! —

Welch' getreues Bild dessen, was unterdessen im Vaterlande geschehen war! Denn de facto war in Deutschland während der Stürme des 17. Jahrhunderts der Städtebund aufgelöst worden. Daß patriotische Herzen sich damit trösteten, die Hansa sei nur vertagt, änderte an dieser Thatsache selbst nicht das Mindeste. Die Genossen des Stahlhofes schauten oft vergeblich über die See nach Hülfe aus; obwohl dieselbe nicht erschien, blieben sie als Männer auf ihrem Posten! Eine neue Weisheit z. B. wollte im Jahre 1632 entdecken, daß das Grundstück des Stahlhofes eigentlich ein Eigenthum der Krone sei. Solchen Ansprüchen gegenüber haben auch die letzten Vertreter der Hansa im 17. Jahrhunderte noch frei und offen bezeugt, „daß dieser alte Hof gesammtem deutschem Kaufmanne gehöre, der in den Ansee-Städten, — wie man jetzt in wunderlicher Orthographie schrieb, — seßhaft wäre." Endlich in der Nacht vom 2. bis 3. September 1666 erlagen der Stahlhof, seine Gildhalle, sowie die Kirche zu Allerheiligen bis auf geringe Reste dem großen Brande.

Auch noch nach demselben, als die englische Regierung zögerte, die Privilegien der fremden Kaufleute in England zu erneuern, behaupteten die Genossen des Stahlhofes ihr altes, gutes Recht, und Karl II. war unparteiisch genug, den Freibrief ihrer Niederlassung zu bestätigen. Aber die Pracht erhob sich nicht mehr aus der Asche. Nur für den Stahlhofsmeister ward eine dürftige Wohnung errichtet; der übrige Raum ward zu Packhöfen und Werften, zu miethsweise auszugebenden Speichern und Waarenlagern verwendet. Eine wehmüthige Erinnerung an die alte Zeit weckend, lag inmitten dieses kaufmännischen Tohu-Wabohu der kleine, grüne Gartenfleck der ehrsamen alten Stahlhofsbrüder. Wohl deckte der Miethszins

den drei Städten, welche das Erbe der alten Hansa angetreten hatten, reichlich ihre Aufwendungen; dennoch wurde sowohl zu Lübeck, wie zu Hamburg und Bremen der Stahlhof als eine Last betrachtet, und endlich, im Jahre 1853, ward nach langen Verhandlungen das Erbe der „Kaufleute des Kaisers“ für 72,500 Pfund Sterling an englische Spekulanten verkauft. Anstatt der Kirche Allerheiligen hatte Karl II. im Jahre 1673 den Deutschen die kleine Dreifaltigkeitskirche zum Gottesdienste eingeräumt. Dieselbe ist demnach die Mutter der deutsch-prroteſtantischen Kirchen zu London geworden, deren man jetzt, — irren wir nicht, — außer der deutschen Hofkapelle sechs zählt.

Noch erwähnen wir der beiden andern Stahlhöfe in England. Die Niederlassung zu Boston verloren die Hansen im 17. Jahrhunderte; der Stahlhof zu Lynn ward 1751 von Hamburg, Bremen und Lübeck an den Aldermann dieser Stadt verkauft. —

Eine außerordentlich wechselvolle Geschichte von etwa neun Jahrhunderten ist an uns vorübergegangen. Wir haben, wie den Glanz des deutschen Namens in der Fremde, so auch die Ohnmacht des Vaterlandes nach Außen hin kennen gelernt. Mag man über die alten Stahlhofsgenossen urtheilen, wie man will, — das Eine wird man ihnen nicht streitig machen können, daß sie das Vaterland auf fremder Erde würdig vertreten haben! —

Die Deutschen in London sind gewissermaßen die Nachfolger der alten Stahlhofsbrüder; nur daß die Formen des Lebens und des kaufmännischen Verkehrs einen durchaus modernen Zuschnitt erhalten haben. Eins aber hat sich aus der alten Zeit in die neue hinübergerettet; das ist jener ernste, thatkräftig helfende, jener mildthätige Sinn, der einst im Steelyard geherrscht hat! Ein deutsches Hospital zu London legt auch in unseren Tagen Zeugniß von solchem Sinne ab. Und noch eine andere Erinnerung an die großen Tage der Hansa ist in England geblieben: nach jenen kühnen, unter-

nehmenden Osterlingen, welche wir so oft erwähnt haben, nach den hansischen Kaufleuten aus dem Osten, heißt die englische Rechnungseinheit das Pfund Sterling = Osterling; die Zusammenfassung von 20 Schillingen zu einem Ganzen geht also auf die Leute des „Herrn Kaisers von Alemannien" zurück, deren Geschichte uns ein gut Theil deutschen Bürgerlebens aus der Vorzeit enthüllt hat!

VII.

Der deutsche Kaufhof von St. Peter in Nowgorod.

Zu den denkwürdigsten Institutionen unseres Mittelalters gehören die von deutschen Kaufleuten gegründeten Komptore und Genossenschaftshöfe in außerdeutschen Landen, unter welchen der einst so fröhlich blühende Kaufhof zu Nowgorod ein außergewöhnliches Interesse beanspruchen darf. Denn frühe schon hat derselbe durch die Gewaltthaten russischer Herrscher ein tragisches Ende genommen. Lassen wir sie einmal an uns vorüberziehen, die wenig gekannten Bilder aus der Geschichte der kühnen, schwert- und thatenfrohen Kaufmannschaft des alten deutschen Reiches!

Die früheste Geschichte der Stadt Nowgorod, d. h. der „neuen Burg" am Ilmensee ist sehr dunkel; jedenfalls muß der feste Ort schon sehr früh von sarmatischen Stämmen gegründet worden sein. Die Polänen, die Tschuden und die Chazaren gewannen nach einander die Botmäßigkeit über die flache, den Handelsplatz umringende Landschaft, bis im Jahre 862 die Waräger unter dem Fürsten Rurik vom Stamme Ruß einbrachen. Die Fragen, ob dieses Volk normannisch-deutscher oder lettischer, vielleicht gar slavischer Herkunft gewesen ist, berühren uns hier nicht. Wir erwähnen nur die Thatsache, daß Rurik mit seinen Brüdern Sineus und Truwor von den Tschuden, Kriwitschen und Meren in ihr Land gerufen worden

ist, daß er das Gebiet von Nowgorod bis zum heutigen Klein-Rußland erobert, seinen Herrschersitz zu Nowgorod aufgeschlagen und nach dem Tode von Sineus und Truwor auch deren Reiche Bäto-Ozero und Isborsk mit Nowgorod vereinigt hat, welches sich später als die feste Burg eines der russischen Großfürstenthümer bis über die Zeiten des mongolischen Einfalls erhielt und selbst dem Eroberer Batu-Chan mit Erfolg Widerstand leistete.

Schon von diesem Beginne der russischen Geschichte an existirte eine große Handelsstraße von den Warägern zu den Griechen. Sie mag älter sein als Nowgorod selbst. Wann aber, so müssen wir fragen, begegnet uns die erste gesicherte Kunde von Handelszügen deutscher Männer nach Nowgorod?

Der große Geschichtsschreiber Adam von Bremen hat uns dieselbe überliefert; er ist's, der über den Handelsverkehr nach dem Nordosten die merkwürdige Stelle hat: „Von Demmin fährt man zu Schiffe nach Samland, welches die Preußen inne halten; die Entfernung ist eine solche, daß man von Hamburg und der Elbe aus am achten Tage Jumne, — jene fälschlich später als „Vineta" bezeichnete Stadt der Wenden, — erreicht. Von hier aus gelangt man in 14 Tagen mit Segelwind nach Ostrogard in Rußland." Ostrogard ist vielleicht eine Küstenveste der heutigen russisch-baltischen Lande, vielleicht Nowgorod selbst gewesen. Es liegt demnach in der Aeußerung des Domherrn Adam von Bremen die Gewißheit über das Vorhandensein einer Handelsverbindung zwischen den deutschen Elblanden und den russischen Städten, speziell mit dem von seinen Oberherren hochbegünstigten Nowgorod, welches der Großfürst Jaroslaw mit vielen Freiheiten, namentlich mit der Selbstwahl eines Herrschers unter den russischen Großfürsten beschenkt hatte.

Sehr bevölkert mag sich diese Straße nach Nowgorod haben, nachdem unter dem Zeichen des Lilienbusches oder besser der Framea von Soest die deutsche Kolonie zu Wisby so fröhlich aufgeblüht war. Der Erzbischof Rainald von Dassel zu

Köln nimmt in einer Urkunde von 1165 als Verleiher gewisser Gerechtsame besondere Rücksicht auf die Handelsverbindungen, welche die Einwohner des kaum nennenswerthen westfälischen Städtchens Medebach mit Dänemark und Rußland hatten. Wenn so kleine Städte ihre Bürger nach dem fernen Osten sendeten, fürwahr! dann werden die unternehmenden Kaufleute von Köln, Magdeburg, Soest, Hamburg, Bremen nicht zurück geblieben sein, besonders da durch den Handel mit dem in den deutschen Landen außerordentlich begehrten Pelzwerke ein reicher Gewinn in Aussicht stand. Nowgorod bildete damals einen kriegerischen Freistaat, welcher fast den ganzen Norden von Rußland umfaßte und seinen Handel mit einer sehr zahlreichen Streitmacht beschützte. Die Stadt selbst soll in jenen Tagen 400 000 Einwohner gehabt haben; Klöster, welche jetzt eine Meile weit von derselben sich befinden, lagen damals innerhalb ihrer Befestigungen. War es ein Wunder, wenn dieser starke Freistaat sich bei seiner Macht und bei seinem Reichthume den berühmten Wahlspruch beilegte: „Wer vermag etwas gegen Gott und Groß-Nowgorod?“

Die kampfesmuthigen Bürger desselben hatten sich um 1137 selbst den finnischen Norden, den ausgiebigsten Bezirk für kostbares Pelzwerk, bis zur Petschora zinspflichtig gemacht. In vielen niederdeutschen Städten, so z. B. zu Braunschweig, Magdeburg, Quedlinburg, selbst in dem armen Berlin, erscheinen die Kürschner schon sehr früh als ein hervorragendes Gewerk: zu Nowgorod am Wolchowflusse und am Ilmensee war ihnen der Zugang zu den Schätzen des Ostens eröffnet.

Hochwichtig wurde für die jedenfalls schon vorhandene deutsche Kolonie zu Nowgorod die im Jahre 1160 erfolgte Entdeckung des produktenreichen livonischen Landes durch die Kaufleute von Bremen und die seitdem an der Düna großartig sich entwickelnde deutsche Kolonisation: die Gründung von Riga und Reval vornehmlich. Mit sicherem Blicke erwählten jetzt die Großhändler von Wisby, die deutschen Kaufleute aus Soest,

Dortmund, Münster, aus Soltwedel und Lübeck, welche unter jenem vorher erwähnten Lilienzeichen vereinigt waren und denen die Russen von Nowgorod bereits eine Niederlassung mit Waarenhäusern, eigener Kirche und hölzernen Wohngebäuden eingeräumt hatten, die schnell aufblühende Stadt „bei der Riege am Strome", d. h. bei einem Schuppen zur Ablagerung des Getreides, zum Stapelplatze der russischen Waaren, und mit Riga gemeinschaftlich erhob sich glänzend auch die ältere Kolonie am Ilmen-See. Er ist wahrhaft bewundernswerth, der in diesen fernen Landen geschlossene Bund zwischen dem streitbaren geistlichen Ritterthume und den kühnen, deutschen Bürgern, — ein Bund zur Ausbreitung deutscher Kultur, ein Bund zur Vergrößerung der Machtfülle des deutschen Vaterlandes!

Bald aber kamen stürmischere Zeiten. Durch die Kriege König Woldemars II. von Dänemark in Esthland und Livland erlitt der Handel nach Nowgorod schwere Beeinträchtigungen; — auch Anfeindungen der Deutschen Seitens der Russen müssen stattgefunden haben. Denn im Jahre 1228 vermittelte Mistislaw Dawidowitsch, Großfürst von Smolensk, im Namen der Fürsten von Polotzk und Witebsk einen neuen Handelsvertrag mit den lateinischen Großhändlern. Drei „verständige Kaufleute" von den Ufern Gothlands, drei Bürger von Lübeck, drei von Soest, drei von Münster, zwei aus Gröningen, sowie zwei von Bremen, zwei von Dortmund und mehrere Einwohner von Riga fertigten zusammen mit dem „besten" Priester des Russenfürsten und dem „verständigen" Smolensker Pantelei, sicherlich einem russischen Großhändler, die Vertragsurkunde aus, welche höchst merkwürdige Rechts- und Kulturverhältnisse klar legt.

Zuerst nämlich handeln jene Bürger im Vollborde ihrer Städte; es ist also ein staatliches Rechtsverhältniß, welches deutsche Bürgerschaften mit den Russen eingehen. Ferner wurde auch hier tief im Slavenlande der Todtschlag nach deutschem Rechte nur mit Geld gesühnt, ebenso Verstümmelung

oder Blutrunst. In allen Schuldsachen herrschte Gleichberechtigung; auch Verhaftungen eines Russen in den deutschen Städten oder eines Lateiners durch die Russen wegen Friedebruchs durften nicht erfolgen, sobald Bürgen gestellt werden konnten. Fiel ein Russe etwa „in den Zorn seines Fürsten", so mußten doch die etwaigen Schulden desselben durch den Gebieter an die „Lateiner", wie die Deutschen hier stets heißen, berichtigt werden. Gottesurtheile, wie der Zweikampf oder das Tragen des heißen Eisens, sollten höchst verständiger Weise nur in wenigen Fällen zur Anwendung kommen; auch waren die Deutschen zum Kriegsdienste für die Russen nicht verpflichtet. Für das Geleit nach Nowgorod hatten sie an die Fürstin der Stadt ein Stück Tuch, an die russischen Vogte ein Paar Handschuhe zu liefern. Andere Abgaben bestanden in Geldzahlungen an die Wäger oder in den Lieferungen einer bestimmten Anzahl von Marder- und Eichhörnchenfellen, von Wachs, Edelmetallen und silbernen Gefäßen. Der Lauf der Düna von deren Ursprung bis zum Meere war für die Fremden frei; das Niederlags- und Strandrecht war hier gänzlich aufgehoben. Trafen lateinische Gäste mit anderen Fremden auf russischem Boden zusammen, so wurden die Lateiner zuerst befördert. In Smolensk besaßen sie eine eigene Kirche, welche den anheimelnden Namen „zur Gottesmutter auf dem Berge" trug; dieselbe lag der russischen Hauptkirche gegenüber.

Doch gehen wir näher auf die Verhältnisse der Deutschen zu Nowgorod ein! Hier erscheint zuerst der „gothische Hof" mit einer St. Olavskirche. Wir schließen daraus, daß die Gothländer, die Männer der Lilie von Wisby, die Lateiner, d. h. die Deutschen, unter ihren mächtigen Schutz genommen haben werden. Erst später müssen die Deutschen auf ein besonderes Stadtviertel angewiesen worden sein; sie erbauten hier den „Hof der Deutschen zu Groß-Naugarden" und die St. Peterskirche. Auch in ihrem Siegel aber blieb die Lilie oder

die Framea haften, jenes uralte Zeichen der fränkischen Könige und des sagenreichen Susat in Westfalen.

Soweit unsere Nachrichten reichen, sind die baulichen Spuren dieser deutschen Kolonie zu Nowgorod unter den Stürmen der Zeit und bei wiederholten Feuersbrünsten längst verschwunden. Nowgorod ist eine völlig russische Stadt geworden, und deutsche Denkmäler würde man sowohl in der vielthürmigen Kathedrale der h. Sophie, wie in der „Straße der Waräger", in deren Nähe der Hof der Deutschen belegen war, vergeblich suchen. Ein hochwichtiges Denkmal des Kaufhauses unserer Stammesgenossen im fernen Rußland aber hat sich in dem Gesetzbuche desselben, der berühmten Skra zu Naugarden, erhalten. Auch diese Bezeichnung „Skra" weist zurück auf Soest, die ehrwürdige Hauptstadt der Engern. Von hier ist dieselbe als Name des Gesetzescodex sowohl nach Wisby, wie nach Nowgorod verpflanzt worden. Blättern wir ein wenig in diesem hochalterthümlichen Rechtsbuche!

Wie es von Anbeginn gehalten worden ist, — so heißt es in demselben, — sollen die Sommer- und Winterfahrer, sobald sie in die Newa gekommen sind, — von dort her nahten sich also alljährlich die Deutschen zweimal dem berühmten Handelsorte, — aus ihrer Mitte den Oldermann des Hofes und den Oldermann von St. Peter erwählen. Vielleicht leitete der Priester, welchen die deutschen Männer allezeit bei Seereisen mitnahmen, vielleicht der Aelteste an Jahren diese Wahl. Der Oldermann von St. Peter stand der Niederlage vor; er empfing die Einkünfte, den Schoß und die Bußen, war also gewissermaßen der Kastenherr der Ansiedelung, während der „Oldermann des Hofes" der höchste Vorsteher war, das Ding gebot und mit den vier Schöffen, den Weisesten, das Urtheil in Rechtshändeln, sowie bei Verstößen gegen die Sitte und die Handelsgesetze zu finden hatte. Er und die Schöffen riefen sich die Hülfsbeisitzer herbei. Stets genossen die Olderleute gewisse Vorrechte hinsichtlich der Wohnung auf

dem Kaufhofe; auch durften sie jedem guten Manne Herberge gewähren. Der Oldermann der Winterfahrer hatte überdieß noch gewisse Ehren in der großen Versammlungsstube voraus. Jener mit auf die Fahrt genommene Priester, welcher die Schiffsgenossen vor dem Tode in den Wellen schützen sollte, galt allein als der Seelsorger des deutschen Hofes; er erhielt freie Kost und ein Gehalt aus St. Peters Gute. Dem Gebote oder der Ladung zum Gedinge wie zum Kaufmannsrathe mußte ein jeder Bewohner des Hofes Folge leisten. Alle Stuben scheinen gemeinschaftlich gewesen zu sein, wahrscheinlich, um in dem streng abgeschlossenen Hofe doch wenigstens eine gewisse Geselligkeit für die langen Winternächte einzuführen. Aus der „Kinderstube", dem Aufenthalte der jüngeren Handelsknappen und der Lehrlinge, durfte, — eine sehr wohlthätige Bestimmung, — kein Knappe entlassen werden, ehe derselbe nicht in die Heimath zurückgebracht worden war. Auch die Bestrafung eines Knappen erfolgte erst nach der Vernehmung von Zeugen. Höchst wohlthätig und heilsam war es, daß in Krankheitsfällen der Meister zur Pflege seines Lehrburschen verpflichtet war. Hader in jener Kinderstube wurde durch einen besonderen Oldermann geschlichtet, sofern der Streit nicht bis zur „Blutrunst" ausgeartet war. Hofwärter, von gewaltigen Kettenhunden begleitet, sorgten des Nachts für die Sicherheit des Hofes. Wir erfahren ferner aus der Skrae, daß die St. Peterskirche als Waarenlager benutzt wurde; „Kirchenschläfer" im uneigentlichsten Sinne, d. h. Männer, welche einander ablösend hier im Gotteshause wachten und nur hier schlafen durften, hüteten die Vorräthe. Unhansische Landfahrer, d. h. fremde Kaufleute, durften in den Hof nicht ohne die Erlaubniß des Oldermannes aufgenommen werden. Sobald die Koggen in die Newa gekommen waren, wurde der Schoß an den Hof, der sogenannte St. Peters-Schoß, sowie die Hälfte dieser Zahlung als „Königsschatz" an den Großfürsten von Nowgorod entrichtet; hier also befand sich die landesherrliche

wie die hanſiſche Zollſtätte. Sehr ſtreng verbot die Skrae die „Kumpanei", d. h. die Handelsgemeinſchaft zwiſchen den Deutſchen und den Ruſſen. Wer ferner aus dem Lande fuhr, ohne Abrechnung zu halten, der ward durch ſofort nachgeſchickte Schälke, d. h. Gerichtsdiener, verfolgt. Waren die Brüder von St. Peter durſtig, — eine eigene Brauerei lieferte ihnen den Bedarf; brauchten ſie Wachskerzen, — aus St. Peters Keſſel wurden ſie gezogen, wie ihnen denn auch aus einer gemeinſamen Niederlage Feuerung vertheilt wurde. Der jährliche Ueberſchuß der Verwaltung, „St. Peters Gut", ward in St. Peters Kaſten zu St. Marien in Wisby, der im Jahre 1225 geweihten deutſchen Pfarrkirche auf Gothland, niedergelegt. Der Oldermann von Gothland, ſowie die Olderleute der Lübecker, Soeſter und Dortmunder zu Wisby bewahrten die vier Schlüſſel zu dieſem Kaſten.

Nach dieſen Beſtimmungen der Skrae vermögen wir uns ein ziemlich farbenfriſches Bild von dem Aufenthalte der Deutſchen zu Nowgorod zu entwerfen. Dieſelben lebten allerdings in einer faſt klöſterlichen Weiſe zuſammen. War das Geſchäft geſchloſſen, ſo war der weite Kaufhof kirchenſtill. In den Abendſtunden mögen die Winterfahrer erſt bei einem Becher guten, gewürzten Bieres jene alten nordiſchen Sagas ſich erzählt haben, welche ſie auf ihren weiten Reiſen vernommen hatten, wie es andererſeits feſtſteht, daß das herrlich tönende Glockengut ſüdgermaniſcher Mären durch deutſche Kaufleute den Skandinaviern mitgetheilt worden iſt. Vielleicht ward auch das ruſſiſche Märchen von dem reichen Manne zu Nowgorod erzählt. „Sſadko war ein armer Gußliſchläger", d. h. Citherſpieler, ſo beginnt dasſelbe und berichtet, wie der Verzweifelnde den Flußgott des Ilmen mit ſeinen Tönen aus dem Waſſer hervorgelockt habe. Der freute ſich der melancholiſchen Klänge und beſchloß, dem armen Schelme zu helfen. Er hieß ihn ein Netz in den See werfen, und ſo oft Sſadko dasſelbe herauszog, befand ſich ein Fiſch mit goldenen Schuppen darin. Da

begann er zu handeln und aus dem armen Gußlischläger ward einer der reichsten Männer von Nowgorod.

Hervortretend ist bei unseren Freunden zu Naugarden ganz besonders eine verhängnißvolle Nichtachtung des russischen Selbstgefühls, — ein Fehler, welcher dereinst bitter sich rächen sollte. Jenem oben angeführten Sprüchworte zum Trotze verlangten die Sommerfahrer des Hofes von St. Peter, daß bei ihrer Ankunft der König, d. h. der Großfürst, der Burggraf, der Herzog und die Gemeinde-Vorsteher das Kreuz zum Zeichen des Friedens und der Eintracht küssen, die Gäste also feierlichst begrüßen sollten. Erfolgte unter russischem Geleite ein Diebstahl, so ward derselbe mit harter Verstümmelung gebüßt. Zögerte der Richter etwa mit dem Vollzuge der Strafe, so sollten die Gäste zur Selbsthülfe befugt sein. Für den Schiffsverkehr waren den Fremden die größten Erleichterungen zugesichert. Bei den Stromschnellen des Wolchow, dessen Fahrwasser für die tiefgehenden hansischen Koggen zu seicht war, oberhalb von Alt-Ladoga, mußten Leichterschiffe zur Hand sein, deren Führer ihre Beköstigung und eine Anzahl von Marderschnauzen empfingen. An der Insel Gostinopol (Gestefeld) wurde z. B. von Salz und Mehl ein nur sehr geringer Zoll erhoben; außerdem hatten die Führer der Leichterschiffe den Transport auf ihre Gefahr hin zu besorgen, bis in der Nähe von Nowgorod die Wagen bepackt werden konnten. Kein „Schalk" durfte vor dem Hofe von Nowgorod, welcher natürlich auch das Asylrecht für Verbrecher besaß, sich sehen lassen; nur des Großfürsten Pristav d. h. Aufseher durfte ihn betreten. Vor dem Gehege des Kaufhofes sollten, damit jeder Zank vermieden werde, russische Kampfspiele nicht gehalten werden. Jeder Russe, der, mit Waffen versehen, die Einfriedigung übertrat, that dies auf Gefahr seines Lebens hin; entrann er, so büßte er hoch mit Geld und, besaß er dasselbe nicht, so mußte die russische Gemeinde für ihn eintreten. Wer Steine und Pfeile in den Hof schleuderte oder die Planken beschädigte, büßte mit 10 Mark Silbers. Die

gemeinsamen Tagesfahrten wurden auf St. Johannis Hof gehalten. Freier Kauf bei den Gästen stand den Russen natürlich offen; auch durften die Deutschen „ihre Knaben" zur Erlernung der Sprache in's Land schicken. Der Hof zu St. Peter und der Friedhof der Lateiner sollten von Bebauung für immer gänzlich frei sein; auch während eines Krieges sollte für den freien Verkehr der Deutschen in Rußland gesorgt werden. In Schuldforderungen gingen unsere Freunde jedem Russen vor; zahlungsunfähige Russen durften sogar mit Weib und Kind hinweggeführt werden, falls eine Auslösung von nationaler Seite nicht erfolgte. —

Allmählig wurden die St. Olavskirche und das Gildehaus bei ihr mit der größeren Ansiedelung bei St. Peter verschmolzen. Die Rechts- und Machtstellung der Fremden zu Nowgorod war schließlich eine derartige geworden, daß das russische National-Bewußtsein sich gegen dieselbe erheben mußte, sobald dasselbe genügend gekräftigt war. Diese Erstarkung des slavischen Geistes ließ nicht lange auf sich warten; sie trat ein, als Alexander Newsky seine ruhmvollen Kriege begann. Grade von Nowgorod aus regenerirte sich das russische Reich. Sehr bald brachen daher Streitigkeiten mit den Gästen aus. Alexander entriß den Deutschen Pleskow, und sein Nachfolger Jaroslaw ging bereits mit keinem geringeren Plane um als mit dem der gänzlichen Vertreibung der Deutschen aus den Ostseeprovinzen.

Da trat zu rechter Stunde Lübeck als die Schutzmacht der Deutschen in den bedrohten Landen auf. Während der Landmeister von Livland, der Ritter Otto von Rodenstein, das Gebiet des nun russisch gewordenen Pleskow verheerte, beschloß die land- und seegewaltige Traveſtadt auf Rath dieses Ritters und des früheren Meisters Konrad von Mandern eine durchgreifende Maßregel, eine Handelssperre gegen die Russen, in Nowgorod eintreten zu lassen. Am 31. Mai 1268 wurden zu Lübeck jene Briefe untersiegelt, kraft deren die Bürger von Lübeck und alle deutschen Kaufleute sich anheischig machten, den

Feinden des Glaubens, den Russen von Nowgorod, für dieses Jahr keine Waaren zuzuführen, es müßte denn der deutsche Kaufmann in jeden Frieden zwischen Lateinern und Russen eingeschlossen, auch Sicherheit für zukünftige Verkehrsfreiheit gegeben werden.

Dieser muthige und hochherzige Beschluß verfehlte seine Wirkung nicht. Noch während Otto von Rodenstein Pleskow verheerte, erbot sich ein Theil der russischen Bürger zu einem „Frieden, wie er in den Tagen Meister Folquins und des großen Kirchenfürsten Albrecht von Buxthövden gewaltet hätte." Das war den Deutschen noch nicht genug. Als nun die Sommerfahrer völlig ausblieben, als die alte Festlichkeit, mit welcher dieselben empfangen worden waren, fortfiel, als endlich gar Mangel eintrat, brach in der russischen Gemeinde von Nowgorod ein Aufstand gegen Jaroslaw aus. Man erinnerte sich, daß es die Deutschen gewesen waren, welche im Jahre 1231 durch eilige Zufuhr von Lebensmitteln die Stadt vor einer Hungersnoth geschützt hatten. Die große Glocke ward geläutet, — jene hochberühmte „Wetsche", — und die russischen Bürger des Freistaates strömten zur Rathsversammlung durch die niedrigen Rundbogenportale in das Gotteshaus von St. Sophien zusammen; sie forderten die Vertreibung des Fürsten, welcher auch wirklich entfloh und seine Räthe der Volkswuth preisgab. Ein Bürgerkrieg drohte auszubrechen; Jaroslaw stand bereits mit einem Heere den Rebellen von Nowgorod gegenüber: da vermittelte der greise Metropolit Kyrill den Frieden. Jaroslaw durfte nie wieder in Nowgorod einreiten; in der Sühne leistete er den Schwur, den Deutschen ihr unantastbares Eigenthum zu lassen, auf dem deutschen Hofe keinen Handel als den der Deutschen und der Kaufleute von Nowgorod zu dulden, diesen Hof nie einzuschließen, nie durch seine Beamte zu behelligen.

Bald, nachdem dieser Frieden geschlossen worden war, traf Herr Heinrich Wüllenpunt, Rathsherr von Lübeck, mit zwei

gothländischen Abgesandten an dem Wolchow ein. Er ordnete mit Fürst Jaroslaw, mit dem Possadnik oder Burggrafen Pauscha, dem Tussadskoi oder Herzoge Ratibor und den gothischen, sowie deutschen Oldermännern die Verhältnisse des Kaufhofes in gedeihlichster Weise. Freilich zeigte sich auch dieses Pergament für die Folgezeit zu schwach, um den tiefgewurzelten Groll zwischen den verschiedenen Nationalitäten zu vertilgen.

Denn schon in der nächsten Zeit brach derselbe trotz der Gelöbnisse und des Kreuzkusses der Russen in mannigfacher Weise hervor. Auf dem Wege zwischen Pleskow und Nowgorod wurden die ärgsten Straßenräubereien gegen die Deutschen verübt. Schon im Februar 1278 mußte jene Maßregel der Handelssperre wiederholt werden, und wenn feierliche Gesandtschaften der deutschen Städte den Großfürsten Dmitri Alexandrowitsch ersuchen wollten, sich der alten Verträge zu erinnern, so hörte er dieselben einfach nicht an. Die Fürsten schoben dann wohl die Schuld auf das Gesindel, d. h. die niederen Bürger der Stadt Nowgorod. Diese selbst aber läugneten frech jede Gewaltthat ab. Da dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn im Jahre 1291 zu Nowgorod selbst ein blutiger Kampf sich entspann und Mord und Brand die Gassen, die Kaufhöfe erfüllte.

Dazu kamen Streitigkeiten im Schoße der Hansa selbst. Für alle zu Nowgorod geschehenden Dinge, für alle von dort kommenden Händel und Beschwerden war seit alter Zeit Wisby auf Gothland Appellinstanz gewesen. Jetzt suchte das entschlossene Lübeck der zurückgehenden gothischen Schwester das alte Recht streitig zu machen. Im Hansabunde waren die Ansichten über die Kompetenz getheilt. Was war die Folge dieser Zwistigkeit? Die Deutschen zu Nowgorod wußten selbst nicht mehr, wohin sie sich mit ihren Klagen zu wenden, woher sie Hülfe zu erbitten hätten: das Objekt des Streites aber, die Stadt Nowgorod, wurde wehrlos gemacht; sie verlor

bei dem schwebenden Rechts-Konflikte den ihr so nothwendigen, energischen Schutz.

Schon in jenen Tagen, im 14. Jahrhunderte, hätte unzweifelhaft die Stunde der Deutschen zu Nowgorod schlagen müssen, wäre die Machtentfaltung Rußlands nicht so oft gestört worden. Der Großfürst Alexander Alexandrowitsch von Nowgorod sah sich bei den nordischen Wirren nach Bundesgenossen um; er schlug daher den geneigten Willen der Lübecker so hoch an, daß er, im Kampfe mit Schweden begriffen, ihnen den alten Frieden anbot und ihnen um das Jahr 1300 Schutzbriefe für die Fahrt nach Nowgorod ausfertigen ließ. Allein unter den wüsten Kämpfen jener Zeit ward allgemach die Fahrt nach der nordischen Empore, besonders wegen der Treulosigkeiten der Russen so gefährlich, daß der Hof von St. Peter zu Nowgorod zeitweilig verödete. Immer seltener wurden jene Kerzen, welche z. B. zu Soest dem gütigen Heiligen Patroklus für die wohlvollbrachte Fahrt nach dem russischen Kaufhause dargebracht wurden.

In den ersten Dezennien des 14. Jahrhunderts scheinen die Deutschen bereits nicht mehr in dem ausschließlichen Besitze des russischen Handels sich befunden zu haben; sonst hätte jenes Lübecker Statut von dem Jahre 1338 nicht gegeben werden können, welches jedem Deutschen zu Nowgorod bei Verlust seines Lebens gebot, die Gemeinschaft mit Wallonen, Flamändern oder Engländern zu meiden. Die Westerlinge waren also mit ihren Unternehmungen bereits bis in den tiefsten Osten des germanischen Verkehrs vorgedrungen.

Lübeck, dessen Einfluß auf Nowgorod den von Wisby allmählig verdrängt hatte, zeigte zwar in der gesetzgeberischen Thätigkeit eine überaus rege Fürsorge für den alten Kaufhof von St. Peter. Hof- und Verkehrsordnungen, allerlei Skraen, Fracht- und Waarenprüfungsstatute reihten sich in reichster Fülle an einander. Aber ohne den rechten Erfolg; denn immer dunkler zogen sich die Wolken des Nordens über dem deutschen

Kaufmanne zusammen. Selbst die deutschen Ritter an der Düna wurden den stammverwandten Bürgern feindlich gesinnt. Zur Zeit des livonischen Landmeisters Goswin von Hereke, etwa im Jahre 1350, hatten der Oldermann und die gemeinen Kaufleute zu Nowgorod einen Lombarden, welcher sich eingeschlichen hatte, aus dem Hofe verwiesen; als Geleitsherr desselben verhaftete jener Ordensgebietiger viele deutsche Kaufleute z. B. aus Rostock. Die glänzenden Tage der Niederlassung waren auf immer dahin.

Doch die Deutschen zu Nowgorod waren nicht die Männer, welche einen gefährdeten Posten so leicht aufgaben. Wohl brach im Jahre 1368 der für sie furchtbar gefährliche Kampf zwischen den Russen und der deutschen Ritterschaft aus; die Oldermänner mit ihren Geldern und Schriften flüchteten nach Dorpat; aber sie kehrten gar bald nach Nowgorod zurück. Scharfe Zucht ward, wie in alter Zeit, so auch in diesen zügellosen Tagen, bei St. Peter gehalten; dem Oldermanne stand jetzt sogar das Recht über Hand und Hals zu. Nicht fehlte es den deutschen Bürgern an Muth und Unternehmungslust; nach wie vor zogen sie bis tief in das Innere von Rußland; unversöhnlich aber war der Haß ihrer Gegner, und immer stärker regte sich die Gier nach ihren Gütern. Darin konnten jene hanseatischen Gesandtschaften, welche zum Ausgleiche von Streitigkeiten wiederholt, 1373, 1386, 1387, 1389, 1391, nach Nowgorod gingen, nicht das Mindeste ändern.

Die Bewohner des Kaufhofes zu Nowgorod ließen es ebenso wenig wie die Deutschen an der Themse an Muth und Standhaftigkeit fehlen. Wohl mag es zeitweilig nothwendig gewesen sein, den Hof von St. Peter zu sperren, wie denn auch die Bürger von Reval einst ihre drei Stadtthore vermauerten. Allein so häufig auch Zwiespalt zwischen den Russen und den Deutschen durch die Zähigkeit der Letzteren und die Treulosigkeit der ersteren erregt ward, man lenkte doch von beiden Seiten immer wieder ein, „da man einander nicht entbehren konnte."

Erst im 15. Jahrhunderte entledigte sich die physische Uebermacht des damals noch völlig barbarischen russischen Staatswesens der Hansa auf eine gewaltthätige Weise. Fortdauernd heißt es jetzt in den Bundesrezessen: Weil die Russen die Deutschen nicht mehr in Nowgorod leiden wollen, so soll auch in den lievländischen Städten bei Strafe von 100 Mark kein Russe mehr geduldet werden. Im Jahre 1423 erhielt der Hansatag Kenntniß davon, daß die Moskowiter die Deutschen in Eisen geschlagen und beraubt hätten, ja, daß ein Russe, den Deutschen zur Schmach, im Thore des Kaufhauses zu Nowgorod aufgehängt worden wäre. Es war nämlich ein russisches Schiff auf verbotener Fahrt nach Wismar aufgebracht worden, und jener, von seinen Landsleuten gerichtete Russe hatte Briefe der Deutschen aus dem Lande befördern wollen. Darum jene Gewaltthaten! Natürlich sandte die Hansa wieder eine Botschaft; bei Kreuzeskuß wurde zu Wismar das russische Gut rekognoscirt und ausgehändigt; dann erst erfolgte die Freigebung der deutschen Gefangenen Seitens der Moskowiter. Aber schon im Jahre 1442 mußte der Hof der Deutschen wiederum gesperrt werden. Es ist eine lange Leidensgeschichte der Deutschen auch hier, welche nun anhebt. Man kann durchaus nicht sagen, daß die Hansa ihre entfernten Mitglieder verlassen hätte; im Gegentheil; sie bewilligte denselben manche Unterstützung. Dennoch hören wir 1469 bereits wiederum jene Thatsache, daß die Lateiner ihre Kirche geschlossen und sich gänzlich von der Residenz wegbegeben hätten. Welch schmerzliches Ringen um Ansehen und Erwerb im Osten! Die deutschen Kaufleute kehrten indessen immer wieder und hielten aus, auch nachdem Iwan III. Wassiljewitsch die kriegerische und stolze Marfa, die Wittwe des Possadnik Isaak Boredsky, die letzte Vorkämpferin der Bürgerfreiheit des russischen Nowgorod, in zwei Schlachten überwältigt hatte. Die kühne Frau mußte es endlich einsehen, daß es ein hoffnungsloses Unternehmen war, den Freistaat zu vertheidigen; sie mußte

der Friedenspartei zu Nowgorod nachgeben und einen Vergleich mit dem Czaren eingehen, welcher die Stadt ihrer Autonomie beraubte. Da waren denn auch die Tage des deutschen Hofes zu St. Peter gezählt. Gleichwohl aber und trotz des Falles der Freiheit von Groß-Nowgorod weilten die Deutschen noch bis über das Jahr 1471 hinaus an dem Wolchow. Noch hatten sie trotz aller Gefahren die Lust zu einem Geschäfte nicht verloren, welches wegen des Handels mit Pelzen, dem allbeliebten Schmucke von Fürsten und Damen, von Doktoren, Bürgermeistern und Patriziern, wegen des vielgesuchten Leders, Wachses, Hanfes, Talges und des reichen Absatzes deutscher Waaren eine unerschöpfliche Quelle bedeutenden Gewinnes war.

Doch die letzte Periode des berühmten Kaufhauses hatte bereits begonnen. Die Uneinigkeit der deutschen Ansiedler im Osten, die fortwährenden Zwistigkeiten zwischen der Geistlichkeit, den Rittern und den Städten ermöglichten es Iwan Wasiljewitsch, sein Werk mit allem Bedacht und in total vernichtender Weise auszuführen.

Der erste Schlag freilich traf das russische Nowgorod. Es ist bekannt, welch' fürchterlich Blutbad Iwan der Schreckliche im Jahre 1479 nach der Eroberung Nowgorods hier veranstaltet hat. Er ließ die Bürger des Freistaates an Schlitten binden, auf die Brücke des Flusses schleifen und in den reißenden Strom schleudern; wer von ihnen sich durch Schwimmen zu retten suchte, wurde mit Aexten, Stangen und Fischerhaken im Wasser erschlagen. Mehr als 60,000 russische Bürger fanden auf diese Weise ihren Tod. Es ist ein furchtbarer Hohn, wenn der Schreckliche zu den Ueberlebenden sprach: „Ihr Männer von Nowgorod, betet zu dem Allgütigen für unsere gottesfürchtige Zarenschaft, daß wir alle unsere Feinde, die sichtbaren und die unsichtbaren, besiegen mögen!"

Sofort aber wendete sich der Groll des furchtbaren Mannes auch gegen die Deutschen. Auch die Bevölkerung des Kauf-

hofes zu St. Peter ward nach asiatischem Brauche in unwirthliche Gegenden ausgetrieben.

Die berühmte Wetsche-Glocke, welche einst die Bürger des Freistaates zur Versammlung gerufen hatte, war mit dreihundert Wagen voller Kostbarkeiten schon vorher nach Moskau geschafft worden. Nimmermehr hat sie freie Männer zu Rathe gerufen.

Trotz der Vernichtung des Freistaates versuchten die Hansen mit Zähigkeit, den ehrwürdigen Besitz, die alten Privilegien festzuhalten; noch immer träumten sie von der alten Zeit, welche hier in Wahrheit eine goldene gewesen war. Im Jahre 1487 küßte der Zar wirkich noch einmal das Kreuz und bestätigte die Privilegien des Hofes von St. Peter auf 20 Jahre. Die deutschen Kaufleute müssen wenigstens theilweise zurückgekehrt sein; wir wissen bestimmt, daß im Jahre 1494 vornehme Großhändler von Lübeck, ein Brömse, ein Warendorp, ein Pleskow, ein Stiten, am Hofe von St. Peter weilten. Da überfiel Iwan Wassiljewitsch am St. Laurentiustage (10. August) oder an St. Lamberti (17. September) 1494 „ungewarnt und ganz wider alle Billigkeit" sämmtliche deutsche Kaufleute, welche zu Naugarden lagen, ließ sie ergreifen, ihnen Hosen und Schuhe ausziehen und sie in faule Thürme werfen." Der Hof und die Kirche zu St. Peter wurden durch die russischen Vögte geschlossen, hansische Waaren im Betrage von vielen tausend Goldgulden, sämmtliche Hof- und Kirchengeräthschaften, die Glocken und die silbernen Kleinodien, ja selbst die Braupfanne von St. Peter wanderten nach Moskau, woselbst man dergleichen Dinge wohl zu schätzen wußte. Unsere Quellen besagen ferner, daß die Gefangenen neunundvierzig Kaufleute aus Lübeck, Hamburg, Greifswald, Reval, Dorpat, Lüneburg, Münster, Dortmund, Unna, Breckerfelde bei Bremen, Duisburg, Eimbeck und Duderstadt gewesen sein. Fürwahr eine herrliche That moskowitischen Muthes, neunundvierzig deutsche Bürger mit Heeresmacht zu überfallen! Wir haben die Fehler

unserer Landsleute, ihre große Kurzsichtigkeit und ihre Anmaßungen wahrhaftig nicht beschönigt; hier aber möchten wir doch ausrufen: „Glorreiches, heiliges Rußland!"

Die hansischen Quellen wissen noch Einiges über die Veranlassung dieses Ueberfalles zu erzählen. Zu Reval war ein Russe als Falschmünzer betroffen worden; nach der Sassen Recht sott man ihn in eiserner Kufe. Ein zweiter Moskowiter soll handhaft ergriffen worden sein bei einem Verbrechen wider die Natur; die geistlichen Richter und die Schöffen von Reval ließen den Elenden durch ein „allerberuchtigstes" Feuer verbrennen, wie's der Sachsenspiegel und die Satzungen der Kirche vorschrieben. Der Zar Iwan, — es ist nicht wahr, daß erst sein Sohn Wassilij den Zarentitel angenommen hat, wie häufig in deutschen Büchern zu lesen ist, — forderte von der deutschen Gemeinde die Auslieferung der Richter. Natürlich wurde dieselbe verweigert. Die Ehre oder die Existenz, — eins von beiden stand auf dem Spiele; unsere Landsleute zweifelten keinen Augenblick, wie sie sich zu entscheiden hätten. „Die Städte und die Gemeinden der Deutschen in Rußland sind bereit, eher all' und jede Noth zu erleiden, als sich in solche Schmach und Dienstbarkeit zu begeben!" So lautete die Antwort. In dem Bewußtsein, das Schlimmste nicht mehr abwenden zu können, sollen die Deutschen in Nowgorod die trotzigen Worte hinzugefügt haben: „Wir werden Eurem Zaren thun als jenen, falls wir ihn bei den gleichen Lastern ertappen!" Andere Nachrichten, welche wir jetzt freilich nicht mehr auf ihre Wahrheit hin zu prüfen im Stande sind, aber welche durch die Autorität des lübischen Rathes ein außerordentliches Gewicht erhalten, behaupten, dänische Verräther hätten das Verderben des deutschen Kaufhofes von St. Peter geradezu eingeleitet und heraufbeschworen. Das klingt denn doch ein wenig mysteriös, und die politischen Gründe, welche die Handlungsweise Iwans bestimmten, liegen klar genug zu Tage.

Die deutsche Hansa hatte leider nicht mehr die Macht,

an den russischen Barbaren damaliger Zeit blutige Rache zu nehmen. Nur sehr schüchtern versuchte man's mit Unterhandlungen, welche nach mancher vergeblichen Tagefahrt im dritten Jahre endlich das Resultat hatten, daß man den ausgetriebenen und völlig ausgeplünderten Deutschen unter Zurücklassung von Geißeln (!) großmüthig gestattete, mit dem nackten Leben in die Heimath zurückzukehren. Tragisch genug war das Geschick auch dieser Nowgorodfahrer. Sie kamen nach Reval und wurden dort von den Bürgern der muthigen Stadt mit „Pfeifen und Trummen" an Bord geleitet; aber ihre Seefahrt lief unglücklich ab; am 14. September ging ihr Schiff im Unwetter unter. Keiner von jenen neunundvierzig Männern von Nowgorod hat die Heimath wiedergesehen; denn die Geißeln sind in den Kerkern von Moskau verschmachtet. Wahrhaftig! Wir möchten nicht Oel in's Feuer gießen und die Zwietracht unserer Tage mehren; aber wir können uns nicht versagen, an dieser Stelle die emphatischen Worte des Historikers Barthold zu wiederholen:

„Mit so großartigem Beispiele mongolischer Regierungsgrundsätze beschenkte das junge Zarenthum die deutsche Welt!" —

Nimmer hat das deutsche Reich jener Tage für die Mißhandlung seiner Angehörigen Genugthuung gefordert; nur ein Rächer ist den deutschen Bürgern von Nowgorod erstanden: das ist jener heldenmüthige Rittersmann aus Westfalen, Herr Wolter von Plettenberg, der „hochbelobte Meister Lievlands!" Noch einmal, als am 13. September 1502 die Schlacht am See Smolin geschlagen ward, zeichneten sich deutsche Banner auf der Spiegelfläche russischer Seen ab. Wie wurden die „ungeheuren ketzerischen Russen" von den deutschen Söldnern zu Paaren getrieben! Es war eine köstliche, herzerfrischende Schlacht, ein ruhmreicher Sieg, welcher den Deutschen an dem Gestade des baltischen Meeres wieder Hoffnungen auf glücklichere Tage einflößte!

Leider verwirklichten sich diese Hoffnungen und Erwar-

tungen nicht. Wohl wiſſen wir, daß eine ſogenannte Erneuerung des alten Geſetzbuches, der Skrae von Nowgorod, unter der Jahreszahl 1514 ſich vorfindet; aber wir halten das Schriftſtück für unzweifelhaft erdichtet oder vermuthen einen Fehler in der Leſung des Ausſtellungsdatums.

Das Kaufhaus von St. Peter zu Nowgorod hat de facto in jenem Schreckensjahre 1494 ſeinen Untergang gefunden. Nun, wir glauben, unſer kulturhiſtoriſches Bild ſpricht laut genug! Es erſchien uns als eine Ehrenpflicht der deutſchen Nation, einmal ein grünes Reis des Gedächtniſſes niederzulegen auch auf den Brandſchutt des deutſchen Kaufhauſes von Nowgorod und auf jene vergeſſenen Gräber kühner deutſcher Männer im Schatten der alten Kaufmannskirche von St. Peter zu Groß-Naugarden.

VIII.

Alaf Köln!

Uralte Reime verkünden es, daß Köln am Rheine „eine Krone über allen Städten im Reiche sei“. Dies Wort gilt nicht allein in Bezug auf die mittelalterliche Kunst, welche zu Köln eine durchaus eigenartige Entwickelung durchlaufen hat; es trifft vielmehr auch in wissenschaftlicher Beziehung zu; denn das alte Köln war in der That die „alma mater“ für ganz Deutschland; es trifft zu auch in politischer Hinsicht, denn keine Stadt Deutschlands hat eine so großartige, so dramatisch bewegte, so anziehende Geschichte wie Köln.

Nur im Fluge können wir die älteren Historien der hochberühmten Stadt hier durcheilen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Köln der Sitz urgermanischen Götterdienstes gewesen ist. Die Nachricht des Sueton, hier werde im Haine des Mars das Schwert des Julius Cäsar aufbewahrt, läßt darauf schließen, daß die ältesten Heiligthümer von Köln dem Schwertgotte der Deutschen, dem Heru oder Ziu, geweiht gewesen sind. Auf die Einladung des Augustus siedelten die Ubier von dem rechten Rheinufer auf das linke über; die alte deutsche Niederlassung Köln muß sich hierdurch erheblich vergrößert haben. Von nun ab stand zu Köln das Stammesheiligthum, die ara Ubiorum, der hochheilige Altar dieses Volkes, welches von Agrippa in die fides der Römer aufgenommen worden war. Im Jahre 50 n. Chr. sandte Julia Agrippina, die zu Köln geborene

Tochter des Germanikus und Gemahlin des Kaisers Claudius, eine Kolonie hierher, von welcher die Stadt den Namen Colonia Agrippina erhielt. Die römische Kultur gewann nun überaus schnell die Oberhand. Die Stadt wurde mit Mauern und Thürmen umgeben und in ihrem Innern mit einem Kapitol und mit Tempeln, mit einem Amphitheater, einem Forum, einem Marsfelde geschmückt. Hier wurde Vitellius von den Legionen zum Imperator ausgerufen. Im Kriege der Bataver mit den Römern wurde die Stadt von den Barbaren genommen; sie wurde indessen sehr bald wieder zurückerobert, von Trajan, welcher gleichfalls hier das kaiserliche Diadem erhalten hatte, von Neuem mit Tempeln, Palästen und Bädern geschmückt und mit vielen Rechten und Freiheiten begabt. Zur Zeit der „30 Tyrannen" schien Köln die Residenz für ein neues römisch-germanisches Kaiserthum werden zu wollen. Aber es schwebte ein merkwürdiges Verhängniß über all' den Gewalthabern, die sich zu Köln erhoben hatten. Als Gallienus von hier aus seinen Zug gegen Ingenuus antrat, ließ er zu Köln seinen Sohn Saloninus zurück, welcher nach kurzer Zeit ermordet wurde. Dasselbe Schicksal traf die beiden Postumus, den Lollianus und die zwei Victorinus. Auch Proculus und Bonosus warfen sich in Köln zu Imperatoren auf, erlagen indessen dem Schwerte des Probus. Ebenso fand Silvanus, der Gegenkaiser des Constantius, im Jahre 355 hier seinen Untergang. Noch in demselben Jahre fiel die römische Stadt in die Hände der Franken und wurde von diesen furchtbar verheert. Julian, der große Apostat, erneuerte dann noch einmal das Glück der römischen Waffen; die Stadt erstand für eine kurze Zeit aus ihren Trümmern, vermochte jedoch nicht lange mehr den immer wieder erneuerten Angriffen der Franken zu widerstehen. Bald trat das fränkische Köln an Stelle des römischen. Die Institutionen des letzteren hörten völlig auf. Wir erwähnen kurz noch die Zerstörung Kölns durch die Normannen, nach welcher die Stadt nur sehr

langsam wieder aufgerichtet wurde. Alles, was in jenen schweren Tagen für Köln geschehen ist, verdankte die Stadt ihren Bischöfen und Erzbischöfen. Es kann kein Zweifel darüber obwalten: diese geistlichen Herren waren in der That die Herrscher über die Stadt; von einer altfreien Gemeinde zu Köln zu sprechen, ist ein geschichtlicher Irrthum.

Unter Erzbischof Hanno II. 1056—1075, dem großen und heldenmüthigen Vertreter der gregorianischen Ideen in Deutschland, dem hoheitsvollen Streiter für das Wohl der Kirche, regte sich bereits jener Sinn, welcher endlich zu einer Lostrennung der Stadt von der bischöflichen Macht führen mußte und der, wenn wir gerecht sein wollen, im Grunde kein anderer war als der des Aufruhrs und der Empörung. Wir erzählen ausführlich.

Der Erzbischof feierte soeben das Osterfest, und zwar in Gemeinschaft mit einem vertrauten Freunde, dem Bischofe von Münster. Er weihte während der Ostertage die Kirche St. Joris ein, welche er gestiftet hatte. Als nun nach dem Gottesdienste Hanno mit den Bischöfen und seinen Gästen in seiner Pfalz zu Mittag gespeist hatte, ertheilte er seinen Dienern Befehl, an den Rhein zu gehen und ein Schiff zur Lustfahrt auf dem Flusse bereit zu halten. Die Diener suchten ein Fahrzeug aus, welches einem reichen Bürger gehörte und mit Gütern beladen war. Als die letzteren aus dem Schiffe gebracht werden sollten, widerstrebten die Knechte des Kaufmanns; die Bischöflichen aber setzten sich trotzdem in den Besitz des Fahrzeuges. Ueber Gewalt klagend, begaben sich die Knechte des Kaufmanns zu ihrem Herrn.

Dieser Bürger besaß einen Sohn, einen muthigen und kühnen. Mann, welcher in der Stadt außerordentlich viel Freunde und Anhänger zählte. Schnell bot derselbe seine Gesellen auf; dann eilte er mit ihnen an den Rhein, verjagte des Bischofs Knechte und befrachtete das Schiff. Jetzt erschien des Erzbischofs Vogt; aber auch diesen vertrieben die Bürger.

Immer zahlreicher wurden die Haufen hüben und drüben. Vergeblich versuchte Hanno, der nur eine durchaus herkömmliche Dienstleistung gefordert hatte, das Volk zu beruhigen; jene jungen Gesellen liefen in den Straßen der Stadt und ihren Weinhäusern umher; sie klagten, daß der Bischof ungebürliche Dinge gebiete, und bald war ein Bund geschlossen, dem geistlichen Herrn Widerstand zu leisten um jeden Preis.

Als nun der St. Joristag des Jahres 1074 gekommen war und der Erzbischof die Messe selbst gelesen, auch in seiner Predigt gesagt hatte, daß die Stadt Köln in des Teufels Gewalt gegeben sei und verderben müßte, wenn die Bürger sich nicht besserten, sammelte sich um Sonnenuntergang ein trunkener Haufe von Leuten aller Stände. Sie wappneten sich und bestürmten den Bischofshof. Schon waren sie zurückgeschlagen; da trat ein Kriegsmann unter ihnen auf und führte sie von Neuem gegen die Pfalz. Mit Keulen und Aexten erbrachen sie endlich deren Pforten. Den Tod vor Augen entfloh der Erzbischof nach seiner Kathedrale. Furchtbar wüthete der Pöbel in dem erzbischöflichen Palaste; die Kleinodien wurden geraubt und den Wein ließ man in die Keller laufen, so daß der Zechenden etliche beinahe ertrunken wären. Hinter dem Altare von Hanno's Hauskapelle fanden die Empörer einen Mann versteckt; — im Wahne, daß dies der Erzbischof sei, erschlugen sie ihn. Dann umringten sie St. Peters Dom. Die festen Mauern desselben aber widerstanden ihren Brechstangen und Widdern; da beschlossen sie, die Kirche und mit ihr den Bischof zu verbrennen. Hanno's Begleiter bemerkten ihre Absicht wohl; sie zwangen darum ihren Herrn zur Flucht. In dem Dome befand sich ein kleiner, enger Gang, welcher nach dem Thurme, von dort aber nach einem Hause an der Stadtmauer führte, dessen Besitzer zu des Bischofs Leuten gehörte und die Erlaubniß erhalten hatte, eine Pforte durch die Mauer zu brechen. Durch diese entkam Hanno; die bittersten Empfindungen im Herzen tragend, floh er nach Neuß.

Nachdem Hanno in Sicherheit war, öffneten seine Mannen den Dom. Als man den Erzbischof nicht mehr vorfand, veranstaltete man aus Ingrimm die entsetzlichsten Greuelscenen. Der Pöbel ist zu allen Zeiten derselbe gewesen; aus reiner Lust an dem Gräßlichen und dem Bischofe zum Hohne hing man einen Mann über einem Stadtthore auf, warf man eine Frau als Hexe und Wahrsagerin über die Mauer. Dann schickten die Empörer zum Kaiser, welcher Herrn Hanno bekanntlich zürnte und ließen ihm sagen: „Herro, komme, — dir zum Frommen und der Stadt zum Heile!“

Allein Hanno handelte schneller als Heinrich IV. Schon nach vier Tagen erschien er mit einem großen Heere vor der Stadt. Da sank den frechen Empörern der Muth; sie baten um Gnade und erhielten dieselbe von dem Erzbischofe. Dann zog Hanno mit allem Volk in die Stadt ein und hielt zu St. Joris eine feierliche Messe. Darauf sprach er den Bann über die Aufrührer aus, falls sie nicht Buße thäten. Da kamen ihrer viele in einem langen Zuge, in Bußkleider gehüllt und baten um Vergebung. Hanno's Auftreten gegen sie war also, wie man auch sonst über den gewaltigen Mann urtheilen mag, ächt priesterlich. Er beschirmte die Reuigen gegen den Groll seiner Mannen; dann versprach er, die Sühne überlegen zu wollen, und hieß die Büßenden des andern Tages wiederkommen. Sein Heer entließ er in Frieden.

In der Nacht aber räumte die Mehrzahl der Empörer die Stadt; die Unterwerfung mochte ihnen leid geworden sein. Hanno fand am nächsten Tage keine Schaar von Büßenden mehr vor; er setzte eine neue Frist von drei Tagen; — wieder aber erschien Niemand. Da übten die Anhänger des Erzbischofs ohne sein Wissen und Wollen selbst die Rache aus. Sie plünderten die Stadt, peitschten die Aufrührer mit Ruthen und trieben sie, nachdem ihnen das Haar geschoren war, zur Stadt hinaus. Der Anstifter der Empörung, jener Kaufmannssohn, ward geblendet. End-

lich gebot der Erzbischof Frieden; die Stadt lag gedemüthigt ihm zu Füßen.

Auf wessen Seite Recht und Gesetz stand, kann nur eine völlig parteiische Geschichtsschreibung verkennen. Wieder handelte Hanno durchaus in edler und hochsinniger Weise, als er nach einiger Zeit die Ausgewichenen zurückrufen ließ und ihnen zu Ostern 1075 im Dome das Sakrament des Altars zum Zeichen der Versöhnung reichte. Was ferner von ihm und den kölnischen Schöffen erzählt wird, scheint nur Sage zu sein. Die letzteren nämlich, so heißt es, hatten gegen eine Wittwe ein ungerechtes Urtheil gefällt. Da ließ Hanno sie mit ihren Gerichts- und Rechtsbüchern nach Siegburg fordern und befahl seinen Kriegsleuten, ihnen die Augen auszustechen. Nur Einem von ihnen, einem alten Freunde, ließ er ein Auge, damit er die Anderen nach Köln zurückführen könnte. Ueber ihrer Giebelthür mußten diese ungerechten Schöffen zu ewigem Gedächtniß ein Haupt ohne Augen anbringen lassen. Die Sage ist nichts als eine volksthümliche Reminiscenz von Hanno's unbeugsamer Gerechtigkeitsliebe.

Beim Jahre 1112 heißt es dann, damit wir in unserer Darstellung fortfahren, in den kölner Annalen also: „Es ward eine Verschwörung für die Freiheit gemacht." Die Sache ist sehr dunkel. Das eine aber können wir konstatiren: mit Hanno's Tode beginnt für die städtische Geschichte eine neue Periode; die bischöfliche Macht sinkt mehr und mehr, die Bürger erobern sich, schrittweise vorrückend, eine Freiheit nach der andern. Da mußte denn wohl der Kampf losbrechen, sobald eine besonders starke und selbstbewußte Persönlichkeit den erzbischöflichen Stuhl bestiegen hatte. Das Letztere aber geschah im Jahre 1238, als der Dompropst Konrad, ein Graf von Hochstaden, zum Erzbischofe erwählt worden war.

Schon im Jahre 1249 hatten Streitigkeiten begonnen, im Jahre 1251 brach die Zwietracht offen hervor. Sicherlich besaß der Erzbischof das Münzrecht; seine Bürger aber wollten

die bischöflichen Münzen nicht gelten lassen. Da sandte Konrad von Andernach aus den Städtern einen Fehdebrief zu; er rief seine Vasallen zusammen, bezog mit ihnen ein festes Lager zu Deutz und versuchte nun sowohl zu Lande wie durch seine Rheinschiffe zu Wasser, der Stadt die Straßen zu sperren. Allein die Kölner wehrten sich mannlich; der Erzbischof errang keine Vortheile. Auch das „griechische" Feuer, mit welchem einer seiner Schützen die Schiffe der Kölner verbrennen wollte, verfing nicht. Denn die Flammen verzehrten den Brander allein, ohne den städtischen Fahrzeugen zu schaden. Da soll ein sehr angesehener bischöflicher Ritter, Herr Hermann von Vietinghof, zur Sühne gerathen haben. „Bedenket, Herr", sprach er zum Bischof, „wir leben in den heiligen vierzehn Tagen, da man allem Hasse entsagen soll. Bedenket ferner die Dienste, welche die Männer von Köln Euch gegen den Grafen von Berg, den Herzog von Brabant und gegen die Limburger geleistet haben. Beruhiget Euer Gemüth und lasset uns Frieden stiften!" Das geschah denn auch; aber gar bald brach die Fehde wieder los.

Ein Patrizier der Stadt nämlich, ein Mann aus den alten fünfzehn Geschlechtern zu Köln, welche sich römischen Ursprungs rühmten, Heinrich Kleingedank, zubenannt der Rothe, eines Ritters Sohn, war von den Bischöflichen treulos gefangen worden. Da wollten die Städter über die Verwandten Konrad's herfallen und sie für Heinrich den Rothen zu Geißeln nehmen. Zwar mißlang ihr Anschlag; dennoch begab sich der Erzbischof nach Bonn, sammelte ein Heer, fing die Bürger, z. B. Herrn Heinrich vamme Kusine, und verlegte wiederum die Straßen.

In solcher Noth half Herr Dietrich von Falkenburg, ein wackerer Ritter und kluger Mann, welcher in der Stadt Solde stand, den Bürgern mit Rath und That. Die Kölner setzten sich zu Rosse und zogen aus; sie kamen nach dem Dorfe Wrechen, brannten dasselbe nieder und ließen nicht Hof noch Scheuer stehen. Dann gings zum Kampfe gegen die Bischöflichen,

welche nur ein Bach von den Bürgern trennte. Bald war derselbe abgeleitet und überschritten.

Konrad von Hochstaden soll damals seinen Demantring als Siegespreis ausgesetzt haben; aber die Kölner hielten trotz aller Angriffe sich so ritterlich, daß Herr Konrad, der Bischof, den Tag verloren geben mußte. Er ergriff die Flucht; vier Helden aber verfolgten ihn; das waren Matthias Overstolz, Daniel Jude, Peter von dem Lebart und Simon Rösgin, sämmtlich kölner Patrizier, — Matthias Overstolz, ein Mitglied jener geschlossenen Vereinigung der altkölnischen, zur Regierung der Stadt durch altes Herkommen berufenen Geschlechter, welche man die „Richerzechheit", d. h. die Genossenschaft der reichen Bürger, nannte. Sie saßen dem Erzbischofe bis auf die Fallbrücke des Hauses Wrechen dicht auf den Fersen, geriethen jedoch im Eifer der Verfolgung unter die Bischöflichen und wurden gefangen. Mit unverbundenen Wunden wurden sie in die Verließe gelegt. Der Erzbischof sprach einmal zu ihnen: „Meine Mannen mögen sich schämen, daß sie nicht wie Ihr gefochten haben. Wohl bist Du, Daniel Jude, gefangen; dennoch gebührt Dir des Streites Preis! Mir sind dreißig Ritter gefangen; gegen sie will ich Euch den Kölnern herausgeben."

Im weiteren Verlaufe des Kampfes verblieb der Erzbischof zwar im Vortheile; dennoch vermochte er es nicht, die Stadt zu beugen. Am 20. März 1258 einigten sich beide Parteien, alle Streitigkeiten dem Schiedsspruche fünf städtischer Geistlicher, des Domdechanten Goswin, des Propstes Heinrich von St. Severin, des Propstes Heinrich von St. Apostеln, des Domküsters Philipp und des Lesemeisters Albert von den Dominikanern, des hochberühmten Albertus Magnus, Grafen von Bollstädt, zu unterwerfen. Die Bürger verschmähten indessen diese Sühne. Da erinnerte sich der Erzbischof des altrömischen „Divide et impera!" und entschloß sich zu einem Bunde mit der städtischen Demokratie.

Es fehlte in Köln nicht an Unzufriedenheit gegen die Re-

gierenden; die ſtets ſich gleich bleibenden Klagen über den Egoismus der Geſchlechter und die Vergewaltigung der Menge tauchten auch hier auf. Gerhard der Weber, Hermann der Fiſcher, Wilhelm von der Hundsgaſſe, Everhard von Bornheim u. A. m. ſtanden an der Spitze der Volkspartei. Dieſe gewann Erzbiſchof Konrad durch die Verheißung eines Antheils an dem Stadtregimente; durch ihren Beiſtand den Geſchlechtern überlegen, konnte er nun es wagen, zuerſt den Münzerhausgenoſſen ihre Vorrechte zu entziehen, dann die Schöffen abzuſetzen und zu verhaften. Die Zunftgenoſſen verlangten ſogar den Tod der Patrizier; ſie ſprachen zu dem Erzbiſchofe: „Herr, — ſchleifet oder bratet ſie; ertränket ſie oder ſchicket ſie über die See, damit ſie uns nicht mehr hindern.“ Das aber war des Erzbiſchofs Sinn und Meinung keineswegs; im Gegentheile gab er jetzt, da er einen Wuthausbruch des Volkes gegen die Gefangenen fürchten mußte, denſelben die Gelegenheit, zu entfliehen. Dann aber ſetzte er neue Schöffen ein. Sehr draſtiſch ſagt der Reimchroniſt Gottfried Hagen, ein Anhänger der Geſchlechter: „Nun war die heilige Stadt Köln mit Eſeln beſetzt:

„We ſulde in rait off ordel geven,
De geſpoilt (geſpuhlt) haint alle ir leven?
Wie ſolden die Cölne bewaren,
Die fiſchere ind beckere woren?
Ich wene, ir ſulch bas wiſſen ſulde,
Wie manich herink einen vierling gulde!“ —

Bald ſollte auch Bürgerblut fließen. Um Oſtern des Jahres 1260 gingen viele Leute zu den weißen Frauen um Ablaß; in der Kirche des Kloſters derſelben entſpann ſich ein Streit über die neuen und die alten Schöffen. Derſelbe artete in ein Getümmel aus; ein Feind der „Eſel“ ſtach einen Schlächter an heiligem Orte nieder. An dem Abende deſſelben Tages überfiel ein Volkshaufe das Haus des Herrn Bruno Hardevuſt, eines Patriziers und Gräfen des Hochgerichtes.

Da nun die Gemeinen das Haus stürmten und anzündeten, kam Herr Ludwig Momersloch mit dreißig Männern von der Partei der Patrizier herbeigeeilt und half dem Angegriffenen das Volk abwehren. Herrn Bruno's Freunde kamen auch und erschlugen viele aus dem Haufen. Diese Begebenheit veranlaßte den Bischof natürlich zum Einschreiten. Die Geschlechter mußten dem Bischof 500 Mark erlegen; auch Herr Bruno von Hardevust löstete sich mit Gelde von des Bischofs Zorn.

Bald aber kamen neue Klagen über die „Esel" im Schöffenamte; sie schatzten, so heißt es, das Volk unehrlich und schändlich, so daß die Geschlechter Herrn Konrad mit der Bitte angingen: „Herr, richtet über sie als über offenbare Bösewichter! Wir wollen wissen, wo das Gut hingekommen ist, welches sie mit räuberischer Hand der Stadt abgenommen haben!" Gegen solche Gefahr verbanden sich die neuen Schöffen noch fester mit dem Erzbischofe und den Volksmassen. Hermann der Fischer sprach damals zu dem grimmig erregten Volke die Worte: „Edle Gemeinde, wir klagen's Euch, daß die Geschlechter uns bringen wollen um Leben und Gut. Wollt Ihr's mit denen halten, welche die Eurigen erschlagen haben und Euch um Ehre und Freiheit bringen wollen, oder wollt Ihr unserm Herrn, dem Erzbischofe, beistehen gegen die Schälke?" Die Antwort fiel in erwarteter Weise aus; die alten Geschlechter waren jetzt selbst furchtbar bedroht und mußten darauf denken, sich mit dem Schwerte zu vertheidigen. Sie hielten gewaffnet an zwei Orten der Stadt, in der Rheingasse und in einem Hofe bei St. Columban, ihre Zusammenkünfte.

Da beschloß der eisenharte Erzbischof, einen Anschlag in's Werk zu setzen, der seinem Charakter wenig Ehre machte. Er sandte seinen Neffen Engelbert, Propst zu St. Gereon, und den Ritter Hermann von Bietinghof zu den in der Stadt versammelten Geschlechtern und zwar auf die Rheingasse und ließ den Herren sagen, sie möchten seine Gnade suchen, wie ihre Genossen von St. Columban allbereits gethan hätten; dann

wolle er sie schützen gegen das aufgebrachte Volk. Man glaubte diesen Worten nicht. Da hieß Herr Hermann Viethof die Geschlechter einen Boten senden, der sich überzeugen sollte, daß die Herren von St. Columban wirklich bei dem Bischofe wären. Dieser Bote fand die Patrizier dort in der That vor; denn Erzbischof Konrad hatte dieselben unter der Vorspiegelung, daß die von der Rheingasse sich mit ihm versöhnen würden, auf den Bischofshof gelockt. Auf die Nachricht des Boten zögerten nun auch die von der Rheingasse nicht mehr, sich in den bischöflichen Palast zu begeben; ausdrücklich hatte ihnen Herr Konrad Sicherheit an Leib, Ehre und Gut zugesagt. Trotzdem ließ er sie gefangen nehmen und auf seine Schlösser Lechenich, Godesberg und Altenahr in festen Gewahrsam bringen.

Der treulose Priester hatte durch die unglaubliche Unvorsichtigkeit der Zünfte sein Ziel völlig, ja, in fast ungehoffter Weise erreicht; die Stadt Köln lag zu seinen Füßen; ihre Edlen waren in Bann und Gefangenschaft, ihr Handel war gelähmt, die bischöfliche Macht war unumschränkter denn je. Konrad hatte die alte Macht des kölner Stuhles ungeschmälert erhalten; die Ueberzeugung von seinem Rechte und seiner Pflicht dazu mag ihn über den Eidbruch gegen die Geschlechter hinweggeholfen haben. Die erzbischöfliche Herrschaft über Köln schien gesichert für alle Zeit.

Blicken wir uns nach dem Schicksale der Gefangenen um. Ihre nächsten Verwandten, namentlich Herr Rüdiger Overstolz, Herr Daniel Jude und Herr Kostin von der Aducht, hatten beschlossen, die Gnade des Erzbischofs anzusprechen und kamen deshalb nach dem Schlosse Alten-Are. Das Verließ öffnete sich; die Freunde glaubten, den Gefangenen die Erlösung zu bringen; aber die schweren Thüren schlossen sich hinter den Eingetretenen; man rief den Patriziern zu, sie möchten ihren Freunden helfen, sich die Weile zu vertreiben! Jetzt schmachteten elf Gefangene hier in düsterem Sinnen. Ihr einziger Zeit-

vertreib soll zuletzt eine Maus gewesen sein, welche Herr Gottschalk Overstolz so gezähmt hatte, daß sie Brodkrumen aus seiner Hand fraß. Eines Tages war das Thierlein verschwunden; da grub Gottschalk in ihrem Loche nach und siehe! er fand eine starke Feile und einen Meißel. Jetzt ging's an ein fröhlich Arbeiten für die Freiheit; die Gitterstäbe des Fensters wurden durchfeilt; aus den Decken machten die Gefangenen sich Schuhe, um bei dem starken Froste auf dem Felsen von Are nicht auszugleiten. In der Nacht ließen sie sich an ihren Kleidern von dem Burgthurme herab. Herr Gerhard Overstolz, Peter und Daniel Jude, — die „Juden" waren in der That ein Convertitengeschlecht von höchstem Ansehen, — und Kostin von der Abucht gelangten unter unsäglicher Mühsal bis zum Mönchshofe bei Adendorf, woselbst ein Ordensbruder sie freundlich aufnahm und leiblich erquickte. Am Morgen wollten sie ihre Flucht fortsetzen; da vernahmen sie, daß die Reiter von der Burg Are bereits auf die Suche nach ihnen ausgezogen waren. Wirklich erschienen dieselben auch in dem Mönchshofe; doch hatte der Ordensbruder seine Schützlinge wohl versteckt. Mit genauer Noth gelangten die Herren dann nach Remagen. Hier drohte ihnen wiederum die höchste Gefahr; sie wurden erkannt und dem Richter des Ortes angegeben; doch dachte dieser edel genug, um die Patrizier von Köln zu schützen und über den Rhein zu schaffen. Zum Tode matt, sollen endlich die vier „Geschlechter", sowie ihre sieben Genossen, welche einen andern Weg eingeschlagen hatten, in Köln angekommen sein. —

Konrad von Hochstaden ward im Jahre 1261 in dem herrlichen Dome bestattet, zu welchem er im Jahre 1248 den Grundstein gelegt hatte. Ihm folgte sein Neffe Engelbert II. von Falkenburg. Wohl konnte dieser Kirchenfürst auf den Gedanken kommen, der wiedergewonnenen Macht sich nun in ausgedehntestem Maße zu bedienen. Bald sah denn auch die Gemeinde von Köln, in welche Bedrängniß sie durch den verhängnißvollen Zwiespalt der Zünfte und der Geschlechter ge-

rathen war. In jenen Tagen war's, daß ein Mann, Namens Eberhard, die Gemeinde also anredete:

„Ihr Herren und Freunde, reich oder arm, von einem alten Geschlechte oder zünftig; Ihr vernehmet nun, was der Bischof will. Daß er uns schätzet, wäre noch zu leiden; daß er uns aber durch seine Auflagen Rock und Hemde ausziehen will, — daß er die heilige, freie Stadt Köln mit Burgen und Söldnern bedrückt, ist nimmer zu dulden! Vormals pflegte man zu sagen, wenn wir zu Kaisers Hofe ritten: „Da kommen die Herren von Köln!" Jetzt sind wir mit Weib und Kind gefangen! Auf, edle Herren und Bürger, laßt uns zusammenhalten und das Recht wiedergewinnen, welches wir verloren haben!" — Ein brausendes „Alaf Köln!" — die alte Krie der Stadt, — antwortete ihm. Dann griff man zu den Waffen, Eberhard selbst zog die Sturmglocke; die von Engelbert erbauten Thürme wurden schnell nach einander eingenommen; die Bischöflichen wurden verjagt.

So war denn der Zwist wieder in hellen Flammen aufgelodert; die Zwietracht und der Kampf dauerten unter den mannichfachsten Wechselfällen fort. In diese Zeit fällt die ungeschichtliche, wahrscheinlich nur durch ein Relief an dem erst 1571 erbauten Renaissance-Vorbau des Rathhauses entstandene Sage von dem Löwenkampfe des Bürgermeisters Gryn, welcher durch den Erzbischof in den Löwenzwinger verlockt worden sein soll, — in diese Tage auch der „Tanz auf dem Kirchmarkte", welchen die Zunftgenossen anstellten und welcher, durch die Geschlechter gestört, zu einem blutigem Gefechte ausartete, — in diese Tage endlich auch die Legende, wie St. Ursula mit dem Heere der eilftausend Jungfrauen den gräflichen Belagerern der Stadt erschien, mit einem Palmenzweige um die Mauern schwebend und jede Zinne segnend. Die Stadt blieb unbezwungen; da trat die unheilvolle Parteiung zwischen den großen Patriziergeschlechtern der Overstolzen und Weisen ein.

Der Rath hatte im Jahre 1267 eine Schatzung aus-

geschrieben. Die Weisen stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen und verlangten mit Ungestüm Aufhebung dieser Steuer. Da wendeten sich die Overstolzen zunächst an den Stadtgrafen Hermann, sodann an den Grafen von Jülich, damit die Sache geschlichtet werde. Die Weisen wurden hierdurch so erbittert, daß sie beschlossen, den letztgenannten Schiedsrichter zu ermorden; sie versammelten 5000 Mann unter ihrem Banner und bemächtigten sich der Thore. Jetzt griffen auch die Overstolzen zu den Waffen. „Lieben Freunde", rief Matthias von Overstolz, des großen Hauses hochverehrtes Haupt, „seid unverzagt und fliehet den Feind nicht! Sie wollen uns von Haus und Hof treiben und unsere Rechte kränken; das soll ihnen nicht gelingen! Ein ehrlicher Tod ist uns besser, denn daß wir schimpflich verdrängt werden. Auf also und munter daran! Alaf Köln! Schlagt herrlich und kräftig auf sie zu! Obwohl an Zahl geringer, müssen wir sie überwältigen. Sieg und Gewinn liegt nicht an viel Volk, sondern am Muthe und an der Hülfe Gottes. Bittet Gott, daß er mit uns sei!" — „Das verleihe uns Gott!" antworteten die anderen Overstolzen. Auf dem Heuberge gelagert, erwarteten sie und die Hardevuste den Feind.

Die Weisen und die „Auf der Mühlgassen", unterstützt von dem Stadtvogte Rütger von Alpen, griffen mit Ungestüm an; die Schützen der Overstolzen aber wiesen sie zurück. Da sammelte Herr Rütger von Alpen die Weichenden und drang mit neuer Kraft auf Gottschalk Overstolz ein. Der aber wehrte sich ritterlich, und da nun noch Hermann der Rothe und Rütger von Galen dazu kamen, entspann sich ein so heftiger Kampf, daß die Funken aus den Waffen stoben. Endlich erhielt der Vogt eine so schwere Wunde, daß er entseelt vom Rosse sank. Die Brüder Heinrich und Hermann Kleingedank, sowie Herr Matthias Overstolz, waren bereits in die Schaaren der Weisen eingedrungen; da trat der Bürgermeister Ludwig, Herrn Heinrich Weise's Sohn, dem gewaltigen Matthias Over-

stolz mit den Worten entgegen: „Herr Hunnensohn, wir wollen den Uebermuth rächen, den Ihr uns dargebracht. Ihr sollt auf der Stelle sterben!“ Doch die Overstolzen schlugen ihn zu Boden und erstachen ihn nur der Missenkordie. Immer heftiger wurde der Kampf; endlich aber mußten die Weisen weichen und sich nach den Klöstern und Kirchen flüchten. Nachdem die Overstolzen den Sieg erfochten hatten, verbannten sie nach dem Rathe des Grafen von Jülich, ihres Freundes, die angesehensten Mitglieder der feindlichen Partei. Natürlich flohen die Weisen nach Bonn zum Erzbischofe. Bald jedoch fanden sie ein Mittel, wieder in die Stadt zu dringen.

An der Stadtmauer von Köln, bei der Ulrichspforte, wohnte damals ein Mann, welcher Kerzen im Lande zum Verkaufe umhertrug, „Habenichts“ geheißen. Ihn gewann Hermann der Fischer im Bunde mit den Weisen; er grub unter seinem Hause und der Stadtmauer ein Loch, so daß ein Mensch hindurch konnte. Zu verabredeter Zeit rückten dann der Erzbischof mit den Grafen von Kleve und Limburg zur Nachtzeit vor die Stadt. Schon war ein großer Theil der Reisigen durch das Loch gekrochen; da rief der Graf von Limburg laut: „Nun, wenn die Männer drinnen jetzt noch nicht wach sind, so wollen wir sie aus den Betten holen!“ Das hörte ein in der Nähe wohnender Knecht, mit Namen Winkelbart; er machte sich sogleich auf, lief nach dem Vilzgraben und der Rheingasse, wo die Overstolzen wohnten, und schrie: „Zu den Waffen! Die Feinde sind schon in der Stadt!“ — Da wappneten sich die Overstolzen. „Herren und Freunde!“ rief Herr Matthias. „Unsere Ehre, unser Leben, unser Gut steht nunmehr auf dem Spiele! Sehet dort die Feinde! Ehe wir uns verderben lassen, wollen wir des Unheils so viel unter ihnen anrichten, daß man noch nach hundert Jahren davon sagen soll! Alaf Köln!“ —

Es war ein hartes Streiten, vierzig gegen dreihundert. Im ersten Treffen bereits wurden Herr Matthias und Peter

Jude niedergeworfen. Man wollte das Haupt des Geschlechtes aus dem Gefechte tragen; da rief Matthias sterbend: „Bekümmert Euch nicht um die Todten! Gehet und stehet den Lebendigen bei! Gott und seine liebe Mutter haben uns noch zu alten Zeiten geholfen; sie werden's auch jetzt thun. Frohen Muthes will ich sterben. Alaf Köln!" — Da stürmten die edlen und gemeinen Bürger so muthig auf die Feinde los, da hieben sie so wacker darein, daß nach den alten Berichten die Stücke von Männern und Pferden umherflogen. Die Feinde flohen wieder zu dem Loche, durch welches sie hereingekommen waren. Ein Vetter des Bischofs ward erschlagen; der Graf von Limburg ward gefangen. Trotz dieses Unfalls aber setzte Engelbert den Kampf fort. Er vermochte indessen nicht, das Kriegsglück für sich zu beschwören. Auf der Ebene zwischen Zülpich und Lechenich kam es zu einer Schlacht, in welcher Engelbert vom Grafen Wilhelm von Jülich und den Kölnern gänzlich geschlagen und gefangen wurde; der Jülicher führte ihn im Triumphe nach der Rheinstadt und gab den kühnen, hochsinnigen Mann dem Spotte des Pöbels Preis. Dann setzte er ihn auf Schloß Niedeck gefangen und ließ ihn von Zeit zu Zeit in einen am Thurme angebrachten Käfig steigen, um Engelberts Stolz auf's Empfindlichste zu demüthigen. Hier brachte Erzbischof Engelbert drei und ein halbes Jahr in schimpflicher Gefangenschaft zu, bis ihm die Bemühungen des großen Bischofs Albertus von Regensburg die Freiheit wiederschenkten. Tief gedemüthigt starb er jedoch schon 1274 auf seiner Pfalz zu Bonn.

Ihm folgte Graf Siegfried von Westerburg, welcher anfangs mit Glück gegen den Gegenbischof Konrad, Grafen von Berg, den Erwählten der Kölner, und dessen Verbündete, Adolf von Berg und Wilhelm von Jülich, kämpfte. Mit der Stadt Köln hielt er während dieser Fehden guten Frieden. Da warf die limburgische Erbfolgefrage die Brandfackel auf's Neue in's Land.

Herzog Walram von Limburg war nämlich im Jahre

1280 ohne direkte Nachkommen gestorben. Auf seine Hinterlassenschaft erhob sowohl der Graf Rainald von Geldern, wie der Graf Adolf von Berg Anspruch; der letztere trat jedoch seine Rechte an Herzog Johann von Brabant ab. So hieß denn jetzt die Losung: „Geldern oder Brabant!" Erzbischof Siegfried entschied sich für Geldern, — die Bürgerschaft von Köln, durch die Rücksichten auf den brabantischen Handel gezwungen, für Brabant. Grund zum Kampfe war also wiederum vorhanden. Dazu kam, daß Erzbischof Siegfried das Städtchen Worringen nordwärts von Köln befestigt hatte. Die Kölner mochten keine Zwingburg vor ihren Thoren haben; deshalb richteten sie ihr Augenmerk besonders auf diesen Platz.

Es fehlte nicht an blutigen Zusammenstößen bald hier, bald dort; eine Entscheidung aber war noch nicht gefallen. Da brach im Sommer 1288 der wilde Herzog Johann von Brabant in das Erzstift ein, zwang den Grafen Erzbischof Siegfried, sich auf seine bischöfliche Veste Bonn zurückzuziehen, und verheerte rings das Land. Dann vereinigte er sich mit den Kölnern dahin, die erzbischöfliche Veste Worringen anzugreifen. Erzbischof Siegfried zog den Brabantern siegesgewiß entgegen. So kam's am 5. Juni 1288 zu der in Sage und Bild so hochgefeierten Schlacht von Worringen.

„Die Kölner", so heißt es, „haben die Schlüssel ihrer Stadt auf einem Wagen mit in's Feld genommen, damit, wer sie gewönne oder behielte, Gebieter der Stadt sei, in Wahrheit aber, um sich zu erinnern, was für sie auf dem Spiele stand, und daß sie für Haus und Heerd, für Freiheit und Leben stritten." Völlig anders der Erzbischof; er ließ dem Heere ganze Wagen von Ketten und Stricken nachfahren, um seine Gefangenen sogleich fesseln zu können; — ein mythischer Zug, der von sehr vielen Schlachten des deutschen Mittelalters erwähnt wird. In der Frühe des Sonnabends, am 5. Juni, sang der Erzbischof die Messe in Brauweiler und bereitete sich zu gleicher Zeit auf sein blutig Werk vor. Da sandten die

frommen Bürger ihrem Erzhirten einen Boten und ließen ihm sagen: „Herr, wir wollen Euch und Eurem Volke auf zwei Tage Mundvorrath reichen, wenn Ihr uns Unserer Lieben Frauen Geburtstag und den folgenden Tag des Herrn in Ruhe feiern lasset!“ Schon war der Erzbischof, durch diese Mahnung beschämt, im Begriff, die Schlacht zu verschieben, als sein Verbündeter, Graf Heinrich von Lützelburg, ein keckes Wort des Spottes dazwischen warf. „Nein, — auf zum Kampfe!“ erwiderte Siegfried. Er befahl seinen Mannen und Anhängern, sich zur Schlacht zu rüsten.

In der Kirche von Brauweiler war der Bannfluch gegen die Feinde des Sprengels von Köln erklungen; — unmittelbar darauf rückten, — es war kaum 6 Uhr Morgens, — die „Vollstrecker des himmlischen Gerichts“, die Erzbischöflichen, zum Kampfe vor. Sie zählten über 20,000 Mann, alle wohlgeschult und trefflich bewaffnet; die Erde dröhnte unter den Hufschlägen der Streitrosse, die Luft erzitterte von dem Schlachtrufe der Massen; unabsehbar, wie ein wogend Meer, wehten die Banner, die bunten, — die Wipfel, die wallenden, — in der Morgenluft. Der Erzbischof hatte sein Heer in drei Treffen getheilt; er und Graf Adolf von Nassau, der spätere deutsche König, führten die Mitte; auf dem rechten Flügel befehligte Graf Rainald von Geldern, auf dem linken Graf Heinrich von Lützelburg. Drei Brüder stark, waren diese lützelburger Grafen voll thatenfrohen Rittersinnes ausgezogen; alle drei Helden endigten an jenem Tage auf der Wiese von Worringen in kühnem Kampfe ihr lobenswerthes Leben.

Auch Johann von Brabant hatte sein Heer in drei Haufen getheilt. In der Mitte stand er selbst hinter einer mit breiten, sumpfigen Gräben eingefaßten Straße; hier wehten neben der herzoglichen Standarte von Brabant zwei und zwanzig Banner, darunter die Fahnen auch der Städte Antwerpen und Brüssel. Eine glänzende Ritterschaft umgab den Herzog selbst; darunter zehn französische Herren, welche der Graf von St. Paul dem

Brabanter zugeführt hatte. Zur Rechten stand dem Herzoge der graubärtige, oft erprobte Graf Arnold von Loz, links Adolf von Berg mit dem Aufgebote der Grafschaft und mit den kölnischen Bürgern.

Erzbischof Siegfried griff an; er versuchte, den Grafen Adolf aus seiner Stellung zu locken, und als dieser ruhig und sicher unter den Waffen verharrte, fiel er den Herzog Johann von Brabant selbst an. Bei allen Heiligen! Johann war ein guter Ritter und hatte wohl in siebenzig Turnieren den Preis davongetragen! Wird er sich von einer „Glatze" höhnen lassen? — Wirklich beging der Herzog die Unvorsichtigkeit, den ungleichen Kampf aufzunehmen; einen tapfern Ritter, Herrn Franko von Wesemaele, voran, durchwateten die Brabanter die mit Schlamm gefüllten Gräben und gingen auf die Feinde los. Bald zeigte sich die erdrückende Uebermacht der Erzbischöflichen; die westfälischen Knechte Siegfrieds stachen den flandrischen Rittern die Rosse weg; aber über alles Lob erhaben zeigte sich das brabantische Fußvolk. Schulter an Schulter standen diese kernigen Männer, und wo irgendwo ein Knecht gefallen war: gleich schloß sich wieder die Lücke! Da versuchten die Erzbischöflichen, die Brabanter von der Seite zu fassen; sie lockerten ihre Reihen, um die Reiter zu umgehen. Aber schnell wie der Wind sprengten diese in die entstandenen Oeffnungen hinein, Allen voran Herzog Johann selbst. Er that Wunder der Tapferkeit; — wie die Saaten von der Gewalt des Sturmes darniedergebeugt werden, so sanken, — sagen gleichzeitige Berichte, — die Feinde unter dem Schwerte des Herzogs. Aber auch die Bischöflichen kämpften mit Daransetzung aller Kraft, vor Allen das westfälische Fußvolk, welches den Reitern die schweren Rosse unter den Leibern tödtete. So wüthete der Kampf ohne Entscheidung hin und her; da griff gegen Mittag der Graf von Lützelburg mit frischen Truppen die Brabanter und die Kölner an. Es waren furchtbare Stunden; denn die Bedrohten hatten sich außerdem noch schwächen müssen, um nur dem Centrum

ihrer Schlachtordnung Hülfe zu gewähren. Fürchterlich war die Erbitterung des nun sich entspinnenden Ringens; die ganze Schlacht löste sich in eine Reihe von Zweikämpfen auf. Graf Heinrich von Lützelburg und Herzog Johann von Brabant trafen auf einander; sofort sprengten sie auf einander los; hageldicht fielen die Schläge ihrer wuchtigen Schwerter auf die Helme, auf die Panzer; — aber Jeder bestand den Andern. Als die Schwerter nichts fruchteten, suchten sich die Feinde mit den Händen von den Rossen zu ziehen. Einen Augenblick trennte wohl das Gewühl des Kampfes die Beiden; der Bruder des Brabanters, der Herr von Areschott, versetzte dem Pferde Heinrichs des Lützelburgers einen so gewaltigen Hieb auf den Kopf, daß das Roß, sinnlos vor Schmerz, weit hinwegrannte und seinen Reiter aus der Schlacht hinwegtrug. Aber Graf Heinrich ward des Thieres Herr; er kehrte wieder in die Schlacht zurück und wieder suchte er den Herzog von Brabant. Er fand ihn auch, und ein furchtbares Handgemenge begann. Der Bannerträger Heinrichs, sein Bruder, Graf Walram von Lützelburg, wurde zu Tode verwundet; in dem nächsten Augenblicke aber sank auch die Fahne von Brabant; ihr Paladin, Herr Rasso van Grees, war erschlagen. Aber ein anderer Ritter erhob die Standarte Brabants von Neuem. In demselben Augenblicke wurde durch einen Lanzenstoß des Grafen Heinrich das Roß des Herzogs Johann gefällt; sogleich indessen machte der Ritter Arnold von Hofstadt seinen Herrn wieder beritten, und weiter wogte der Kampf. Herzog Johann verwundete das Roß seines Gegners auf den Tod; Graf Heinrich fühlte das Zusammenbrechen des treuen Thieres. Da hat er sich noch einmal hoch im Sattel emporgehoben, hat beide Arme um den Nacken des Gegners geschlungen und versucht, ihn auf diese Weise bügellos zu machen. Das sah ein Brabanter, Herr Walter von Bisdomm; schnell entschlossen ergriff er die Lanze und bohrte sie dem Lützelburger in den Rücken. Da ließen freilich die todesmüden Hände Heinrichs von dem Her-

zoge ab; der aber mißbilligte laut die That seines Vasallen, obwohl sie ihn aus der tödtlichen Umschlingung seines Gegners befreit hatte.

Ueber der Leiche des Lützelburgers tobte nun der wüthendste Kampf. Der Graf von Geldern, der Erzbischof Siegfried, — sie beide griffen die Brabanter und die Kölner mit furchtbarer Heftigkeit an. Die Züge des gefallenen Grafen Heinrich hat nachmals Niemand mehr zu erkennen vermocht; so ward der todte Körper in diesem blutigen Ringen entstellt. Da griff Graf Adolf von Berg ein, der bis jetzt mit seinen Bauern und der Hauptmacht von Köln fast nichts gethan, — der seine Kräfte bis zu dem entscheidenden Augenblicke aufgespart hatte. Unter dem Rufe: „Berge romerike!" fiel er den Erzbischöflichen in die Flanke und den Rücken; manch' ein Ritter sank jetzt unter den Keulenschlägen und Axthieben der bergischen Bauern darnieder. Dem Ritter Goswin von Wassenberg, einem der besten Kämpen des erzbischöflichen Heeres, welcher sich dem Grafen von Berg kühn entgegenwarf, wurde durch einen Keulenschlag der Arm zerschmettert; ein zweiter traf ihn so stark auf den Helm, daß er besinnungslos liegen blieb. Dann ward auf kölnischer Seite Herr Gerhard Overstolz erschlagen, welcher die Streitmacht der Stadt angeführt hatte. Jetzt kämpften die Kölner ergrimmt wie die Löwen. „Alaf Köln und immer Alaf Köln!" — je weiter sie vordrangen! Die Banner von Wassenberg und Heinsberg wendeten sich zur Flucht. Erzbischof Siegfried hatte tapfer mitgekämpft; sein Roß war unter ihm erstochen worden; — jetzt suchte auch er zu entkommen; aber Graf Adolf von Berg eilte ihm über Leichen, Waffen und Trümmer nach, holte ihn endlich ein und machte den stolzen Priester und Fürsten zu seinem Gefangenen. —

Nun war der Tag von Worringen entschieden. Zwar kämpften noch Rainald von Geldern, Walram von Falkenburg und Adolf von Nassau mit verzweifeltem Muthe fort; aber der greise Arnold von Loz schlug bedächtig all' ihre Angriffe

zurück. Da fiel der Herr von Bockelo in rühmlicher Vertheidigung seines Banners; Walram von Falkenburg stach dem Grafen von Jülich in den Hals, wurde aber selbst durch einen scharfen Schwerteshieb an der Nase und der Oberlippe verstümmelt und dann gefangen. Adolf von Nassau reichte, sich ergebend, sein Schwert hin, nachdem er fünf Ritter, welche ihn angefallen hatten, erschlagen; auch Rainald von Geldern fiel, schwer verwundet, den Siegern in die Hände. Heinrich von Westerburg aber, der Bruder des Erzbischofs Siegfried, wollte die Niederlage nicht überleben; er kämpfte gleich einem Rasenden fort, bis er die Todeswunde empfing.

Die Sieger, — vor allen Anderen die Männer von Köln, — lobten Gott; seit langer Zeit war in deutschen Landen kein Sieg erfochten gleich diesem. Allein eilfhundert Streiter des Erzbischofes und viele Brabançons lagen auf der Wahlstatt; aber auch in Köln trauerten siebenhundert Wittwen um die erschlagenen Gatten. Die Chronik der heiligen Stadt Köln sagt: „Seit dieser Zeit aber schreiben sich und sind in Wahrheit die Bürger der Stadt frei.“ Zum Gedächtniß dieses Sieges bauten sie in der St. Severinsstraße eine Kapelle in St. Bonifacius' Ehren, weil an dessen Tage der harte Streit geschah; alle Jahre feierten sie außerdem den Sieg mit einer feierlichen Messe und einer Prozession. Worringen selbst ward gebrochen; den Herzog von Brabant aber empfingen sie mit hohen Ehren; sie schenkten ihm ein schönes Haus, den „Hof von Brabant“, und rühmten sich der Tapferkeit ihres Mitbürgers. Lange Zeit wurde jener Fahnen- und Schlüsselwagen von Worringen aufbewahrt; jetzt aber ist er verschwunden; in den Fenstern des hohen Chors im kölner Dome aber prangen noch heut die Wappen von Brabant und Jülich, sowie die ritterlichen Schilde der Overstolz, Hardevust und Lyskirchen, — Weihgeschenke vom Tage von Worringen her.

Erzbischof Siegfried war in den Händen Adolfs von Berg; er lag auf Schloß Neuenburg gefangen, Tag und Nacht im

Helm und Brustharnisch, das Schwert zur Seite. Brachte man ihm das Essen, so wurde der Helm abgebunden; zum Schlafen mußte er die schwere Zier des Hauptes wieder aufstülpen. So lag er beinahe ein ganzes Jahr; erst am 19. Mai 1289 ward er durch Vergleich seiner Bande erledigt.

Für die Kölner ist der Tag von Worringen ein Tag unvergänglichen Ruhmes. Bürger und Bauern hatten an ihm zuerst den Sieg über die schwergepanzerten Ritter erfochten. Dieser Thatsache zum Andenken und zum Gedächtnisse der tapferen Gefallenen hüben und drüben, welche auf dem Schlachtfelde bestattet worden sind, haben die Städter auf diesem Felde ihrer Ehren jene kleine Kapelle errichtet, welche — irren wir nicht — auch heute noch steht. Gern haben um dieses Sieges von Worringen willen nachmals auch die Kölner den Bann des Papstes ertragen; derselbe hat nicht weniger als sieben und ein halb Jahr auf ihnen gelastet. —

Es ward noch lange nicht Ruhe in der heiligen Stadt. Auch Siegfrieds Nachfolger, der Erzbischof Wichbold, ein geborener Graf von Holte, gerieth gar bald mit den Kölnern wegen der Zölle und Auflagen in Streitigkeit. Nicht besser erging es dem großen Prälaten Heinrich von Vieneburg; auch er wurde aus Köln vertrieben, und seine Nachfolger, Walram, Wilhelm und Engelbert III., hatten nicht minder schwer zu kämpfen. Es ist uns an diesem Orte unmöglich, den Verlauf dieser Streitigkeiten im Einzelnen zu verfolgen; nur das Resultat derselben sei hier erwähnt: Die stolze Stadt setzte sich allmählich in den Besitz der meisten landeshoheitlichen Rechte. Im Innern aber gährte es fort; und die Mißstimmung zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft trat immer deutlicher, immer schärfer zu Tage.

Im Jahre 1350 hatte der Rath einen neuen Zoll „am Bayen" zu erheben beschlossen, durch welchen die den Rhein hinabziehenden Wollenweber sich ganz besonders beschwert fühlten. Der Einspruch gegen die neue Einrichtung wurde ein so

drohender, daß die Herren vom engen Rath endlich die neue Einrichtung wieder abschafften. Nun aber galt es, den Kaiser Karl IV. zu entschädigen, welchem ein Antheil an den Einnahmen des Zolles zugesagt worden war. Man sprach ihm 14000 Gulden zu. Da erhob sich der Unwille der Zünfte offen gegen den hochverdienten, im Dienste der Stadt ergrauten Patrizier Rütger Gryn. „Er ist's", so hieß es, „der all' das Unheil verschuldet! Er wirft der Stadt Geld oben in seinen Hut, — unten in seine Hosen!" Der Rath wurde gezwungen, den schuldlosen Mann zu verhaften; man setzte ihn auf der Schafenpforte gefangen und schlug ihm anno 1368 das Haupt ab.

Nun war einmal Blut geflossen, und die Zünfte, die Weber voran, dürsteten nach mehr. In der Haft saß ein Verbrecher, des Straßenraubes angeklagt. „Er darf nicht länger leben!" riefen die Weber; dann nahmen sie den Mann in Empfang und schlugen auch ihm ohne Urtheilsspruch den Kopf ab.

Nunmehr ging die reiche, gewaltthätige Zunft gegen die Gesammtheit des Rathes und der Geschlechter vor: „Gottschalk Birklin, Constantin von Lyskirchen und Johann Gyr", so hieß es plötzlich, „sind an der Stadt treulos, ehrlos, sicherlos und meineidig geworden!" Die Weber forderten deren Auslieferung. Durch das tobende Volk völlig eingeschüchtert, gab der Rath den drei vorgenannten, völlig unschuldigen Männern aus seiner Mitte den Befehl, sich auf einen Thurm in Gefangenschaft zu begeben.

Das war eine unverzeihliche Schwäche und sie rächte sich sofort. Die Weber verlangten unmittelbar darauf die Gefangennahme noch acht weiterer Mitglieder des Rathes. Es war nichts mehr abzuschlagen; auch Werner vom Spiegel, Heinrich von Kuesin, Johann von Ulreporzen, Johann Scherffgin, Heinrich Jude, Johann vom Momersloch und Franko vom Horne mußten sich als Gefangene den Zünften auf der St. Kuniberts-Immunität stellen.

„Was die Weber sich vornahmen", sagen die Chroniken, „es war recht oder krumm, es mußte nach ihrem Willen gehen."

So setzten sie's denn auch durch, daß der aus 82 Mitgliedern bestehende, weitere Rath, welcher neben den 15 Personen des engeren amtirte, nicht, wie bisher, aus den Geschlechtern, sondern aus den Gewerbtreibenden genommen wurde. Jetzt traten allbereits neben den Webern Pelzer, Schmiede, Gürtelschläger, Sarwörter, Maler, Krämer, Kannengießer, Riemschneider, Löher und Goldschmiede in das Stadtregiment ein. Natürlich wurde sofort der Einfluß der Richerzeche beschränkt; sie verlor die meisten ihrer Einkünfte. „Darzo will wie, dat man brege dat amt van der Richgerzeche." — „Der Weber Gewalt aber war groß und sie betrieben viele Dinge, daran Vornehm und Gering großen Anstoß nahm. War es nöthig ein Gesetz zu machen, so mußte es betrunken sein mit Wein und Alles umsonst und die Bezahlung nahm man von der Rentkammer." —

Da kam die Katastrophe. Zwei Raufbolde, welche zum Wollenamte gehörten, trotzten dem Rufe des Rathes, welcher ihnen anbefohlen hatte, in die Stadt zurückzukehren und das Leben draußen auf dem Stegreif aufzugeben. Endlich kamen sie, aber, dem Rathe zum Spott und Hohn, mit Beute reich beladen. Die Herren verurtheilten die beiden frechen Gesellen zum Tode; die Weber erhoben Einspruch zu Gunsten ihrer Kumpane. Heinrich von der Bachstraße war der Führer der verwegenen Rotte. Eben sollte einer der Schuldigen gerichtet werden; der Gräfe, Heinrich von Hardevust, hielt auf stolzem Hengste bereits auf dem Richtplatze und war im Begriffe, das Zeichen zur Hinrichtung zu geben. Da stürmten die Weber heran und verlangten die Freigabe des Missethäters. „Ich kann Euch den Mann nicht freigeben!" antwortete der Gräfe würdig und ernst. „Mag's mich gereuen oder nicht!" Da befreiten die Weber den Schächer mit Gewalt.

So galt also nicht mehr Recht und Gesetz im heiligen Köln. Diese Thatsache war denn doch so erschreckend, daß alle Gutgesinnten sich gegen den Terrorismus der Weber verbanden,

die Richerzecher, die Löher und die Gesellschaft vom Eisenmarkte, die Kaufleute von der Zunft Windeck und viele Andere mehr. Der Rath ließ reichlich Speise und Trank verabreichen; dann ging's in langem Zuge, die Stadtpfeifer und Trommler voran, gegen die Airsburg in Köln, auf welcher ein großer Theil der Weber sich nach dem Rathe ihres kriegerischen Führers, Gerlachs vom Walde, gerüstet versammelt hatte. Ein blutiger Kampf begann; meißnische Truppen, welche der Rath in Sold genommen hatte, errangen schließlich den Sieg. Die Weber wichen; ihr Banner aber harrte aus, bewacht von zwei entschlossenen Gesellen. Endlich ward der eine verwundet, der andere erschlagen; das Banner selbst aber ward zerhauen und in Stücke gerissen. Da rückte eine neue Schaar von Webern mit klingendem Spiele über den Griechenmarkt zu neuem Kampfe heran. Aber der Rath und die Zünfte traten ihnen so entschlossen entgegen, „daß die Weber und Walker den Rücken kehrten, die Ferſen sehen ließen und schöne Sprünge thaten."

Unbarmherzig wurde jetzt nach der Niederwerfung der reichen Zunft der Terrorismus der Weber bestraft. Die Spenden des Rathes an Wein, welche in den Zunfthäusern und den Patrizierſitzen dem Volke unentgeltlich verabreicht wurden, scheinen dasselbe in einem beständigen Taumel erhalten zu haben. Die Thore wurden geschlossen; vierzehn Tage lang wüthete die Menge gegen die Weber. Spät Abends erst unterbrach man die wilde Jagd auf sie, um dieselbe am Morgen wieder mit neuem Grimme zu beginnen. An Hab' und Gut wurden über 100,000 Gulden konfiszirt, denn die Weber waren „ohn' Maßen reich." Das Walkhaus und die beiden Gewändhäuser Airsburg und Griechmarkt wurden bis auf den Grund niedergerissen. Das große Bild unserer lieben Frau, welches vor den Gewandhäusern stand, wurde nach St. Martin gebracht, wohin auch die Weberglocke von St. Johann kam. Dann wurde auf der Stätte des alten Kramhauses nahe der Münze eine neue Halle für die Weber erbaut; auch stiftete

man in der Kirche St. Georg den in diesen Unruhen Gebliebenen ein Jahrgedächtniß.

Die Macht der Weber war gebrochen. Vorher, — so heißt es allerdings wohl etwas übertrieben, — hatten die Weber zu Köln 30,000 Stühle in Gang gehabt; jetzt blieben nur 200. Wenn die Weber vorher Mittags und Abends ihre Arbeit einstellten, entstand auf den Straßen ein wirres Gedränge; deshalb und damit sich die Frauen, die Kinder, die Greise entfernen konnten, läutete man die große Weberglocke zu St. Johann. Jetzt wagten die übriggebliebenen Weber sich kaum auf den Gassen zu zeigen; und nur sehr langsam erholte sich das einst so blühende Gewerk.

Nun ward auch die Richerzechheit wieder restituirt. Die Geschlechter hielten mit starker Hand die Zünfte noch eine Zeit lang in Abhängigkeit und Gehorsam.

Es war demnach anscheinend ruhig in der Stadt Köln nach dieser großen „Weberschlacht" von 1371. Die erstaunte Bürgerschaft konnte anno 1374 in voller Muße das wunderbare Gebahren der Tänzer betrachten. „Sie tanzten in den Kirchen, in den Klausen", so wird berichtet, „und an allen geweihten Orten, sprangen auf und riefen: Herr Sankt Johann, — so, so, — frisch, froh, — Herr Sankt Johann!" Auch warfen sie sich zur Erde, verlangten, daß man sich auf ihren Bauch stelle, tanze und sie trete. Zuletzt geschah viel Spitzbüberei und Betrug damit."

So reizvoll es auch wäre, die folgenden Unruhen zu verfolgen, — wir müssen um des Raumes willen zum Schlusse eilen, welcher den im Jahre 1396 erfolgten Umsturz der Geschlechterherrschaft in Köln behandeln soll. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht anders, als unseren Lesern auf's Allerwärmste die treffliche „Geschichte der Stadt Köln" vom Archivar Ennen zu empfehlen, ein Werk, welches sich nicht minder durch die Schönheit der Darstellung als die Bedeutsamkeit des Inhaltes auszeichnet. Immer dringender hatten in den auf die große

Weberschlacht folgenden Wirren die Zünfte Antheil am Stadtregimente gefordert, von welchem sie nach 1371 de facto wieder ausgeschlossen worden waren. Die Rittergaffeln, d. h. die Vereinigungen der Geschlechter, waren wenig geneigt, solchem Verlangen nachzugeben; ja, Herr Kostin (Konstantin) von Lyskirchen riß und schnitt aus den Eidbüchern Alles heraus, was zu Gunsten der Gemeinde hineingeschrieben war. Fort und fort baten die Zünfte um günstigen Bescheid. „Geht nur nach Hause", sprach Kostin von Lyskirchen, „die Herren haben andere Dinge zu denken und zu schaffen; — wenn sie etwas beschließen wollen, werden sie Euch nicht fragen!" Die Zünfte waren tief empört; auch entging ihre Mißstimmung den Patriziern keineswegs; deshalb saßen diese stets gewaffnet zu Rathe. Wenn die Handwerker auf ihren Stuben ungewöhnlich lange tagten, so ritt der Herr von Lyskirchen wohl vor die einzelnen Zunfthäuser und fragte spöttisch, ob's denn noch nicht Zeit wäre, schlafen zu gehen. — „Das werden wir thun, sobald wir Lust dazu verspüren!" lautete die Antwort. Einmal rissen sie sogar, auf's Höchste erbittert, den Ritter vom Rosse und zwangen ihn zu dem Schwure, er wolle nimmer aus der Stadt weichen, um sich einer gerichtlichen Verfolgung zu entziehen. Kostin aber brach den Eid; er nahm die Schlüssel zum „Lyskirchen-Thor" und verließ mit einem Vetter die Bannmeile Kölns. Da drang das schwer gereizte Volk in seine Wohnung auf dem Heumarkte, bemächtigte sich des städtischen Banners und zog vor die Airsburg, auf welcher die Geschlechter versammelt waren. Fast ohne Blutvergießen, — es ist dies ein schöner Zug aus der Geschichte der sonst so stürmischen kölner Demokratie, — wurden die Patrizier gefangen genommen. Nur Heinrich Overstolz soll am Altare der St. Johanniskirche ermordet worden sein. Dann wurden die Geschlechter auf die Thürme gesetzt und geschätzt, — Heinrich Spiegel z. B. um 1000 Gulden, Konstantin von Lyskirchen um 200, Johann vom Hirtze um 1000, Werner von der

Abucht um 900 u. s. w. Am nächsten Tage wurden die genau in Bezug auf die Zeit und die Entfernung von der Stadt präzisirten Verbannungsurtheile gefällt; die meisten Richerzechgenossen verließen die Stadt.

Die Verbannung traf indessen keineswegs alle Patrizier. Einzelne von ihnen hatten die Zeichen der Zeit wohl verstanden und mit dem Volke Frieden gemacht; — als daher die beiden Ausschüsse von 25 Zunftgenossen und 13 unzünftigen Bürgern gebildet wurden, um die tief erregte Stadt zu beruhigen, treffen wir die alten Namen wieder unter ihnen an, die Spiegel, Hirtze, Overstolz, Gryn, Kessel und vom Horne. Jene beiden Ausschüsse bestimmten, daß hinfort ein Rath von 49 Mitgliedern regieren sollte, gänzlich aus beerbten kölner Bürgern bestehend und zwar aus 36 von den Aemtern und Gaffeln und aus 13, von diesen 36 in den Rath gekorenen, sogenannten „Gebrechsherren". Diese Neunundvierzig wählten zwei Bürgermeister aus der ganzen Gemeinde. Der Rath überkam die Befugniß, die zahlreichen Rathsämter sowie die Stellen der Richter zu besetzen, welche das Stadtgericht im Gegensatze zu dem erzbischöflichen hohen Gerichte der zehn Schöffen und ihres Gräfen bildeten. Zwei Bannerherren beaufsichtigten den Rath; jeder wichtigen Rathssitzung wohnten außerdem noch von jeder Zunft 2 Männer, die sogenannten Vierundvierziger, bei. Zu den 36 Rathsherren aus den Zünften stellten die Tuchmacher oder Weber allein vier, eilf andere Gaffeln je zwei. Es waren dies die zum Eisenmarkt, die erste der fünf Geschlechtergaffeln, die zum Schwarzenhaus, gemischt aus Geschlechtern und Färbern, die zur Windeck, zum Ahr, zum Himmelreich, — alle patrizisch oder wenigstens doch großhändlerisch, — die Goldschmiede, die Kürschner, die Eisenschmiede, die Brauer, die Gürtler, die Fischer. Einen Rathsherrn stellten die Schilderer (Maler) mit den Wappenstickern, Malern, Sattlern und Glasern, die Steinmetzen und Bauhandwerker, die Bäcker, Schlächter, Schröder (Schneider), die Schuhmacher und Riemer, die

Kannengießer und Seiler, die Faßbinder, Weinschröder und Schenken, die Leinweber und die Harnischmacher oder Plattner. Diese damals in Kraft getretene Verfassung, welche für das Rathsherren-Amt eine halbjährliche Erneuerung der Hälfte der Stellen vorschrieb, hat bis auf die Zeiten der französischen Revolution, bis 1796, bestanden. Um mit der ganzen Vergangenheit zu brechen, ward endlich auch das „Eidbuch" außer Kraft gesetzt und dafür der „Verbundbrief" der 22 Aemter und Gaffeln zum Grundgesetze der Stadt erhoben. Jetzt erst hatten, um die Worte Ennens zu gebrauchen, die Kämpfe der Gewerbebruderschaften gegen den alten Stadtadel ihren Abschluß gefunden. Die Herrschaft der fünfzehn Römergeschlechter und ihrer adligen Genossenschaft war für immer gebrochen. Das Werkzeichen des Handwerkers hatte nun dieselbe Geltung errungen, dessen sich bis dahin Schild und Helm der Geschlechter erfreut hatten. Die Geschlechter waren der Vormundschaft über die Zünfte und jedes anderen Vorrechtes beraubt; die Rittergaffeln hatten den Aemtern der Handwerker gegenüber auf jeden Vorzug verzichten müssen. Alle Schranken, welche bis dahin der politischen Selbständigkeit des Bürgerthums und einer gesunden Entwickelung der bürgerlichen Freiheit im Wege gestanden hatten, waren niedergerissen. An Stelle der alten Aristokratie übernahmen nun die Genossenschaften die Aufgabe, die sozialen und bürgerlichen Verhältnisse in die Bahnen einer neuen Entwickelung einzureihen und den bereits über 200 Jahre dauernden Kampf gegen die Souverainetätsrechte des Erzbischofs zu siegreichem Ausgange zu führen. Diese im Jahre 1369 eingeführte Demokratie von Köln, — sie hat, — das muß auch der unparteiische aristokratische Forscher zugestehen, — nicht in geringerem Maße als die Oligarchie der heiligen Stadt Deutschlands jenen ruhmreichen Schlachtruf hochgehalten, welchen wir zur Ueberschrift dieses Kapitels gewählt haben, den alten Ruf der Ehren: „Alaf Köln!"

IX.

Alexander von Soltwedel und die Schlacht von Bornhövde.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ſtand in der Mühlenſtraße der Stadt Lübeck ein beſcheidenes, aus den erſten Anfängen des Emporiums an der Trave herſtammendes Haus. Man errichtete damals die bürgerlichen Wohnungen wenigſtens in den niederdeutſchen Städten zum großen Theile noch aus Holz; wir haben uns jenen altbürgerlichen Sitz daher nur als einen aus Kiefern- und Eichenſtämmen errichteten Holzbau zu denken, umgeben freilich von einem geräumigen Hofe und weitläufigen Stallungen. Klein die Fenſter, klein die Zimmer; altersgrau das Dach, aber prächtig grün das Moos auf demſelben. Nur im Giebel und über der Eingangspforte befand ſich etwas wie Zierrath und Schmuck: von dort oben blickten Pferdeköpfe herab, eine wohl ſchon damals kaum noch verſtandene Andeutung darauf, daß einſt die heidniſchen Ahnen des Beſitzers dieſes Hauſes dem Gotte Wodan ein edles Thier geopfert hatten, als ſie ſich das erſte bleibende Heim gründeten. Und über dem Thore zum Hauſe, dort wo unter ſchattendem Hollunderbaume der Ruheplatz für die Inſaſſen des Gebäudes ſich befand, erglänzte, von einem kunſtverſtändigen Mönche vergoldet, eine Sonne mit pausbäckigem Angeſichte, gutmüthig lächelnd, wie ein niederſächſiſches Mütterchen. Darum hieß dies Haus „Die alte Sonne“; eine neue hatte ſich ein ſpäter hinzugezogener Bürger in einem anderen Stadttheile erbaut. —

Warum aber hatte der Bewohner dieses Gebäudes das Bild der Sonne über seine Thür gesetzt? — Es war ihm wohl weniger darum zu thun gewesen, sein Eigenthum als eine Stätte sonnigen Glückes zu bezeichnen, als vielmehr die alte Heimath zu ehren, aus welcher er herstammte. Denn seine Wiege hatte zu Soltwedel in der alten Mark gestanden; das Wahrzeichen dieser ehrwürdigen deutschen Burg im Wendenlande aber war die Sonne. Hatte sich dort zu Soltwedel doch einst ein Wendentempel, ein Haus der Sonne, befunden, dessen Erbauung die mönchischen Gelehrten dem Drusus oder gar „dem ersten römischen Kaiser" Julio Caesari zuschrieben! Nachmals hatte Karl der Große zwar die alten heidnischen Heiligthümer zerstört; trotzdem aber war die Sonne das Sinnbild und Zeichen der alten Stadt Soltwedel geblieben.

Zu Lübeck wohnten nun unter diesem glückverheißenden Symbole etwa um 1226 zwei Brüder, Alexander und Johannes von Soltwedel. Der erstere war, so erzählt die Ueberlieferung, ein Kleinschmiedsgesell; sein Bruder Johannes aber hatte hohe Ehren erlangt: er war in den Rathsstuhl der Stadt Lübeck gekoren worden. Wie wichtig war dermalen das Amt eines Rathsherren der Travestadt, aber auch wie beschwerlich und wie unerfreulich! Denn die Zeiten waren außerordentlich unruhig; der deutsche Nordwesten hatte seine Unabhängigkeit und Freiheit verloren: König Woldemar II von Dänemark, der Sieger, hatte mit gewaltiger Macht die Nordmarken des deutschen Reiches angegriffen und dieselben seiner Herrschaft unterworfen. Die Kämpfe zwischen Welfen und Waiblingern hatten ihm günstige Gelegenheit gegeben, sich binnen kurzer Zeit der Südküsten des östlichen Meeres zu bemächtigen. Zu Lübeck flatterte auf trutzigen, steinernen Thürmen, welche er selbst erbaut hatte, sein Banner schon seit dem Jahre 1202. Auch dem Greifen von Rügen hatte der Däne die Krallen beschnitten und die Flügel gestutzt. Unkaiserlich genug hatte schließlich der junge Staufer Friedrich II., um den mächtigen König des Nordens

für sich zu gewinnen, diesem für ewige Zeiten alles Reichsgebiet jenseits der Elbe und Elde überlassen. Im fernen Esthland endlich hatte Woldemar die Zwingburg Reval gegründet, um den deutschen Bürgern und Kaufleuten, wenn möglich, die Ostseelande zu entreißen. Gewaltige Kriegshelden dienten diesem Herrscher, unter ihnen Graf Albrecht von Orlamünde, ein Mann von scharfem Blick und thatenfreudigem Geiste; — ein Kriegsvolk von 100 000 Mann, unerhört stark für die damalige Zeit, stand unter Woldemars Befehl. Auf den Meeren des Nordens sicherten ihm 1500 Schiffe eine unbestrittene Herrschaft. Selbst die Gewalten des Himmels schienen sich für Woldemar zu erklären, denn als er im Jahre 1219 gegen die Esthen eine fast schon verlorene Schlacht schlug, fiel nach alter Sage der berühmte Danebrog, die rothe Fahne mit dem weißen Kreuze, als Palladium aus den Wolken herab, wodurch die Krieger Woldemars so trefflich in ihrem Muthe gestärkt wurden, daß sie den Sieg errangen.

Die Herrschaft Woldemars II. über Lübeck war nun zwar keineswegs eine tyrannische. Denn thätig, wie selten ein Fürst, sicherte der König den Bürgern der Stadt gefahrlose Wege der Schifffahrt, indem er Landmarken und Seezeichen, Kreuze und Feuerbacken in den Gebieten der nordischen Meere errichten ließ. Menschlicher als sehr viele andere, seeanwohnende Herrscher der damaligen Zeit, suchte er die „abscheuliche und verfluchte, dem Heidenthume entstammende Sitte, gegen die Schiffbrüchigen unmenschlich zu wüthen", in seinen Landen abzuschaffen. Trotzdem drückte seine Oberhoheit die Bewohner Lübecks in einer gradezu unerträglichen Weise. Innerhalb der ehedem gefreiten Mauern der Stadt erhob sich eine dänische Zwingburg; bei Travemünde sperrte ein Thurm den Zugang zu dem Hafen. Der König hielt das Bürgerthum der Ostseestädte wie mit eisernen Banden umschnürt, und so eifrig die nun vom Reiche geschiedenen Lübecker auch darauf sannen, das Joch der Dänen abzuschütteln: es schien sich keine Hoffnung auf die Verwirklichung ihrer Wünsche darzubieten.

Zu diesen Bürgern von Lübeck, welche die Unterjochung ihrer Vaterstadt tief beklagten, gehörten auch die beiden Brüder von Soltwedel, Alexander der Schmied, Johannes der Rathsherr. So bezeichnet sie, wie wir bereits oben sagten, die Ueberlieferung; es unterliegt indessen keinem Zweifel, daß die letztere eine sagenhafte ist. Denn die beiden Soltwedel waren nicht aus niederem Stande geboren. Neben dem großen Herrengeschlechte von Soltwedel, welchem auch die pommerschen Jaczkonen und die edlen Grafen von Gützkow entsprossen waren, lebten auf der Burg Soltwedel im 12. Jahrhunderte mehrere Ministerialengeschlechter, Burgmänner, welche die ritterliche Würde zierte und welche sich nach der altberühmten Veste nannten, weil ihre Ahnen seit unvordenklichen Zeiten auf derselben gehaust hatten. Als Soltwedel endlich für immer der deutschen Herrschaft genommen war, als es auf der Burg Salzwedel nichts mehr zu schützen und zu schirmen gab, zerstreuten sich die Burgmannen über das platte Land und in die Städte Norddeutschlands. Solchen Geschlechtes war das Brüderpaar von Soltwedel; es gehörte keineswegs dem Handwerkerstande an. Ein Bürgermeistergeschlecht gleichen Namens findet sich übrigens auch in der Spreestadt Berlin.

„Wenn nun die Bürger", so fährt die Ueberlieferung fort, „über Muthwillen und Gewalt der Dänen klagten, sagte Alexander sehr oft, wenn er im Rathsstuhle säße, so wollte er wohl wie kein anderer sonst die beschwerliche Last der dänischen Herrschaft abwerfen. Dies sprach er so lange aus, bis daß ein ehrbarer Rath ihn beschickte und um seine Absicht befragen ließ. Da bekräftigte er seine Rede und bat zugleich, daß man kein Aergerniß an ihm nehmen möchte. Aber nur durch List konnte er seine Absicht erreichen. Die Herren vom Rath vertrauten ihm und bewogen Alexanders Bruder Johannes, ihm den Rathstuhl zu räumen. Da sah man nun gar bald, wie schnell der schlichte Mann sich veränderte und verwunderte sich deß. Alexander nämlich befliß sich, nicht allein der königlichen

Räthe Gnade und Freundschaft, sondern auch des Königs Gewogenheit selbst zu gewinnen. Oft war er bei den Dänen fröhlich und guter Dinge, wie sie wiederum bei ihm. Bei ihren Hochzeiten, ihren Gelagen, Jagden und Tjosten wußte er sich so wohl zu erzeigen, daß er bei Jedermann einen guten Namen gewann. Nur den Bürgern Lübecks gefiel sein Treiben nicht. „Er sucht", so raunten sie sich in's Ohr, „nur eignen Nutzen und Ruhm; er hat eine Bestallung vom Könige erhalten, daß er die Stadt in weitere Dienstbarkeit bringe." Als man nun endlich ihm immer bedenklicher nachsah, rief er die Vornehmsten aus der Gemeinde zu sich und entdeckte ihnen, was er wollte. Deß waren sie wohl zufrieden und warteten ihrer Zeit."

In der That gewannen die Dinge im Norden sehr bald eine Gestalt, welche den Lübeckern wieder Hoffnung einflößen konnte. Bei König Woldemar hatte nämlich ein Edeling des Wendenlandes, Herr Johann Gans von Grabow, des Geschlechtes von Putlitz, eine Zuflucht gegen die Grafen Heinrich und Günzel von Schwerin gesucht, welche ihn als Landfriedensbrecher aus seinem Besitzthume vertrieben hatten. König Woldemar nahm sich seiner an und rächte ihn an den Schwerinern; er vertrieb den Grafen Heinrich, zerstörte dessen Schloß Boytzenburg und beschimpfte in der rohen Weise der Zeit auch die Frauenehre der Gräfin von Schwerin auf das Unköniglichste. Aber Graf Heinrich der Schwarze von Schwerin war keineswegs der Mann, sich widerstandslos niedertreten zu lassen; er sann auf kühne That und rächende Vergeltung. Es war die Maienzeit des Jahres 1223. Auf der kleinen Insel Lyoe an der Südküste Fühnens erlustigten sich die Mitglieder der dänischen Königsfamilie. Woldemar und seine Söhne hielten ritterliche Spiele ab, wie sie das dänische Volk zur Begrüßung des wiedereinziehenden Frühlings anzustellen pflegt. Als die Dämmerung des sechsten Maientages auf Meer und Buchenwaldung herabgesunken war, ließ man nach der Väter Sitte

den Becher lustig kreisen. Da, mitten in der Nacht, fiel Graf Heinrich von Schwerin wie ein Unwetter über die Zelte der Dänen her; seine Reisigen rissen den König und dessen ältesten Sohn aus den Banden des Schlafes; dann brachte man die Gefangenen eiligst auf Boote, welche am Meeresstrande warteten. Das war ein traurig Maienfest für Dänemark. König Woldemar mußte sich zähneknirschend von Kerker zu Kerker schleppen lassen, bis ihm endlich in dem runden Schloßthurme zu Schwerin eine Stätte der Rast bereitet ward. In tiefer Gährung flutheten die Verhältnisse des Nordens hin und her. Zwar trat Albrecht von Orlamünde mit ritterlicher Kraft für den Dänenkönig ein; aber auch ihn verfolgte das Mißgeschick. Auch er ward von dem Grafen Heinrich von Schwerin gefangen genommen und in denselben Thurm zu König Woldemar gesetzt. Da athmeten die geknechteten deutschen Lande an der Ostsee hoch auf. Aber noch immer war die Macht des dänischen Reichsrathes eine zu gesicherte, als daß ein Aufstand mit Aussicht auf Erfolg hätte unternommen werden können; nur die Hoffnung auf endliche Befreiung war eine gegründetere geworden als ehedem.

Nach dreijähriger Haft erlangte indessen König Woldemar im Jahre 1226 Lösung seiner Bande. Der stolze Sieger hatte sich dem slavischen Grafen gegenüber zu den demüthigendsten Bedingungen bereit erklären müssen; er versprach dem Feinde 45000 Mark Silbers, alle Kleinodien der Königin, die Krone ausgenommen, 300 Zimmer köstlichen Pelzwerkes und 1000 Ellen flandrischen Scharlachs zur Bekleidung von 100 Rittern; außerdem mußte er alle seine Eroberungen in den deutschen und slavischen Landen abtreten. Alles dies sicherte Woldemar eidlich zu; aber kaum war er aus der Pforte seines Kerkers getreten, so beschloß er, seinen Schwur zu brechen. Auf schnellem Renner flog er dem Dänenlande zu, keinen andern Gedanken nährend als den der Rache an seinen deutschen Feinden. Im Bunde mit dem Welfen Otto von Lüneburg, seinem Schwester-

sohne, sammelte er schleunigst ein Heer. Noch konnte er's der Welt beweisen, daß er seinen Beinamen „der Sieger" wohl verdiente; in raschen Schlägen nahm er Rendsburg und Itzehoe. Wieder nahte die Maienzeit. Nachdem er schnell noch die Dithmarschen gezüchtigt hatte, ritt er, freilich sehr geschwächt in Bezug auf die Zahl seiner Reisigen, zur kurzen Rast in die Stadt Lübeck ein, welche er sich treuergeben wähnte.

Jetzt, meinte Alexander von Soltwedel, war die Zeit zum Handeln gekommen. Mit der dänischen Besatzung stand der Rathsherr, wie gesagt, in bestem Einvernehmen; es überraschte daher den König durchaus nicht, daß Alexander grade dem tapfern Ritter Günther, welcher die dänische Mannschaft auf der Burg von Lübeck befehligte, die Würde eines Maigrafen antrug. Mit Freuden willigte der Ritter ein, am andern Tage die fröhliche Schaar zu führen. Schien's doch ein besonders frohes Maienfest diesmal zu werden! Woldemar und die Dänen liebten die schöne Feier des Frühlingsfestes leidenschaftlich; sie nahmen mit jener Fähigkeit, zu genießen, welche nur den urkräftigen Geschlechtern der Vergangenheit eigenthümlich gewesen zu sein scheint, an der allgemeinen Freude Theil. Nun kam der Tag, da nach altem Brauche der Maigraf mit Jubel und Lust den Mai aus dem Walde holte. Als die Nachmittagssonne feuriger und röthlich goldener strahlte, zogen die Festgenossen auf das Burgfeld, wo der „Papagoyenbaum" stand, d. h. wo die ritterliche Uebung des Vogelschießens abgehalten ward. Da waren die kostbarsten Zelte und „Paulune" (Pavillons) gemacht; bei Fackellicht wurde bankettirt und getrunken, gespielt und getanzt. Seltsame „Mummen" von wilden Männern und Frauen gingen dazwischen hin und her. Hier neckte ein Waldmensch oder ein Feldteufel die schmucken Bürgertöchter; hier schlüpfte ein Meerweibchen, gelenkig wie ein Fischlein, durch die Menge. Dort besprengten koboldartig verlarvte Gestalten mit grünen Zweigen, welche sie in Wasser getaucht hatten, die neugierig Zuschauenden; dort kämpften die Parti-

sanen des Sommers und des Winters den letzten Kampf aus. So währte das Fest in toller Lust und in bunten, wechselnden Bildern bis nach Mitternacht; da riefen von dem Schwerin oder dem „Bauerholze" her, — einem Wäldchen vor der Stadt, — die Hörner, ein Zeichen, daß man die Maien und den Maibaum holte, um mit den ersteren noch vor Sonnenaufgang die Kirchen und die Häuser auszuschmücken, den letzteren aber auf dem Markte aufzurichten. „Da sind", so heißt es weiter in den lübischen Chroniken, „der Rath und die Fürnehmsten der Bürger auf edlen Rossen nebst dem Könige und dessen Räthen in den Wald hinabgeritten; so auch des Rathes und der Stadt Diener, welche zu Ehren der dänischen Gäste gar köstlich geputzt und gekleidet waren. Etliche aber und andere junge Gesellen gingen im Mummenschanz mit Jungfernkleidern angethan auf die Burg, wo sie gar lustig empfangen wurden; als sie aber in's Schloß gekommen waren, zogen sie die Wehren und hieben die Wärter nieder. So hatte es Alexander von Soltwedel angeordnet. Da nun der König im ersten Morgenscheine wieder aus dem Walde kam, mit Blumen und Kränzen schön geziert, da wehten ihm von der Burg der Stadt Lübeck Fähnlein entgegen. Deß' sind die Dänen heftig erschrocken und auf ihre Pferde gefallen und in Hast von dannen gen Travemünde geritten. Der König aber hat Herrn Alexander zugerufen, daß er bald wiederkommen werde, darauf ihm dieser geantwortet, daß er wohl kommen möchte, wenn er wollte; es sollte ihm wohl begegnet werden."

In dieser episch-alterthümlichen Weise wird die Befreiung Lübecks durch Alexander von Soltwedel von sämmtlichen Chronisten erzählt. Es ist unmöglich, jetzt noch zu erkennen, wieviel von dem Berichte der Sage, wieviel der Geschichte angehört. Sehr verdächtig wird die Erzählung durch das Vorhandensein einer gleichen Tradition in der Geschichte der Stadt Köln; dort ist Marsilius jener bürgerliche Held, welcher am Maienfeste die Stadt von ihren Feinden befreit. Wie es

sich aber auch immer mit der Austreibung der Dänen aus Lübeck verhalten haben mag: vom Jahre 1226 an war Herr Alexander die Seele der Bürgerschaft und die Vertheidigung der wiedergewonnenen Freiheit Lübecks gegen die dänische Macht bildet die rühmliche Aufgabe seines Lebens.

Wiederum lassen wir die alten Chroniken von den staatsklugen Verhandlungen Herrn Alexanders sprechen. „Darnach", so heißt es, „sandte er zum Kaiser, bot ihm die Stadt an und sagte ihm, wie sein Großvater sie vor Zeiten mit Heerschilden belagert und unter das Reich gebracht, sie auch mit vielen und großen Freiheiten beschenkt hätte. Da nun Kaiser Friedrich der Lübischen Treue sahe, nahm er die Stadt gütlich an und stellete ihre Bewohner unter des Reiches Schutz, sprach sie auch frei von allen Gelöbnissen und Verträgen, welche sie mit dem Könige Woldemar gemacht hatten, bestätigte ihre Freiheiten mit dem kaiserlichen Insiegel und gab mildiglich deren viel neue dazu." Offenbar wird hier auf jene beiden Urkunden angespielt, welche Friedrich II. im Jahre 1226 zu Parma und zu Borgo San Donnino ausstellte und welche die Reichsfreiheit von Lübeck begründeten. Was für ein schön Stück Geld Herr Alexander seinen Gesandten mitgegeben hat, um die weitgehenden Freiheiten der Stadt zu erkaufen, davon wissen die Chronisten freilich nichts zu sagen. Die großen, öffentlichen Thaten des nunmehrigen lübischen Bürgermeisters ließen es bald völlig vergessen, wie er im Geheimen und auf geräuschlose Weise der Entwicklung des Gemeinwesens Bahn gebrochen hat. Doch hören wir weiter!

Mit sonderlichen Schmerzen sah König Woldemar solch hochstrebendes Gebahren der Lübecker; er forderte, gar zornig geworden, die Lübischen heraus, einen Streit mit ihm zu halten. Dazu bestimmte er die Zeit auf St. Marien-Magdalenen-Tag. Er sammelte ein mächtig Volk aus allen seinen Reichen, auch ließ er die Schiffe zu Hauf kommen und zog zu den Dithmarschen, daß er sie zwänge, zu streiten wider Lübeck. Wohl

oder übel mußten diese friesischen Mannen den Heereszug rüsten; aber sie trugen tödtlichen Haß gegen den König im Herzen. Da nun Woldemar mit Heeresmacht heranzog, säumte auch Herr Otto zu Sachsen nicht, der zu Braunschweig und Lüneburg ein Herzog war, Heinrich des Löwen Sohn, sondern kam seinem Vetter Woldemar mit einem wohlgerüsteten Kriegesheere zu Hülfe. Auf der Grenze von Holstein und Wagerland liegt ein kleines Dorf. Schon im 12. Jahrhunderte war dasselbe berühmt durch seine Kirche, welche der heilige Vicelin, der erste Bischof von Lübeck, geweiht hatte. Von der unweit seiner Feldmark vorüberfließenden Swentine hieß das Dorf anfangs Swentinefeld; später aber nahm dasselbe den bezeichnenden Namen Bornhövden an, weil es zu Häupten eines Bornebeckes, — eines sprudelnden Baches, — gelegen war. Hier lagerten sich Woldemar, Otto und die Dithmarschen. Inzwischen aber waren die von Lübeck auch aufgewesen; sie wappneten sich und riefen zu Hülfe Gerhard, den Erzbischof zu Bremen, Albert von Askanien, Herzog zu Sachsen, Alf, Grafen zu Holstein, Heinrich, den Grafen zu Schwerin, und Borwin, den Herrn der Wenden an der Ostsee. Kriegshauptleute aber wurden Alf, Graf und Herr zu Holstein, Heinrich, Graf zu Schwerin, und Alexander von Soltwedel, der Bürgermeister von Lübeck.

Am 20. Juli 1227 lagerten die Heere einander gegenüber; am 22. hatten sie sich in Schlachtordnung gestellt, nachdem sie durch kleine Scharmützel sich das vortheilhafte Terrain zu sichern gesucht hatten. Auf dänischer Seite führte König Woldemar das Mitteltreffen; rechts von ihm stand Herzog Otto, der Welf von Lüneburg, links Abel, Herzog von Schleswig, Woldemars jüngerer Sohn. In der Mitte des deutschen Heeres befehligte Alf oder Adolf, Graf zu Schauenburg. Hier hielten unter dem Adlerbanner des Reiches auch 300 auserlesene Streiter, welche der Kaiser Friedrich II. den Bundesgenossen zu Hülfe gesandt hatte. Dem Herzoge Abel gegenüber

flatterten die Feldzeichen des Grafen Heinrich von Schwerin und das große Banner von Lübeck, welches auf einem Wagen in die Schlacht geführt wurde; mit dem Kerne der Bürgerschaft deckte Herr Alexander von Soltwedel dasselbe. Der Ballenstädter Albrecht von Sachsen hatte sich, getreu den Traditionen seines Hauses, dem Welfen Otto gegenübergestellt; der Erzbischof Gerhard von Bremen und Borwin, der Herr der Wenden, bildeten eine Nachhut oder für den Fall der Noth ein zweites Treffen. Im Rücken der Dänen standen zu ähnlichem Zwecke die Dithmarschen, freilich nicht eben in großen kriegerischen Ehren. Denn überdrüssig der dänischen Herrschaft, welche auch ihnen durch Woldemars Hand aufgezwungen worden war und durch geheime Botschaft gewonnen, hatten diese „ehrenwerthen und biderben Friesenkinder" zugesagt, sich für die deutsche Sache zu erklären und die Dänen hinterrücks anzufallen, sobald der rechte Augenblick gekommen wäre. Auf beiden Seiten, hüben wie drüben, war das volle Verständniß dafür vorhanden, daß an diesem Tage sich das Schicksal der Küstenländer Deutschlands entscheiden müßte.

Mit dem frühen Morgen begann am St. Marien-Magdalenentage (22. Juli) der Kampf, welcher mehrere Stunden lang mit Hartnäckigkeit und Erbitterung fortgesetzt wurde. Der Mittag nahte; die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen den Deutschen grade in's Gesicht, ermattet von der Hitze begannen sie zu weichen. Schon stellten sich Mißtrauen und Furcht ein; die Reihen wankten, obwohl die Anführer Alles thaten, den Muth der Ihrigen anzufeuern. Woldemar erkannte die Lage der Deutschen sehr wohl; er drängte unaufhaltsam vor, mit ihm Herzog Abel, sein gleichgearteter Sohn. Da, in höchster Noth stürzte Graf Alf der Schauenburger vor dem Angesichte des ganzen Heeres auf den heißen Sand nieder, welchen weder Baum noch Strauch beschattete, pflanzte sein Schwert als Abbild des Kreuzes vor sich auf und betete die uns von den Chronisten aufbehaltenen Worte:

„Hilliger got! Ick spöre in mi dine allmechtige hülpe un ick will nich undankbar erfunden warden. Wenn du mi die Feende averwinnen helpest, will ick tom denkmal deiner gnade, bi dem ankamen to diner eren und tom angedenken disser viktoria kerken uprichten un will mi aller menschlichen Dinge begäwen un in een Kloster gahn!“ So that bei dem Fahnenwagen von Lübeck auch Herr Alexander von Soltwedel; er fiel mit den Bürgern und Knechten auf die Kniee und gelobte, falls Gott durch Fürbitte und Verdienst der heiligen Frauen Maria Magdalena in solcher äußersten Noth Hülfe senden würde, so wollten die von Lübeck die Burg in ihrer Stadt abbrechen und an deren Stelle ein Predigerkloster zur Ehre Gottes, der Himmelskönigin und der Büßerin Maria Magdalena errichten. Das waren in heißer Kampfesnoth gewiß Gebete aus des Herzens Grunde; nicht sollte ihnen die Erhörung fehlen. Die Sage berichtet, die Deutschen hätten in dieser ihrer höchsten Gefahr die heilige Maria Magdalena am Himmel erblickt; strahlend stand sie inmitten des wolkenlosen Firmamentes. Sie segnete die Krieger und hob ihren Mantel, daß er die Sonne verdeckte uud deren Strahlen gleich einem spiegelnden Schilde auf die Dänen zurückwarf. Mit neuem Muthe konnten nunmehr die Verbündeten wieder die Schlacht aufnehmen; sie gewannen wieder an Feld, und in diesem Augenblicke griffen auch die Dithmarschen ein. Dieselben, so heißt es, kehrten ihre Schilde um, den Deutschen zum Zeichen, daß jetzt der Augenblick gekommen wäre, Alles daranzusetzen; dann griffen sie selbst die Dänen an, welche sich nun von zwei Seiten bedroht sahen. So entschied sich denn das Schicksal des Tages in rascher Folge. Aber Woldemar mochte nicht weichen. Nachdem er selbst den neuen Angriff geleitet hatte und schwer verwundet worden war, — ein Lanzenstich hatte ihn des einen Auges beraubt, — hielt er blutüberströmt auf einem Hügel, welcher später der „Röhnsberg“ genannt worden ist. Hier versuchte er es noch einmal, seine fliehenden Völker aufzuhalten. Es dunkelte bereits; da

ward sein Roß getödtet; verzweifelnd irrte der König auf dem Schlachtfelde umher. Endlich erkannte ihn ein dänischer Reitersknecht, verhalf ihm zu einem Rosse und geleitete ihn nach Kiel.

Die Sage, welche diese Schlacht bei Bornhövde reicher umzogen hat als irgend eine andere Waffenthat jener Zeit, hat auch die Rettung des Dänenkönigs aus dem Kampfe mannichfach ausgeschmückt. Sie behauptet, daß König Woldemar auf dem Schlachtfelde einen schwarzen Ritter mit geschlossenem Visire angetroffen habe, welchen er gebeten habe, ihn nach Kiel in Sicherheit zu bringen. Der Ritter, heißt es dann, nahm den König zu sich auf's Roß und brachte ihn in die Stadt, ohne ein Wort mit ihm gewechselt zu haben. Als die Beiden nun in den Schloßhof zu Kiel einritten und die Diener mit Fackeln erschienen, schlug der Ritter den Helmsturz zurück: voller Schrecken erkannte der König, daß es Graf Alf der Schauenburger gewesen, welcher ihn gerettet hatte. Auf geschichtliche Wahrheit macht diese Erzählung ebenso wenig Anspruch wie die Tradition von dem Eingreifen der heiligen Magdalena in die Schlacht selbst. Der Umstand aber, daß all' diese Sagen entstehen konnten, beweist, wie wichtig schon den Zeitgenossen die durch bürgerlichen Muth auf dem Felde von Bornhövde herbeigeführte Entscheidung erschien.

Denn nun entfaltete sich fröhlich die der dänischen Fesseln erledigte Freiheit der Deutschen in den Ostseelanden. Adolf von Schauenburg hatte durch den Sieg seine Grafschaft wiedererobert, die Dithmarschen hatten ihre Bande abgeworfen, und Lübeck konnte nun in Wahrheit sich eine freie Stadt des deutschen Reiches nennen; ihr gebührten vor Allen die Lorbeern des Tages. Nachdem so Großes an ihnen geschehen war, vergaßen auch die Sieger ihrer Gelübde nicht. Adolf der Schauenburger mußte zwar noch einige Zeit lang die Waffen tragen, ehe er ein demüthiger Mönch ward; der Bürgermeister von Lübeck aber erfüllte sogleich die freiwillig übernommenen Pflichten gegen den Himmel. Da nun Alles vollendet war, — so berichten

die Chroniken, — zogen die von Lübeck mit vielen vornehmen Gefangenen nach der Stadt, lobten und priesen Gott den Allmächtigen und die heilige Frau Maria Magdalena und theilten die Beute unter das Kriegsvolk aus. Dann sind sie mit gesammter Hand nach dem Schlosse gelaufen, haben dasselbe erstlich geplündert, darnach heruntergerissen und abgebrochen bis auf den Grund und Alles der Erde gleich gemacht; alsdann haben sie auf die wüste Stätte ein herrliches Kloster Prediger-Ordens hinzubauen angefangen, wie sie gelobt hatten. Und haben darnach gen Bremen und Magdeburg gesendet, von dorther neue Brüder Prediger-Ordens zu holen; die haben sie eingesetzt, Gott zu dienen ewiglich. Zu beständigem Gedächtniß dieses Sieges gaben sie alle Jahre an diesem Tage den Armen Almosen in der Kirche zu St. Marien, und die Brüder Dominikaner verzapften zu Ehren der Schlacht, in Folge deren sie nach der Travestadt gekommen waren, den Armen in ihrem „Reventer" (Refektorium) ein Faß Bier.

Was Alexander von Soltwedel selbst an Heldenthaten in der Schlacht von Bornhövde vollbracht hat, ist uns im Einzelnen nicht von den Chronisten erzählt worden. Jedenfalls muß die Stadt seine Dienste für ganz ausgezeichnete erachtet haben, denn ein Bericht erzählt, daß Ein Rath ihm nach der Schlacht angeboten habe, eine ehrliche Gabe von der Stadt zu begehren. Aber Herr Alexander suchte mehr die Wohlfahrt seiner Lands- und Hausleute denn sein eigenes Beste und erbat sich deshalb nur schlechthin, daß die Märker, seine Heimathsgenossen, zu Lübeck zollfrei sein möchten, welches ihnen denn auch für alle Zeit bewilligt worden ist. Die Reiterfahne des dänischen Königs aber, welche Alexander erbeutet hatte, hing der Rath zu ewigem Gedächtniß im Chore zu St. Marien unter dem Gewölbe zwischen zwei Pfeilern auf. Dort hängt, wenn wir uns recht erinnern, das uralte Beutestück noch heutigen Tages.

Mit dieser Schlacht von Bornhövde beginnt die erste

Periode lübischer Macht. Ein Leben voll rastloser Thätigkeit und unerschöpflicher Zeugungskraft bricht aus den Mauern der befreiten Stadt hervor und Alexander von Soltwedel ist dessen Seele. Schnellen und festen Schrittes verfolgte unter seiner Leitung der Rath der Stadt die Bahnen zu weltgeschichtlicher Größe; Zollrollen für den inneren Verkehr, Rechtskodifikationen der verschiedensten Art bezeichnen seine Thätigkeit. In Lübecks Hafen versammelten sich, wie wir gesehen haben, die Kreuzfahrer, welche im fernen Livland der deutschen Kirche und der deutschen Gesittung wilde, heidnische Gebiete eroberten. Die geistlichen und weltlichen Nachbaren der Stadt, die Bischöfe und Herren des wendischen Landes begünstigten die Bürgerschaft aus eigenem Interesse; denn schwer wog der Lübischen Geld und scharf schlug ihr Schwert. Auf dem Markte der Stadt aber sehen wir die Bürgerritter Lübecks mit dem benachbarten Adel Lanzen brechen; in fremden Landen gebieten sie als Richtvögte; einmüthig stehen sie stets geschaart um Alexander von Soltwedel, ihr allverehrtes Haupt.

Denn gerüstet mußte der junge Freistaat allezeit sein; schwere Irrungen drohten ihm überall. Merkwürdige Umstände und die Verkettungen der schwankenden Politik jener Tage bewirkten es, daß sogar der Mann, der bei Bornhöveden so ritterlich an der Seite der Lübecker gekämpft und sich dem Kloster gelobt hatte, — daß Alf von Holstein-Schauenburg, ein Feind der Lübecker wurde. „Jungen Herren ist oft das Blut heiß und der Muth groß;“ — „er wollte der Stadt von ihrer Freiheit helfen;“ so sagen die Chronisten. Im Sommer 1234 kam der König Woldemar mit einem großen Heere zu Wasser und zu Lande; er legte bei Schwartau an und baute dort eine Burg, welche man noch lange „die dänische Burg“ geheißen hat. Graf Alf lagerte sich als Feind der Stadt dem Könige gegenüber an der Mündung der Trave; dann zog man zwischen den beiden Lagerplätzen starke eiserne Ketten durch den Fluß und rammte dicke Pfähle in denselben ein. Alexander von

Soltwedel aber wußte Rath und verzagte nicht, obwohl anscheinend den Lübischen die Einfahrt und die Ausfahrt abgeschnitten war. Als die Schiffe von Melbingen (Elbing) und die lievländische Flotte aus Preußen ankamen, befahl er ihnen, bei starkem Winde zwischen den Feinden hindurchzufahren. Da rissen die Ketten und die Pallisaden der Dänen und Holsteiner mitten entzwei. „Wie nun die grimmen Feinde sahen, daß Arbeit und Kosten verloren waren, ließen sie ihr größtes Schiff mit Steinen gefüllt quer vor der Mündung der Trave einsenken.“ Nun war allerdings guter Rath theuer; aber Herr Alexander ließ durch viele Teichgräber die schmale Landenge, welche „Priwal“ genannt wurde, durchstechen. Nun hatten die Lübischen wieder freie Einfahrt und Ausfahrt. Bald darauf segelten auch die Koggen, welche von Reval heimkehrten, die Sperrung bei Travemünde durch. „Darum haben die Revalschen Koggen Freiheit von Zoll und Hafengeld für ewige Zeit.“ Jetzt ließ der König im Zorne acht große Kriegsschiffe ausrüsten und segelte mit ihnen nach Warnemünde, um den Lübischen aufzulauern. Da bedachten die Herren des Rathes und Alexander von Soltwedel, daß es für sie erträglicher sei, mit den Dänen auf offener See zu kämpfen als vor den Mauern ihrer Stadt; sie zogen aus nach dem Rostocker Tief. Hier kam es zur Schlacht. Die den Lübeckern getreuen wendischen Herren griffen die Dänen von der Landseite, die Städter aber vom Meere aus an. So sahen sich die Feinde wieder wie bei Bornhövde eingekeilt. Trotzdem dauerte der Kampf vom Morgen bis zum Abend. Als endlich fünf seiner großen Schiffe brannten und die Admiralskogge mit 400 Bewaffneten von Herrn Alexander genommen worden war, machte sich der König Woldemar mit Gefahr seines Lebens in einem kleinen Rennschifflein davon. Das war der erste Seesieg der Lübischen. Herr Alexander aber, nachdem er so die drei Königreiche Schweden, Norwegen und Dänemark überwunden hatte, nahm nach den alten Berichten ein Wappen an, welches in der vor-

deren Hälfte den deutschen Reichsadler, in dem Felde daneben aber drei Kronen enthielt, das bekannte Symbol, dessen sich später auch die kalmarische Union bediente. Darnach hat er, — so heißt es weiter, freilich geschichtlich nicht genau, — im Jahre 1241 den großen berühmten Hansabund gestiftet.

König Woldemar ist nach den bedeutsamen Worten der alten Geschichtsschreiber in großem Herzeleid bald darauf „vergangen". Auch mit Graf Alfs Lebenswegen kreuzten sich die Pfade des ritterlichen Bürgermeisters von Lübeck nicht mehr. Der große Graf trat, wie er einst in der Schlacht von Bornhövde gelobt hatte, am 13. August 1240 in das von ihm gestiftete St. Marien-Magdalenenkloster zu Hamburg ein. Als schlichter grauer Mönch wanderte er später nach Rom, um vom Papste die Erlaubniß zu erhalten, trotz der vollbrachten kriegerischen Thaten ein Priester werden zu können. Nachdem er dieselbe erlangt hatte, las er in demüthiger Erinnerung an die ihm zu Theil gewordene Gnade Gottes seine erste Messe in jener Kapelle auf dem Schlachtfelde von Bornhövde, welche die Sieger gestiftet hatten. Der ehemalige Ritter ward ein ernster, thatkräftiger, aber freilich auch etwas wunderlicher Heiliger. Davon nur ein Beispiel. Unweit des St. Marienklosters zu Kiel, welches er gestiftet hatte, ging er einst mit einer Kanne Milch die Straße hinab, als zwei seiner Söhne ihm mit großem Gefolge entgegenkamen. Wie ein Gefühl der Scham wandelte es ihn plötzlich an; er verbarg die Kanne, so gut es gehen wollte, unter seinem Gewande und wartete, bis der Ritterzug vorüber war. Da aber erwachte sein frommer Eifer wieder; unwillig über die bewiesene Schwäche goß er vor aller Augen die Milch über sein Gewand, indem er sprach: „Schämst du dich, um Christi willen eine Kanne Milch zu tragen? — Wohlan, so beweise denn dein ganzer Leib, wessen du dich geschämt hast!" — Im Geruche der Heiligkeit ist Graf Alf zu Kiel am 8. Juli 1261 gestorben.

Schon lange vor ihm, — im Jahre 1241, — war der

König Woldemar zur Ruhe eingegangen, nachdem er den verlorenen Beinamen des Siegers durch den schöneren Ehrentitel eines Gesetzgebers seiner Lande ersetzt hatte. Seinem Sohne, dem Könige Erich Pflugpfenning, wie ihn seine Unterthanen nach einer von ihm eingeführten Steuer genannt hatten, fiel die Erbschaft des Hasses gegen Lübeck zu. Bald genug fühlten die Lübischen denselben; von König Erich aufgebracht, blieben ihre Schiffe aus. Da galt es für Alexander von Soltwedel, noch einmal die Admiralskogge zu besteigen: er that dies mit dem alten Ruhme im Sommer 1248. Zwar fand er den Feind auf offenem Meere nicht vor; aber er landete an der dänischen Küste, verheerte des Königs Gebiet und that auch der Stadt Kopenhagen großen Schaden. Damals brachen die Lübecker das Schloß in den Grund, welches vordem Bischof Absalon von Roeskilde, der „Herkules" der Dänen, erbaut hatte und welches damals Seckelburg hieß. Dabei nahmen die Lübischen großen Raub, mit welchem sie davon segelten. Unter dieser Beute befand sich auch eine gewaltige Glocke. Im Thurme zu St. Jakobi an starken eisernen Bolzen aufgehängt, hat sie die Lübecker mit ihrer ehernen Stimme noch Jahrhunderte lang an die Großthaten Herrn Alexanders von Soltwedel gemahnt.

Das Jahr 1248 scheint den Höhepunkt des Ruhmes unseres Bürgerhelden zu bezeichnen. Einem Fürsten gleich lenkt er mit klarem und weit vorausschauendem Blicke die Geschicke des großen Städtebundes. Bald schafft er den Kaufleuten auf Heer- und Handelsstraßen Ruhe und Sicherheit, indem er auszieht, die Schnapphähne aufzufangen und zu richten. Bald weilt er auf der grünen Insel Gothland und hält zu Wisby mit den Bürgern Norddeutschlands und der nordischen Reiche Rath, wie das deutsche Kulturleben mit seinen Armen den ganzen Norden Europas umfassen und seine große Sendung an ihm erfüllen könnte. Nicht kümmern ihn die Bannflüche der „Pfaffheit", welche ihn treffen, weil er auf dem dänischen Zuge Kircheneigenthum hat plündern lassen; nicht be-

irrt ihn die selbstsüchtige Politik eines Wilhelm von Holland, der Schauenburger und der Ballenstädter. Frei und ungetrübt ist sein Auge. Zu London auf dem Stahlhofe, woselbst sich die deutschen Kaufleute schon seit drei Jahrhunderten versammeln, zu Riga und Nowgorod, wohin sie jetzt deutsche Gesittung getragen haben, spricht Herr Alexander durch seine Gesandten das entscheidende Wort. Auch dem Herrscher der Deutschen gegenüber hält er fest an Dem, was er als ersprießlich und gedeihlich für sein Lübeck erkannt hat: daß es frei sein müsse von jeder fürstlichen Botmäßigkeit. Im Interesse des Bürgerthums handelt er kräftig und erfolgreich selbst gegen die Männer, welche er unter den Fürsten Deutschlands als seine angestammten Herren ansehen muß: gegen die ballenstädtischen Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg. König Wilhelm von Holland hatte denselben die Vogtei über Lübeck verliehen; Alexander von Soltwedel aber protestirte im Jahre 1257 hiergegen so bündig, daß später von der Angelegenheit nicht mehr die Rede war.

Fassen wir Alles zusammen: die erstaunliche diplomatische Thätigkeit Lübecks, die Herstellung der hansischen Solidarität, die Abwehr fürstlicher Angriffe und Eingriffe, die Hingabe an die großen Aufgaben der Kultur und des Christenthums in fernem Osten, die organisatorische Thätigkeit im Innern Lübecks selbst, die Ueberwachung des städtischen Lebens, die Regelung der noch ziemlich in den Anfängen liegenden bürgerlichen und gewerblichen Verhältnisse, so breitet sich ein bewundernswerthes Bild der Thätigkeit *eines* Mannes vor uns aus. Und daß Alexander von Soltwedel allen diesen so verschiedenartigen Anforderungen gerecht geworden ist, bezeugen laut die noch vorhandenen Quellen. Ein wahrhaft königlicher Bürger! Wenn wir die Sprache der Urkunden jener Zeit vernehmen, — wenn wir es beispielsweise hören, wie die Gemeinde von Lübeck daran erinnert wird, sie solle Ritter und Bürger als Pflanzer senden in das Land, das, als ein Feld des Glaubens mit dem

Blute der Väter, der Brüder, der Söhne so oft benetzt worden sei, — nach Livland, — sie solle das Licht des Christenthums nähren inmitten der Schrecken heidnischer Wildniß und barbarischer Nacht: dann empfinden wir es, wir haben's hier nicht mit den prunkenden, aufgeblasenen Pfefferſäcken egoistischer Reichsstädte zu thun, sondern mit einem wahrhaft männlichen Bürgerthume, welchem es nicht allein eine Freude ist, alle Kräfte in gefährlichen Wagnissen zu bethätigen, sondern in dem auch die Ideale des Glaubens und des ritterlichen Sinnes noch voll und mächtig leben, freudige Antwort gebend auf jeden Ruf der Ehre und des Ruhmes!

Sehr bezeichnend, so sagt ein Geschichtsschreiber der Hansa, führt das fromme und kluge Lübeck der damaligen Zeit im Stadtsiegel ein Schiff mit hohem Borde, auf dem Maste die Kreuzesfahne. Ein greiser Steuermann lenkt mit der Linken das Fahrzeug durch die Wellen, die Rechte wie zur Belehrung erhoben. Ihm gegenüber sitzt ein Jüngling, welcher eifrig das Tauwerk handhabt und mit der Rechten zum Himmel weist, als wollte er auf dessen Beistand hindeuten. Bedächtigkeit, Thatkraft und Vertrauen, das waren in Wahrheit die Eigenschaften, mit welchen Alexander von Soltwedel ausgerüstet war, um das Schifflein der Stadt so glücklich durch die brausenden Wogen der Zeit hindurchzusteuern.

Es hat dem großen Bürger des 13. Jahrhunderts nicht an Anerkennung gefehlt. In alter Zeit sind Lieder auf ihn gesungen worden. Eine lübische Reimchronik hat seiner mit dem höchsten Lobe gedacht; dieselbe ist verloren; nur die bezüglichen Verse sind noch erhalten:

„Der bedder (biedre) vrome Degen,
to tornye unde to zdienste gar vorweghän,"
— d. h. im Ritterspiele und im Kampfe erprobt, —
„Alexander von Soltwedel,
der mit seiner mannheit vordenet der êren sedel." (Sitz.) —

Auch noch in neuerer Zeit wird in der Volkssage des großen

Bürgermeisters und Orloghauptmannes gedacht; unvergessen ist namentlich jener Maientag des Jahres 1225, an welchem er die Dänen aus der Stadt jagte. Auch ein äußeres Zeichen der Erinnerung an Alexander bewahrte und bewahrt auch wohl noch jetzt die altehrwürdige Hansestadt. Alexander von Soltwedel ist in jenem Gotteshause zu St. Marien bestattet worden, welches er mit Woldemars Fahne geschmückt hatte. Nach Deeckes „Lübischen Geschichten" liegt er im Chore an der Nordseite begraben, „wo die große Messingtafel steht." Sein Name ist nebst jenem Wappenzeichen, welches wir oben beschrieben haben, auf dem Grabmale zu sehen. Sehr verdächtig lautet allerdings die Angabe, daß Herr Alexander erst 1291 gestorben sei. Jedenfalls war der Held von Bornhöveden im Jahre 1227 schon ein Dreißiger. Alexander müßte demnach ein Alter von über 94 Jahren erreicht haben. —

Ich bin mir wohl bewußt, daß es nur ein unvollkommenes Bild aus der Vergangenheit des deutschen Bürgerthumes ist, welches ich bei der Spärlichkeit der auf uns gekommenen Quellen habe entrollen können; nicht Lebendigkeit und Farbenschönheit, — nur ernste, strenge Züge vermochte ich zu bieten. Die Aufgaben des deutschen Bürgerthumes liegen heut auf weitaus anderen Gebieten als in jener ehernen Zeit. Eins aber ist geblieben, die Pflicht des Kampfes gegen die Unkultur und den Barbarismus jeder Art! Da erquickt und begeistert denn wohl auch ein Blick auf die schlichten Helden alter Zeit!

X.

Arnold Waltbot von Mainz.

„Es war kein König in Israel!“ — Niemals und nirgends ist dies Wort in seiner unheilvollen Bedeutung so tief empfunden worden als um's Jahr 1250 in dem deutschen Reiche. Schien's doch, als hätte jedes Band sich gelockert, welches die Sitte oder göttliches und menschliches Gesetz geschlungen hatten! Jedermanns Hand war wider die des Andern; keine Straße galt mehr für sicher; kein Eid, kein Schwur mehr, selbst der nicht auf das Sakrament war unverletzlich. Schrecken und Furcht beherrschten die Straßen, auf welchen der Kaufmann sonst froh dahin gezogen war; überall lauerte das Verbrechen, lagerte das Elend. Die Schuld an diesen Verhältnissen aber, — wer trug sie? Kein Einzelner, — sondern die sittlich unreife, politisch unmündige, durch und durch haltlose, weder von der kaiserlichen, noch von der päpstlichen Gewalt gebändigte Welt.

„Da war nicht einer ohne Tadel,
Nicht Fürst, nicht Volk, nicht Pfaff, nicht Adel!“ —

Wir haben unsern Blick, welcher vielleicht allzu lange schon auf den Verhältnissen des Nordens geweilt hat, jetzt dem Süden des Vaterlandes und zwar den Gegenden am grünen Rheinstrome zuzuwenden; dort werden wir, für kurze Zeit wenigstens, ein neues Leben erwachen sehen.

Die alte Königin des Mittelrheins war das „goldene“ Mainz. Auf jener Stätte, welche Mainz jetzt einnimmt, hatten

zuerst Kelten eine Niederlassung gehabt; dann — etwa vom Jahre 13 v. Chr. G. an, — hatten die Römer hier ihre zahlreichen Castra und Castella angelegt. Germanen scheinen sich schon vor Kaiser Mark Aurel bei denselben angesiedelt zu haben; um 180 endlich erscheint Moguntiacum entschieden als das Caput der Germania prima. Die Stadt blieb's, bis die Stürme der Barbaren heranbrausten; im Jahre 451 sank Mainz unter den Brandfackeln der Hunnen gänzlich in Trümmer und Asche. Erst der hochberühmte König Dagobert soll die Stadt wieder aufgebaut und bis an den Rhein erweitert haben. Wir erwähnen kurz nur die Blüthezeit von Mainz unter den Karolingern, sowie die staunenswerthe Pracht späterer Reichstage und Kirchenversammlungen. Es hatte an Unruhen in der reichen Stadt freilich niemals gefehlt. Noch Friedrich I. ließ im Jahre 1163 alle Freibriefe von Mainz vernichten und die Mauern, die Thürme in den Grund brechen, damit das goldene Mainz zu einem elenden Dorfe werde, schutzlos selbst gegen Räuber und Wölfe. Die Stadt erholte sich jedoch auffallend schnell von so schwerem, tiefem Falle; selbst der Rothbart noch hielt in ihr seinen bekannten glänzenden Reichstag ab, und im Jahre 1244 erhielt Mainz von Erzbischof Siegfried seinen großen Freibrief, welcher der bischöflichen Metropole fast völlige Unabhängigkeit gewährte.

Und nun nach Worms! Die Stadt Worms ist vielleicht nächst Trier die älteste in Deutschland, — eine Thatsache, welche sich in der naiven Sage ausspricht, der Sohn des Mannus habe sie noch vor Abrahams Zeiten gebaut! „Borbetomagus", — so lautet ihr ältester, keltischer Name; dann hieß Worms unter den Römern die „Stadt der Vangionen", bis die germanischen Eroberer kamen und König Etzel bald darauf das alte Worms und die neue Herrlichkeit der Burgundionen zertrat. Nicht klangvollerer Preis konnte in langvergangenen Tagen der leider jetzt so sehr herabgekommenen Stadt gezollt werden als jenes Wort aus dem Rosengarten:

„Ein' Stadt liegt an dem Rheine, die ist so wonnesam
Und ist geheißen Wormse; die kennt wohl mancher Mann."

Hier zu Worms sprechen laut zu uns die Erinnerungen an der Nibelungen Gold, an Chriemhildens Lieb' und Leid, an unserer Kaiser Größe und an ihre tiefe Schmach. Zu jener Zeit, von welcher wir sprechen, d. h. etwa in den Jahren 1240 bis 1250, mag Worms wohl 40,000 Einwohner besessen haben.

Die beiden herrlichen Städte am Mittelrheine aber, von welchen wir gesprochen haben, hielten nicht eben gute Nachbarschaft; sie waren seit langer Zeit in blutige Fehden verstrickt. Da, — es war im Januar 1254, — und eben noch hatten sich die Städte feindlich gegenübergestanden, Mainz auf kirchlicher, Worms auf kaiserlicher Seite, — kam der Welt die erstaunliche Nachricht, die feindlichen Schwestern hätten ein Bündniß geschlossen. Schon am 3. April 1254 traten die Oppenheimer hinzu, deren wundervoll poetischer Dom zu St. Katharinen, obwohl unvollendet, das glänzendste Zeugniß ablegt für die ehemalige Bedeutsamkeit der Stadt und den hohen Kunstsinn ihrer Bewohner. Erst mußten die Oppenheimer sich vom Banne lösen; dann erhielten sie Aufnahme. In der Urkunde schildern Arnold der Kämmerer, der Schultheiß, Richter, Rath und die Gemeinde von Mainz, sowie der Schultheiß, die Schöffen, Ritter und Bürger von Oppenheim alle Gefahren der Straßen und die entsetzlichen Zustände der herrenlosen Zeit; sie sagen, daß sie derenthalben mit Hülfe des friedbringenden Heilandes sich öffentlich wider alle die Männer verbunden hätten, die ihnen Unrecht thäten. Sie wollen sich nicht verlassen, und nicht allein die Großen unter ihnen sollen Schutz genießen, sondern auch die Kleinen, ja selbst die Juden. Zum Vorstande des Bundes sollen aus jeder Stadt vier ehrbare Rathmänner gewählt werden, welche die Bezeichnung der zwölf „Genannten" tragen sollen.

Welcher Mann, — welche Thatsache hatte diesen plötzlichen Umschlag bewirkt? — Thatsachen waren es nicht; sie

hatten vorher grad' eben so eindringlich gemahnt wie anno 1254. Wir sind genöthigt, dies Bündniß in der That auf die persönliche Initiative eines edlen Mannes zurückzuführen, welchen, — damit wir die hohe That mit hohem Worte bezeichnen, — „des armen Volkes jammerte."

Nun findet sich bei dem Chronisten Albert von Stade die folgende Stelle:

„Um diese Zeit fing ein vielvermögender Mann in Mainz an, seine Mitbürger zu ermahnen, sich zur Wiederherstellung des Friedens durch einen Eid zu verbinden. Mainz und viele andere Städte stimmten ihm bei; man nannte ihn Walpode."

Ich meine, mit dieser überaus klaren Nachricht ist das Verdienst Arnold Saalmanns des Waltboten für immer gesichert.

Man hat gegen die leitende Thätigkeit Arnolds eingewendet, er erscheine in den Urkunden erst an dritter Stelle. Das ist wahr! Aber die, welche vor ihm genannt werden, z. B. der Kämmerer Arnold vom Thurme, waren Ritter, Waltbot oder Walpode nur einfacher Bürger. Der Rang aber, denken wir, ist kein Moment, um über geistige Urheberschaft zu entscheiden.

Doch wer war dieser Waltbot? — Sein Name ist kein ursprünglicher Familien- sondern nur ein Amtsname, welcher dem italienischen Podestà entspricht; seine Familie aber gehörte, — das wissen wir, — zu dem Stadtgeschlechte der Löwenhäupter, welches sich in sechs Hauptstämme theilte, unter denen sich auch die Saalmann, die Clemann, Fürstenberg, Güldenschaf u. s. w. befanden. Der Name Waltbot war in der Familie Arnolds erblich geworden, weil deren Glieder seit alter Zeit die Substituten der früheren Stadtgrafen gewesen waren. —

Der Bund war also da! — Wie verhielten sich aber die ihm Fernstehenden ihm gegenüber? Was that er selbst?

Sehr drastisch sagt Albert von Stade: „Die Sache gefiel

nicht den Fürsten, nicht den Rittern, nicht den Räubern, besonders aber denen nicht, welche beständig ihre Hand nach dem Raube ausstreckten; sie sagten, es sei schändlich, daß Kaufleute über geehrte und adlige Männer herrschten."

Unermüdlich thätig aber waren die Männer des Bundes selbst, ihren Einfluß zu vergrößern und sich neue Mitglieder zu werben. Sicherlich sind die Bevollmächtigten von Mainz und Worms, vor Allem Herr Arnold selbst, rheinauf und rheinab geritten, um für das wahrhaft vaterländische Werk zu wirken. Gott Lob! Es fehlte ihnen nicht an Erfolg! Am 29. Mai 1254 trat Bingen dem Bunde bei, und am 13. Juli desselben Jahres konnte zu Mainz bereits der erste Bundestag gehalten werden. Von lautem Jubel begrüßt, ritten sie ein, die Sendboten von Speyer, Straßburg, Basel, ja, selbst die von Köln, und mit ihnen kamen, ehrerbietig empfangen, die drei Erzbischöfe des Reiches, sowie die geistlichen Herren von Worms, Metz, Straßburg, Basel, ja hunderte von Grafen und edlen Herren! Und dann ward der Landfrieden auf zehn Jahre verkündet und bekräftigt; alle ungerechten Zölle zu Wasser und zu Lande sollten aufgehoben sein, jeder Friedebrecher sollte thatkräftig zur Buße gezwungen werden. In jeder Stadt aber, in jeder Herrschaft sollten vier Obmänner endgültig jeden Streit schlichten.

Ja, es war eine hohe Zeit für dies goldene Mainz, diese Maienzeit von 1254! Den reichbewimpelten Schiffen entstiegen die angesehensten geistlichen Fürsten des Reiches, die Mitglieder der ältesten und ruhmreichsten Geschlechter des deutschen Adels. Und dann ging's wohl, die Pauker, die Hornisten voran, zum Trunk auf's Rathhaus oder zu der stattlichen, im Hause eines der Geschlechter aufgeschlagenen Herberge. Die feierliche Handlung der Beschwörung des Landfriedens selbst kann nicht wohl irgend wo anders vorgenommen worden sein als in dem Dome, der ehrfurchtgebietendsten Stätte in der goldnen Rheinstadt. Da mögen wir uns den großen Bürger von Mainz, Herrn

Arnold, wohl nicht ohne den höchsten und edelsten Stolz auf den Stufen des Altars stehend vorstellen. Jenes Pergament aber, dessen Inhalt er mit weithinschallender, markiger und tiefernster Sprache vorträgt: es ist der Bundesbrief von Mainz.

Bald darauf sollte die Vereinigung ihre Schlagfertigkeit beweisen. Es gab genug der Ritter auch in nächster Nähe, welche des Bundes in bekannter Art spotteten. Diese Unverbesserlichen, welche von keinem Frieden wissen wollten und welche trotzig fortfuhren, des Königs Straße mit Schlagbäumen und Zollthürmen zu sperren oder „Ketten durch den Fluß zu legen", wie's die Sage behauptet, sie galt es jetzt mit voller Thatkraft zu Paaren zu treiben. Einer der keckſten Freibeuter jener Tage, der Reichstruchseß Werner von Bolanden, ein Enkel des Mannes, welchen Kaiser Friedrich einst zum Schützer des Friedens von Worms eingesetzt hatte, saß auf dem nahen, alten Kaiserpalaste zu Ingelheim, der hochberühmten Pfalz des großen Karl, und „schund", um doch einmal den unedlen, damals üblichen Ausdruck für die Sache zu gebrauchen, die Reisenden nach Herzenslust. Ihm war der erste Besuch zugedacht. Im September jenes Jahres, nachdem man frohen Muthes gerüstet hatte, rollte, geschützt von der glänzenden Schaar der ritterbürtigen Geschlechter zu Mainz und begleitet von den hellen Haufen der Zunftgenossen, der „Standhart" oder das Caroccium von Mainz, d. h. der Fahnenwagen, von dessen hohem Maste herab das Banner St. Martins wehte, der Veste Ingelheim zu. Mit welchem Eifer gingen, als die Burg umlegt war, die Städter dann zu Werke! Bald sah der Ritter von Bolanden seine Brustwehren zerstört, seine Thürme erobert; leider wurden bei Ersteigung der Burg auch all' die Herrlichkeiten der alten Zeit bis auf wenige Reste zerstört. Fast zu gleicher Zeit zog eine Schaar von Wormsern gegen jenen Ritter aus, welcher von der Strahlenburg an der Bergstraße aus Räuberei trieb. Die Freunde Werners von Bo-

landen, die Raugrafen, die Eberſteiner, ſammelten ſich zwar, um blutige Rache zu nehmen, aber die Bundesgenoſſen traten denſelben mit ſo achtunggebietender Macht entgegen, daß ſie ſich Waffenſtillſtand erbaten. Zu Michaelis jenes Jahres erließen Werner von Bolanden ſelbſt, die Grafen von Eberſtein und Eppſtein ſowie viele Edelherren am Rheinſtrome alle Wegeſteuern und Zölle, welche ſie willkürlich eingeführt hatten. Auf die „Wölfe“ draußen aber gab's nun ein gar fröhlich Jagen. Vor mir liegt Bernhard Herzogs allbekannte Chronik. Wie heißt es da ſo lakoniſch: „Die von Straßburg zogen vor Waſſelnheim, Greifenſtein u. ſ. w. und brachen das Raubneſt.“ Unſer oft angeführter, freilich ein wenig ſtark parteiiſcher, ſonſt aber vortrefflicher Hiſtoriker Barthold vergleicht gar nicht übel die gerüſteten Schaaren des Städtebundes einer heiligen Hermandad.

Am 6. October 1254 fand zu Worms der zweite Städtetag ſtatt. Er fand das deutſche Bürgerthum der oberen Lande in ſchönſter Einigkeit und bis an die Zähne gerüſtet. Der Bund theilte ſich bereits in ein Ober- und Niederland, deſſen Vororte Worms und Mainz waren. Wenn ich die Feſtſetzungen dieſes Tages überſehe: wie leuchtend und wie herzerwärmend tritt mir da die Einigkeit der Bundesglieder entgegen! Es klingt wie ein Dichterwort aus dieſen Urkunden, ja, wie eins der edelſten Dichterworte, welche je geſprochen worden ſind, wie das Schiller'ſche:

„Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen noch Gefahr!“

Da heißt es: „Wir geben keinem Widerſacher des Landfriedens Lebensmittel, Waffen oder Vorſchub, Darlehn oder Gunſt!“ Und weiter, — hochherzig für jene Zeit: „Auch die Bauern wollen wir ſchirmen, wenn ſie ſelber nur Frieden halten! — Pfahlbürger, d. h. Unterthanen von Fürſten, wollen wir in unſere Städte nicht aufnehmen; — ſie verbleiben ihren Herren und dienen denen, wie es Recht iſt! — Friedbrüchige aus

CIRCULATING

unſerm Bunde verfolgen wir ſchneller als die Fremden! — Wir wollen uns fleißig vor unſeren Feinden warnen; eine jede Stadt ſuche ferner, daß ſie ihre Nachbaren für den Bund gewinne. Wem der Bund angeboten wird und er ſchließt ſich nicht an, der wird friedlos an Leib und Gut. — Wir müſſen allezeit mit Waffen und mit Kriegsleuten wohlverſehen ſein; auch ſollen die Städte von Baſel bis zur Moſel 100, die aber, welche unterhalb von dieſem Fluſſe liegen, 50 Wehrſchiffe mit Armbruſtſchützen bereit halten.“ Das war eine für jene Tage wahrhaft großartige Kriegsmacht. In dem zerriſſenen Deutſchland der damaligen Zeit bildet dieſe Einigung fürwahr ein ewig Ehrendenkmal rechten Bürgerſinnes.

Doch, — ſo wird man fragen, — das Alles gilt vom rheiniſchen Städtebunde, und doch lautet die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes: „Arnold der Waltbot?“ Wie ſtellt ſich denn nun dieſer Mann innerhalb ſeiner Zeit dar? Welchen Antheil hat er perſönlich an dem genommen, was geſchehen oder was zu Stande gekommen iſt? —

„Der rechte Mann tritt hinter ſeinem Werk zurück!“ Das iſt die einzige Antwort, welche wir auf dieſen Einwurf zu ertheilen vermögen. Es ſteht nichts weiter feſt, als daß Arnold Saalman die treibende Kraft des Bundes geweſen iſt; jede nähere Beſtimmung ſeines Antheils an den Geſchäften desſelben würde nur auf ſehr unſicheren Muthmaßungen fußen können. Noch immer aber begegnen wir jenem Geiſte, welcher die erſten Verhandlungen zu Mainz ausgezeichnet hatte, dem Geiſte Arnolds, dem Geiſte der Einigkeit.

Die Verhandlungen des zweiten Bundestages gewähren uns zu gleicher Zeit auch Aufſchluß über die Anzahl der Mitglieder und die örtliche Ausdehnung des von Mainz und Worms ausgegangenen rheiniſchen Landfriedensbundes. Sehen wir von den Städten an Deutſchlands königlichem Fluſſe ab, ſo haben wir aus der Schweiz Zürich, aus den Mainlanden Frankfurt und die Städte der Wetterau, Wetzlar, Friedberg und Gelu-

hausen zu erwähnen. Von fränkischen Städten traten neben Seligenstadt und Aschaffenburg Würzburg und Nürnberg erst im Jahre 1256 hinzu; aus Hessen finden wir Marburg und Grünberg, aus Thüringen Mühlhausen als sichere Genossinnen der Vereinigung. In Bayern scheint der Bund keine Mitglieder außer Regensburg gehabt zu haben. Aus Westfalen hatte sich der Bund von Wernersbrück, eine Einung der Städte Soest, Münster, Dortmund und Lippstadt, angeschlossen. Hochwichtig aber war es, daß auch Bremen seine Sendboten zu den Tagen des rheinischen Städtebundes abschickte. Von Grafen und Herren nennen wir als besonders thätige und getreue Bundesmitglieder die Wildgrafen und die Herren zur Limpurg an der Lahn. Stellen wir die Frage nach der Bedeutsamkeit der einzelnen Mitglieder, so ist die zweifellose Antwort: Es war von höchstem Belange, daß Köln am 14. Januar 1255 dem Landfrieden endgültig beitrat.

So lagen die Verhältnisse, als im Anfange des genannten Jahres König Wilhelm, Graf von Holland, unter Sturm und Schnee zu seinem zerrütteten Reiche eilte. Der Ruf einer ganz besonderen Bürgerfreundlichkeit ging ihm voran; war er doch selbst ein geschworener Bürger zu Utrecht! Den Wormsern hatte er schon vom Gravenhaag aus seine Gnade voraus verheißen. Und wollen wir gerecht sein: König Wilhelm that wirklich Alles, was nur irgend in seiner Macht stand, um das Bürgerthum zu heben, um den Landfrieden zu schützen. Mit fürstlicher Huld nahm er die ihm dargebrachten Ehrenbezeugungen entgegen und in volltönender Sprache erklärte er es „für ein heilig Werk, daß Fürsten, Grafen, Edle und Städte es zu Hagenau in Kaiser Barbarossas Palaste es vor ihm beschworen hätten, den Landfrieden zu halten." Gleichwohl war Wilhelm von Holland, wenn er es z. B. auch zu Utrecht leiden mußte, während der Messe von einem Bürger mit einem Steine geworfen zu werden, ein Mann und ein König. Es ist demnach keineswegs verwunderlich, wenn er dem heiligen Werke

vorläufig noch seine Anerkennung versagte; er mußte sich verletzt fühlen, weil die Städte das Richteramt sich aneigneten, welches ihm allein zustand und in durchaus löblicher Vorsicht gestattete er ein Richten ohne vorher bei ihm angebrachte Klage nicht. Die Städte freilich mögen mit solchem Bescheide gar wenig zufrieden gewesen sein. Sie versammelten sich am 29. Juni 1255 wiederum zu Mainz, faßten dort Beschlüsse gegen den Wucher, bestimmten ferner, — was wir hier nur als ein Rechtsalterthum mittheilen, — daß jeder Bürger, auch in der Erndtezeit und in der Weinlese, wenn er von Hause abwesend wäre, in seiner Wohnung Feuer und Rauch unterhalten sollte. Liegt diesem sonderbaren Befehle irgend welche Symbolik zu Grunde oder sollte dem lauernden Feinde entgegengerufen werden: „Hüte Dich; — wir sind zu Hause und auf der Wacht?" — Auf dem vierten Bundestage, dem Tage von Worms (15. August 1255), wurde den verbündeten Städten eine Pfennigsteuer auferlegt, um ein Friedenshaus zu erbauen. Sicherlich sollte dasselbe den Verwaltungsgeschäften des Bundes dienen. —

Der Raubadel Süddeutschlands schien durch Herrn Arnold Waltbots Werk wirklich eingeschüchtert zu sein. Daß dies indessen in der That nicht der Fall war, zeigte schon im Herbst des Jahres 1255 eine kecke That. Arnold der Kämmerer von Mainz und drei vornehme Bürger von Mainz und Worms ritten in der Septembernacht durch leiningensches Gebiet, um den fünften Städtetag zu Straßburg zu besuchen. Die stolzen Stadtherren fürchteten sich nicht trotz der düsteren Wälder, durch welche ihr Weg sie hindurchführte; — wußten sie doch, daß viele tausend Gewappnete hinter ihnen standen! Den Leininger Emikonen aber saß seit den Zeiten Emichs des Kreuzfahrers die Lust zum „Handwerke" zu tief im Blute; es knackte plötzlich in den Büschen; wie ein Sturmwind brach's hervor; ehe sich die Patrizier dessen versahen, waren sie sammt ihren Knechten gebunden und gefangen. Im Triumphe führte der

Leininger seine Beute nach Schloß Landseck. Nun wurde freilich der Tag zu Straßburg aufgehoben, aber zugleich auf den 14. Oktober eine neue Fahrt nach Worms berufen. Herr Emich mochte durch die Kunde davon etwas ernüchtert werden; er gab seine Gefangenen ohne Lösegeld frei. Es war ein kläglich Ritterstücklein, aber den Bundesgenossen war dasselbe von Nutzen.

Denn nun zögerte Wilhelm von Holland nicht mehr, ihnen den gewünschten Freiheitsbrief zu ertheilen. Derselbe ist am 10. November 1255 zu Oppenheim erlassen worden. „Durch die Arbeit und Mühe der Gemeinden," heißt es in demselben, „ist nach ewigen Kriegen und Fehden endlich der lang verbannte Friede zurückgeführt. Jetzt sollen Alle, Herren, Adel und Städte ihr Recht genießen, sich aber auch damit begnügen lassen. Haben Adel und Herren über die Städte zu klagen: nicht sollen sie deshalb Bürger niederwerfen oder pfänden, sondern ihr Recht suchen vor dem Könige, vor Graf Adolf von Waldeck, seinem Hofrichter, vor den Schultheißen von Boppard, Frankfurt, Oppenheim, Hagenau und Kolmar. So sollen auch die Städte thun. Erlangen sie indeß vom Richter keine Gerechtigkeit, dann mögen die Genossen des Landfriedens mit vereinigter Macht den Friedensbrecher suchen und strafen, ohne daß sie selbst darum verletzten Friedens schuldig sind."

Königliche Worte, maßvoll, würdevoll! Das Schlimme war: sie waren machtlos gegenüber den Anschauungen oder vielmehr der Verwilderung der Zeit. Wir wissen sehr wohl, daß die Begriffe des Mittelalters von dem Fehderechte althergebrachte, ja zum Theil selbst rechtlich begründete waren; wohin sie aber führen konnten, das zeigt die nachfolgende unerhörte Begebenheit. König Wilhelm von Holland hatte bekanntlich die Fahrt zum Trifels in der Pfalz nicht gescheut und hatte sich in den Besitz der Reichskleinodien gesetzt. Er hatte dort noch ein edleres Kleinod gefunden als Schwert und Krone Caroli Magni, als Dalmatika und Scepter; er führte des Burgvogts

und Reichskämmerers Philipp von Falkenstein schönes Töchterlein Beatrix als Gemahlin mit sich heim*). Im Dezember 1255 weilte der König und seine jugendliche Gemahlin zu Worms. Vielleicht zog es Frau Beatrix zur Heimath hin; kurz, wir vernehmen, sie ritt durch's Anweilerer Thal, unter den dreien Burgen Anebos, Trifels und Scharfenberg dahin. Ein Edelmann aus der Pfalz, Hermann von Ritberg, hatte die Stirn, der wehrlosen königlichen Frau aufzulauern. Wir wissen nicht, was den tollen Gesellen zu dem Verbrechen veranlaßt hat; nur schließen wir von vornherein jeden romantischen Impuls aus. Wir meinen, nichts weiter war's, was den Ritberger zu der unerhörten That getrieben hat als das Bestreben, dem Haupte der Nation die entsetzlichste Schmach zuzufügen oder ein gut Stück Geld zu lösen.

Da machte Herr Waltbot Ernst. Sowie die Kunde von dem Frevel nach Mainz und Worms kam, ließ er satteln und zog selbst gegen Ritberg; unterwegs stieß Pfalzgraf Ludwig, auch ein Glied des Bundes, zu den Bürgern. Leider sind die Vorgänge vor Ritberg nun bis jetzt in keiner Weise klar. Es heißt einerseits, Hermann habe am 4. September Leib und Gut den Bundesverwandten übergeben; andere Nachrichten dagegen behaupten, — und das ist leider das Glaublichere, — man habe die Königin Beatrix, um sie vor Mißhandlungen zu schützen, mit einer Summe Geldes auslösen müssen.

Bald kam noch schlimmere Kunde nach Mainz und Worms, den Vororten des Landfriedensbundes. König Wilhelm war gegen die Friesen ausgezogen, jene alten Feinde, welche ihn nimmer ruhen ließen. Die Städte tagten unterdeß, Anfangs Januar 1256, — zu Köln. Sie faßten heilsame Beschlüsse: „Vermag", so bestimmten sie z. B., — „ein Bundesglied nicht, die erlittene Gewalt zu rächen, dann sollen die ihm Nahegesessenen dazu helfen, daß ihm Recht werde. Ist auch ihnen der

*) Nach anderem Berichte war Beatrix eine welfische Prinzessin.

Friedebrecher übermächtig, so geloben wir bei Ehren, alle insgesammt, auszuziehen, um den Missethäter zu bestrafen. Und so wollen wir thun im nächsten Mai und die Räuber und Landesschädiger aufjagen an allen Orten." — Diese Festsetzungen mochten promulgirt sein, da kam eine entsetzliche Kunde, welche das Dasein des rheinischen Städte- und Fürstenbundes sofort in Frage stellte: „König Wilhelm von Holland", lautete sie, „kann keine Romfahrt mehr machen, wie er wohl gehofft; er kann die Städte nimmermehr schützen; die Friesen haben ihn geschlagen, und in den Sümpfen von Medenblick hat er selbst den Tod gefunden, ermordet von seinen Feinden."

Unsäglich groß war die Bestürzung. „Da König Wilhelm todt war, kehrte Alles in den früheren schlimmen Zustand zurück", sagt eine Chronik jener Zeit; neuere Geschichtsschreiber haben mit Recht hinzugesetzt: „Nein, es ward noch schlimmer!"

Die Schmach der doppelten, antinationalen Königswahl ist bekannt genug. Grade in dieser Zeit regte sich in den rheinischen Städten etwas, das wie, so fremd auch sonst dieser Begriff jenen Tagen war, als „vaterländisches Ehrgefühl" bezeichnen möchten. „Aller Wahrscheinlichkeit nach", meint Barthold, „war Herr Arnold Waltbot die Seele der Beschlüsse, welche der Städtebund faßte." Die Bürger am Rheine nämlich, — zu ihrem hohen Ruhme sei das hier ausführlich wiedergegeben, — trafen am 12. März zu Mainz die folgenden Bestimmungen, natürlich zugleich mit den ihnen verbündeten Herren:

„Während des Interregnums wollen wir des herrenlosen Reiches Güter schützen.

Die Wahlfürsten wollen wir durch Boten dringend bitten, eine einhellige Wahl zu treffen.

Welcher König nicht einstimmig gewählt ist, dem öffnen wir nicht unsere Thore, noch huldigen wir ihm, noch versehen wir ihn mit Geld oder Lebensmitteln.

Welche Stadt hiergegen handelt, die ist ehrlos und friedebrüchig und soll danach behandelt werden.

In dieser Weise handeln wir so lange, bis ein einstimmig gewählter König vorhanden ist." —

Gott Lob! Etwas von Ehre und Vaterlandssinn war doch noch in Deutschland verblieben wie dem Adel, so dem Bürgerthume! —

Es ist eine nicht Vielen bekannte Thatsache, daß grade in diesen Tagen ein brandenburgischer Fürst, der hochsinnige Ballenstädter Otto III., sich an die rheinischen Städte wendete und ihnen seine Wahl empfahl. Im Dienste Gottes versprach er Leib und Seele, Gut und Freunde an die königliche Würde zu setzen. Er bat die Städte, auf dem Wahltage zu Frankfurt so trefflich gerüstet sich einzufinden, daß, falls eine Zwietracht entstände, sie das Recht zu schützen im Stande wären.

Der 13. Januar 1257 kam; Richard von Cornwallis ging als König aus der Wahl hervor, welche Erzbischof Konrad von Köln vor den Thoren Frankfurts gehalten hatte; Arnold von Trier rief in Frankfurt selbst am folgenden 1. April Alfons von Castilien als König aus. Die Bemühungen der rheinischen Städte und der Edelsten im Reiche waren vergeblich gewesen. Diese Erhebung zweier Könige, der unmittelbar darauf ausbrechende Krieg zwischen ihren Anhängern, die hierdurch entstehende Theilung der Bundesmitglieder aus dem Fürsten- und Herrenstande, — das Alles mußte dem Bunde selbst den Untergang bereiten. Daß wir ein Beispiel geben: sowohl die Stadt Regensburg wie der Pfalzgraf Ludwig waren Bundesglieder. Jetzt, — natürlich der zwiespältigen Kaiserwahl halber, — entfremdeten sich Fürst und Stadt; der Pfalzgraf legte die Veste Landskron eigens dazu an, um die Straßen Regensburgs zu sperren: wem sollte nun in dem sofort ausbrechenden Kampfe der Städtebund beistehen? Derselbe Fall, dieselbe Unmöglichkeit, einem Bundesgliede zu helfen, trat ein,

als die Stadt Köln mit dem Erzbischofe Konrad von Hochstaden in tödtlichen Hader gerieth.

So war denn in der That der Bund durch die zwiespältige Königswahl vernichtet. Hätten nur Städte die rheinische Landfriedensvereinigung gebildet, so hätte der Verlauf der Ereignisse ein anderer sein können; — daß die Bundesgeschichte sich dann anders hätte wenden müssen, — das zu behaupten, ist freilich eine Thorheit. Ein Bund, welcher so ungleichartige Elemente in sich umfaßte und mit dem Bürger auch den geistlichen, den weltlichen Fürsten, den Bischof und Abt, den Grafen und Ritter umschloß, trug die Keime baldigen Unterganges in sich selber. Diese Verschiedenheit der Interessen war absolut nicht zu vereinigen, auch wenn die Leiter des Landfriedensbundes mit salomonischer Weisheit begabt gewesen wären.

Und Herr Arnold Saalmann der Waltbot, — wie haben seine Schicksale sich gestaltet? — Ja, ein biographisches Bild von ihm vermögen wir nicht zu entrollen; das ist bei keinem Bürger des 13. Jahrhunderts in Deutschland möglich; — die Quellen fließen zu spärlich. Im Jahre 1251 baute Arnold den Dominikanern zu Mainz Kirche und Kloster. Wir wissen ferner, daß er an den vaterländischen Beschlüssen von Mainz einen sehr bedeutenden Antheil gehabt hat, — weiter aber nichts mehr. Hochgeachtet von seinen Mitbürgern wird der weise Mann wahrscheinlich zu Mainz in hohem Alter gestorben sein. In vielen Ehren hat nachmals das Geschlecht der Grafen Waltbot von Bassenheim geblüht, welches ihn zu seinen frühesten Mitgliedern zählt*), und der Kranz leuchtenden Ruhmes hat sich geschlungen auch um den strahlenförmig in Roth und Silber abgetheilten Schild, um den Helm mit dem Schwanenhalse der deutschen Schicksalsgöttinnen, welchen die Waltbot führen.

*) Der Historiker des rheinischen Städtebundes, Schaab, hat diese alte Ueberlieferung bestritten, — uns deucht, ohne Grund.

Wenn wir aber auch des Mannes Bild aus seinen Erlebnissen nicht zeichnen konnten: aus seinem ächt vaterländischen Werke trat uns dasselbe entgegen! Wenn man von deutscher Bürger Einsicht und Vaterlandsliebe spricht, nie soll man dann vergessen, als ein leuchtend Muster dieser Vorzüge anzuführen Herrn Arnold Saalmann den Waltboten.

XI.

Das Haus der Wulflam zu Stralsund.

Wer sich die Zustände in den nordischen Staaten Europas während der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu vergegenwärtigen sucht, der erblickt ein Abbild der wogenden See vor sich, auf welcher entfesselte Stürme ihr Spiel treiben. Alle Leidenschaften der Menschenbrust treten ihm da entgegen: Der Ehrgeiz, die Habsucht, die Wollust; — spiel und feil ist Alles, auch das Manneswort und der Eid! Nirgends gewahren wir Ziel und Gesetz; nur mit Mühe vermögen wir den ungefähren Verlauf der Begebenheiten in diesem Chaos von Fehden und von Gewaltthaten zu verfolgen. Lauschen wir den Worten der Chroniken, so scheint es uns oft, als möchten dieselben zu jenen Tönen des Sturmes anschwellen, welche des wilden Jägers Gejaid entfacht, wenn es den nächtlichen Wald durchzieht. Ja, all' diese Kämpfe, sie gleichen insgesammt einer Feldschlacht, so wogend und so wild, daß wir es nicht vermögen, den Helmbusch, das Feldzeichen, das flatternde Banner unseres Helden im Auge zu behalten. Endlich aber entwirrt sich das Getümmel dennoch, und wir gewahren deutlicher die sich einander gegenüberstehenden Parteien.

Denn dort drüben die skandinavischen Kämpfer schaaren sich um den Danebrog, welchen ein hoher, mit der Königskrone geschmückter Krieger in der stählernen Rechten hält. Das ist König Woldemar IV., der letzte der fürstlichen Nach-

kommen des alten Helden Erich Eſtrithſon. Ihm gegenüber, bewacht von einer Schaar greiſer Männer, denen indeſſen das Alter weder den thatenfrohen Muth noch die Stärke des ſchwertgewohnten Armes genommen hat, weht in blendendem Weiß und leuchtendem Roth das Banner der Hanſa. Hin und her wogt der Kampf. Da bricht aus den Reihen der Bürger ein gewaltiger Streiter hervor; mit weithin ſchallendem Schlachtrufe eint er die Seinen und führt ſie zu Sieg und Ruhm. Dieſem Helden des Bürgerthumes und ſeinem hochſtrebenden Geſchlechte wollen wir heute folgen auf den vielverſchlungenen Bahnen der nordiſchen Kämpfe! Faſt ſind ſie vergeſſen, dieſe Mühen, die Thaten des deutſchen Bürgerthumes für das deutſche Reich und die deutſche Kultur; denn es mangelt ihnen freilich jenes ritterliche Gepränge und jener Farbenglanz, welchen z. B. die Chronik eines gefeierten Zeitgenoſſen, des Jean Froiſſart, über die Thaten der Franzoſen und Engländer gebreitet hat. Was ſind ſelbſt die Schlachten der deutſchen Helden bei Ampfingen, bei Worringen und am Kremmer Damme gegen die vielgeſchilderten, von romantiſchem Scheine verklärten Kämpfe bei Crecy, Maupertuis, Halidon-Hill und Nevil-Croß! Um wieviel mehr mußten da nicht die nüchternen, ernſten Helden der deutſchen Hanſa in den Hintergrund treten! Sie haben daher in den Geſchichtswerken der Neuzeit ebenſowenig eine rühmende Erwähnung gefunden wie einſt in den dickleibigen Bänden der ſogenannten Reichshiſtorie.

Doch eilen wir zu unſerem Stoffe! Wisby war, wie wir vorhin erzählt haben, gefallen; Woldemar Alterdag hatte den Titel eines Königs der Gothen angenommen. Als die Kunde von der Niederwerfung der berühmten Handelsſtadt ſich beſtätigte, einigten ſich die von der däniſchen Macht bedrohten Könige und Städte des Nordens: Magnus von Schweden, Hakon von Norwegen und die Hanſen. Zu Greifswald wurde ein Waffenbund geſchloſſen, in welchem die Verbündeten ſich zur Aufbringung von 2780 Gerüſteten, — einer damals ſehr

beträchtlichen Macht, — sowie zur Stellung von Kriegskosten, Bliden und Sturmzeug verpflichteten. Es galt, den König Woldemar und die Seeräuber auf Schonen, Oeland und Gothland zu vertilgen. Zwar zeigte sich den Hansen sehr bald, wie wenig auf ihre nordischen Bundesgenossen zu rechnen war; denn die beiden Reiche Schweden und Norwegen zerfleischten einander in unaufhörlichem Hader; Hakon, der Sohn, erhob frevelnd seine Hand gegen Magnus, den Vater, und setzte den letzteren auf Schloß Kalmar gefangen. Desto eifriger betrieben die Hansen ihre Rüstungen, und mit dem Maimonde des Jahres 1362 segelte die städtische Orlogsflotte in den Sund. Kein Geringerer als der eiserne Heinrich von Holstein, einer der kühnsten „Landfahrer", welcher in England und in Welschland hohe Ehren gewonnen hatte und von dessen Löwenkämpfen die Sage nicht Wunderbares genug zu erzählen wußte, führte die schwertesfrohen Bürger und deren Söldner zum Streite. Unter dem Grafen von Holstein befehligte Johann Wittenborg, Rathsherr zu Lübeck und Admiral der Hansa.

Mit Erfolg wurden die ersten Thaten der deutschen Bürger gekrönt. Seeland stöhnte unter ihrer rächenden Hand; die Schlösser am Meere wurden erstiegen und gebrochen, und den Thronerben Woldemars, seinen Sohn Christoph, verwundete bei der Belagerung von Kopenhagen eine Steinkugel so schwer, daß er nach langem Siechthume im nächsten Jahre verstarb. Aber das Glück machte die hansischen Krieger unvorsichtig. Auf Schonens Küste gelandet, lag Herr Johann Wittenborg vor Schloß Helsingborg zu Felde, als König Woldemar am 18. Juli 1362 die hansische Flotte in einer dem Schlosse benachbarten Meeresbucht überfiel. Schnell eroberte er zwölf Koggen; dann eilte er gegen die Belagerer von Helsingborg vor und jagte sie unter schweren Verlusten in die Flucht. Hohnlachend heimste er die reiche Beute ein, legte die Gefangenen in die Verließe seiner Schlösser und setzte auf den neuerbauten Schloßthurm von Wardingborg auf Seeland zum Spotte eine

goldene Gans, denn „Gans“ und „Hansa“ galt ihm gleich, dem kecken Kriegsgesellen. Ein Reimlein, auf die 77 Hansen, welches der König im Munde zu führen pflegte, ist von so wenig hoffähigem Humor, daß sich dasselbe der Mittheilung entzieht.

Die Städte waren also tief gedemüthigt; ihre Ehre erforderte ein Opfer. Mit drakonischer Strenge ging besonders der Rath von Lübeck vor. Obwohl der Orlogshauptmann Johann Wittenborg keineswegs von den Verbündeten angeklagt, geschweige denn seiner Schuld gerichtlich überführt worden war, so wurde er dennoch, als er nach der Heimath zurückgekehrt war, seiner Würde als Bürgermeister entsetzt und hingerichtet. Noch heut erzählt man zu Lübeck von seinem Unglücke und Ende die folgende Sage: König Woldemar habe sich gestellt, als ob er Frieden schließen wollte und habe die Lübecker auf Schonen zu einem fröhlichen Feste eingeladen. Bei demselben hat die Frau Königin von Dänemark durch ihren Liebreiz alle Sinne Herrn Johann Wittenborgs völlig gefangen genommen. Der Bürgermeister bat sie um einen Tanz; sie aber forderte für diese Gunst die Insel Bornholm. Herr Wittenborg war schwach genug, ihr diese Forderung zu gewähren; er tanzte den ganzen Abend mit der Königin und ließ es zu, daß die Insel den Dänen in die Hände fiel. D'rum ist er zu Lübeck in einen Thurm gesetzt und in dem folgenden Jahre in einem Stuhle auf den Markt gebracht worden, woselbst man ihm das Haupt abgeschlagen hat. Diesen Stuhl und die von Wittenborgs Blute gerötheten Fliesen hat man noch lange nachher gezeigt. Aus dem Erlöse aber von Herrn Wittenborgs Gütern ließ der lübische Rath einen großen silbernen Becher fertigen, auf welchem geschrieben stand: „Dar dantzt Bornholm hen!“ Daraus mußten alle Bürgermeister trinken, wenn der „Hippokras“, der edle Würzwein, bei des Rathes Gelagen geschenkt ward, damit sie alle Zeit der Stadt Ehre vor Augen hätten und nicht thäten wie Herr Johann Wittenborg.

Solch' ungünstigen Erfolg hatten die Unternehmungen der Hansa in dem ersten Jahre des Krieges. Von nun ab tritt jedoch ein Bürger Stralsunds in den Vordergrund der Ereignisse, welchem es gelang, das Verlorene wiederzugewinnen. Es ist dies Herr Bertram Wulflam vom Sunde, ein ausgezeichneter Patrizier, wahrscheinlich von westfälischer Abkunft, hervorragend durch weisen Rath und kühne That, eine Natur aber auch voll elementaren Kraftbewußtseins, hart und gewaltthätig wie alle Großen dieser kampferfüllten Zeit, ungezügelt in Haß und Genußsucht, unbedenklich, wie es scheint, in der Wahl seiner Mittel, aber ein großer Mann und ein wahrhafter Patriot. Wir begegnen ihm im Jahre 1362 in dem Rathe seiner Vaterstadt. Von da ab ward er für die Städte der Prediger und der Rüstherr des Rachekrieges gegen Dänemark. Erstaunlich ist seine Thätigkeit als Sendbote Stralsunds. Jetzt unterhandelt er auf Falster mit König Woldemar selbst, auf daß der Friede geschlossen und der Norefund „zu des deutschen Kaufmannes Nutzen" von Seeräubern befreit werde; jetzt sucht er zu Lübeck die preußischen Städte für den Kampf gegen Dänemark zu gewinnen; jetzt weilt er wieder in Stralsunds Mauern, um mit Woldemars Abgesandten die Schiffs- und Ausfuhrzölle für die Hansen festzustellen. Das Werk aber, an welchem Bertram Wulflam ohne Rast und Ruhe arbeitete, war eine Vereinigung sämmtlicher Städte von Brügge und von Amsterdam an bis Reval und bis Dorpat. Endlich, auf der Tagefahrt zu Köln, schien es, als ob dies hohe Ziel erreicht wäre.

Hier nämlich traten in den Novembertagen des Jahres 1367 die Abgeordneten der Städte auf dem Gürzenich zur Feststellung der Bundesartikel zusammen. Auch die Westerlinge, die Gesandten der holländischen und vlämischen Gemeinwesen, waren gekommen. Mit der Umsicht eines erfahrenen Feldherren ordnete Bertram Wulflam die Zurüstungen zum Kriege. Das Pfundgeld, d. h. die Beiträge zu den Kosten

des Kampfes, wurden ausgeschrieben; die Kontingente an Koggen, Schuten, Schniggen, sowie die Zahl der zu gestellenden Wappner wurden festgesetzt. Friedlosigkeit bedrohte den Schiffer und Kaufmann, welcher sich in den Dienst der Feinde begäbe; verhanset wurde jeder Ort, welcher sich den gemeinsamen Beschlüssen entzöge, geächtet, wer dem nordischen Könige Waffen oder Lebensmittel zuführen würde. „An ihrem Höchsten" sollten die Gesandten gestraft werden, wenn sie eins der verabredeten Stücke brächen. Unschwer erkennen wir in diesen Abmachungen den energischen Geist des Stralsunder Bürgermeisters wieder. In Lübeck tobten damals blutige Parteikämpfe zwischen Patriziern und Zunftgenossen. Hierdurch erklärt es sich, daß die Leitung der hansischen Angelegenheiten von jetzt ab in den Händen des Rathsmeisters von Stralsund sich befindet.

Zu Ostern 1368 liefen die Fehdebriefe der 77 Städte an den König Woldemar, wie verabredet worden war, in Lübeck ein; in einer Sendung wurden sie dem Städtefeinde übermittelt. „Die 77 Gänse werden mich nicht beißen!" soll der Dänenkönig geantwortet haben. Trotzdem erkannte er sehr wohl die ihm drohende Gefahr. Er hielt solcher Macht gegenüber es für gerathen, mit seinen Schätzen aus dem Norden zu entweichen. Deshalb bestellte Woldemar Herrn Henning von Putbus zum Gubernator des Reiches, übertrug ihm den Kampf oder die etwaigen Verhandlungen mit den Seestädten und begab sich dann nach Süddeutschland, um bei seinen Verwandten, den Wittelsbachern, Hülfe zu suchen.

Es war eine unrühmliche Flucht. Die Kriegsschiffe der Hansa aber liefen in demselben Frühling 1368, sobald die See vom Eise frei geworden war, aus den Häfen aus und begannen das Werk der Verheerung an den Küsten Norwegens und Dänemarks. Die festen Schlösser Woldemars fielen in rascher Folge. Eine große Waffenthat ist in diesem Kriege nicht zu verzeichnen; derselbe besteht nur aus vielen kleineren Bestürmungen und Eroberungen, bei welchen die Kriegserfahrung

der hansischen Hauptleute, Brunos von Warnedorp, Thomas' von Morkerken, Wulf Wulflam's, des Sohnes unseres Bertram, zu Gunsten der Städte den Ausschlag gab. Nachdem die Reiche Woldemars arg verwüstet worden waren, mußte Herr Henning von Putbus am 24. des Maienmondes den Frieden zu Stralsund schließen. Nach demselben sollte der Dänenkönig zwei Drittel der Einkünfte seiner schonischen Vogteien Helsingborg, Malmoe, Skanoer und Falsterbe den Hansen auf fünfzehn Jahre überlassen; auch das Schloß Warborg auf Halland ward mit allem Zubehör den Städtern übergeben. Am wichtigsten aber war unter den Friedensbedingungen die Bestimmung, daß König Woldemar fernerhin in jeder, sein Reich betreffenden Verfügung an den Rath der Städte gebunden sein sollte. Die volle Bedeutung dieses Friedens wird treffend durch ein Wort von Gustav Wasa bezeichnet: „Damals", so sagte der große König, „sind die drei guten Kronen das Spielwerk der Hansa geworden!"

Und in Wahrheit hat auch nie wieder solch ein Glanz das Zeichen der Hansa umstrahlt, wie in jenen Maientagen des Jahres 1370, als Bertram Wulflam mit den Sendboten der Städte am deutschen und am nordischen Meere über diesen Frieden zu Stralsund verhandelte. Wie gedemüthigt waren die Abgesandten des Dänenkönigs! Für Stralsund ist es eine unvergängliche Ehre, daß durch Herrn Wulflams Geschicklichkeit in den Mauern der Stadt „am Sunde" dieser Frieden zu Stande kam. Nicht ist diese große Zeit vorübergegangen, ohne der Nachwelt ein Denkmal dieser ruhmvollen Tage zu hinterlassen. Damals, unter Herrn Wulflams Regimente, erstanden die hohen Kirchenhallen der ehrwürdigen Gotteshäuser Stralsunds; damals wurden die kunstvollen Giebel jenes Rathhauses erbaut, in welchem dieser Frieden geschlossen worden ist. —

Ein hochbeglücktes Haus in jener Zeit, das Heim des großen Bürgermeisters am Sunde! Festgegründet schien das Wohl des Geschlechtes gleich jenen starken gedrungenen Säulen,

welche die Vorhalle des Hauses trugen und in den sauber ausgemeißelten Kapitälen den Wappenschild der Wulflam zeigten. Als Bittende erschienen an seiner Pforte die Räthe der nordischen Könige. Wohl ihnen und ihrem Geschäfte, wenn der gestrenge Meister der jetzt an der Spitze der Hansa stehenden Stadt sie huldvoll empfing und zu dem Bewillkommnungstrunke an den prächtigen Kredenztisch unter dem Gewölbebogen geleitete, auf welchem die silbernen Ehrengeschenke des Hauses erglänzten! Auch in seiner Familie schien dem Bürgermeister Wulflam reicher Segen nicht zu fehlen: drei stattliche Söhne waren ihm geschenkt, hochstrebenden Sinnes gleich ihm. Einer derselben aber ragte besonders unter der städtischen Jugend hervor; das war der erwähnte Wulf Wulflam. Er hatte im Seekampfe die Koggen Stralsunds geführt und saß jetzt als ein Vogt der Hansa auf jenen schonischen Schlössern, welche Herr Henning von Putbus im Stralsunder Frieden den Hansen hatte opfern müssen. Aber der Jüngling hatte auch alle die Fehler an sich, welche der zügellosen Jugend des damaligen Adels in Stadt und Land eigenthümlich waren. Stolz und gebieterisch blickte der Junker auf die Zunftgenossen herab, während er zugleich seine Ansprüche an den gemeinen Säckel der Stadt unersättlich steigerte, um das Geld mit vollen Händen in den Weinhäusern der Stadt, an fahrende Weiber oder an die kurzverschleierten Fräulein Stralsunds zu verschleudern. Mit wachsendem Hasse sah das Volk, dessen nervige Fäuste in den Kriegen der Hansa am Ende doch das Meiste geleistet hatten, auf den jungen, glänzenden Wulf Wulflam und auf seine Gesellen, wenn sie in der stutzerhaften Kleidung jener Zeit, mit lang herabhängenden, schellenbesetzten Aermeln, mit den hochgebogenen Schnabelschuhen durch die Kirchen und Artushöfe zogen, um die Frauen anzugaffen und den Tummler zu schwingen, oder wenn sie auf feurigen Rennern durch die engen Straßen gallopirten und draußen auf dem Maienfelde ein Stechen hielten. Noch schlimmer aber war es, daß die Stimme des Volkes die Geschlechter

zieh, die Einkünfte der Stadt ohne Rechnungsführung für sich verwendet oder selbst mit jenen adligen Gesellen gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben, welche draußen vor den Thoren der Stadt aus dem Stegreife lebten und den Kaufmannsgütern auflauerten. Im Jahre 1370 waren diese anklagenden Stimmen bereits so laut geworden, daß Bertram Wulflam den Geschlechtern rieth, das Volk zu versöhnen, indem man zwei Männer aus seiner Mitte in den Rath erkor. So wurden Hermann Hosang und Kersten Sarnow für das nächste Jahr in die Stadtobrigkeit gewählt; nicht zu gutem Ende, denn der Erstere wurde durch seine adligen Amtsgenossen bald so tief gekränkt, daß er, bis auf's Blut erbittert, den Bürgermeister Nikolaus Siegfried erstach, weil er ihn an seiner Ehre geschädigt habe. Bertram Wulflam zögerte keinen Augenblick, über den unglücklichen Volkstribunen die härteste Strafe verhängen zu lassen: Hermann Hosang ward gerädert. Für den Augenblick war nun freilich das Volk zum Schweigen gebracht; schließlich aber konnte selbst die glanzvolle Verwaltung seines Amtes den Bürgermeister nicht davon befreien, daß die Gemeinde Rechnungslegung von ihm verlangte. Herr Wulflam besaß großen Reichthum; er bezeichnete sich wohl gelegentlich einmal selbst als den reichsten Mann an der Ostsee. Jetzt wollte das Volk Auskunft darüber haben, wie er solch' Vermögen habe erwerben können. Wulflam war zu stolz, sich zu irgend einer Rechtfertigung zu bequemen. Sein Sohn Wulf feierte zu Stralsund noch seine Hochzeit, ohne sich im Mindesten um die besonders eingeschärften Gebote eines übermäßigen Luxus zu bekümmern; dann wich das ganze Geschlecht der Wulflam im Jahre 1361 aus der Stadt, zog einen großen Theil des Patriziates mit sich und verklagte Rath und Bürgerschaft zu Stralsund bei der Hansa.

Jetzt war Kersten Sarnów Gebieter in der Stadt. Er war „nicht sonderlich zu Stralsund gefreundet, auch nicht von großem Geschlechte und Herkommen, aber berühmt durch tapfere

und ritterliche Thaten." Sein erstes Werk war, die Verfassung der Stadt in demokratischem Sinne umzugestalten. Dem neuen Rath wurde ein Ausschuß von zwölf Alderleuten beigesellt, Männer aus den Zünften: zwei von ihnen sollten mit den Rathsherren den Stadthaushalt überwachen. Das waren nur sehr gemäßigte Neuerungen, aber sie machten den wackern Mann dem städtischen Patriziate tödtlich verhaßt. Durch diese Zugeständnisse befriedigt, thaten die Zünfte ihr Bestes in den langwierigen Kriegen der Hansa mit den Vitalienbrüdern, jenen furchtbaren Seeräubern, welche sich in den nordischen Meeren allmählig gesammelt und ihren befestigten Sitz auf der Insel Gothland, der Geburtsstätte der Hansa, aufgeschlagen hatten. Zum großen Theile gehörten dieselben dem nordischen und mecklenburgischen Adel an; auch pommersche Herren, Manteuffel's und Moltke's, fanden sich unter ihnen. Ihre Führer umstrahlte der abenteuerliche Ruhm alter Seehelden; noch heute klingen die Sagen von Godeke Michels und Claus Störtenbeker leise durch die deutschen Küstenlande fort. Aber Herr Kersten Sarnow verstand es, die Freibeuter zu Paaren zu treiben. Die Sage erzählt, er habe einst 300 der Auslieger nach Stralsund gefangen eingebracht, „wie die Heringe in Tönnlein verpackt", welche nur für den Kopf des Seeräubers je ein Loch besaßen. Trotz seiner Verdienste aber, welche der Bürgermeister Kersten Sarnow in diesen Kämpfen sich erworben hatte, fiel er dennoch als ein Opfer des Hasses der Wulflam und der Unbeständigkeit der Volksgunst. Der Zusammenhang der nun folgenden Begebenheiten ist sehr dunkel; wir lassen deshalb nur die Thatsachen sprechen, wie sie von den alten Chronisten angegeben worden sind. Bertram Wulflam mit seinen Freunden, so heißt es, hörte nicht auf, Herrn Sarnow bei der Stadt zu verleumden. Im Jahre 1392 wird erwähnt, Kersten Sarnow habe von den Dänen und den Vitalienbrüdern Schaden erlitten. Fürstliche Verwendung muß ferner bei der Stadt außerordentlich wirksam für die Wulflam sich gezeigt haben: sie wurden im Jahre 1393

zurückgerufen. Da war Sarnow's Schicksal entschieden. Der gefeierte Volksmann war nun plötzlich „ein Feind des gemeinen Wesens und Anstifter großen Schadens"; — rasch und nicht eben unter allzu genauer Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften wurde ihm der Prozeß gemacht: am 28. Juni 1393 fiel sein Haupt auf dem alten Markte zu Stralsund. Auf St. Jürgens Kirchhof außerhalb der Stadt bezeichnete noch im 16. Jahrhunderte ein Leichenstein die Gruft des redlichen und verdienten Bürgermeisters. Bertram Wulflam aber, da er zum ersten Male wieder zu Rathe saß, ließ sich das Willkürenbuch der Stadt reichen und durchstrich mit eigener Hand die darin eingetragenen Statuten von 1391. So stand der Bürgermeister jetzt am Ende seines Lebens wieder in der alten Macht da, gefürchtet weit und breit, geliebt wohl nur von den Seinen, aber ein ruhmreicher Meister der tapfern Hansestadt. Jedoch nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, sich dieser Stellung zu erfreuen; wenige Monate, nachdem Kersten Sarnow's Haupt gefallen war, schloß auch der Altbürgermeister die Augen. Nach Wulflam's Tode mochte wohl ein wehmüthig Gedenken an den Mann, welchen der Haß des Patriziers gestürzt hatte, durch das Volk gehen. Wenigstens holte man die Reste des Tribunen von St. Jürgens Kirchhofe, dem Ruheplatze der Aussätzigen und Gerichteten, heim und begrub dieselben feierlich in der Stadt. Der Freiheitssinn der Menge begann sich von Neuem zu regen; aber die Wulflam behaupteten allen Versuchen gegenüber, sie zu stürzen, die wiedergewonnene Macht.

An der Spitze des Geschlechtes stand jetzt Wulf Wulflam, Hauptmann der Hansa, reich geschmückt mit kriegerischem Ruhme. Noch glänzender als unter dem Vater gestaltete sich unter ihm das Leben in dem patrizischen Hause. Der neue Herr liebte Pracht und Genuß, während der Vater nichts als Macht und Einfluß gesucht hatte. Es ist ein etwa zehnjähriger Zeitraum solches Ruhmes und Glanzes, der jetzt beginnt. Wie ein völlig Ebenbürtiger verkehrt der kriegerische Bürger von Stralsund

mit den Fürsten des Nordens; ja, es wird ihm die Schiedsrichterstelle zwischen denselben angetragen. So beispielsweise 1395 auf dem Tage von Lindholm, auf welchem Albrecht von Mecklenburg, der unglückliche schwedische Kronprätendent, von der nordischen Semiramis, der Königin Margaretha, seine Freiheit mit der Hingabe seiner Ansprüche auf die Krone Schwedens erkaufte. Es scheint überhaupt ein Zug des Einverständnisses den thatkräftigen Mann zu dem männlich starken Weibe hinzuziehen; durch Wulflam's Vermittelung erhielt Margaretha endlich auch Stockholm aus dem Pfandbesitze der Hansen zurück. Nicht minder angesehen und einflußreich war der Bürgermeister von Stralsund bei dem Hochmeister auf der Marienburg. Die That Wulflam's aber, durch welche er sich ein Verdienst um den ganzen Norden erwarb, war die endliche Vertilgung der Seeräuber auf dem baltischen Meere.

In dieser gewichtigen Stellung, in dieser großartigen politischen Thätigkeit, blieb Wulf Wulflam bis zum Jahre 1404, „Gerichtsherr zu Hals und Hand" auf seinen Gütern, Orlogshauptmann und Feldherr der Hansa. In dem genannten Jahre aber fiel der gewaltthätige Mann durch die Rache eines von ihm tödtlich beleidigten Geschlechtes.

Eine uralte Gastfreundschaft verband nämlich das patrizische Haus der Wulflam zu Stralsund mit den Geschlechtern des Adels von Rügen, insonderheit mit der Familie von Zuhme, altwendischen Edelleuten auf dem meerumgürteten Eilande. Am Fastnachtsabend jenes Jahres 1407 befand sich Junker Starke Zuhme in der Stadt am Sunde. Er hatte in dem Weine des Rathskellers wohl des Guten zu viel gethan, denn er suchte Händel mit den Stralsundern und fand sie bald. Auf der Rückkehr nach der Insel ward der Edelmann zwischen Stadt und Fähre erschlagen. Hier fanden ihn mitleidige Seelen; sie brachten den Todten, um ihm ein christlich Begräbniß zu verschaffen, vor die Thür des Bürgermeisters Wulf Wulflam. Aber der Patrizier, — man weiß nicht, um welches Grundes

willen, — wies sie mit hartem Worte fort. Das hörte der Sohn des Erschlagenen; tief verletzt durch solchen Bruch der Gastfreundschaft, sann er auf Rache. Am Allerheiligen Tage des Jahres 1407 befand sich der Bürgermeister auf der Insel Rügen; er hatte den Kirchhof zu Bergen besucht. Dort — es scheint Jahrmarkt gehalten worden zu sein, — traf ihn der junge Edelmann mit wohlgezieltem Dolchstoß; — auf den Tod verwundet, lag der Bürgermeister urplötzlich in seinem Blute. In schweigendem Trauerzuge brachten die Stralsunder die Leiche ihres Oberhauptes nach der Stadt. Dann trennte man die Rechte, an welcher sich der Siegelring mit dem Wappenzeichen befand, von dem Körper und sandte sie dem Fürsten vom pommerschen Greifenstamme, welchem der Blutbann über das Geschlecht der Zuhmen zustand. Lautes Wehklagen erfüllte die Stadt, denn ihre Bürger hatten sich der Größe des Wulflam'schen Hauses gefreut, und Herr Wulf selbst hatte eine freigebige Hand besessen. Dann eilten die Stralsunder, um die Blutrache zu üben, vor das feste Haus Kaseritz, die Burg der Zuhmen. Den Verüber der Blutthat, den jungen Edelmann, trafen sie nicht mehr vor; er war auf die See entflohen, um ein vogelfreier Mann zu werden und dann vielleicht bei den Likendeelers, den Letzten der Vitalienbrüder, zu sterben und zu verderben; sein Haus aber wurde erobert und bis auf die Grundmauern niedergebrochen. Demnächst ging es über die Blutsfreundschaft der Zuhmen her; Brand und Mord tobten über die Insel hin. Erst im Jahre 1414 vermittelte Herzog Wartislaw VIII. von Pommern eine Sühne zwischen der Sippe der Zuhmen und der Stadt Stralsund. In der St. Nikolaikirche daselbst war Wulf Wulflam bestattet worden; jetzt wurde nach altem Rechtsbrauche dort auch die Hand des Bürgermeisters zur Erde gebracht. Die Zuhmen mußten das Leibeszeichen tragen; 200 Edelleute und 200 Frauen folgten ihnen in langem Zuge.

Das düstere Leichengepränge in dem stralsunder Gottes-

hause ist das letzte bedeutsame Ereigniß, welches die Urkunden von der Geschichte des Wulflamschen Hauses berichten. Wie die Brüder des Bürgermeisters geendet haben, wissen wir nicht. Die Sage aber führt uns weiter und berichtet uns, daß die Wulflam einen schlimmen Ausgang gehabt haben. Im Jahre 1409, so heißt es, mußten die Güter des Hauses verkauft werden, in welchem früher so übertriebene Pracht geherrscht hatte, daß selbst die Hunde von silbernen Schüsseln fraßen. Wulf's Wittwe, Frau Margaretha, eine Dame von hoher Herkunft, gerieth mit ihren Kindern in die äußerste Noth, fand indessen nur wenig Mitleid, da sie nichts von Liebe ausgesäet hatte. „Denn so hoffährtig war sie gewesen, daß sie zu ihrem Brautgange den Weg zur Kirche über den Markt mit schillernder Seide hatte belegen lassen, und so hartherzig, daß sie nie einem Bettler ein Stücklein Brodes gereicht hatte.“ Nun mußte Frau Margaretha selbst vor den Thüren Anderer um eine Gabe bitten. Nichts weiter war ihr geblieben als eine silberne Schüssel. Oft stand sie mit derselben in Wind und Wetter vor der Kirchenpforte; oft rief sie, um Hülfe flehend, aus: „Bedenket die arme Reiche!“ Die gleiche Sage wird übrigens bei dem Jahre 1512 von dem patrizischen Geschlechte Schwerin zu Lübeck erzählt.

Es wird kaum möglich sein, bezeichnendere Vertreter des Geistes jener Zeiten in städtischen Kreisen aufzufinden als die beiden Wulflam. Vater und Sohn erinnern beide an die politische Bedeutsamkeit der deutschen Hansa und an den großartigen Unternehmungsgeist, die Thatkraft und die Festigkeit ihrer Bürger. Daß aber auch der Schatten diesem kulturgeschichtlichen Bilde nicht mangele: die beiden Wulflam zeigen auch jene Genußsucht, jenen Eigennutz, jene Gleichgültigkeit gegenüber den Geboten der Sitte und der Menschlichkeit, welche — Gott Lob! — mit der alten Zeit aus den höheren, wahrhaft gebildeten Kreisen des Bürgerthums verschwunden ist.

XII.

Der große, süddeutsche Städtekrieg und das Fehdewesen.

Nicht allein durch den rheinischen Städtebund, — viel mehr noch durch den Aufstand der schweizer Landleute hatten die schwäbischen Städte Anregungen zur Selbsthülfe und Beispiele kräftigen Zusammenschlusses erhalten, zu deren Nachahmung sie sich umsomehr gedrungen fühlen mußten, weil die Verhältnisse grade im Herzogthume Schwaben die denkbar unglücklichsten waren. Denn mehr als irgend wo anders im Reiche hatte hier der Landbesitz sich zersplittert; und diese Zertheilung der Interessen mußte folgerichtig wieder zu endlosen Händeln und Fehden führen. Seitdem nun gar die Grafen von Wirtemberg mächtig sich erhoben hatten und nicht übel Lust zu haben schienen, die Befugnisse der mit Konradin ausgestorbenen Herzoge von Schwaben an sich zu reißen, war des Haders und Kampfes kein Ende mehr abzusehen.

Die Unerträglichkeit der obwaltenden Zustände, dies Auflauern und Werfen, dies höchst unritterliche Auspochen und Sengen und Brennen, vielleicht auch ein letzter Rest besseren Gefühls und edlerer Sitte führte auch in Schwaben zu einer Landfriedenseinigung. Eßlingen, Reutlingen, Rotweil und Heilbronn, Hall, Gmünd, Weil und Weinsberg schlossen am 19. Juni 1331 einen Bund zur Herbeiführung gesicherter Zustände, welchem der König Ludwig der Bayer die vollen Sym-

pathien seines so warm für das öffentliche Wohl schlagenden Herzens entgegenbrachte.

Aus dieser kleinen „Weinsberger Einung" erwuchs sehr bald ein mächtiger Bund. Am 20. November 1331 treffen wir nämlich in der Stadt Ulm, welche soeben noch durch die blutigen Fehden des in ihr wohnenden Conzelmannschen Geschlechtes gegen die Roth, Kraft und Strölin bis auf das Tiefste erregt worden war, die Abgeordneten von 22 Städten, auch die von Augsburg, Zürich und St. Gallen an, welche sich mit dem bayrischen Herzogshause und dem Bischofe von Augsburg zur Sicherung des Friedens verbanden. Trotzdem kam keine Ruhe in's Land. Wir versuchen nicht, dies brausende Chaos jener Fehden, welche Schwaben durchtobten, hier darzustellen; — ein tobend Meer läßt sich ja kaum lebenswahr darstellen! Nirgends ein festes Ziel, — nirgends ein ander Motiv als Habsucht, Raufluſt, niedrigste Leidenschaft; — verschwunden die Ehre, ertödtet das Gewissen, — so läßt sich diese entsetzliche Zeit mit ihren völlig verlorenen Söhnen am richtigsten bezeichnen!

Was konnte ein Landfriedensbund nützen, wenn, wie z. B. in Constanz, die Bürger sich gegenseitig mit Ketten die Straßen versperrten, — wenn, wie hier, der Bischof in seiner Pfalz von seinen Rittern und Bürgern erschlagen ward, was anno 1356 geschah! Der schlimmste Gesell aber, der im Schwabenlande je aufgekommen ist, blieb doch Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg, um dessen kriegerisches Haupt die deutsche Poesie leider so unverdiente Ruhmeskränze gewunden hat.

Im Jahre 1360 waren die Belästigungen des Handels der schwäbischen Städte durch den Grafen Eberhard bereits so unerträglich und so offenkundig geworden, daß das Reichsoberhaupt, Herr Karl IV., sich endlich, wiewohl höchst ungern, dazu entschloß, das Schwert gegen den trotzigen Grafen zu ziehen. Mit Freuden zogen die Städte gegen den Landesschädiger zu Felde; derselbe wurde zu Schorndorf belagert und fand es ge-

rathen, mit dem Kaiser und den Städten daselbst am 31. August 1360 einen Waffenstillstand zu schließen, in welchem er versprach, seinen Anklägern vor dem Kaiser zu Rechte zu stehen. Am 16. September vermittelte Karl IV. zu Reutlingen bereits wiederum einen Frieden zwischen dem Grafen und den Städten, in welchem der erstere versprach, die Straßen wieder zu öffnen; trotzdem blieb Alles beim Alten; ja, die Fehden wurden noch wilder und blutiger, als nun auch der Adel nach dem Beispiele der Städte sich zusammenschloß und die vielen Gesellschaften schwäbischer Ritter, die „Martinsvögel", die Bündnisse „vom Schwerte und der Krone" u. s. w. entstanden.

In einen großartigeren, wahrhaft geschichtlichen Fluß geriethen die Dinge in Schwaben aber erst etwa um's Jahr 1370. Kaiser Karl IV. ertheilte damals von Nürnberg aus seine hochklingenden Schutzbriefe für die oberdeutschen Reichsstädte und ließ von Städten, Aebten, Grafen, Rittern u. s. w. am 6. Dezember 1370 zu Ulm einen Landfrieden beschwören, welcher bis zum 23. April 1375 währen sollte. Zum Hauptmann dieses Landfriedens wurde Graf Ulrich der Aeltere von Helfenstein bestimmt, ein wackerer Herr, welcher jedoch bald ein blutig Ende nehmen sollte.

Denn als derselbe in den Tagen vom 11. bis 14. Februar 1372 von dem Pfalzgrafen Ruprecht, bei welchem er eine Sendung ausgerichtet hatte, heim ritt, ward er von Hans von Klingenberg, Heinrich von Neipperg und Ulrich von Sternenfels niedergeworfen, zuerst zu Neipperg im Zabergau und endlich zu Ramstein im Badischen gefangen gesetzt. Für den eigentlichen Urheber des schimpflichen Ueberfalls sahen indeß die Städte Niemand anders als den Greiner an. Als nun der Graf von Helfenstein nicht loskam, wie sehr auch die Städte sich bei Eberhard, dem Lehnsherrn jener Edelleute, für ihn verwendeten, da ergriffen sie, freilich mehr den Mahnungen der Ehre als denen der Vorsicht Gehör gebend, die Waffen. Ehe noch die Augsburger, durch die weit über ihre Ufer ge-

tretene Donau aufgehalten, zu ihnen stoßen konnten, kam es, den 7. April 1372, auf der Alb, fünf Stunden nördlich von Ulm zwischen Altheim und Weidenstetten, zu einer Schlacht. Aber wie muthig auch die Städter stritten: die Uebermacht des Greiners siegte. Herr Heinrich Besserer, welcher als Stadthauptmann das Ulmer Banner führte, wurde mit 390 Mann nach heißer Gegenwehr erschlagen.

Bald darauf geschah eine dunkle That, welche am besten für die völlige Verwilderung der Sitten dieser Geschlechter Zeugniß ablegt. Vergeblich hatte die Stadt Ulm dem Greiner 6000 Gulden für die Freilassung des Helfensteiners geboten; vergeblich hatte die Gemahlin des Grafen, die schöne Maria von Bosnien, mit ihren Kindern vor dem harten Wirtemberger gekniet, um den Gatten seiner Bande zu erledigen. Man fand bald darauf den Grafen mit durchschnittenem Halse auf seinem Bette liegend, und laut zieh des Volkes Stimme den Greiner so unrühmlicher That. Wenn nun auch dann und wann im schwäbischen Lande eine Sühne geschlossen wurde, so mußten doch solcherlei Vorkommnisse die Stellung der Herren und Städte zu einer immer schrofferen machen.

Das Reichsoberhaupt verharrte unterdessen in seinem völlig unwürdigen Verhalten. Karl IV. brauchte Geld; — die Beschaffung der Mittel, um den Wittelsbachern die Mark Brandenburg abzukaufen und seinem Sohne die verkäuflichen Stimmen der Kurfürsten zu sichern, bildete vorläufig seine größeste Sorge. Bei solchen Verhältnissen hatten die Städte nur zu triftigen Grund, für ihre Freiheit das Schlimmste zu fürchten. Deshalb traten denn auch am 4. Juni 1376 Ulm, Constanz, Reutlingen und elf andere Städte zusammen, „damit Niemand vermöge, sie vom heiligen Reiche zu trennen.“ Um des Reiches willen also ein Bündniß gegen den Kaiser! Bald traten andere Bürgerschaften dem Bunde bei, und der Krieg zwischen den Städten einerseits, dem Kaiser und dem Wirtemberger andererseits begann.

Zunächst zogen die „Herren" vor Ulm. Sie gedachten schnell mit der Stadt fertig zu werden, wurden jedoch bald eines Andern belehrt. Nicht in der Stadt, sondern vielmehr im Lager des Kaisers brach eine Hungersnoth aus. Von den Gefangenen erfuhren's die Ulmer, daß Herr Karl IV. selbst an den nothwendigsten Lebensmitteln Mangel leide. Da kam Humor in die Fehde. Die Ulmer sendeten Knechte mit allerlei guten Dingen in's feindliche Lager, um den Kaiser zu versorgen. Dieser, über solche Liebenswürdigkeit höchlichst erstaunt, ließ einen der Burschen vor sich rufen und fragte denselben, welche Männer denn in der Stadt die Herrschaft führten. — „Männer", sprach der Knecht, „welche das Recht lieben und den Landfrieden gern haben; sie heißen Habfast, Kraft und Besserer!" Da hielt der Kaiser einen Kriegsrath und schloß bis Martini einen Waffenstillstand mit den Ulmern. Um sich die Weile zu kürzen, stellte er vor den Thoren der Stadt Turniere an, zu welchen er auch die belagerten Ulmer einlud. Nun fingen indessen diesen die Vorräthe an auszugehen. Was thaten die Herren von Ulm? Sie befahlen den Bäckern, zu diesen Ritterspielen größere Pfennigbrode zu backen, als sie sonst thaten, und gaben Jedem, der zu den Spielen ging, solch' ein Brötlein in die Hand. Schließlich ward ihnen jedoch ihre Lage unerträglich. Da bemannten sie mehrere Flöße und fuhren des Nachts nach Elchingen. Dort landeten die Städter und überfielen das Heer des Kaisers. Derselbe mußte sich glücklich schätzen, seine Gemahlin und seinen Sohn vor den Ulmern gerettet zu haben.

Am 9. Oktober 1376 zog Karl IV. von Ulm's Mauern fort. Er wollte auf einem Tage zu Nürnberg vermitteln; aber die Städter erschienen nicht. Mit Mord und Brand ging also die Fehde fort; auch Herzog Stephan von Bayern sagte den Ulmern ab. Da zogen die Städter vor Weißenburg und Alpeck, fielen den Herzog an und stritten so mannlich, daß sie das Banner mit den blauen und weißen Wecken er-

oberten. Burgen und Klöster des Schwabenlandes — gleichviel: sie wurden in barbarischer Weise gebrochen und niedergebrannt. Ein entscheidender Schlag fiel indessen erst am 21. Mai 1377 bei Reutlingen.

Uhland hat die Schlacht meisterlich beschrieben. Am 20. Mai waren die Reutlinger, 700 Mann stark, ausgezogen, um in dem Uracher Thiergarten Vieh zu rauben; sie wollten am folgenden Tage zurückkehren, zogen mit ihrer Beute das Thal nach Detlingen hinab, welches sie verbrannten, und kamen bis vor Reutlingen, woselbst der Graf Ulrich sie mit 232 Spießen angriff, indem er sich bei St. Bernhard zwischen die Bürger und die Stadt stellte. Der Ausfall der Reutlinger durch eine von Graf Ulrich unbeachtet gelassene Mauerpforte entschied das Gefecht für die Städter. Ueber 70 Edle blieben auf der Wahlstatt, darunter Graf Ulrich der Scheerer von Tübingen-Herrenberg, Graf Friedrich von Zollern-Eselsberg, Graf Hans von Schwarzburg, Götz Schoder von Winsheim (nicht Weißenheim), der Bannerträger Ulrichs, Reinhard von Neipperg, Burkhard Sturmfeder u. s. w. Ulrich zog sich verwundet auf die Veste Achalm zurück, von welcher aus er Reutlingen vorher schon geängstigt hatte. Das Zerschneiden des Tischtuches zwischen dem Vater und ihm, — ein alter Rechtsbrauch, — scheint geschichtlich gesichert zu sein.

Trotz dieses Sieges hatten die Städte indessen noch manchen blutigen Strauß zu bestehen, ehe sie die Oberhand gewannen. Im Frühjahre 1318 war dies indessen thatsächlich der Fall. Jetzt sanken die Burgen des Schwabenlandes zu Dutzenden unter der rächenden Hand der Städter in Trümmer. Vergeblich suchte der Adel auch seinerseits in neuen Ritterbündnissen sein Heil; die Gesellschaften „vom Zopfe", von „St. Wilhelm" und „St. Georg", vom „Löwen" und „vom Panther" vermochten nicht, die Uebermacht der Städte zu brechen. Bald darauf erhielt der schwäbisch-alemannische Adel die furchtbare Niederlage von Sempach. Am 20. März 1387 endlich be-

stätigte König Wenzel den schwäbischen Städtebund, welcher aus 39 Städten unter den vier Vororten Regensburg, Basel, Eßlingen und Ulm bestand.

Wohl war zu Mergentheim im Jahre 1387 der Landfriede bis zum 23. April 1390 zwischen Herren und Städten verlängert worden; doch schon am 27. November jenes Jahres 1387 brachen ihn die Herzoge von Bayern, indem sie den Erzbischof Pilgrim von Salzburg gefangen nahmen und die Städter schädigten, wo sie nur konnten. Die letzteren zögerten selbstverständlich nicht, auch ihrerseits das Schwert zu ziehen, und so erblicken wir wiederum ganz Schwaben und Bayern bis nach Regensburg hin in wildem Kampfe. Der Greiner säumte nicht, sich den Bayern anzuschließen; ihm, dem erbitterten, klügsten und thatkräftigsten Feinde des deutschen Bürgerthums sollte daher auch eine der ersten Aktionen der städtischen Kriegsmacht gelten. Es war auf die würtembergische Stadt Weil abgesehen; das wußten die Städter wohl; vor ihren Mauern beschlossen die Bundesgenossen dem Grafen eine Schlacht zu liefern.

Auf dem Zuge nach Weil kam das städtische Kriegsvolk auch über das Dorf Döffingen, auf dessen verschanztem Kirchhofe sich Leute des Grafen festgesetzt hatten. Thörichter Weise hielten sich die Verbündeten mit der Belagerung des Kirchhofes so lange auf, bis in der Sonntagsfrühe des 23. August 1388 Graf Eberhard sie überraschte. Die Truppenzahlen waren auf beiden Seiten fast gleich, — 600 bis 700 Lanzen, etwa 2000 Mann Fußvolk: mehr Streiter haben in der dichterisch so schön verherrlichten Schlacht nicht gefochten. Gleich zu Anfang des Kampfes stieg Graf Ulrich voll Begierde, die bei Reutlingen erlittene Schmach zu tilgen, vom Rosse und stürmte gegen den Feind an; er büßte seinen Heldenmuth mit dem Tode; Graf Heinrich von Werdenberg, Albrecht von Löwenstein, ein Rechberg und sonst wohl noch ein halbes Hundert von Edelleuten fielen ihm zur Seite. Da rief der alte Greiner

die heldenhaften, anfeuernden Worte aus: „Niemand acht' auf meinen Sohn, daß er erschlagen ist; fechtet mannlich, da die Städte alle dahinten fliehen!" In den letzten Worten lag eine Kriegslist, welche sich nicht weniger wirksam erwies als das feste Herz des Grafen. Zugleich eilten der Graf von Bitsch und der Vogt Werner von Rosenfeld mit 100 frischen Glefen (Berittenen) den Wirtembergern von Süden her zu Hülfe. Jetzt wichen die Nürnberger und die Söldner vom Rheine; dann wurden auch die Schwaben mit fortgerissen. Auf wirtembergischer Seite fielen 400 Mann, bei den Städtern wohl über ein halb Tausend, unter ihnen wiederum ein ritterlicher Besserer, Herr Konrad von Ulm. Sehr viele Hauptleute des Bundesheeres wurden gefangen; unter denselben befand sich auch Hans Langenmantel von Radau, der Hauptmann von Augsburg.

Für den Verlust seines heldenmüthigen Sohnes, dessen Gattin Elisabeth aus Liebe zu dem Gefallenen sich später in Döffingen ankaufte, ward dem Grafen Eberhard einiger Trost, als ihm bald nach der Schlacht die Geburt eines Urenkels, des Grafen Eberhard, verkündigt wurde, auf welche Kunde er bekanntlich ausrief: „Sei es Gott gelobt; Fink hat wieder Samen!" Für die Städte bezeichnet die Döffinger Schlacht den Wendepunkt ihrer Größe und Bedeutsamkeit in Schwaben. Auch König Wenzel ließ dieselben jetzt fallen; auf dem Reichstage zu Eger löste er ihre Sonderbündnisse in Bayern, Schwaben, Franken und Rheinland als gesetzwidrig und gottlos auf; er wendete sich wieder dem Plane eines allgemeinen Landfriedens zu, welchen er zunächst für 6 Jahre verkünden ließ. Regensburg, Nürnberg und Weißenburg nahmen denselben bereits zu Eger an; andere, namentlich die schwäbischen Städte, trafen am 5. Juni 1389 zu Heidelberg mit den Herren eine Uebereinkunft, in welcher die obwaltenden Streitigkeiten fast ausnahmslos zu Gunsten der Dynasten geschlichtet wurden.

Wie einst der rheinische, so war bei der Ungunst der Zeiten nun auch der schwäbische Städtebund zerfallen. Aber

gleich wie am Rheine, so retteten sich auch in Schwaben und Franken Reste der alten Vereinigung in das kommende Jahrhundert hinüber; ja, diese Ueberbleibsel der Korporation hatten in den Jahren 1449 und 1450 noch einen letzten, schweren Kampf mit der Fürstenmacht zu bestehen.

Denn völlig unvermindert fanden sich immer wieder die alten Zündstoffe vor: Streitigkeiten wegen der Pfahlbürger und wegen der Grenzen, Klagen wegen der Zölle und der Gefährdung der Straßen, Vorwürfe über Eingriffe in fremde Gerichtsbarkeit und über unbezahlte Schulden. Der hauptsächlichste Urheber des letzten, großen Kampfes war Markgraf Albrecht von Brandenburg, der „deutsche Achilles", welcher thatsächlich der Ueberzeugung gelobt zu haben scheint, „daß die Herren von Nürnberg ihm nach seinem Fürstenthum und seiner Herrlichkeit trachteten", während er doch selbst nur durch seine Bestrebungen, sein Gebiet abzurunden, die gewaltige Fehde heraufbeschworen hatte. Am 2. Juli 1449 brachte der schwarz-weiß gekleidete hohenzollernsche Herold der Stadt Nürnberg den Absagebrief, welchem sich 22 Fürsten, 38 Grafen und Herren, sowie etwa 3000 Ritter anschlossen, während Nürnberg nur etwa 30 Städte zu seinen Helfern rechnen konnte. Neben dieser großen Fehde und mit ihr gleichzeitig zerfleischte noch der dreifache Kampf des Grafen Ulrich von Wirtemberg gegen Eßlingen, des Grafen Jakob von Baden gegen Rothenburg und des Erzbischofs Dietrich von Mainz gegen Schwäbisch-Hall den Süden des Vaterlandes.

Noch im Juli 1449 begannen die furchtbaren Verwüstungen; denn auch die Städter unter ihrem Hauptmann Stephan Hangenohr von Augsburg, unter dem Grafen Georg von Geroldseck zu Sulz und den Ehingern von Ulm verstanden das „ehrbare Handwerk" ganz meisterlich. Nicht allein der Markgraf Albrecht Achilles sprach das wirklich unmenschliche Wort aus: „Der Brand ziert den Krieg wie das Magnificat die Vesper!" Zu größeren Waffenthaten ist es auch in diesen Kämpfen nur zweimal gekommen. Anfangs November 1449

nämlich brach von Ulm eine ansehnliche Mannschaft nach Reutlingen auf, zog hier Herrn Wilhelm Schenk, den Hauptmann dieser Stadt, an sich und eilte dann vor Eßlingen, ihren Weg durch die Flammen vieler Dörfer bezeichnend. Am 3. November aber, spät Abends, überfiel der Graf Ulrich von Wirtemberg dies Heer in der Blienshalde, einem Bergabhange vor Eßlingen unfern vom Wäldchen Mutzenreiß, und erfocht, obwohl er Anfangs zurückgedrängt wurde, schließlich einen vollständigen Sieg. Unter den 86 gefallenen Städtern befanden sich die Hauptleute Walther Ehinger von Ulm und Hieronymus Bopfinger von Nördlingen; Graf Jörg von Geroldseck aber ward gefangen. Das zweite wichtige Begebniß des fortdauernd hin und her schwankenden Vernichtungskampfes war das berühmte „Fischessen von Pillenreuth", wie die Schlacht nach einem, vor derselben gefallenen Scherzworte Albrechts genannt worden ist. Die Nürnberger, von erfahrenen Hauptleuten geführt, gesegneten dem Markgrafen die Fische am 11. März 1450 so trefflich, daß der gefeierte Held nur mit Mühe und Noth nach Schwabach entkam. Erst am 22. Juni 1450 kam zu Bamberg zwischen den Parteien ein vorläufiger Friede zu Stande. —

Doch genug der Einzelheiten aus diesen wirren Kämpfen! Versuchen wir es nunmehr in dem Folgenden, die Kriegsverfassung einer deutschen Stadt aus der Zeit dieser Fehden zu zeichnen. Wir wählen Ulm. Hier hatten die Zünfte schon zu Ende des 13. Jahrhunderts sich militärisch organisirt; sie bildeten acht, unter dem Befehle ihrer Zunftmeister stehende Abtheilungen des städtischen Heeres. Natürlich war jeder Bürger zum Kriegsdienste verpflichtet; er hatte der Stadt anfzuwarten mit einem Harnisch, welcher acht Pfund Heller werth sein mußte. Von dem Vorhandensein dieser Schutzwaffe hing die Ertheilung des Zunft- und Marktrechtes unbedingt ab; auch durfte dieser Harnisch nimmer veräußert werden; nicht einmal ein „Darlehn" konnte der Besitzer auf denselben aufnehmen! In fremde Kriegsdienste zu treten war keinem Stadtkinde ohne Wissen und Willen

des Rathes erlaubt. Den Geschlechtern Ulms war nach der Anzahl ihrer Angehörigen eine bestimmte Kopfzahl von Streitern zu stellen auferlegt worden; sie scheinen das Vorrecht gehabt zu haben, Söldner für sich stellen zu dürfen; grade aber die Patrizier von Ulm erblicken wir in seltener Waffenfreudigkeit „allzeit in Reih' und Glied." Bei größeren Zügen miethete die Stadt natürlich auch Söldner. Dieselben erhielten im Durchschnitt täglich sechs Heller, Edelleute, wie z. B. Georg von Ow im Jahre 1423, monatlich 20 Gulden. Im Jahre 1439 machte sich ein Dietrich von Schlupferstetten verbindlich, der Stadt mit 21 Gesellen ein Jahr lang zu dienen, doch konnte ihm einen Monat vor Ablauf eines halben Jahres der Dienst aufgesagt werden. Jeder seiner Reitersmänner erhielt 25 Gulden Jahressold, dazu Futter und Mehl, Nägel und Eisen, jedoch kein Morgenessen, Zeche noch Sattelgeld. Haube, Hengst und Harnisch mußten von der Stadt ersetzt werden, wenn sie in deren Dienste verloren gegangen waren.

Jeder Bürger zu Ulm hatte ferner, wenn er das Bürgerrecht der Stadt gewann, eine Armbrust zu geben, um den Waffenvorrath des Gemeinwesens zu vermehren. Auch hielt der Rath einen Armbrustschnitzer. Auf die „Schützengesellschaften" kommen wir bei den Vergnügungen des mittelalterlichen Bürgers und bei den „hohen Festen" unserer ehrwürdigen Städte noch zu sprechen.

Für die Ausbildung in den Waffen sorgten zu Ulm aber nicht allein die Brüderschaften der Armbrust-, Stahl- und Hackenschützen, sondern auch eine Fechtschule. Dieselbe war zwar keine von den St. Markusbrüderschaften, welche den Wahlspruch führten:

„Du edler Leu, schwing dein kraus' Haar,
Nimm dir des Greifen eben wahr;
Den solltu vor dir hauen nieder
Und ihm zerreißen sein Gefieder!" —

sondern eine Vereinigung der sogenannten „Fechter mit der

Feder", welche vorgaben, von einem Herzoge von Mecklenburg gestiftet oder privilegirt zu sein, und die mit dem Rufe:

„Schwing' dich, Feder (Rappier); sieh', wie man thut!
Schreib' gern mit Tinte, die aussieht wie Blut!" —

auf den Schaubühnen und Kampfstätten auftraten. Ja, — es gab seltsame Korporationen in solch einer geharnischten Stadt, wie es das alte Ulm war; aber sie hatten doch allzumal ihren Zweck und eine nicht unwichtige Aufgabe!

Das gilt natürlich auch von den Turnieren des Ulmer Patriziats. Bei jener harmlosen Belagerung Ulms durch Kaiser Karl IV. zeichnete sich Ulrich Strölin im Stechen ganz besonders aus und gewann manchen Dank. Auch die Besserer hatten ihre ritterlichen Ehren auf blutiger Wahlstatt erst erringen können, nachdem sie diese Schule des Ulmer Patriziates durchgemacht hatten. Wir denken's uns als ein ansprechend und ritterlich Bild zu gleicher Zeit, wenn solch' ein Junker von Ulm die schwere Kunst des Krieges von dem graubärtigen, gestrengen Herrn Stadthauptmann erlernte, in welchem er zu gleicher Zeit den gütigen Vater zu verehren hatte!

Neben dem Hauptmann stand zu Kriegeszeiten ein Schreiber, welcher die Kriegsberichte zu fertigen, die Befehle auszuschreiben, die nöthigen Briefe zu entwerfen hatte. Die Tracht des Ulmer Kriegsvolkes war roth; — roth trugen sich auch die Wundärzte, die „künstlichen Buben", wie sie einmal genannt werden, und die Profosse, die strengen Liktoren des städtischen Heeres. Botschaft reiten mußte im Dienste der Stadt ein jeder Bürger, war der Dienst auch noch so gefährlich; — wer sich dieses Auftrages weigerte, wurde auf ein Jahr verbannt und in eine Geldstrafe von hundert Gulden verurtheilt.

Gehen wir nunmehr auf Allgemeines, auf jene Art und Weise der Kriegsführung ein, wie sie in den vorher erwähnten großen Fehden der süddeutschen Städte uns vor Augen tritt. Es wäre überflüssig, noch einmal auf die entsetzlichen Barbareien hinzuweisen, welche von den Städtern ganz ebensowohl

wie von ihren Feinden begangen wurden. Eines Unrechts war sich Niemand dabei bewußt, denn noch immer hatte sich der Kirche und dem Landfrieden gegenüber jene volksthümliche Auffassung siegreich behauptet, welche das Fehderecht für jeden Freien in Anspruch nahm; der Codex der Menschlichkeit war eben noch nicht geschrieben. Wenn nur sonst die Regeln ehrlichen Kampfes beobachtet wurden! Die wichtigste derselben blieb immer die, daß die Fehde wenigstens drei Tage vor Ausbruch der Feindseligkeiten angesagt sein mußte.

Versuchen wir das Bild einer solchen in Fehde liegenden Stadt zu zeichnen! Welch' Leben kam plötzlich in die Bürgerschaft, sobald Gefahr drohte! Ueber die grünen Anger und über die meist noch ungepflasterten Straßen zogen die Gewappneten zu ihren Uebungsplätzen; auf dem Markte und den Kirchhöfen entfaltete sich ein buntfarbig Gewühl; — hier waren die Lagerstätten der Geworbenen. In den Weinhäusern und Bierschenken, — welch' unabläßig Singen und Gläserklingen! Selten war um diese Zeit der Galgen einer deutschen Stadt leer; — was hinderte der „dürre Baum mit seiner trockenen Frucht" die in seiner Nähe lagernden Krieger, den tollsten Unfug zu treiben! In den Frauenhäusern, „bei der Stadt Töchtern" oder bei jener „Frau Aebtissin", die freilich zu keinem Keuschheitsgelübde verpflichtet war, ging's um den Ausbruch eines Krieges oft stürmisch und blutig her; — was kümmerte das die Rathsherren, wenn nur ihre Töchter und Frauen unbehelligt blieben! Auf den hohen Thürmen der Stadt aber wachten die Thürmer; erblickten dieselben in der Ferne Feinde oder ein Feuer, so bliesen sie „Feind" oder „Brand"; dann steckten sie nach der Richtung des Gesehenen am Thurme ein Zeichen aus, gewöhnlich eine Tonne oder ein Sieb an einer langen Stange. Das war das Signal zum Sammeln. Jetzt kam's darauf an, gute Kundschaft von dem Feinde zu erlangen. Da hieß es denn bald, — vielleicht hatten die ausgesendeten Späher, vielleicht Bauern oder Weiber die Nachricht gebracht:

„Hans und Fritz Waldenfels sind gegen unsere gute Stadt Nürnberg ausgezogen; sie haben 20 bis 24 Pferde beisammen, dazu die Knechte. Der Hans hat vormals gemeiniglich Roth getragen, was er jetzt aber für eine Farbe trägt, das weiß man eigentlich nicht; aber er reitet ein roth Rößlein mit einer Bläsſe. Fritz aber reitet einen grauen Hengst, hat einen grauen Rock, darunter einen Krebs (Harnisch), dazu einen grauen Hut. Bei ihnen ist Ott Muring, ein junger Gesell, edler Geburt, von mittlerem Wuchse und langem, feinem, krausem Haar", u. s. w., wie Gustav Freitag dies berühmte Verzeichniß der Raubgesellen in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" II., 306 des Weiteren wiedergegeben hat

Drei Dinge waren in solchen Zeiten neben den Menschen, welche für gutes Geld in Hülle und Fülle zu haben waren, von höchster Wichtigkeit: einmal die Stadtmauern, dann das Sturmzeug zum Angriff auf die feindlichen Schlösser, endlich die Lebensmittel.

Wer kennt nicht die wundervollen Reste deutscher Städtebefestigungen, wie sie sich überall im Vaterlande erhalten haben! Es läßt sich nichts Anheimelnderes denken als diese zerbröckelnden Mauern, deren Zinnen jetzt längst in die Gräben dort unten niedergesunken sind, diese trutzenden Thürme von mannichfachster Gestalt, welche z. B. in der Altmark eine nahezu unübertrefflichen künstlerischen Werth besitzen. Wer hat sich nicht schon einmal an den Bildern der gewaltigen Bastionen von Nürnberg, Rothenburg, Nördlingen, an diesen Bergfrieden mit den Pfefferbüchsen und Pechnasen, den erkerartigen Ausbauten, erfreut? Heut umschwebt mit goldenem Scheine die Poesie des Verfalls all' diese Reste der Vorzeit; in jenen Tagen aber, von welchen wir reden, hatten all' diese Baulichkeiten einen sehr reellen Zweck. Um die Thürme aber müssen wir uns den verdeckten Holzkranz herumgelegt denken, auf welchem die Vertheidiger sich befanden, wenn wir die praktische Nutzbarkeit derselben uns vergegenwärtigen wollen. Auch an den Mauern

befanden sich nach der Stadt zu hölzerne Einbauten, so daß sich um die ganze Bürgerschaft ein Wehr- und Zinnengang befand, auf welchem die Vertheidiger standen. Selten waren die viereckigen Mauerthürme nach dem Innern zu geschlossen; auch sie bildeten einen „Krebs"; aber man mußte den Männern, welche in demselben steckten, schnell und bequem zu Hülfe kommen können. Auf den stärksten Thürmen der Stadt, bei den Thoren, stand ihr Geschütz; aus jenen „Pechnasen" aber wurden heißer Brei, heißes Pech und andere Dinge von unsagbarer Qualität auf die Belagerer herabgegossen. Jetzt ruhen sie alle, wie träumend, diese ehrwürdigen Befestigungen unserer Städte, umbuscht und umgrünt, und in den alten Thürmen hat sich wohl die Armuth oder — die hochlöbliche Polizei festgesetzt. Was wissen diese Mauern, diese Thürme nicht Alles zu erzählen von Kampfes Noth und Drang!

Das Sturmzeug der alten Städte war bis in's 14. Jahrhundert hinein ganz ebenso gebaut wie das des großen Julius Cäsar, welches wir aus seinen vortrefflichen Beschreibungen so genau kennen. Dieselben testudines, nur daß sie bei den Deutschen „Katzen" und „Tummler" hießen, — Schutzdächer für die Stürmenden und Stoßmaschinen zu gleicher Zeit, — dieselben arietes, lange Widderbalken, dieselben ballistae, welche durch Hebelkraft gespannt wurden und große Steine schleuderten. Deutsch scheinen nur jene Bliden zu sein, sehr große Schleudern für den Bogenwurf, welche sich sehr gefürchtet bis auf den Anbruch der neuen Zeit erhielten. Da hören wir auf einmal im Jahre 1346, daß die Stadt Aachen eine Büchse aus Eisen besitzt, „Donner zu schießen", und 10 Jahre später enthält das Arsenal von Nürnberg bereits eine Menge eiserner und kupferner Büchsen, welche eiserne und steinerne Kugeln warfen. Bald war es für eine jede Stadt eine Sache von höchster Wichtigkeit, Geschütz und einen trefflichen Büchsenmeister zu besitzen. Diesen riesenhaften Geschützen der Städte konnte kein Raubschloß mehr widerstehen. Freilich war's eine theure

Sache, dieſe Artollerey anzuſchaffen! Hören wir nur, was zu einer Büchſe gehörte! Die Nürnbergerin „Kriemhild“ von 1388, die grimme Todesbringerin, beſaß

1 Wagen mit 12 Pferden,
1 Wagen für ihre Wiege (Lafette) mit 16 Pferden,
1 Karrenſchirm mit 2 Pferden,
1 Wagen zu Haſpel, Stock, Seilen, Hebezeug mit 4 Pferden,
4 Wagen, jeder zu elf Büchſenſteinen, mit 4 Pferden,
1 Wagen für 8 Geſchützknechte mit 2 Pferden,
1 Wagen mit Hauen, Schaufeln, Pickeln und $2^1/_2$ Center-Kraut, — etwa zu 20 Schuß ausreichend, — mit 4 Pferden, im Ganzen alſo
10 Wagen mit 56 Pferden.

Noch heut erfüllt es ein bürgerlich Herz mit gerechtem Stolze, wenn wir zu Straßburg, Ulm, Augsburg, Danzig dieſe rieſigen, kunſtvoll gegoſſenen Rohre altbürgerlicher Geſchütze vor uns ſehen. Die alten Straßburger nahmen es durchaus nicht übel, wenn man ſie „Meiſenlocker“ nannte. Dies Spitzwort aber hatte folgende Urſache: „Der alſo genannte und von ſeinem erſten Guß her den Namen behaltende Meiſenlocker, ſo 18 Schuh lang, einer doppelten Feldſchlang' gleich, ſo ganz ſchuppicht und eines engen Mundes iſt, von welchem geſagt werden will, als ſollte daraus einem mit einer großen Macht ſich dieſer Stadt genäherten König in Frankreich nach mancherlei verübten Feindſeligkeit durch ſein bei Nieder-Hausbergen geſchlagen geweſenes Zelt geſchoſſen ſein, hat's zu Wege gebracht, daß die Straßburger dieſer ihrer Meis' wegen den Namen der Meiſenlocker behalten haben bis zur Stunde.“ — Wir erinnern an das alte Sprüchwort:

„Der Venediger Macht,
Der Augsburger Pracht,
Der Nürnberger Witz,

Der Straßburger Geschütz,
Der Ulmer Geld
Regieren die Welt."

Ein Hauptpunkt aber war endlich während einer Belagerung die Verproviantirung der Stadt. Nun aber dachten auch unsere bürgerlichen Vorfahren in Bezug auf das Eigenthum der Leute auf dem Lande nicht eben skrupulös. Was an Vieh geraubt werden konnte, wurde in die Stadt gebracht, ehe die Einschließung begann. Dann wurde, lag einmal der Feind vor den Thoren, der Privatbesitz an Getreide und Lebensmitteln rücksichtslos aufgezeichnet und zum allgemeinen Besten eingefordert. Diese Maßnahmen halfen fast immer. Weil draußen vor den Mauern das flache Land weit und breit verwüstet worden war, ehe die städtische Schöne sich von ihrem Werber umarmen ließ, so brach draußen die Noth gemeinhin eher aus als innerhalb der Ringmauern.

Trotz aller Erbärmlichkeiten und aller Mühsal hatten diese Fehden, dies frische, fröhliche Ausziehen unter der Stadt wogendem, wallendem Banner, dies Reiten auf geheimen, tiefschattigen Waldwegen doch ihre Poesie! Der dichterische Niederschlag dieser sturmdurchbrausten Zeit ist uns in sehr, sehr vielen Volks- und Schlachtenliedern des Mittelalters erhalten; dieselben sind den englischen Balladen in Percy's hochberühmter Sammlung völlig ebenbürtig. Nur auf Weniges können wir hier eingehen; — thue, lieber Leser, selber einen Blick in die „historischen Volkslieder der Deutschen" oder in die „eidgenössische Liederchronik!" Das klassische Stück dieser Stegreifs- und Fehdenzeit ist das berühmte, von Goethe so hochgeschätzte Lied von dem Lindenschmied, „der sich auf freier Straße nährt", und den der Junker Kaspar fängt, wie er bei einem Weinwirth hinter dem Tische liegt und schläft. Der berühmte Lindenschmied, ein Herr von Löwenstein aus der Pfalz, muß zu Baden auf dem Markte sterben, weil ihm die von der Frankfurter Messe kommenden Wagen allzu sehr den Sinn bestochen haben;

aber er bittet für seinen Reitersjungen und seinen Sohn. Doch nein! Der Richter spricht dazu:

„Das Kalb muß entgelten der Kuh;
Es soll Dir nicht gelingen!
Zu Baden in der werthen Stadt
Muß ihm sein Haupt abspringen."
Sie wurden alle Drei nach Baden gebracht;
Sie saßen nicht länger als eine Nacht.
Wohl zu derselben Stunde
Da ward der Lindenschmied gericht't,
Sein Sohn und Reitersjunge."

Nicht minder gefeiert als der Lindenschmied in der Pfalz war selbst bei den Städtern Frankens Herr Apel von Gailingen, der „Eppelin Geila" des Volksliedes. Es hat sich ein ganzer Sagenkreis um den kühnen Mann gebildet. Er that den Nürnbergern vielen Schaden; sie aber hängten ihm zum Hohne am Frauenthore ein Paar Reiterstiefel aus, sicherlich mit dem frommen Wunsche: „Eppelin, hingest Du doch hier!" Der Ritter aber riß bei einem kecken Ritte die Stiefel herab, schlug dieselben dem Thorwärter um den Kopf und rieth ihm, seinen Herren anzuzeigen, daß er sich seine Stiefel geholt habe. Als er nun durch die Reiter der Stadt hart verfolgt wurde, da sprang Herr Eppelin vom Hohensteine mit seinem Roß in den Main. Das gab der Sage nach dem bekannten Spottverse die Entstehung:

„Die Nürnberger henken keinen,
Sie hätten ihn denn zuvor!"

Ein ander Lied aber schildert es, wie der Ritter, unter welchem wir wohl den historischen Eckart von Gailenreuth, einen 1381 zu Neumarkt geräderten Straßenräuber, zu suchen haben, von den Nürnbergern in der Schenke bei kühlem Weine betroffen wird.

„Da zog er aus sein gutes Schwert,
Erstach damit sein reisig Pferd.

„Epple! Hätt'ſt Du das nit gethan,
Beim Leben wollten wir Dich la'n!"

So nahmen's den Epple von Gailingen an,
Brachten gen Nürnberg gefangen ihn an.

Sie führten ihn auf den Rabenſtein; —
Man legte den Kopf ihm zwiſchen die Bein'."

Niemals hat das Volk den adligen Schnapphähnen ſein Mitleid verſagt. Solch' ein Bürger des 14., 15. Jahrhunderts fand es durchaus ſelbſtverſtändlich, daß der Junker ihn befehdete, ſelbſtverſtändlich aber auch, daß der Junker dafür gerichtet ward. So fingen die von Ulm einſt einen Rittersmann, welchen das Volkslied Haarme von Reyſtett nennt. Das „Fräulein" — die Prinzeſſin — von Oeſterreich bat für ihn, aber ohne Erfolg. Man ſchlug ihm ſein Haupt ab und ſendete den Leichnam in Todtentüchern zu ſeinen drei Schweſtern durch den grünen Wald. Da hat die jüngſte von den Edeldamen den Herren von Ulm mit dem Worte des Haſſes gedroht:

„Ihr Herren, wiß't, was das bedeut't:
Das Kindlein in der Wiegen leit;
Es kann kein Wort noch ſprechen,
Den Vater aber ſoll's rächen!"

Viel hatten die Nürnberger ferner von einem Edelmann, dem „Schittenſamen", zu leiden, bis ihn ein „Fräulein", vermuthlich ſeine „Amye", ein fahrend Weib, verrieth. Im maienfriſchen Walde fingen ſie ihn; er hatte das Fräulein nach Malvaſier geſendet; ſie aber war verrätheriſch zum Bürgermeiſter gegangen. Der „Löffelholz", ein Patrizier der mächtigen Stadt, begrüßte den Junker mit den Worten: „Willkommen in des Teufels Namen!" Sie dehnten ihm dann zu Nürnberg ſeine Haut und verbrannten ihn.

„Im Feuer nahm ſein Leben ein End,"
ſagt das Lied,
„Gott ſeh' ſeine Marter an;

Gott gebe der Seele die ewige Ruh!—
Darum ist das mein treuer Rath,
Daß Niemand Unrecht thu'!"

Und mit diesem naiven Wunsche Heinrich Kuglers, des Dichters dieses Liedes, nehmen wir Abschied von dieser wildbewegten Zeit, in welcher Recht und Unrecht so hüben wie drüben zu finden war. Dennoch — und wenn auch die Entscheidung der Städtekriege zuletzt den Bürgern keineswegs günstig war: es war doch diese Zeit der Fehde eine hoch ruhmvolle für das deutsche Bürgerthum! Dasselbe ließ sich nicht übermannen von der fürstlichen Gewalt und ihren adligen Helfern. Das Verhängnißvolle war nur, daß auch der beste Bürger der damaligen Zeit seinen Blick nicht auf den Nutzen und die Ehre des großen Vaterlandes richtete,. sondern völlig in höchst beschränkten, lokalen Interessen befangen war. Immerhin erfüllte die Wahrung derselben sein Herz mit einem Etwas von edlerem Stolze. Wie hob sich die Straßburger Bäckerzunft in ihrem Selbstgefühle, nachdem dieselbe das feste Schloß Wasselnheim gebrochen hatte! Ein Haffner von Wasselnheim nämlich, der Edelmann des Ortes, der bezeichnend ein Weinfaß im Wappen führte, hatte auf einer Herberg' einen Bäckerknecht schlafend angetroffen, soll zu seinen Reiterbuben gesagt haben: „Der Kerl wär' gut zu köpfen!" und hatte das Werk des Scharfrichters alsbald an dem Manne verrichtet. Da brachen die Zunftgenossen des Edelsmanns Haus. Noch Jahrhunderte lang nach dieser Geschichte, welche sich anno 1448 zugetragen haben soll, sind die Bäckerknechte um die Pfingstzeit im festlichen Zuge mit fliegendem Zunftbanner nach Wasselnheim gezogen, und auf ihrer Herberge im Tanzplatze war an den Wänden ihr ritterlich Streiten abgemalt. Alte deutsche Reime standen dabei, voll des kecken Muthes jener Tage, z. B. das etwas radikale:

„Zünd't an! Hie muß gar nichts bleiben!
Laß' die Funken gen Himmel stäuben!"

Wir aber vergegenwärtigen uns gern das Bürgerthum in dieſer ſeiner alten Wehrhaftigkeit, bei welcher freilich manche Rückſichtsloſigkeit, manche Grauſamkeit mit unterlief. Dennoch waren das Schwert und die Donnerbüchſe nothwendige Dinge in den Händen unſerer bürgerlichen Vorfahren, Mittel der Selbſterhaltung gegenüber den Fürſten, dem Adel.

XIII.

Soest, die Stadt der Engern.

Wir stehen heut auf der weiten Ebene Westfalens. Vor uns liegt der „Hellweg" mit seinen Erinnerungen an das älteste germanische Heidenthum und die so reich gesegnete westfälische „Börde", — vor uns aber auch ein stiller Ort, welchen einheimischer Dichtermund „einem gebrochenen Krieger" verglichen hat, — das ehrwürdige Soest, die einst so hochberühmte Stadt der Engern! Es ist freilich das alte Soest nicht mehr, dessen Flagge, — der Schlüssel im rothen Felde, — einst so ruhmreich auf den Meeren des Nordens geweht hat; es ist das kriegerische Soest nicht mehr, dessen 40,000 Bürger sich heldenmüthig hinter ihren hohen, mit 36 Thürmen bewehrten Mauern gegen eine gewaltige Uebermacht behauptet haben; es ist nur eine Stadt wehmüthiger Erinnerungen an die alte Größe deutschen Bürgerthumes, ein „niedergegangenes" Gemeinwesen, wie der Geschichtsschreiber Soest's die Stadt genannt hat. Soest's Häuser sind jetzt unansehnlich; „weite Gehöfte und Gärten füllen den Raum, der einst bewohnt war; nur der Markt und der daranstoßende Domplatz sind freundlicher und von bessern Häusern umgeben"; unweit davon liegt in der Mitte der Stadt ein ziemlich großer, nimmer gefrierender Teich. Ja, eine Stadt großartiger Reminiscenzen! Der Wanderer, welcher zu diesen herrlichen Kirchen und Kapellen emporschaut, gedenkt unwillkürlich, falls ihm ein wenig von

geschichtlichem Bewußtsein innewohnt, der Tage der Vorzeit, in welchen vielleicht ein Brukterer, ein Sigambrer zuerst die Axt an die Eichen und Buchen des ehrwürdigen Waldes legte, um sich hier neben dem Teiche seine Hütte zu erbauen. Er gedenkt der starken Sachsenkämpen und der merowingischen Frankenkönige, welche sicher auch in diesen Gefilden einander blutige Schlachten geliefert haben. Dann sehen wir den frommen Kunibert von Köln aus zu jenen Höfen hinunter ziehen, welche sich allmählig um den Teich gebildet haben; der Heilige richtete das erste kleine Gotteshaus zu St. Peter auf, und St. Suidbert hütet von Kaiserswerth aus die junge Pflanzung. Der rauhen Sitte der Väter entsagend, schließen sich die Bewohner der Hütten von Susat allmählich zu einer Dorfgenossenschaft zusammen, welche von ihrem quellenreichen Teiche den Namen der „Sodsassen" annimmt; denn „Saud" oder „Sod" bedeutet einen Brunnen. Der Markt belebt sich; still gedeiht die Ansiedelung; Erzbischof Bruno von Köln, einer der großen Ludolfinger, König Heinrichs Sohn, bringt die Gebeine des ritterlichen Heiligen Patroklus nach dem bereits als „reich und sehr belebt" bezeichneten Orte; er legt den Grund zu dem riesigen St. Patroklus-Münster und hebt den Markt Susat aus dem hemmenden Gauverbande heraus. Das war ein hochwichtiges Ereigniß für die alte Markgenossenschaft. Nun konnten die Gehöfte „an den Teichen und Kolken" zur Stadt anwachsen, und immer lebendiger ward's um die „alte Kirche" her. Es kamen die Kaufleute von Köln und die wanderlustigen Friesen von der Mündung der Maas, von der Schelde und von der volkreichen Handelsstadt Dorestadt am Leck, und, durch den Verkehr mit den Fremden wundersam angeregt, gingen nun auch Susat's Wollenweber, Gewandschneider und Brauer auf Entdeckungen aus. Bald werden wir ihnen an den Küsten des baltischen Meeres begegnen. —

Doch zuvor noch eine Frage! Wie ist es gekommen, daß Soest, das Dorf, die Stadt der Engern, in eine so nahe

Beziehung zu unserer Heldensage getreten ist? In der Wilkina-Sage heißt nämlich der Sitz König Etzels nicht Budapest, sondern „Susat", und in der mittelalterlichen Stadt Soest wies man den „Holmgarten" als den Tummelplatz der letzten, mörderischen Kämpfe zwischen Hunnen und Nibelungen auf, nannte man den „Schlangenthurm", in welchem König Gunther den Tod erlitten haben sollte, ein Gefangener des Hunnenkönigs; hier kannte man eine „Iringswand" und ein „Hagen-Thor." Nun ist freilich nicht daran zu denken, daß hier jene furchtbaren Völkerkämpfe getobt haben, welche den Gesängen von der „Nibelungen Noth" den Ursprung gegeben haben; — diese sagenhaften Reminiscenzen erklären sich vielmehr so, daß unter den Bewohnern Westfalens die alten Heldenlieder noch lange lebendig geblieben sind, wie dies in der That auch sonst, z. B. auf dem Gebiete der rheinischen Franken zu Worms, der Fall gewesen ist. Männer von Soest, Mitglieder der berühmten, nach dem Norden ihren Handel treibenden Schleswiger Brüderschaft, welche wir sogleich kennen lernen werden, sind es gewesen, welche den Verfassern der „Wilkina- und Niflunga-Sage" den Stoff zu der Dichtung geliefert haben. Bei diesem lebendigen Fortleben der alten Götter- und Heldensagen erklärt sich dann auch sehr leicht die Lokalisirung des Nibelungenliedes zu Soest selbst. —

Es mag bereits im 11. Jahrhunderte geschehen sein, daß Kaufleute von Soest zu Schleswig erschienen sind. Dieser uralte Hafenort hatte früher die Namen „Hatheby" geführt; er war indeß später von dem schiffbaren Flusse, vor dessen breiter Mündung er liegt, „Schliaswick" genannt worden. Nur von hier aus gelangte man in jenen Tagen zu den gepriesenen Reichthümern der Balten und Preußen, der Russen und Schweden. Später freilich versumpfte der Hafen von Schleswig, und die Stadt selbst sank fast zu einem Dorfe herab. Zu Soest aber bewahrten die Enkel getreu die Erinnerung daran, daß die Vorväter einst von Schleswig aus nach Wisby und

Nowgorod gefahren waren; die westfälischen Kauffahrer, welche nach dem wendisch-deutschen Nordosten handelten, behielten den Namen der „Schleswicker" bei. Auch hier zu Soest errichteten die bedeutendsten Handelsherren im 13. Jahrhunderte „dem guten St. Johannes und dem guten St. Patroklus", einem unter Kaiser Aurelian gemarterten gallischen Ritter, „zu Ehren" die „Schleswicker Brüderschaft", d. h. die Gemeinschaft aller derer, welche nach dem baltisch-skandinavischen Norden Handel trieben. Führte der Spätherbst die Sommerfahrer dann in die westfälische Heimath zurück, so empfing die „Rumeney", d. i. die gastliche Halle romanischer Fröhlichkeit oder das romanische Weinhaus, die Wiedergekehrten und vereinigte sie mit den Heimgebliebenen zu lautem Jubel und derbem Sinnengenusse. Wir besitzen eine Urkunde aus dem Jahre 1291, welche uns den Haushalt und das Treiben auf der Rumeney ziemlich klar darstellt. „An der Hochzeit", — hier in altdeutschem Sinne, — „des guten St. Martin", (11. November), wurde eine jährliche Abgabe von einem halben Zentner Talg an den „guten St. Johannes und den guten St. Patrokulus" entrichtet. Wenn die Brüderschaft „gedient" ist, d. h. ihres Dienstes ledig ist, d. h. zu Mittwinter, so fallen den acht Altarherren in Münster jedem 10 Pfennige, und, des Heiles der verstorbenen Brüder halber, den Kapellenpriestern jedem 6 Pfennige zu. Der Kämmerer zu St. Patroklus bekommt jährlich acht Schillinge. Jeder der Bürgermeister hat an den drei Gelagsabenden ein Viertel Wein frei; desgleichen jeder der vier Schaffner; die Stadtboten ein halbes Viertel, die Brüderschaftsboten aber, welche diejenigen laden, welche dies Jahr die Brüderschaft gewonnen haben, drei Schillinge. Zwei Weinschröter sitzen abendlich am Fasse; ihre Gebühr ist ein halbes Viertel. Zu rechter Zeit mußten die Schaffner 300 Becher für 6 Schillinge ankaufen, — eine Bestimmung, welche einerseits die große Zahl der Brüder, andererseits den tollen Uebermuth der Trinker bezeugt, welche ihre Trinkgefäße zu

zerschlagen liebten. Auf der St. Ulrichsmesse, dem besuchtesten Jahrmarkte Soests, hatten die Schaffner 12 steinerne Kannen zu kaufen. Genau war den Thürwächtern, den Mägden, den Kellerknechten ihr Lohn vorgeschrieben. Welch' tolllustiges Treiben mag sich ehedem in den niedrig gewölbten Räumen der Rumeney entfaltet haben! In ihren Hallen spielt auch die Sage von Ritter Themo von Soest, welcher Tags und Nachts seine Zeit mit Würfeln und Doppeln zugebracht hat. Zu ihm trat eines Abends ein Unbekannter mit einem Säcklein voll Geld und verlangte zu spielen: Ritter Themo ergriff freudig den Würfelbecher; aber er doppelte unglücklich, — Wurf auf Wurf, — bis er zornig den Unbekannten einen „leibhaften Satan" schalt. Da geschah etwas, was Themo, der Ritter von Soest, nicht erwartet hatte: der Fremde faßte ihn beim Schopfe und flog mit ihm durch die Gewölbedecke zum Hause hinaus. Die Dachziegel fand man nachher mit blutigem Gehirne bespritzt; wohin aber Themo's Körper gekommen war, das hat nie Jemand erfahren.

So lange die Hansa blühte, hat der Dienst der Schleswiger Brüderschaft in der „Rumeney" für eine der höchsten Festlichkeiten des alten Susat gegolten. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts schafften indessen Bürgermeister und Rath die zahllosen „Kösten", d. h. die Gelage auf öffentliche Kosten, ab und verminderten die Feste der Genossenschaft. Allmählig kamen die alten Gewohnheiten der Rumeney ganz in Vergessenheit; aus dem 15. Jahrhundert hören wir nur noch, daß das Gelagshaus eine neue Uhr erhalten hat und daß hier die Zünfte sich versammelten, natürlich nicht, ohne eine Stärkung von bedenklichem Umfange zu sich zu nehmen. —

Doch fahren wir nach dieser Abschweifung in Soest's Geschichte weiter fort! Sehr wichtig wurde die Stadt für ganz Deutschland durch die etwa in's 13. Jahrhundert fallende Entwickelung ihres Rechtes. Nicht allein lateinisch, sondern auch plattdeutsch zeichnete man das Statutar-Recht von Soest

auf, und so erhielt man allmählig die „alte Skrae.“ Das Wort ist uns bereits bekannt und bedeutet soviel als „Schrift.“ Dieses ältere Gesetzbuch wurde im 16. Jahrhunderte von dem Stadtschreiber Jasper van der Borg über Seite geschafft:

„Die Schrae will wy wetten, der Borger Recht,
Verklagen Mester Jasper, der Stadt Diener und Knecht,
Dat he uns hefft vorentholden manche Tyd
Der Borger Privilegia und Plebiscit;“ —

wie ein altes Losungs- und Parteiwort sagt. Die Vernichtung der alten wurde die Veranlassung zur Abfassung der neuen Skrae. Sehr auffallend sind in derselben allerdings die vielen Vergehungen, welche dem allezeit durstigen Rathe von Soest mit einem „Vader Win“ gebüßt werden mußten. —

Es war ein anheimelndes, aber zu gleicher Zeit auch ein sehr stattliches Bild, welches Soest mit seinen Thürmen und seinem Mauerkranze, mit seinen hochragenden Thoren, unter denen wir das prächtige, gothische „Nibelungenthor“ besonders erwähnen, mit dem St. Patrokli-Münster, den sechs Pfarrkirchen, dem Bischofshofe und den Stiftsgebäuden dem Wanderer darbot, der etwa auf dem „Hellwege“ von Dortmund oder von Paderborn her durch die Saatgefilde und an den Höfen mit ihren Eichenkamen vorüber der Stadt nahte. Dem Innern der Stadt freilich ist ein bäuerliches Gepräge stets eigenthümlich geblieben. In den Gaden und Schragen um St. Peter und St. Patroklus herrschte dagegen das Gewühl der Kaufleute und der Käufer, welche viele Meilen weit aus der Runde zur Soester Messe kamen. In offener Laube, — denn so will's der Sassen altes Recht, — tagte der Rath der reichen, waffenkundigen Gemeinde. Im „Stahlgadum“ versammelten sich die zwölf Zünfte Soests. Auch sie blickten mit Haß auf die übermüthigen Ritter und Patrizier hin, welche der Stadt Rechte vertraten und oft in prangendem Aufzuge durch die regellos angelegten Gassen Soests dahinzogen; sie beneideten ingrimmig die Kübeck, Klocke, Bockum-Dolffs, Klepping, Dal und Andere.

Zu österlicher Zeit trieb auch zu Soest in den hehren Hallen von St. Patroklus ein Narrenbischof sein anstößiges und unsagbar zotiges Wesen. In den Thorthürmen von Soest endlich hielt die Vehme ihre unheimlichen Versammlungen. Hier mögen die neuen Schöffen aufgenommen worden sein; hier ward ihnen die schauerliche Drohung verkündet: „Wenn Einer die Vehm und Losung jener räthselhaften Buchstaben

„S. S. G. G."

(Stock, Stein, — Gras, Grein,)

ausbrächte, sei es an Mann oder Frau, er wäre groß oder klein, den sollen der Freigraf und die Schöffen unverfolgt angreifen und binden ihm seine Hände zusammen und werfen ihn auf seinen Bauch und winden ihm seine Zunge zum Nacken (sic!) heraus und stecken der einen „Pinn" (Holz- oder Metallstab) vor und thun ihm einen Strick um den Hals und henken ihn an einen Baum sieben Fuß höher, als man sonst an einem armen Sünder zu thun pflegt." Hier wurden von den neuen Wissenden dem Gräfen und dem Stuhlherrn ein grüner Kranz mit alten Silbermünzen (Turnoisen), sowie jedem Schöffen ein Eimer Wein verehrt; hier ist in der Stille der Nacht auch ohne Zweifel manch' ein Urtheil vollstreckt worden! —

Wir kommen nun zur Heldenzeit der Stadt Soest. Um's Jahr 1444 hatte der stolze Graf Dietrich von Mörs den bischöflichen Stuhl von Köln inne. Fortdauernde Fehden mit seinen Nachbaren, — ein unglücklicher Versuch, das Bisthum Paderborn dauernd mit dem Erzstifte zu vereinigen, ein nutzloser Zug gegen die Hussiten hatten den geistlichen Herrn in schwere Schulden gestürzt; er beschloß, dieselben durch eine starke Schatzung seiner Unterthanen zu tilgen. Das verstanden die Westfalen indessen sehr übel; sie warfen des Bischofs Schreiber, welche gekommen waren, um Hab und Gut der Unterthanen aufzuzeichnen, in aller Form zum Thore hinaus. Da versuchte es der Bischof mit einem andern Mittel; er schlug den

Soestern vor, falls sie die Schatzung leisteten, auf ihrem Rathhause einen eisernen Kasten aufzustellen, welcher die gesammte Steuer aufnehmen sollte. Jeder dritte Pfennig aber sollte der Stadt zufließen. Die Soester dachten würdig genug, um dies höchst anständige Ansinnen rundweg abzulehnen! Da hetzte der Bischof den Bürgern Feinde auf und bezeigte sich „überaus tückisch und treulos" gegen sie; er reizte benachbarte Städte und Fürsten an, in das Gebiet der Stadt einzufallen, und als auch dies Mittel sich schließlich als erfolglos erwies, sendete er als oberster Stuhlherr von Westfalen drei Freischöffen der Vehme nach Soest mit dem Mandate, es sollen in der Stadt nicht Recht und Gericht mehr sein, und als leibeigene Gotteshausleute sollten die Einwohner wieder, wie in der ältesten Zeit, den Zehnten an die Geistlichkeit entrichten. Jetzt sahen die Soester ein, daß sie in der That um nichts Geringeres als um ihre Existenz zu kämpfen hatten.

Schnell wurde nun ein Bund mit den gleicher Weise von dem Erzbischofe bedrohten Städten Münster, Osnabrück, Paderborn und Lippstadt geschlossen. Die Soester waren entschieden und bereit, Leib und Leben für ihre Selbstständigkeit zu opfern; sie schrieben deshalb, einen andern Landesherrn als den Erzbischof sich erwählend, dem Oberherrn ihrer Stadt den außerordentlich charakteristischen Absagebrief:

„Wetet, biskop Dierich van Moers, dat wy den vesten junker Johan von Cleve lever hebbet alß juwe unde werd juwe hiemet abgesagt. —

Dat. Soest a. d. 1444."

Damit begann die berühmte Soester Fehde.

Die Stadt hatte nur wenige Helfer und Freunde. Nur die Grafen von Lippe, Hoya und Hohenstein, sowie die Stadt Lippstadt blieben unter den Ständen Westfalens den Soestern getreu. Einen waidlichen Helfer und Kriegsobersten aber gewannen die Bürger von Soest an Junker Johann von Kleve, genannt „Johannken mit den Bellen", weil er nach burgundischer

Sitte Hosen, Wamms und Schnabelschuhe mit „Bellen" (Schellen) besetzt trug. Am 20. Juni 1444 ritt der streitbare Mann und Drost von Wetter, Herr Johann von Blankenstein, und Konrad von Stecke mit 80 Gewappneten in Soest ein; sie verkündeten die Ankunft des Junkers von Kleve. Am 22. Juni kam der blühende Held selbst mit 2400 Reisigen auf Hengsten „mit Bellen" an; er beschwor auf dem Rathhause die Verträge „mit ausgestreckten Fingern zu Gott und allen Heiligen." Dann thaten ihm die Herren von Soest Erbhuldigung, nach Gewohnheit und Brauch der Stadt. Der ältere Bürgermeister, Albrecht von Hattrop, band einen seidenen Beutel mit 100 Mark Silber Inhalt an des Junkers Gürtel und schenkte demselben dazu zwei Fuder Wein. Tags d'rauf lud Johann den Rath und den Meister Bartleck, den Stadtschreiber, auf das Weinhaus zu Gaste; dann wollte er andächtig den Leichnam des guten Ritters Patroklus verehren; aber der Dechant Albert Melinchusen schloß gar keck die Schranken des Chores vor dem Edelherrn zu. Bald darauf nahm die Fehde mit Sengen und Brennen ihren Anfang.

Dieselbe ist reich an höchst charakterischen Zügen. Da reitet Johann mit den Bellen und die Städter vor dem bischöflichen Thurme von Böderich vorbei, und die Burgmannen singen spöttisch:

„Luge aus! Tagt es nicht?
Kommt das Kind von Gent da nicht?"

Aber sie bereuen das Spottlied bitter; Herr Johann stürmt die Warte sofort! Da steigen die Männer von Lippstadt zu Rosse; sie ziehen „wüthend wie ein Immenschwarm" unter dem „Rosenbanner von Lippe, welches einen süßen Schein gab, dornicht gleich dem Rosenbaume", gegen die „Landverderber" und bringen selbst 500 Wagen Beute nach Soest. Da führt der Erzbischof Krieg selbst mit den Weibern. Er läßt die Frauen von Soest, welche in der Haide Holz gesammelt haben, ergreifen, legt selbst die Schwangeren unter ihnen in den Stock und giebt sie erst

frei, nachdem er ihnen die Röcke am unteren Theile bis zum Nabel abgeschnitten hat! Höchst ritterlich und geistlich! Natürlich galten die Soester für Ketzer; aber der Herzog Johann läßt ächt ghibellinisch verkündigen, er *dulde in seinen Landen keinen Bann* und werde die Mönche vertreiben, falls sie nicht Messe hielten. Hüben und drüben werden die Gefangenen aufgeknüpft; selbst Geistliche werden an den Galgen gehängt; die Saaten werden mit unsäglicher Rohheit verheert; des Nachts werden Katzen losgelassen, denen man brennende Lunten an die Schwänze gebunden hat, damit sie sich in die vollen Scheuern flüchten und dieselben anzünden. Jene altherkömmlichen Mairitte, welche wir noch genauer kennen lernen werden, arten in die furchtbarsten Raubzüge aus. Dazwischen aber werden immer wieder Sühneversuche gehalten. Solch' einen Sühneversuch verhöhnten um Michaelis 1446 der kölnische Adel und die kölnischen Städte ganz offenbar, indem sie sich auf der Haar vereinigten, um Soest anzufallen. Unter dem Schutze des Oktobernebels näherten sie sich der Stadt; und schon waren sie am Grandweger Thore, da erst bemerkte der Thurmwächter die Gefahr und läutete Sturm. Die Soester aber thaten unter ihrem „Rittmeister" Konrad von Stecke nun einen so herzhaften Ausfall, daß alsbald der Herr Dietrich von Burtscheid mit dem kölnischen Stiftsbanner die Flucht ergriff. Groß war die Beute der Soester; für die Gefangenen allein nahmen sie 38,000 Goldgulden ein. Im nächsten Jahre 1447 plünderten die Soester das Städtchen Kallenhard; dann zogen sie vor das feste Schloß Körtlinghausen, erzwangen dasselbe zu Handen des tapfern Herrn Detmar Kleppink und verbrannten es bis auf den Grund. Viele Episoden des Kampfes scheinen völlig der Sage anheim gefallen zu sein. So die folgende. Fast hatten die Bürger von Soest schon das Städtchen Beleke erstürmt; da holten die Weiber desselben auf Geheiß eines Rathmannes die Bienenstöcke aus den nahen Gärten herbei und schüttelten die erbosten Immen auf die Soester hinab. Diese mußten abziehen, nahmen jedoch

die „Vogelstange" von Beleke mit und stellten sie in St. Patrokli Münster auf!

Plötzlich hieß es, der Erzbischof habe ein Heer böhmischer Ketzer angeworben, welche im Dienste des Herzogs Wilhelm von Sachsen sich einen weit und breit gefürchteten Namen gemacht hatten. Es war in der That so, obwohl sich grade um diese Zeit Herr Dietrich von Mörs den Anschein gab, als wollte er die furchtbare Fehde in ritterlicher Weise beendigen. Denn er ließ dem Junker von Kleve sagen, er wollte sich mit ihm schlagen, im offenen Felde oder in einer Stube, gerüstet oder nicht. Freudig nahm Johann mit den Bellen das Duell an, „obwohl ihm die Sache bei einem Priester fremd dünkte." Ehe es jedoch noch zu diesem Zweikampfe kam, rückten die Hussiten, über 30,000 Mann stark, durch die Porta Westfalica in's Land.

Soest's ritterlicher Schutzherr aber stand fest, „bereit sein Leben daran zu wagen." Furchtbar ward von czechischen Ketzern, welche wir Deutschen wahrhaftig eben so wenig zu feiern einen Grund haben, wie ihren Meister Johann Hus selbst, das Land verwüstet. Der Schrecken ging vor den Hussiten vorher; das Volk dichtete ihnen die wunderbarsten Dinge an, so z. B., daß sie Mauern ohne Leitern erstürmen könnten und Schwänze hätten wie die Katzen. Vor Lippstadt aber brach sich die Macht der Fremden zuerst; die Bürger vertheidigten sich mit ihren „eisernen Klötzen" ganz wunderherrlich gegen die Ketzer. Fünf ruchlose Taboriten würfelten, so berichtet eine alte Ueberlieferung, draußen um einen geraubten Abendmahlskelch; da lud ein Bürger die „Taraßbüchse" und streckte mit einem Schusse die Fünfe nieder. Die Hussiten mußten abziehen und erschienen am 1. Juli 1447 nun vor Soest selbst. Allein die Bürger von Soest verzagten nicht, zumal ihr „lieber Junker" ihnen sagte, er wolle wohl bei ihnen ausharren und eher eines ritterlichen Todes sterben als sie verlassen. Vom „Buddenthurme" aus, welchem gegenüber die Böhmen sich im St. Wal-

purgiskloſter feſtgeſetzt hatten, leitete er die Vertheidigung. Der Klerus von Soeſt aber zog mit den Gebeinen von St. Patroklus um und flehte zu allen Heiligen um Errettung der Stadt. —

Es waren ſchwere Wochen. Am 18. Juli vernahmen die Soeſter, nachdem faſt täglich gekämpft worden war, im Kloſter St. Walpurgis „ein Timmern und eine große Bulderie (Polterei)"; mit Recht ſchloſſen ſie darauf, daß die Huſſiten, denen der Erzbiſchof Hab und Gut der Stadt verſprochen hatte, ſich zu einem entſcheidenden Schlage rüſteten. Da griffen auch die Frauen von Soeſt mit an; ſie brauten einen „Keut" d. h. einen heißen Brei, und die „Pfeilſchifter" ſchnitzten einen ſo großen Vorrath von Bolzen, daß ſich deren noch einige Tauſende bis auf unſere Tage erhalten haben. Am 20. Juli wurde in der That geſtürmt; doch wehrten ſich die Soeſter, Männer und Frauen, auf den Mauern in rühmlichſter Weiſe, während im Münſter Knaben und Jungfrauen die Hülfe des Ritters Patroklus anriefen. Und der Heilige erhörte die zu ihm emporgeſendeten Gebete. Der Sturm wurde abgeſchlagen. Endlich vermittelte ein vornehmer Böhme, Gawein von Schwaneburg, welcher unter Johann mit den Bellen diente, den Frieden zwiſchen Soeſtern und Huſſiten. Die letzteren zogen ohne Entſchädigung ab; die Bürger der weſtfäliſchen Stadt aber hatten der Welt gezeigt, „daß der Böhmen Bäuche eben ſo weich ſeien wie die anderer Menſchenkinder." Im Jahre 1449 endlich ſchloß die ungebeugte Stadt einen Vergleich mit ihrem geiſtlichen Herrn; ſie blieb kleviſch.

Als im Jahre 1609 der letzte Herzog von Kleve, Johann Wilhelm, geſtorben war und Johann Sigismund von Brandenburg ſich eines Theils der Erbſchaft bemächtigt hatte, kam auch Soeſt unter den rothen Adler. Allein ſchon ſeit dem 16. Jahrhunderte ſank unſere Freundin zuſehends, und der 30jährige Krieg beſiegelte den Ruin der Stadt. In ſeinen grauenvollen Tagen lag auch „Simplicius Simpliciſſimus", der abenteuerliche Krieger, hier zu Soeſt in Quartier. Er gerieth einmal in ein

altes Kellergewölbe, in welchem er durch zwei Pistolenschüsse das Mauerwerk sprengte und einen reichen Schatz von Edelsteinen, köstlichem Geräthe und vielem Gelde fand. Man erzählte ihm später, es sei längst eine gemeine Sage gewesen, daß ein eiserner Trog mit Geld in dem Gemäuer sich befände; ein schwarzer Hund hütete denselben in Gemeinschaft mit einer verwünschten Jungfrau. Nur ein fremder Edelmann, welcher in's Land komme und den eisernen Trog mit einem feurigen Schlüssel öffne, könne die Jungfrau erlösen; auch dürfe der Heber des Schatzes niemals Weibermilch getrunken haben. Vor wenigen Jahren wäre ein Mägdlein mit etlichen Geißen des Ortes auf der Weide gewesen; der wäre eine davon gelaufen und habe sich in dem Gemäuer versteckt. Als das Mägdlein die Ziege in demselben gesucht habe, sei ihr die weiße Frau erschienen und habe ihr ein Körblein mit Kirschen gereicht. Deren habe das Kind sieben genommen, welche sich alsobald in lauteres Gold verwandelt hätten. So Grimmelshausen über das zerfallende Soest.

Mit dem Jahre 1609, da Soest, arm, verödet und gebrochen, unter Brandenburgs Herrschaft kam, schließen wir den geschichtlichen Theil unseres Städtebildes. Gott Lob! Die alte, ehrenreiche Stadt, deren Kaufherren wir an allen Enden der germanischen Welt begegneten, scheint langsam einer neuen Blüthe entgegenzugehen. —

Herrlich sind die Werke alter Kunst in dieser mannhaften Stadt, über deren halb geebnete Wälle die zackigen, übergrünten Giebel hoher Kirchen aufragen. Der älteste Rest der Vorzeit, welchen Soest besitzt, ist ein wohlgefügtes, rauchgeschwärztes Mauerwerk von neun Fuß Dicke, angeblich die Ruine einer „Wittekindsburg", deren wir so viele in Westfalen besitzen. Merkwürdiger sind die hervorragenden, einer späteren Zeit angehörigen Werke der Bauhütte von Soest. Das Münster des heiligen Patroklus zeigt uns den sächsisch-romanischen Styl in seiner höchsten Vollendung. Der Schrein des Heiligen selbst

befindet sich jetzt unter den Kunstschätzen Berlins. Als wahrhaft klassisches Denkmal gothischer Kunst bietet sich endlich dem Besucher der stillen Stadt die Kirche der heiligen „Maria zur Wiesen" dar, welche Johannes Schandler im Jahre 1343 vollendet haben soll. Die feinsinnigen Herausgeber des malerischen und romantischen Westfalen, Levin Schücking und Ferdinand Freiligrath, urtheilen über diesen Bau: „Wirklich prachtvoll ist namentlich der mittlere Chor mit seinen herrlichen Glasmalereien in den schmalen Fenstern von 70 Fuß Höhe. Das Ganze ist nicht groß, aber von höchster Eleganz und Schlankheit. Dieselbe tritt um so auffallender hervor, als das reiche Gliederwerk der Pfeiler, durch keine Knäufe oder Gesimse unterbrochen, zu den Gurten des Gewölbes aufsteigt." Eine neuerdings vorgenommene Restauration hat dem herrlichen zweithürmigen Baue seine ganze Schönheit wiedergegeben. —

Ein unvergeßlicher Abend steigt vor dem Verfasser dieser Aufsätze herauf, wenn er der „Wiesenkirche" von Soest gedenkt. Es war an einem Julitage 1878, als er die Filigranarbeit in Stein an diesem hehren Bauwerke zuletzt bewunderte. Schon war die Sonne von dem freien Platze um St. Marien gewichen; nur die Thurmhelme waren noch röthlich beschienen. Ein leiser Luftzug wehte durch die Bäume auf der Nordseite der Kirche, daß es klang, als wollten Lippen zu uns sprechen, welche von einem schweren Verhängnisse für immer zum Schweigen verurtheilt sind. Das galt dem Schreiber dieses als Mahnung und Befehl, sich zu vertiefen auch in die reizvollen Geschichte der alten Hauptstadt des Engernvolkes!

XIV.

Die politische und geistige Bedeutsamkeit des mittelalterlichen Straßburg.

Die Bedeutsamkeit des mittelalterlichen Straßburg ist gleich der des alten Köln eine so hohe, daß ein Verständniß des mittelalterlichen Städtelebens in Deutschland, ja, ein Verständniß der ganzen Geschichte Südwestdeutschlands ohne eine eingehendere Kenntniß der Straßburger Verhältnisse schlechterdings nicht möglich ist. Und doch wäre es nur eine einseitige, unvollständige Würdigung des hohen Einflusses gerade dieser Stadt auf die deutsche Kultur, wenn wir allein auf eine Betrachtung der politischen Bedeutung des alten Straßburg uns beschränken wollten. Auch in geistiger Beziehung hat die alte Königin des Oberrheines allen ihren Schwestern, — Basel allein vielleicht ausgenommen, — allezeit voran gestanden. Und so wollen wir denn eintreten in den „Ehrentempel" der alten Reichsstadt, für welche ja auch während ihrer beinahe zweihundertjährigen Entfremdung vom Reiche das Herz der Edelsten und Besten in unserem Volke geschlagen hat. Es ist wahrhaftig nicht umsonst geschehen, daß grade die Melodie:

„O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,"

unserem Volksgesange eine Perle — fast ohne Gleichen — geworden ist! Freilich werden wir bei unserer Betrachtung auch manch' düsteres Bild aus alter Zeit zu entrollen haben.

Wir wenden uns zunächst dem politischen, dem großen geschichtlichen Leben Straßburgs zu. Das vierte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hat begonnen. Die alte keltische Niederlassung Argentoratus, — der Name bedeutet einen Flußübergang, — war lange schon zu Grunde gegangen; — ein ächt römisches Municipium war über derselben aufgeblüht. Der Luxus und — all' die sittlichen Schäden der späteren Kaiserzeit hatten sich selbst bis hierher ausgebreitet, und um nichts besser als die Römer, — denn die taciteische Sittenreinheit der Germanen ist nur eine tendenziöse Erfindung, — schauten die Germanen von dem rechten Ufer des Rheines nach den Schätzen Argentorats hinüber. Aber noch immer mißlangen die plumpen Angriffe der Deutschen gegen die wohlberathene, wohlvertheidigte Stadt. Denn hier stand die tapfere achte Legion und bei ihr jener hoheitsvolle, sittenreine und gewaltige Mann, welcher den Thron der Cäsaren noch einmal mit den edelsten Tugenden des republikanischen Rom verherrlichte. Julian der Apostat, — er war's, der unter Straßburgs Mauern im Jahre 357 die Alemannen zurückschlug! Wir müssen hier auf jenen Bericht verweisen, welchen Ammianus Marcellinus von dieser hochberühmten Schlacht gegeben hat; Gustav Freytag, der hochverehrte, erste Besteller des Feldes, was auch wir bebauen, hat denselben in vorzüglicher Uebersetzung seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" eingereiht. Es war eine furchtbar blutige Schlacht. So oft auch die Germanen in ihrer wilden Tapferkeit anstürmten, sie wurden zurückgeschlagen; denn immer wieder von Neuem schlossen sich die fast schon durchbrochenen Reihen der Römer; endlich war vor der schildbewehrten, eisernen Schlachtordnung derselben ein so hoher Wall von Leichen aufgethürmt, daß ein fernerer Angriff unmöglich schien. Das Treffen stockte; da entschieden die batavischen Hülfsvölker die Schlacht zu Gunsten der Römer. Wieder wie in den Tagen Ariovist's wälzten sich die deutschen Heereshaufen in wilder Flucht dem Rheine zu, an dessen Ufern

sie von den Feinden eingeholt wurden oder in dessen Fluthen sie den Tod fanden. Der Heerkönig Cnodomar wurde von den Römern umringt und gefangen; mit düsterem Antlitze erschienen seine Edelinge, welche geschworen hatten, mit ihrem Gefolgsherren allezeit das gleiche Geschick zu tragen, vor dem Imperator und boten sich freiwillig den über Alles gehaßten Fesseln des römischen Volkes dar.

Erst nach 50 Jahren gelang den Deutschen die Eroberung der Stadt. Es scheint geraume Zeit gedauert zu haben, ehe Argentorat wieder emporkam; die Wirren hörten ja am Oberrheine nimmer auf! Im 6. Jahrhunderte war Straßburg indessen wieder eine volkreiche und, was von höchster Wichtigkeit war, eine bischöfliche Stadt. In den Zeiten des Ausganges der Frankenkönige vom Hause Merwigs finden wir hier zu Straßburg eine königliche Pfalz. Auch dieser Umstand förderte die Entwickelung der Stadt wesentlich. Wenn der Anwesenheit des Bischofes die ersten Anfänge einer städtischen Verfassung, die Einsetzung des Schultheißen und der Richter, die Konstituirung zünftiger Genossenschaften zu danken waren, so begründete die Gegenwart des Fürsten die Freiheit von der gräflichen Botmäßigkeit und somit die Möglichkeit einer freieren Entwickelung. Indeß erfolgte die letztere nicht ohne vielfältige Störung. Die straßburger Bischöfe waren in des Reiches Geschäften eifrig thätig; leider zogen sie hierdurch auch ihre Bürger mit in die politischen Verwickelungen hinein. So erfuhr die Stadt eine harte Belagerung von Seiten König Otto's I., weil ihr Bischof Ruthart zu den Gegnern des autokratischen Regierungssystems des großen Sachsen gehörte; so ward sie im Jahre 1002 vom Herzog Hermann von Schwaben zerstört, weil ihr Bischof Altwich nicht diesem, sondern dem heiligen Heinrich bei der Königswahl seine Stimme gegeben hatte. Nach wenigen Jahren jedoch war Straßburg wieder aufgebaut.

Der Schutz des Gemeinwesens sowie die Herrschaft über dasselbe waren in alter Zeit dem Bischofe allein übertragen

worden. Die geistlichen Herren sind in der That auch die Gründer der Größe Straßburgs gewesen. Wir erinnern nur daran, welch' großartige Bauthätigkeit Bischof Werner I., ein Graf von Habsburg, in der Stadt entfaltet hat. Der Bischof setzte den Schultheißen und die Schöffen ein; er verwaltete die Gerichtsbarkeit, er besaß den Blutbann und das Münzrecht; ihm zinsten auch die Zünfte. Freiwillig, — es ist das ein Zug der Hochherzigkeit, der selten genug anzutreffen ist, — begab sich der Staufer Otto, Bischof von Straßburg, im Jahre 1089 eines Theiles seiner Hoheitsrechte zu Gunsten der Stadt. Zwölf ehrsame und biedere Leute aus den bischöflichen Ministerialen und den Bürgern der Stadt, so bestimmte er, sollten zu Vorstehern des Gemeinwesens erwählt werden. Sie mußten schwören, daß sie des Bischofes, des Stiftes und der Stadt Ehre in jeder Beziehung mit Fleiß fördern, daß sie die Bürger, es seien hohe oder niedere, reiche oder arme, vor allem Uebel, so viel sie nur vermöchten, beschirmen und alle Dinge dem Rechte gemäß einrichten wollten. Diese Urkunde bildet recht eigentlich die Grundlage der städtischen Verfassung.

Nicht ließen die kirchlichen Kämpfe des 11. Jahrhunderts Straßburg unberührt. Als der Investiturstreit ausbrach, als die ersten Bannflüche gegen den schuldigen und unglücklichen Kaiser Heinrich IV. erschallten, wankte die Treue auch im Elsasse. Werner II. aber, Graf von Achalm und Bischof zu Straßburg, hielt in getreuem Einverständnisse mit dem Bischofe von Speyer und mit seiner Stadtgemeinde die Fahne des Kaiserthums am Rheine aufrecht. Wohl hatte damals das Sprüchwort: „Die Luft des Rheines macht frei!" seine Berechtigung und Bedeutung. Daß die Sache des Kaisers am Oberrheine nicht unterlag, daß Heinrich von hier aus immer neue Unterstützungen empfangen konnte, hatte seinen Grund zum großen Theile in jener Mannhaftigkeit, mit welcher die Männer von Speyer, mit welcher Werner und die Straßburger für Heinrich eintraten. Mag man immerhin sagen, diese Po-

litik sei die Frucht berechnender Ueberlegung gewesen, — es sei für die Städte bei keinem Andern Heil gewesen, als beim Reichsoberhaupte: so ehrt dennoch die Treue, mit welcher grade die Straßburger an solcher Politik festhielten, dieselben hoch. Die alten Bürger der Rheinstadt waren gute Ghibellinen. Mit welchem Selbstgefühle und patriotischem Stolze beschreibt nicht jener edle Bürger Ellenhard, welcher vor dem Münster wohnte, den hartnäckigen Kampf seiner Vaterstadt mit der bischöflichen Gewalt, welchen er selbst durchlebt hatte; wie freudig begrüßt nicht die Chronik Gottfrieds von Ensmingen den deutschen König Rudolf, welcher nach langer, schwerer Zeit der Erniedrigung des Reiches berufen schien, jenen „giftigen Drachen", welcher die italischen Berge überstiegen hatte und das Reich verwüstete, niederzuwerfen! Dafür ward denn Straßburg gar bald eine freie Stadt!

Den anziehendsten Theil der städtischen Geschichte aber bilden ohne Zweifel jene bürgerlichen Kämpfe um die Verfassung Straßburgs, welche dies Gemeinwesen fast zwei Jahrhunderte lang in athemloser Spannung erhielten. Die Anfänge der städtischen Einrichtungen zu Straßburg waren, wie gesagt, von den Bischöfen ausgegangen; ihr Vogt sprach Recht an Kaisers Statt in peinlichen Dingen; aus ihren Ministerialen ging ohne Zweifel der nachmalige Adel Straßburgs hervor. In ächt patriarchalischer Weise dienten die Bürger der Stadt Straßburg ihrem geistlichen Herrn und erhielten dafür von ihm eine Art zünftiger Verfassung: die Weinwirthe besorgten des Bischofs Keller, die Kürschner lieferten ihm die Osterfestgewänder, welche er an seine Diener zur festlichen Zeit zu vertheilen hatte; die Waffenschmiede und Schwertfeger hielten des Bischofs Hof in wehrhaftem Zustande. Die entschiedene Parteistellung, welche, wie wir bereits sahen, die Stadt Straßburg im Kampfe der welfischen und waiblingischen Sache auf Seiten der Staufer einnahm, verschaffte dem Gemeinwesen endlich die Unterstützung des Kaisers und die völlige Befreiung von der weltlichen Herr-

schaft des Bischofs. In pietätsvoller Weise haben in dieser Beziehung die alten Straßburger stets das Andenken des Königs Philipp von Schwaben gefeiert; er befreite die Stadt von den beengenden Fesseln der geistlichen Macht und nahm die Straßburger in seinen besonderen Schutz. Friedlich gesinnte Bischöfe, wie Heinrich von Veringen und Heinrich von Stahleck, legten der wachsenden Selbständigkeit der Stadt kein Hinderniß in den Weg, und bald konnte die Kommune von Straßburg als völlig frei und reichsunmittelbar gelten. Das Bürgerrecht zu Straßburg war in kurzer Zeit so gesucht, daß der ganze Adel des Niederelsasses, — daß sogar die mächtigen Herrengeschlechter von Geroldseck, Girbaden und Rappoltstein in die Stadt zogen und ihr den Bürgereid schwuren. Ein neuer Vortheil für das Gemeinwesen! Denn wenn das nürnberger und augsburger Patriziat zum größten Theile aus reichgewordenen Kaufherrengeschlechtern bestand, so bildeten jetzt die Patrizier von Straßburg eine Vereinigung, in welcher die Führung der Waffen ein Recht der Geburt war und die Pflicht des Lebens blieb. So galt denn Straßburg bald für die waffenfähigste Stadt des Reiches, und man muß es diesen alten, ritterbürtigen Ammeistern und Stättmeistern lassen: ihre Politik hatte nichts von jener engherzigen Krämerweisheit an sich, welche an anderen Orten sich bedenklich breit machte.

Auch hatte das junge Gemeinwesen es gar bald mit dem Schwerte zu beweisen, daß es der Freiheit würdig war und ein Recht besaß, Vorort der oberrheinischen Städte zu sein. Im Jahre 1260 ward Herr Walther von Geroldseck auf den bischöflichen Stuhl erhoben, ein Mann aus mächtigem Geschlechte, von klarem Blicke und von kühnem, ehrgeizigem Streben. So oft Herr Walther zu jenen hochragenden Burgen auf dem Wasichin emporblickte, über deren Thor der Wappenschild seines Geschlechtes erglänzte, gemahnte es ihn, daß die kecken Gesellen aus den Städten dort unten im Thale gar bald auch gegen diese Schlösser heranziehen würden. Da beschloß er wohl,

den ehernen Fuß so schnell wie möglich den stolz sich erhebenden Bürgern auf den Nacken zu setzen.

Er begann damit, daß er die Hoheitsrechte, welche die Stadt schon seit langer Zeit ausübte, einer genauen Untersuchung unterwarf. „Alles ist null und nichtig", so lautete sein Urtheil, „und, kann's nicht anders sein, so will ich mit dem Schwerte die Pergamente zerschneiden!" Bei den ausländischen Königen der Zeit des Interregnums fand der thatkräftige Mann bereitwillige Unterstützung; ja, es ward ihm eine gewisses Aufsichtsrecht über sämmtliche Städte des Elsasses übertragen. Jetzt loderten die Flammen des Streites hell auf; der straßburger Stadtrath ging gegen die Bischöflichen innerhalb seiner Mauern vor; er nahm Geistliche und ritterbürtige Leute gefangen, so daß Herr Walther, um seine Sicherheit besorgt, die Stadt verließ. Von seinem Felsenschlosse Hohen-Geroldseck aus, auf welchem der Sage nach die Helden Karls des Großen schlafen, schleuderte er Bann und Interdikt gegen die Reichsstadt. Lange zog sich nun der kleine Krieg mit seinen Wechselfällen hin. Walther lagerte sich im Südwesten von Straßburg bei Lingolsheim und Eckboldsheim; er umlegte die Stadt, schloß indessen bald einen Waffenstillstand. Nach Ablauf desselben und nachdem eine Sühne nicht zu Stande gekommen war, erschien das bischöfliche Heer wiederum bei Geispolzheim, Kochersheim und Molsheim, während Straßburg einen entschlossenen Helfer und erfahrenen Feldherrn in der Person des Dynasten Otto von Ochsenstein erhielt. Selbstverständlich traten sämmtliche Städte des Elsasses im Gegensatze zum Adel auf die Seite von Straßburg. Es war für das Land eine unruhvolle Zeit. In Kolmar z. B. blühte damals das berühmte Geschlecht der Rösselmann auf, welches ächt demagogisch, aber mit äußerster Klugheit die Bürgerschaft gegen Adel und Geistlichkeit zu entflammen, dabei aber selbst eine Art von Tyrannis zu gewinnen wußte. Zwar ward der Schultheiß, Herr Johann Rösselmann, zur Abwechselung einmal von der

bischöflichen Partei vertrieben, allein „in einem Weinfasse versteckt, wurde er Nachts in die Stadt zurück gebracht und öffnete dann seinen Helfern das Thor.“ —

'S war just ein gutes Weinjahr, das Jahr 1261! Aber die Straßburger hatten nichts von dem Segen der Trauben; denn der Bischof mit seinen Rittern hielt dicht vor Straßburgs Thoren und versperrte alle Zugänge zur Stadt. Mit Unmuth und Aerger sahen's die straßburger Herren, wie der Wein in ihrem Keller versiegte, der Bischof draußen aber den edlen Trank in Hülle und Fülle hatte. Nicht ohne guten Grund rechnete Herr Walther von Geroldseck auf den starken Durst der Straßburger. So oft dieselben einen Ausfall thaten, überließ er ihnen ein Dorf, in welchem reichlicher Vorrath von Wein sich vorfand. Hatten dann die Geister des „Heurigen“ ihr Werk gethan, so erschien der Bischof, oft schnell wie der Wind und metzelte, seinen Rittern voran, die von Wein und Schlaf Ueberwältigten nieder. Das Landvolk war mit dem Kriege gar wenig zufrieden; dasselbe murrte, daß es die edle Gottesgabe nicht nach Straßburg bringen und von den Kaufherren daselbst blankes, vollwichtiges Geld für dieselbe empfangen konnte. Auch zu Straßburg aber erschien dann und wann ein Parteigänger des Bischofs und stellte den niederen Bürgern vor, welche Vortheile die bischöfliche Herrschaft ihnen bislang gebracht hätte und in Zukunft noch bringen werde. Umsonst; — die edlen Bürger, die Führer der Bürgerschaft, hielten scharfe Wacht und verstanden die Kunst, die Zünfte durch die Aussicht auf längst gewünschte, verlockende Freiheiten sich getreu zu erhalten.

Nach vielen Plänkeleien kam's am 8. März 1262 zu der entscheidenden Schlacht von Ober-Hausbergen. Die Straßburger waren nämlich unter der Führung ihrer Steinmetz-Zunft gegen den festen Thurm von Mundolsheim ausgezogen, welcher die Straße nach Hagenau und Zabern beherrschte und von ihren Feinden besetzt war. Der Bischof Walther, scharf um

sich spähend, glaubte, während dieser Zeit einen Handstreich auf die Stadt wagen zu können; von Dorf zu Dorf läuteten die Sturmglocken, um seine Vasallen aufzubieten; mit ihnen stand der Bischof bereits bei Dachstein; doch stellte sich noch zu rechter Zeit Herr Reinbold Liebenzeller, Ritter, ihm mit den Straßburgern entgegen. Der Kampf ward sehr heiß; immer heftiger und heftiger drängte die Streitmacht der Bischöflichen auf die wenig zahlreichen Truppen des straßburger Patriziates ein. Da erschien im Augenblicke der höchsten Gefahr der Ritter Klaus Zorn mit den städtischen Armbrustschützen und dem Fußvolke. Hocherfreut rief der weißbärtige Liebenzeller seinem bewährten Kampfgenossen zu: „Seid mir um Gott willkommen, Freund; so gerne sah ich Euch noch nie!“ Von Neuem ging's vorwärts, dem andringenden Feinde entgegen. Herr Marx von Eckwersheim, ein jugendlicher Ritter und Bürger zu Straßburg, dessen Schild zwei blutige, abgehauene Arme auf schwarz-weißem Felde zeigte, eröffnete auf muthigem Renner den Angriff; aber der Bischof, welcher drüben in der ersten Reihe seiner Krieger hielt, war auch ein tüchtiger Kämpe, und wenngleich ihm schon zwei Rosse unter dem Leibe erstochen waren: noch immer schwang er die wuchtige Streitaxt und schmetterte gar manches seiner Beichtkinder zu Boden. Erst als der Ritter von Liebenzell das Fußvolk von Straßburg den Bischöflichen in den Rücken geführt hatte, — erst als die Knechte die Pferde der Ritter erstachen und auf diese Weise die Schwergepanzerten zu Falle brachten, war der Kampf entschieden. Bischof Walther von Hohen-Geroldseck mußte die Flucht ergreifen und ließ unter den siebenzig Getreuen vom ältesten elsässischen Adel, welche die Wahlstatt bedeckten, seinen Bruder und seinen Oheim zurück. Bald darauf starb der stolze, hochstrebende Mann; der Gram über den unglücklichen Ausgang des Kampfes bei Hausbergen hatte ihm das Herz gebrochen. Ihren tapferen Führern aber, dem Ritter Reinbold von Liebenzell, dem Klaus Zorn, dem Hugo Küchenmeister und

dem Heinrich von Aich errichtete die Stadt Straßburg Bildsäulen, eine Auszeichnung, welche, wenigstens während des deutschen Mittelalters, fast ohne Beispiel dasteht und welche zeigt, wie hoch die Straßburger ihren Mitbürgern den Sieg bei Hausbergen anrechneten.

Diese kriegerische Tüchtigkeit, welche einen so bedeutenden Vortheil über die bischöfliche Macht errungen hatte, pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht in der straßburger Bürgerschaft fort. Die alten Chroniken, vor Allem der wappengeschmückte „Bernhard Herzog", erzählen's im Einzelnen, wie die städtischen Völker, fast immer klug und glücklich geleitet, die Burgen Berbelstein und Sultz, Staufenburg und Drachenstein, Herlißheim und Rothenburg brachen, — sämmtlich Schlösser des den Bürgern feindlich gesinnten Adels. Eine Folge dieser steten Kriegsbereitschaft aber wurde dem Patriziate von Straßburg verhängnißvoll: die niedere Bevölkerung der Stadt lernte ihre Kräfte nur zu sehr fühlen. Früher waren die Edlen Straßburgs die Patrone der Zünfte gewesen, und dankbar hatten diese anerkannt, wie erfreulich unter der Schutzherrschaft des Adels das Handwerk gediehen war. Aus den Schützlingen aber waren im Laufe der Zeit mächtige Nebenbuhler geworden, und drohend verlangten im Jahre 1308 die Handwerker Antheil an dem Stadtregimente. Sie hatten nach den Worten der berühmten Chronik des Jakob Twinger von Königshofen, welcher den glänzendsten Ruhmeskranz für Straßburg gewunden hat, „wohl bei einander getrunken und meineten, Herr Klaus Zorn, Schultheiß, hätt' ihnen viel Ueberdruß gethan, zogen darumb gar ungestümlich auf die Stuben zum Hohensteg, wo die Herren saßen und zechten. Da liefen der Schultheiß und seine Helfer ab der Stuben gegen den Haufen; sie erschlugen ihrer 16; da flohen die Andern und ward gar Manchem die Stadt ewiglich verboten." So lange nun der Adel Straßburgs unter sich einig blieb, ward es ihm leicht, die zünftige Bürgerschaft niederzuhalten; zum Unglücke für ihn brachen indessen Streitig-

keiten in seiner Mitte aus. Zwei große und so weit ausgebreitete Adelsgeschlechter, wie wir sie sonst kaum irgendwo in Deutschland finden, die Zorn mit dem Sterne und die Mühlheim mit der Rose im Schilde, saßen zu Straßburg im Rathe und auf den Schlössern rings um die Stadt, die Zorn österreichisch, die Mühlheim bayrisch gesinnt. Lange schon war es auf den Trinkstuben, von welchen die Stube zum Mühlstein Versammlungsort der Mühlheimschen, die Stube zum Hohensteg Stelldichein des Zornschen Adels war, zu blutigen Raufereien gekommen. Der Sieg Ludwigs des Bayern schärfte die Gegensätze noch mehr, so daß dieselben endlich im Jahre 1332 zu verhängnißvollem Austrage kommen mußten. Am 20. Mai, einem seit uralter Zeit stets mit Festlichkeiten begangenen Tage, hatten sich die Geschlechter in dem Hofe der Herren von Ochsenstein in der Brandgasse nach der Väter Sitte mit einem Turniere erlustigt; ein Tanz unter freiem Himmel hatte den fröhlichen Tag beschlossen. Nachdem die Frauen sich entfernt hatten, entstand unter den Zurückgebliebenen ein Streit; die Zorn schienen sich im Voraus auf denselben vorbereitet zu haben, denn sie waren in dicken Wämmsern und mit Waffen erschienen. Der alte Schultheiß Klaus Zorn suchte durch sein Ansehen dem Ausbruche des Streites vorzubeugen; er sendete nach dem Stättmeister Johannes Sicke, und dieser gebot bei 100 Mark Strafe und zehnjähriger Verbannung Ruhe. Allein sein Ruf: „Trutze! Trutze!" verhallte ungehört in dem Gedränge: zwei junge Edelleute, Reinbold Hüffelin und Jakob von Epfich, hatten bereits die Schwerter gezogen. Die unverletzliche Person des Stättmeisters selbst wurde angegriffen; auch er mußte zum Schwerte greifen, um sich einen Weg in das Freie zu bahnen. Von dem Orte der Lustbarkeit zog sich nun der wilde Kampf über die Brücke nach dem Roßmarkte hin; hier endete der Herr von Wasselnheim sein junges, hoffnungsreiches Leben. Allgemach kam die ganze Stadt in die furchtbarste Erregung. Vor der Trinkstube zum Mühlsteine,

vor welcher einzelne ältere Ritter nichts ahnend bei einander saßen, erschien ein Zorn in blauem Gugelhut und rief: „Heraus, Ihr schäbigen Hunde; — wo seid Ihr denn?“ Das höhnende Wort entfachte auch hier den Kampf. Alle Leidenschaften waren losgelassen; der hochverdiente greise Schultheiß Zorn konnte trotz seines Ansehens nicht einmal den eigenen Sohn vom Kampfe fernhalten. „Laßt mich, Vater;“ rief der junge Ritter, „es muß so sein; Niemand kann's mehr aufhalten!“ Dann stürzte er sich mit Schwert und Schild in den tobenden Haufen. Neun Edelleute ließen in dem heißen Streite ihr Leben.

Am nächsten Morgen, als die Hitze des Kampfes und die Aufregungen des Hasses sich gelegt hatten, erschienen die 25 Zünfte, welche ihrer Zeit gewartet hatten, vor dem Rathe, besetzten die Thore, um gegen eine Verstärkung des städtischen Adels von Seiten der Geschlechter draußen gesichert zu sein, und forderten von Meister Johann Sicke der Stadt Schlüssel, Banner und Siegel. Im Besitze dieser Zeichen der obrigkeitlichen Gewalt änderte jetzt das Volk die Verfassung von Straßburg. Aus jeder Zunft trat ein Handwerker in den Rath ein, und als Haupt der Zünfte wurde ein Ammeister gewählt und den vier adligen Stättmeistern gleichgestellt. Die Trinkstuben des Adels, nicht mit Unrecht als die eigentlichen Heerde der Verwirrung angesehen, wurden abgebrochen, die unfügsamsten der Geschlechter verbannt.

Der erste Mann, welcher zu Straßburg die neue Stellung eines Ammeisters bekleidete, war Burchard Twinger, edlen Geschlechtes, aber während des Kampfes das Haupt der Bäckerzunft, als ein würdiger, vaterlandsliebender Mann auch von seinen patrizischen Gegnern geachtet. Er war auf Lebenszeit gewählt. Ihm folgte Peter Schwarber, gleichfalls ein Edelmann von demokratischer Gesinnung, ehrenwerth und unbestechlich, tapfer und besonnen, wie die Chroniken von ihm melden. Aber auch diese mittelalterlichen Volksführer mußten die Wahr-

heit erfahren, daß man nicht ungestraft die Partei und die Stellung verläßt, welcher man von Geburt aus zugewiesen ist; auch Peter Schwarber sollte bald erkennen lernen, wie gefährlich es oft wird, des Volkes Liebling zu sein.

Die Zeit war überreich an entsetzlichem, socialem Unglücke. Das große Sterben des Jahres 1348 kam auch nach Straßburg. Oft zogen Schiffe den Rhein dahin, auf welchen sich nur Leichen befanden; überall in den oberdeutschen Städten, namentlich aber in Straßburg traten, wie wir sehen werden, die Geißler auf und erhoben ihren klagenden Bußgesang auf den Straßen, auf denen die Todten oft genug noch eines christlichen Begräbnisses harrten. Denn die Seuche überfiel die Menschen wie der Blitz. Der Wahn, die Stimme des Volkes bezeichnete laut genug die Juden als die Vergifter der Brunnen und die Urheber der schrecklichen Krankheit. Das war, wie gesagt, ein Wahn; daß indessen jüdische Härte die Wucherschulden in allen Schichten des Volkes erbarmungslos eintrieb, läßt sich leider nicht in Abrede stellen. Mußten doch auch die Juden den Schutz, welchen sie bis dahin genossen hatten, dreifach bezahlen: dem Kaiser, dem Stadtrathe und dem Bischofe, und jeder dieser drei Beschützer schröpfte „des Reiches liebe und getreue Kammerknechte" nach Gutdünken, so oft sich Ebbe in seinen Kassen vorfand! Schon im Jahre 1337 hatte der berüchtigte „König Armleder", einst der Wirth einer Bauernschenke, dann das Haupt einer fanatischen religiösen Sekte, behauptet, der Judenschutz widerspräche dem Evangelium ganz unbedingt! Auf seine Mahnung vertrieb und tödtete man die Juden in allen kleineren Städten des Elsasses. Auch zu Straßburg verlangten die durch den Wucher der Juden in ihrer Existenz bedrohten Zunftgenossen energisch Gericht und Bestrafung der vermeintlichen Blutsauger. Die Stättmeister aber und der hochsinnige Bischof Berthold von Bucheck vereinigten sich mit dem Ammeister Peter Schwarber zum Schutze der Unglücklichen, und als das Volk dennoch am 9. Februar

1349 in die Judengasse zog, um Gericht zu halten, erschien der hochverehrte Ammeister, der Tribun des Volkes, mit den Rathsherren Gose Sturm und Konrad von Winterthur an Ort und Stelle, um durch seine Autorität die erregte und empörte Menge zu beschwichtigen. Heut aber verklingt seine Stimme unbeachtet in dem Gewühle der Massen; das Einzige, was er nach vielem Unterhandeln erreicht, ist ein Aufschub des Verfahrens. Da ziehen unter ihrer Fahne mit dem Reichsadler die aufrührerischen Metzger heran, an ihrer Spitze der Ritter Klaus Zorn der Junge, welcher schon seit langer Zeit auf Rache für die Demüthigung seines Geschlechtes sinnt. Die Zunftgenossen aber wollen nichts von Gnade oder Aufschub für die Juden wissen; einer der frechsten unter ihnen tritt an den Ammeister heran und spricht: „Gieb Geld und Geschenk heraus, mit welchen die Juden Euch Meister bestochen haben und lege Dein Amt nieder!“ Da zuckt es wohl, tiefschmerzlich und verächtlich zu gleicher Zeit, über das Gesicht Peter Schwarbers hin; aber bereitwillig giebt er das Zeichen seiner Würde denen zurück, welche es ihm einst unter Jubelrufen verliehen haben. Der Ritter Zorn aber treibt die Zunftgenossen an, ihr Gericht zu halten, und bald flammen die Scheiterhaufen für die Juden auf. Erbarmungslos wurden ihre Frauen und Töchter aus den Ringmauern der Stadt auf's freie Land ausgetrieben, wo der Tod oder noch Schlimmerers ihrer harrte. „Was man den Juden schuldig war, das ward nun Alles wett“, sagt aufrichtig genug die Chronik Jakob Twingers von Königshofen.

Der edle Ammeister Peter Schwarber sah sein Stammhaus in Flammen aufgehen; sein Vermögen wurde von den Zünften eingezogen. Er war der Letzte seines Geschlechtes und ging mit seiner Tochter in die Verbannung. Dort ist er verschollen. Einen schönen Zug von ihm aber hat die Geschichte uns noch aufbewahrt. Als Karl dem Lützelburger von der Stadt Straßburg gehuldigt wurde, bat Peter Schwarber um

Aufhebung des päpstlichen Bannes. „Dieselbe wird erfolgen", so lautete die Antwort des päpstlichen Legaten, „sobald Ihr dem Andenken des todten Erzketzers fluchet!" Da wandte sich Peter Schwarber in tiefer Entrüstung ab. „Lieber in Acht und Bann", so sprach er, „als den Namen des todten Herrn, mit welchem wir gekämpft und gelitten haben, verunglimpfen lassen!"

Johann Betscholdt aus der Metzgerzunft zur Blume wurde der Nachfolger Schwarbers für das laufende Jahr, kein Ritterbürtiger mehr, sondern ein Zunftgenoß. Die Verfassung der Stadt aber wurde nach dem Falle Peter Schwarbers dahin verändert, daß von nun ab der Rath aus 11 Edelleuten, 17 Altbürgern und Kaufleuten sowie 28 Handwerkern bestehen sollte. Der abgehende Rath wählte jährlich die neue Stadtbehörde; die vier Stättmeister, wechselnd im Vorsitze, wurden von dem Rathe aus allen Ständen gekürt; nur der Ammeister mußte hinfort stets ein Handwerker sein.

Auch diese Verfassung blieb nicht ohne Wandelung. Heftige Fehden mit den Edelleuten der Nachbarschaft machten es nothwendig, das Amt des Ammeisters vorübergehend auf zehn Jahre zu verlängern, denn im Jahre 1374 z. B. bekämpften sich die Rittergeschlechter Rosheim und Rebstock innerhalb der Stadt eben so blutig wie einst die Zorn und Mühlheim. Im Jahre 1479 wich ein straßburger Ritter, Herr Johannes Erbe, aus der Stadt, weil er den Bürgereid nicht leisten mochte, und that mit einem Genossen den Städtern erheblichen Abbruch, bis ihn ein Hauptmann der Stadtknechte, der Ritter „Weiß Zorn" genannt erschlug. Aber nicht allein der Trotz des Adels, auch die demagogischen Umtriebe der alten Zeit tauchten wieder auf. Schon im Jahre 1385 hatten sich drei Handwerksleute, Johann Cantzler, Philipp Hans und Walther Wasgauer, einer so unumschränkten tribunicischen Gewalt über die Zunftgenossen bemächtigt, daß sich der ganze Adel Straßburgs, die Mühlheim, Zorn, Winterthur, Nelles-

heim, Wetzel von Marsilien, Rosheim, Rebstock und Sturm, gegen sie verband und sie endlich stürzte. Um's Jahr 1420 aber erst wurde der alte Adel Straßburgs mit den angesehensten Geschlechtern aus dem Stande der Handelsherren vereinigt, und im Jahre 1482 erhielt die Verfassung der Stadt durch den sogenannten „Schwörbrief" ihren Abschluß. Hier haben wir einen Augenblick zu verweilen.

Die Zahl der Zünfte wurde durch diesen „Brief" auf 20 herabgesetzt. Fünfzehn Schöffen aus einer jeder derselben bildeten den Rath der 300, welcher indeß nur, ebenso wie die Meister der großen straßburger Münsterbauhütte bei besonders wichtigen Fällen berufen und befragt wurde. Außer dieser Behörde gab es von jener Zeit an im alten Straßburg noch drei Körperschaften, zunächst den großen Rath, welcher aus 10 Edelleuten, 20 Zunftgenossen und dem Ammeister bestand. Der letztere war, wie erwähnt, stets ein Handwerksmann und wurde auf fünf Jahre erwählt; unter den zehn Edelleuten befanden sich auch die vier Stättmeister, welche sich alle Vierteljahre im Vorsitze ablösten. Dieser große Rath wurde alljährlich zur Hälfte neu gewählt; bei ihm ressortirten die allgemeinen richterlichen und polizeilichen Angelegenheiten. Die Kammer der Dreizehner, gebildet aus dem Ammeister, vier Edlen und acht Zunftgenossen, entschied über den Krieg und die auswärtigen Angelegenheiten. Die Kammer der Fünfzehner, fünf Edelleute, zehn Zunftgenossen, verwaltete die Finanzen und die inneren Angelegenheiten der Stadt; ihr stand auch das Censorenamt über sämmtliche Beamte der Republik zu. Die Mitglieder der beiden letzten Behörden blieben verständiger Weise lebenslänglich im Amte. Diesen Körperschaften zur Seite und außerhalb des Magistrates standen als kriminalgerichtliche Kommission die Einundzwanziger, sieben Edelleute, vierzehn Zunftgenossen.

Der neue Rath wurde hinfort an jedem ersten Donnerstage im Jahre, dem sogenannten „Kürtage", gewählt. Der nächste

Dienstag hieß der „Schwörtag", weil an ihm die Gewählten den Eid ihres Amtes, alle Bürger aber den Erkorenen den Eid der Treue zu leisten hatten. Dieser „Schwörtag" war in vollem Sinne der Festtag, die „hohe Zeit", der Republik Straßburg.

Er wurde deshalb auch mit besonderer Feierlichkeit begangen. Auf dem Münsterplatze standen die Zünfte unter ihren Bannern. Vor der Kirche selbst, grad' vor dem Mittelportale, war eine Tribüne errichtet, welche mit den Stadtbannern von Straßburg geschmückt war. Auf dem hier befindlichen Rednerplatze lag, mit den Siegeln versehen, die Verfassungsurkunde von 1482.

Jede neu erscheinende Zunft wurde mit schmetternden Fanfaren begrüßt. Waren alle Genossenschaften der Stadt erschienen, so erschallten neue Glockenschläge. Still ward's nun auf dem Platze und die Büttel der Stadt riefen zu dreien Malen:

„Ihr Herren, tretet vor und höret in Gottes Namen!" Dann folgte die Verlesung der Verfassung und der Schwur. Zuerst schworen die neuerwählten Stättmeister ihren Eid in die Hände des Ammeisters; dann leistete dieser jenen seinen Schwur. Rathsherren, Schöffen und Beamte folgten, alle mit entblößten Häuptern.

Eine gar anheimelnde und tief gemüthsvolle Sitte war's dann, daß der erste Städtemeister sich zum Volke wendete, ihm ein glückliches neues Jahr wünschte und ihm darauf den Eid vorsagte. Mit aufgehobenen Fingern sprachen nun die Männer von Straßburg: „Als der Brief stehet, der mir gelesen ist und ich wohl verstanden hab', — das will ich thun, festhalten, ohne alle Gefährde, als mir Gott helfe!" — „Wir schwören, — wir schwören!" tönte es nun hin über den weiten Platz. Darauf trat der erste Stättmeister noch einmal vor und sprach: „Glück, Heil, Segen und langes Leben wolle Gott Euch und uns Allen geben!" Hiermit war die Feierlichkeit

beendet, und es traten nun die Festesfreude, der Humor, der gute Durst, der Schwank und der Schimpf in ihr altes deutsches Recht.

Im Wesentlichen hat sich diese straßburger Stadtverfassung unverändert bis auf das Jahr der französischen Okkupation erhalten. Dieselbe war, wie wir sahen, das Ergebniß mannichfaltiger Kämpfe und wies als solches ein überwiegend republikanisches Gepräge demokratischen Styles auf. Selbst unter französischer Herrschaft fristeten noch beträchtliche Reste dieser Verfassung von 1482 ein Scheindasein, welchem erst die Revolution von 1489 ein Ende gemacht hat. —

Nicht minder bedeutsam als dies reichbewegte politische Leben Straßburgs ist ferner das in dieser Stadt zu Tage getretene, geistige Schaffen des Mittelalters, — mit einem Wort: das literarische Verdienst der ehrwürdigen alten Reichsstadt.

Wir übergehen hier den großen Meister Gottfried und seine herrliche, farbenprangende, von dem vollen Pulse der Leidenschaft durchglühte Dichtung „Tristan und Isolde", weil dieselbe, trotzdem ihr Meister aller Wahrscheinlichkeit nach zu Anfange des 13. Jahrhunderts Stadtschreiber zu Straßburg gewesen ist, doch völlig in ritterlichen Anschauungen wurzelt. Den städtischen Kreisen Straßburgs aber gehört die reiche Ausbildung der Mystik an; und sowohl die Geißelbrüder, wie nachmals Nikolaus von Basel, Johannes Tauler und der „Gottesfreund vom Oberrheine", sie allzumal stehen im eigentlichsten Sinne des Wortes inmitten der straßburger Bürgerschaft.

Beginnen wir mit den Geißelbrüdern. Sie zeigen uns, — freilich in dem gothischen Style der Zeit, — Seelenaufschwung mitten in tiefster Drangsal. Es war um's Jahr 1348. Noch krankte das Volk allenthalben an jenen furchtbaren Wunden, welche der Kampf der Bayern und Lützelburger ihm geschlagen hatte. Verheert die Aecker, verbrannt die Dörfer, die Städte weit und breit! Da schwang auch noch der

Himmel seine Geißel über das unselige und zerrissene Reich. „Der schwarze Tod!“ So erscholl wohl urplötzlich der entsetzliche Verzweiflungsruf der Landleute in einem der stillen Dörfer des Elsasses, und schon die nächste Sonne, die golden und erbarmungslos am Horizonte aufstieg, fiel auf eine Menge schrecklich entstellter Leichen, welche unbestattet auf der Gasse, in den Häusern umher lagen. Da war der Ton der Todtenglocke bald der einzige, welcher aus dem heimgesuchten Orte hervortönte, — der einzige wenigstens so lange, als noch eine Hand da war, den Glockenstrang zu ziehen. Doch auch dieser Klang hörte zuweilen auf; ganze Dörfer sind ja damals bis auf die letzte Seele ausgestorben! In den Städten aber erinnerte man sich wohl der uralten Lebensweisheit: „Laßt uns essen und trinken; denn morgen sterben auch wir!“ und suchte durch bacchantischen Jubel den Sinn zu zerstreuen, die Verzweiflung im Herzen zu betäuben. Zwar waren die Thorflügel der Stadt verschlossen; man wollte der Seuche doch nicht allzu freien Zugang gewähren; aber dieselben öffneten sich dennoch von Zeit zu Zeit, um einen Zug Menschen von erschütterndem Aussehen einzulassen, Männer und Weiber mit düsteren, abgehärmten Zügen, oft mit zerfleischtem Körper: die Geißler. Dann schlugen wohl dumpf die Glocken an; die Selbstpeinigungen begannen und der klagende Gesang ertönte:

„Christus, der ward gelabt mit Gallen:
Deß sollen wir auf die Kniee fallen!“

Von einem andern Zuge schallte im Wechsel der düstere Chorus herüber:

„Nun hebt gen Himmel Eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende,
Nun hebt gen Himmel Eure Arme,
Daß Gott sich über Euch erbarme!“

In regelmäßiger Weise von den klatschenden Schlägen der Geißeln begleitet, pflanzte sich dieser Gesang durch die Straßen fort, bis der Meister der Geißler mit den Worten:

„Steht auf durch reiner Marter Ehre
Und wahrt Euch vor der Sünden mehre!"

den Bußübungen ein Ende machte. Seit diesen Tagen der Geißler ging ein mystischer Zug durch das edelste Geistesleben der Stadt Straßburg, und wahrhaft leuchtend sind einzelne Gestalten der straßburger Geistlichkeit, des Volkes und des Adels, welche auf dem düstern Grunde dieser zerrissenen, an sich und an Gott verzweifelnden, unsäglich elenden Zeit auftauchen.

Kehren wir einmal ein in dem Kreuzgange der neuen Kirche zu Straßburg, in welcher der Dominikaner-Orden seine Heimath gefunden hat! Stille Abendstunde ist's; nur die Vögel zwitschern munter und schlüpfen durch das Maßwerk der Oeffnungen; der letzte Abendstrahl grüßt die niederen Gräber des rings von dem Mönchsgange umschlossenen Friedhofes. Unter den gewölbten Hallen herrscht die Dämmerung bereits; aber noch schreiten drei Männer in ernstem, leise geführtem Gespräche durch den Kreuzgang hin. Der Eine von ihnen ist ein hochgewachsener Jüngling in schwarzem Gewande mit scharfgeschnittenen Zügen, der Andere ein Dominikanermönch, sicherlich schon ein Fünfziger mit einem unbeschreiblich milden, wohlwollenden Antlitze, der Dritte ein Bürger in schwarzen, den Patrizier bezeichnenden Kleidern mit einem edlen, geistig hochbelebten Kopfe. „Herr Bruder Tauler", spricht jetzt der jüngere Mann, „und Ihr, Herr Rulemann Mörswin, — die Gottesfreunde hoffen auf Euch! Ich preise den Herrn, daß ich unserm Bunde so theure Seelen zuführen kann! Möget Ihr Ecksteine werden, auf denen sich das Gebäude einer edleren Kirche erbauen kann! Die ewige Güte hat mich ausersehen, Euch zu lehren, wie wir unsere Seelen aus dem Nichts dieses Lebens zur Vergottung führen sollen: ich bitte Euch, Bruder Johannes, prediget den armen Seelen diesen Weg des Heiles, diese Nachfolge des armen Lebens Christi! Und Ihr, Herr Rulemann: Gott hat Euch ein schön Vermögen und schöne

Gaben verliehen, — zeuget nun mit Wort und That, daß Ihr Gottes Freunde geworden seid!" — Die beiden älteren Männer drücken dem Jünglinge die Hand; dann treten sie aus dem Kreuzgange heraus. Da umleuchtet des Abends rosiger Schein Herrn Taulers mildes Antlitz. „Ich freue mich, daß ich diesen Tag gesehen habe!" spricht er zu Rulemann Mörswin. „Nun hoffe ich wieder für das deutsche Land und die deutsche Kirche! — Und Euch, unser verehrtes Haupt, welches uns Gott selbst gesendet hat, begleiten unsere Gebete in Eure einsame Bergesklause." — Da trennen sich die Drei. Redlich aber haben sie gearbeitet für das Wohl des Volkes und der Kirche. Johannes Tauler namentlich hat mit eindringlicher Kraft und lieblicher Freundlichkeit von der Kanzel herab einen tieferen, edleren Sinn bei seinen Zuhörern zu verbreiten gesucht. Rulemann Mörswin (Meerschwein) hat in seiner Stiftung, dem Johanniterhause auf dem grünen Wörth, den „Gottesfreunden" und ihren mystischen Lebensanschauungen ein Asyl gegründet und in seinem „Buche von den neun Felsen" die Sehnsucht des gebildeten Bürgerthums nach einer Reform der Kirche in rührender Weise ausgesprochen. Der dritte der Männer, welchen wir auf jener geweihten Stätte des alten Straßburg begegneten, der geheimnißvolle „Gottesfreund im Oberlande" aber hat von jener Zeit ab noch fast 70 Jahre mit wunderbarer Kraft die Herzen der edleren Bürger am Rhein zu fesseln und für die „Vergottung" des Menschen, für die „Weltflucht" und das beschauliche, mystisch-asketische Leben zu gewinnen gewußt. Sie alle Drei sind Vorläufer der Reformation, — gewissermaßen „Stille im Lande". Deshalb vermochte auch ihr auf sich selbst und die Freuden einer mystischen Religionsübung zurückgezogener Sinn nicht, die Verhältnisse umzugestalten. Nur Tauler hat gewußt die Herzen auf mehr denn auf Augenblicke zu rühren, und in jener werkthätigen Frömmigkeit, welche er verbreitete, hat er in Wahrheit ein Fundament für die Bauten der folgenden Zeit hinterlassen. Seiner dichterischen Verdienste gedenken wir, in-

dem wir das unvergänglich schöne, tief innige Weihnachtslied erwähnen:

„Es kommt ein Schiff, geladen
Bis an sein'n höchsten Bord!"

Welche Kindlichkeit liegt in den frommen Worten, welcher der durch das Leben so hart geprüfte Mann noch im Alter in der Freude des Weihnachtsfestes zu singen weiß!

Wir gedenken ferner des Dichters Heinrich von Laufenburg. Im Jahre 1445 zog er sich aus dem Treiben der Welt und aus der bis auf ihre Grundvesten erschütterten Kirche in jenes sturmgemiedene Haus der Johanniter auf dem grünen Wörth zu Straßburg zurück. Vielleicht ist das schönste Lied, welches uns von ihm erhalten geblieben ist, dasjenige, mit welchem er von der Welt Abschied genommen hat. Auch bei ihm glauben wir die wehmüthigen, aus der tiefsten Tiefe des Gemüthes hervorklingenden Töne des Volksliedes zu vernehmen, wenn er singt:

„Ich wollt, daß ich daheime wär'
Und aller Welt nicht diente mehr.

Daheim ist Leben ohne Tod
Und ganze Freude ohne Noth.

Da sind doch tausend Jahr als heut;
Und ist kein Jammer und kein Streit.

Wohlauf mein Herz und all mein Muth:
Sucht ihr das Gut ob allem Gut.

Es ist doch hier kein Bleiben nicht,
Ob's morgen oder heut geschicht!

Ade, Welt! Gott gesegne dich!
Ich fahr dahin gen Himmelrîch!" —

Wie wundersam! Im hohen Tone der Lebensfreuden eines

Triſtan hatte die alte ſtraßburger Poeſie begonnen und ſo tief-ſchmerzlich klang ſie aus!

Der Wirkſamkeit der Humaniſten, ſowie der Reformation in den deutſchen Städten ſind eigene Kapitel dieſes Buches gewidmet, und die Lieder der Meiſterſinger werden uns zu Augsburg entgegenklingen. Zwei literariſche Größen aber des mittelalterlichen Straßburg feſſeln uns hier noch: Sebaſtian Brand und Geiler von Keiſersberg.

Die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts waren gekommen, und die Zeit war rüſtig vorgeſchritten, im Böſen aber nicht minder als im Guten. Die unbefangenere Luſt vergangener Tage war zu wilder Ausgelaſſenheit ausgeartet; man braucht nur an die Unfläthereien des „Rohraffen", jenes bekannten Schnitzwerkes an der Orgel des Münſters, aus welchem loſe Geſellen ihre Späße mitten in die Andacht der Menge hineinriefen, zu denken, um ſofort zu empfinden, wie gänzlich und allgemein das Gefühl für Ehrbarkeit und gute Sitte entſchwunden war. Der geiſtliche Stand hatte ſich zwar die Verachtung aller Welt zugezogen; dieſe ſelbſt aber war um nichts beſſer denn er. Eine Tochter in ein Nonnenkloſter ſchicken, hieß nichts Anderes als ſie der Schande preisgeben; entlaufene Ehefrauen pflegte der Rath von Straßburg bei den ſchwarzen Mönchen ſuchen zu laſſen, in deren Mitte einſt ein Tauler gelebt hatte. Der Steinmetz verhöhnte ohne alle Scheu durch ſeinen Meißel im Skulpturenſchmucke heiliger Gebäude diejenigen, auf deren Befehl er arbeitete; der Dichter ſowohl wie der Poſſenreißer wußten kein anziehender Thema als die Gebrechen, die Verhöhnung, die Beſtrafung des Klerus.

Da trat der ſtraßburger Stadtſchreiber Sebaſtian Brand im Jahre 1494 mit ſeinem Narrenſpiegel auf und rief der Welt zu: „Gaudeamus omnes! Ad Narragoniam!" Es half nichts; ein Jeder mußte in den Narrenſpiegel ſehen und ſein Conterfei betrachten; Jedem hatte der geiſtreiche Mann die Narrenkappe zugeſchnitten und die langen Schellenohren

daran gesetzt; denn Narren sind die Zeitgenossen allzumal, Ehrnarren, Geiznarren, Putznarren, Zanknarren, Jungfernnarren, gelehrte Narren, Tanznarren, Bettelnarren, Modenarren u. s. w. Wohl sind Goldkörner in reichem Maße unter der barocken Hülle der Brand'schen Satire vorhanden; gewiß rührt sich manch' ein Mal bei dem Dichter das Herz des Vaterlandsfreundes, und ein tiefsittliches Pathos spricht aus ihm, wenn er der verbuhlten weiblichen Jugend der Bürgerschaft zuruft:

„Die Töchter tragen jetzund das,
Was früher Dirnen schädlich was,
Weit ausgeschnitt'ne Schuh' und Röck,
Daß man den Busen nicht bedeck';
Wickeln viel Hudeln in die Zöpf',
Machen groß' Hörner auf die Köpf',
Als ob sie wären wilde Stier';
Gehen daher wie reißend' Thier,
Werfen die Augen hin und her,
Lachen, gaffen all' Winkel an,
Und thuen eins um's and're traben;
Damit verführen sie die Knaben!"

Es that Noth, diesen von einer nun Gott Lob! dahingeschwundenen, schwärmerischen und durch Urkundenstudium sich nicht eben auszeichnenden Geistesrichtung so hochgefeierten „deutschen Frauen" das Wort entgegenzurufen:

„Pfui! Schand' der deutschen Nation,
Daß sie *das* frei und offen trägt,
Was die Natur verdeckt will ho'n!"

Aber überschätze man den Einfluß Sebastian Brand's nicht. Es half gar wenig, daß er mit minutiöser Treue der Welt das Spiegelbild ihrer Narrheiten wiedergab: die Straßburgerinnen und die Junker, die eleganten Fante blieben, was sie gewesen waren; es mußten *Stärkere* kommen, als der patriotische Stadtschreiber gewesen war, — *Stärkere* selbst, als sein gleichberühmter Zeitgenoß Geiler von Keisersberg!

Der Ammeister Peter Schott hatte eine Predigerstelle am

Münſter geſtiftet, welche nur mit Männern von ſittlich reinem Wandel und tüchtigen Kenntniſſen. beſetzt werden ſollte. Nicht Mönche, nur Doktoren wurden zu derſelben erhoben. Der erſte Mann, welcher für dieſe Präbende berufen wurde, war D. Johannes Geiler von Keiſersberg.

Geiler war am 16. März 1445 zu Schaffhauſen geboren worden und wurde, nachdem er früh ſeines Vaters beraubt worden war, — derſelbe ſtarb an einer Wunde, welche ein Bär ihm beigebracht hatte, — in das Haus ſeines Großvaters zu Keiſersberg im Elſaſſe aufgenommen. Zu Freiburg und Baſel hatte der Jüngling ſeine theologiſchen Studien gemacht; er bekleidete eine Profeſſur an der erſtgenannten Univerſität, als zwei Berufungen, nach Würzburg und nach Straßburg zugleich, an ihn ergingen. Er entſchied ſich für die elſäſſiſche Heimath und hat von 1478 bis 1510 zu Straßburg gewirkt, allgemein geliebt und verehrt. Er predigte dem Volke in derber, volksthümlicher Weiſe; er unterließ es nicht, wirkſame Bilder für ſeine Gedanken von Markt und Gaſſe, Haus und Hof, manchmal auch wohl aus etwas unſauberen Orten herzuholen. Sein Publikum verlangte dergleichen. Uns kann es jetzt freilich nur als eine ſehr zweifelhafte Kurioſität erſcheinen, wenn er einmal ſagt: „Woher kommt wohl der Name Biſchof? Ich halte dafür, es heißt „Beißſchaf", weil heut zu Tage die Biſchöfe ihre Schäflein, ſtatt ſie zu weiden, wie die Hunde und grimmigen Wölfe beißen", — was übrigens in dieſer Allgemeinheit keineswegs richtig war. Iſt es geſchmackvoll, wenn Dr. Geiler das Leben eines Chriſten mit den Eigenthümlichkeiten eines Haſen etwa in folgender Weiſe vergleicht: „Das Häslein läuft beſſer den Weg hinauf denn hinab; alſo ſoll auch ein Chriſtenmenſch und beſonders ein Kloſtermenſch eifriger und beſſer den Weg hinauf zu Gott als den Berg herab zu ſeinen Lüſten laufen!" — „Das Häslein hat lange Ohren: d'rum hab' du, Kloſtermenſch, auch lange Ohren, zu hören, was Gott ſpricht. Man ſoll das Häslein

braten, — so soll auch das geistliche Häslein gebraten werden im Feuer der Widerwärtigkeiten; man soll das Häslein spicken, da es ein gar mageres, dürres Thierlein ist: also muß auch das geistliche Häslein, damit es nicht verbrenne im Feuer der Leiden, gespickt werden mit dem Fette der Andacht und der Liebe!" Dergleichen Spielereien sind noch lange keine reformatorischen Thaten. Wir erkennen gern und freudig an, daß D. Geiler viel gewirkt, daß er die innigste Sehnsucht nach der Besserung der kirchlichen Dinge und der Sittlichkeit in Deutschland gehabt hat. „O seliger Bischof und Meister", so ruft er einmal aus, „wache auf, reformire deine Kirche nach dem heiligen Evangelium, den Aposteln und bewährten Kirchenlehrern! Um Gottes willen, bringe eine wahre und ernstliche Reformation!" — Noch aber hörte der Genius der Nation den Nothschrei nicht; Geiler selbst starb, ehe der Berufene auftrat. Aber er sah dessen Kommen voraus. „Weil Papst, Kaiser, König und Bischöfe nicht reformiren wollen, so wird Gott Jemand senden, der es thun muß, und die gefallene Religion wieder aufrichten!" So sprach D. Geiler kurz vor seinem Tode in prophetischer Ahnung.

Doch wir stehen bereits vor den Dämmerungen neueren Tages. Schließen wir hier unsere Bilder aus der poetisch und geistig so reichbewegten Geschichte der edlen Reichsstadt!

XV.

Aus den Tagen deutscher Bürgerherrlichkeit.

1. Die Fugger.

Gott sei Lob und Dank, jene schweren Tage der deutschen Nation, da man nur vom „beschränkten Unterthanen-Verstande" sprach, und in welchen namentlich der bureaukratisch-geschulte Beamte mit souverainer Verachtung auf den Bürger herabsah, sie sind vorüber auf immer! Das Bürgerthum von heut trägt das Leben der Nation ausnahmslos in allen Sphären! Da ist es uns eine Erinnerung wohlthuendster Art, wenn wir zurückblicken auf die Vergangenheit und in der dämmernden Ferne alter Geschichte eine noch höhere Bedeutsamkeit deutschen Bürgerthumes verborgen finden, welche einem glanzvollen Kleinode vergleichbar ist, das der staunende Blick plötzlich unter der Urväter Hausrathe entdeckt hat.

Von altdeutscher Bürgerherrlichkeit wollen wir heut erzählen.

Bei Schwabmünchen im alamannischen Lande liegt der kleine Ort Graben, die Heimath des nunmehr fürstlichen Hauses Fugger. Hier trieb einst eine Familie Fugger Landwirthschaft, wie all' die anderen Eingesessenen der Ortschaft; sie beschäftigte sich gleichzeitig mit Weben und Färben. So reich und mächtig das Haus der Fugger auch später geworden ist, — nie hat sich dasselbe seines Ursprungs geschämt, im Gegentheil, —

mit ihren Schätzen haben die Fugger die von ihren Vorfahren in drangvollen Tagen einst veräußerten Grundstücke in Graben wieder zurückgekauft.

Im Jahre 1368 zog Johannes Fugger, der Sohn eines gleichnamigen Webermeisters und der Anna Meißner aus Kirchheim, nach Augsburg; im Jahre 1376 folgte ihm sein Bruder Ulrich. Die beiden Weber arbeiteten unaufhörlich und müssen ihr Handwerk vorzüglich verstanden haben, denn bald mehrte sich ihr Vermögen. Hans Fugger heirathete Clara Widolf und ward Stammvater aller nachfolgenden Fugger. In zweiter Ehe trug er Lust und Leid zweiundzwanzig Jahre lang mit Elisabet Gevattermann, der Tochter eines Rathsherrn. Nur Endres und Jakob wuchsen von seinen Kindern heran. Im Jahre 1409 starb Hans. Er war bereits Mitglied des großen Rathes für die Weberzunft und Freischöffe des Vehmgerichts geworden. Das von ihm hinterlassene Vermögen betrug 4000 Gulden; dasselbe war also für die damalige Zeit ein ziemlich beträchtliches.

In sehr schneller Weise mehrte sich nun der Glanz und das Ansehen des Fuggerschen Hauses. Bei dem uns zugemessenen Raume ist es freilich eine Unmöglichkeit, alle, dies Geschlecht betreffende Daten und Ereignisse anzugeben; wir können nur die wichtigsten derselben hervorheben.

Der soeben erwähnte Endres Fugger erhielt bereits jenen Beinamen, welcher später ein durchaus herkömmlicher wurde: er hieß im Volksmunde nur der „reiche Fugger". Seinem Sohn Jakob wurde ferner die erste öffentliche Auszeichnung zu Theil, deren die Fugger sich zu erfreuen hatten; er erhielt 1452 einen Wappenbrief, welcher den Fuggern ein golden Reh in blauem Felde als Schildeszeichen verlieh; doch erloschen diese Fugger vom Reh schon im Jahre 1583. So ist denn Endres' Fugger jüngerer Sohn Jakob Ahnherr der heut noch blühenden Fugger.

Unter den zehn Kindern, die Herrn Jakob Fugger von

Barbara Baeßinger geschenkt worden waren, zeichneten sich besonders die drei Brüder Ulrich, Georg und Jakob aus. Sie waren's, welche mit einem deutschen Kaiser, mit Friedrich III., die ersten großen Geldoperationen abschlossen, wie sie denn auch den Habsburgern für die berühmte Zusammenkunft mit Karl dem Kühnen zu Trier prächtiges Gewand lieferten. Ulrich Fugger erhielt das zweite Familienwappen, jene blauen und goldenen Lilien, welche nachmals ein fast königlicher Glanz umgab. Wichtiger aber als solch' äußerliche Ehrenbezeugungen war's für das Geschlecht der Fugger, daß die drei Brüder einträchtigen Sinnes eine Handelsverbindung schlossen; sie führten Spezereien, Seide und Wolle nach Italien, Tyrol, Ungarn, Polen aus und von dort wieder ein. Durch die Verheirathung von Ulrichs Tochter Anna mit dem krakauer Bürger Georg Thurzo von Bethlehemfalva knüpften sich im Jahre 1497 jene Fäden noch enger, welche die Fugger mit den habsburgischen Kronländern verbanden; wir werden das augsburger Webergeschlecht, wenn wir auf dessen gewerbliche Unternehmungen zu sprechen kommen, den Bergbau in fernem Osten in wahrhaft großartiger Weise betreiben sehen.

Doch nun zu dem Charakterbilde Herrn Jakob Fuggers, auch des Reichen, welches wir in ausführlicherer Weise vor dem Leser entrollen wollen. Man hat ihm später rühmend nachgesagt, „er sei in Erhöhung seines Stammes der Vorderste gewesen und habe den Fuggerschen Namen an Ehre, Handlung und Gütern trefflich hochgebracht." Seine Geschichte wird uns dies Urtheil vollauf bestätigen.

Am 6. März 1459 geboren, wurde Jakob als jüngster Sohn für den geistlichen Stand bestimmt. Schon bekleidete er eine Domherrenstelle in dem reichsstädtischen Stifte Herrieden; da rief ihn der frühe Tod naher Verwandten aus dem Kloster; der zukünftige Prälat mußte sich bequemen, ein Kaufherr zu werden. Wir treffen ihn in dem fondaco dei Tedeschi zu Venedig an, welches wir noch genauer kennen lernen werden,

und in der Niederlage der Fugger daselbst, sodann auf weiten Reisen durch ganz Europa. Ein kühner, weiter und vielumfassender Blick vereinigte sich in ihm mit ausdauernder Arbeitskraft, um ihn zu dem zu machen, was er wurde: der reichste Kaufmann Europas.

Wohl erkannte er die Geringfügigkeit des alten Waarenhandels der Firma gegenüber anderen Unternehmungen; seine Pietät gegen die Vorfahren ließ es indessen nicht zu, daß er sich ganz von dem alten Spezerei-, Seiden- und Wollenhandel des Geschäfts zurückzog; mit viel höherem Eifer aber wendete er sich dem Bergbau in den österreichischen Landen, in Ungarn, Spanien, sowie in Mitteldeutschland zu. Unermeßliche Summen flossen dem Hause in seine Kassen, da mit der Berechtigung zur Werbung der Metalle zugleich die ihrer Ausmünzung verbunden war. Es entging Herrn Jakob Fugger ferner nicht, daß der Welthandel im Begriffe war, völlig neue Bahnen einzuschlagen; sofort errichtete auch er in jenen Plätzen, welche nun den indischen Handel beherrschten, Komptore seines Hauses. Da kam's in Wahrheit, wie Kleinschmidt, der Geschichtsschreiber dieser Handelsfürsten, sagt, „wie ein Goldregen über die Fugger und ihre Genossen."

Auf diese Weise konnte Jakob Fugger der Banquier der Könige und Kaufleute werden; Kaiser Max I. hat ihn scherzend seinen „Juden" genannt. Natürlich hing es mit der Gewährung von Darlehen an die Größesten der Erde innig zusammen, daß diese Kaufherren ein Gewicht in politischer Beziehung erlangten, welches dem von mächtigen Fürsten mindestens gleichkam. Sehen wir zu, nach welcher Richtung hin Herr Jakob Fugger dasselbe in die Wagschale warf.

Er ist zunächst, und das war hochwichtig, als in seinen letzten Lebensjahren die Reformation, Kirche und Reich in ihren Grundvesten erschütternd, hervorbrach, stets eine Stütze des Katholicismus geblieben. „Gott und Maria!" so lautete die Devise der Fugger, falls nicht ein lebensfroher Sohn des

Hauses es vorzog, dieselbe in sehr weltkindlicher Weise also zu verändern:

„Nichts Schön'res ist wohl auf der Erd'
Als eine schöne Dama und ein schönes Pferd."

Jenem frommen Spruche Herrn Jakobs ist nur ein Sohn und eine Tochter dieses Hauses nachmals ungetreu geworden. Das war Graf Ulrich, geb. 1526, welcher als päpstlicher Kämmerer in Italien selbst die in Rede stehenden Verhältnisse eingehend hatte kennen lernen, zurückgekehrt zum Calvinismus sich bekannte und, durch die Verfolgungen seiner Verwandten vertrieben, bei Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz ein Asyl fand, so daß er ungestört seinen wissenschaftlichen Neigungen und der Verbindung mit dem berühmten Buchdrucker Heinrich Stephanus leben konnte. Die ungetreue Tochter der Fugger aber war die Gräfin Anna Jakobäa, welche 1561 dem St. Katharinen-Kloster zu Augsburg entfloh, ihr geistlich Gewand, Kutte und Skapulier an die Wand hängte und auf einem Zettel die Worte daranheftete:

„Gott allein die Ehr! —
In die Kutten komm' ich nimmermehr!"

Herr Jakobus Fugger aber blieb der Lehre des Katholicismus ohne Wanken getreu; er ward darum auch Ritter vom goldenen Sporn und Pfalzgraf des Laterans. Was nun ferner die politische Stellung der Fugger anlangt, so dürfen sie sich in Wahrheit rühmen, nie habe das Haus Oesterreich und sein Interesse getreuere Diener gehabt denn sie. Im Jahre 1509 allein hat Jakob Fugger dem Kaiser Max 170 000 Dukaten zu seinen Kriegen ausgezahlt.

Da dürfen wir uns denn nicht verwundern, wenn wir diesen Fugger sehr bald in einer nahezu fürstlichen Stellung erblicken. Er erhielt pfandweise die Grafschaften Kirchberg und Weißenhorn, so wie die Herrschaften Marstetten, Pfaffenhofen, Wellenstetten, Klein-Kuffendorf, Tiefenhausen, Schmiehen und

Biberbach. Aber Jakob Fugger erwarb edleren Ruhm als den, ein reicher Mann zu sein.

Er wurde ferner der Begründer der berühmten Fugger'schen Bibliothek, welche endlich von den Agnaten des in tiefer Verschuldung gestorbenen Grafen Friedrich Fugger im Jahre 1655 an Kaiser Ferdinand III. verkauft ward. Herr Jakob blieb allezeit trotz seiner strengen Abergläubigkeit von Wissenschaft und Kunst begeistert; er war aber auch wohlthätig in hohem Maße, wie wir sogleich sehen werden. Treffend schildert ihn das alte Wort: „Er hat nicht, wie die Geizhälse pflegen, seinen Reichthum in Kisten verschlossen; er ist nicht bloß Hüter, sondern Herr desselben gewesen." Unter seiner „Regierung" erhoben sich glänzende Herrensitze auf den Schlössern der Fugger; unter ihm erstand zu Augsburg am Weinmarkte, völlig gedeckt mit Kupfer, das große Fuggerhaus. Dort in einem jetzt verödeten Hofe, dessen grasbewachsene Fläche von wundervollen Arkaden eingeschlossen wird, befinden sich noch heut als Zeugen einstiger Herrlichkeit die verblichenen, köstlichen Fresken Albrecht Altorfers, für welche Peutinger „Max I. Triumphe" als wahrhaft würdige und vaterländische Gegenstände angegeben hatte. Welch' köstlicher, nicht mit Golde aufzuwiegender Kunstwerth trat dem Gaste Jakobs entgegen, sobald der Wirth die Prunkgeräthschaften des Hauses aufsetzen ließ! In Jakobs Gärten prangten die herrlichsten Erz- und Marmorstatuen, so daß Beatus Rhenanus dieselben selbst den königlichen Gärten von Tours und Blois vorziehen konnte! Doch großartiger noch als in dem eigenen Heime wendete Herr Jakob seinen Reichthum draußen in den Kirchen und Straßen Augsburgs an!

Denn auf ihn geht die Stiftung der Fuggerkapelle zu St. Anna mit der Familiengruft zurück, deren innerer Schmuck die wunderherrlichen Formen deutscher Renaissance in ihrer edelsten Schönheit aufweist. Jakob ist endlich auch der Stifter der berühmten „Fuggerei." Wir können's uns nicht recht erklären, woher es kam; aber es ist so: der Volksmund bezeichnete

schon damals großartige, aber nicht eben reelle Geschäfte mit dem Worte „Fuggerei." Jakob Fugger gab demselben eine edlere Bedeutung. Auf der Halbinsel im St. Jakobs-Viertel legte er im Einverständnisse mit Ulrich und Georg, seinen Brüdern, die Fuggerei an, damit nicht ferner unerschwinglicher Miethszins seine armen Mitbürger bedrücke: 106 Wohnungen in 51 Häusern. Der Verwalter des Häusercomplexes sammelte für jede Wohnung einen Gulden Miethszins ein, — nicht für die Herren Fugger; die verschmähten das Geld der Armen in ächter Vornehmheit; „sondern damit die Häuser aus der aufgesammelten Summe ausgebessert werden könnten, wenn dereinst kein Fugger mehr leben würde." Andere Fugger versahen die Fuggerei mit allem Nöthigen, mit Kirche, Beneficiat-, Schul-, Holz- und Blatternhaus. Jede Verkennung der Verdienste fürstlicher oder adliger Geschlechter liegt, wie man weiß, dem Verfasser dieser Schilderungen fern. Aber wo, so fragt er, — wo ist ein Haus hohen oder niedern deutschen Adels, welches soviel gethan hätte als dieser Bürger? Hochverehrt starb er kinderlos am 30. Dezember 1525.

Verweilen wir, ehe wir zu der mannichfaltigen Thätigkeit der Fugger übergehen, noch einen Augenblick bei Raimund und Anton Fugger, den Söhnen von Jakobs Bruder Georg. Der erstere, „eine schöne lange und fast lustige Person, ein Vater aller wahrhaften Historien, ein fleißiger Nachfrager aller guten Künste, namentlich der Antiquitäten", ist es, der am 1. März 1530 ein Privilegium erhielt, „dergleichen nie ein deutscher Kaiser ausgetheilt hatte", erblichen Reichsgrafenstand und volle Landeshoheit für Person und Gut. Auch auf Antonius Fugger bezog sich die damals wirklich beispiellose Verleihung. So waren nun des Webers Nachkommen erbliche Fürsten des Reiches, den Oettingen, den Hohenlohe, ja selbst den schwäbischen Zollern gleich an Rang. Und doch ward es diesen Männern, ohne deren Beihülfe Kaiser Karl V. seinen Krieg gegen Tunis zu führen nicht vermocht hätte, schwer, in das Augsburger Pa-

triziat aufgenommen zu werden. Nicht allein ihre ausgedehnten Privilegien, sondern auch ihre Abkunft behagte manchem altbürgerlichen Geschlechte nicht. „Der Fugger Geschäfte aber gingen durch ganz Europa hin; Fürsten und Könige waren ihre Schuldner; Indien und Amerika füllten ihre Vorrathskammern mit den köstlichsten Produkten, und Karl V. konnte in Paris erklären, den ganzen königlichen Schatz vermöchte ein Leinweber von Augsburg baar zu bezahlen.“ Im Jahre 1546 betrug das Vermögen des Hauses 63 Millionen Gulden, eine damals wirklich unermeßliche Summe.

Und wie edel groß waltete Herrn Anton Fugger, nunmehr Graf zu Babenhausen, in seinem Hause, welchem er in der engelschönen Patrizierin Anna Rehlinger, seiner Gattin, die herrlichste Zierde gegeben hatte! Im Jahre 1548, bei Gelegenheit des Reichstages, war Graf Volrad von Waldeck sein Gast. Der Graf spricht bewundernd von den feenhaften Gärten dieses Hauptes und Fürsten aller Kaufleute, wie der große Historiker Guiccardini den Grafen Anton nennt. In den Büschen die herrlichsten Vögel der neuen Welt, — an trautem Orte die kühle, zur Ruhe einladende Grotte, von welcher aus der Blick auf Statuen von sinnberückender Schönheit fiel! An der Mauer eine Sonnenuhr, bemalt, vergoldet: entzückt ruft der niedersächsische Graf aus: „Wahrlich, ein Werk würdig des Appelles oder Zeuxis!“ Wir bemerken, eines Darlehns bedurfte der Graf Waldeck nicht! In anderen Fugger-Häusern staunte der Graf die Herrlichkeit der Kamine aus weißem Marmor an; er vermochte die Pracht der vergoldeten Decken, der herrlichen Täfelungen nicht genug zu erheben. Und doch blieb Anton Fugger ein ernster, ja oft ein unerbittlicher Mann. Seine Devise war: „Stillschweigen stehet wohl an!“ Er hat Ulrich von Hutten's Bitten um Unterstützung hart zurückgewiesen, was nicht eben unerklärlich ist, wenn man gewisse Lebensgepflogenheiten des fränkischen Edelmanns berücksichtigt. Sonst hieß Anton Fugger „die Zuflucht der Armen und der Gelehrten.“

Fleißigen Studenten verhalf er gern zum Besuche der Universität; Gelehrte übersetzten für ihn die byzantinischen Schriftsteller, um welche heut nur die höchstgebildeten Fachmänner sich zu bekümmern pflegen; den Kranken erbaute er ein „Schneidhaus" (chirurgische Klinik) und ein „sonderbares" (abgesondertes) Holzhaus für die Epileptischen. Obwohl ein Katholik, hat er im Jahre 1547 Alles versucht und darangesetzt, seiner Vaterstadt Kaiser Karls Gnade wieder zu gewinnen.

Die Hinterlassenschaft dieses Grafen Anton († 1560) betrug 6 Millionen Goldkronen. Da die weitere Geschichte des jetzt — seit 1803 — gefürsteten Hauses Fugger außerhalb des Kreises unserer Betrachtung liegt, so wollen wir uns nunmehr die Frage vorlegen, woher den Fuggern denn solch' wahrhaft staunenswerther Reichthum gekommen ist.

Wir werden in dieser Beziehung zunächst den gewaltigen Umfang in Berechnung zu ziehen haben, welchen der Handel von Augsburg sowohl wie von Nürnberg damals gewonnen hatte.

Das erste und älteste Handelsgebiet für diese kulturhistorisch so hochbedeutsamen süddeutschen Städte war die Levante; der Markt aber für die Produkte des Morgenlandes befand sich zu Venedig. Hier war gewiß schon sehr früh eine deutsche Niederlassung emporgeblüht, und in dem Jahre 1268 hatte die Republik ihr Verhältniß zu den Ausländern gesetzlich geregelt. Der berühmte Kaufhof der Deutschen in der Lagunenstadt „il Fontego (Fondaco, Fontico) dei Tedeschi" befand sich nahe der Rialto-Brücke am Canal grande; er war ein großartiges Waarenlager und Wohnhaus, ganz entgegengesetzt den von uns geschilderten hansischen Niederlassungen ohne Vogt und Vorstand und ohne eigne Jurisdiktion. Den Deutschen war für ihren Aufenthalt zu Venedig Zeit und Dauer genau vorgeschrieben; sie empfingen bei ihrer Ankunft die Schlüssel zu den 56 Kammern des Kaufhauses, welche sie vor ihrer Abreise wiederum abzuliefern hatten und zwar nicht dem eigenen Verwalter oder Hauswart, — einen solchen gab

es eben nicht, — sondern der venetianischen Obrigkeit. Allmählig wurde durch die Kunstliebe der Süddeutschen auch diese Stätte deutscher Betriebsamkeit künstlerisch ausgeschmückt. In jenem Jahre 1268 nun verordnete die Republik, daß zur Aufsicht über den Fondaco sowie zur Einziehung und Abführung der an die Republik zu zahlenden Abgaben drei venetianische Bürger unter dem Titel der „Visdomini al Fondaco dei Tedeschi" ernannt werden sollten, denen vorgeschrieben war, sich mit zwei Schreibern und einem Insassen des Kaufhauses stets daselbst aufzuhalten. So unterlag der Verkehr der Deutschen in der „Königin der Adria" also einem überaus lästigen Zwange. Nur zu gewisser Zeit stand das Haus seinen Bewohnern offen; dieselben durften nur an Venetianer verkaufen; nur bei diesen einkaufen; alle Waaren mußten ferner auf der öffentlichen Wage gewogen sein, ehe der Handel perfekt wurde. Jene Schreiber, von welchen der eine stets im Kaufhause schlief, notirten alle ankommenden und abgehenden Waaren; die Visdomini führten die Kontrole; ihnen hatten auch die Makler ihre Geschäfte anzuzeigen; ja es durfte keine Last ohne Erlaubniß dieser italienischen Vorsteher des deutschen Hauses ausgeladen werden. Freilich lag der Signoria sehr viel grad' an dem Verkehre der Deutschen. Noch war in Italien der Fluch „maledetto Tedescho!" nicht aufgekommen; im Gegentheil, die deutsche Nation war „das geliebte Herzchen" — il cuorosino, — der Republik; dennoch wagten die Deutschen keine Forderungen zu machen, da auch für sie das Verweilen zu Venedig trotz alles Zwanges noch immer höchst vortheilhaft blieb.

Ueber Venedig kamen die Waaren des Morgenlandes, ohne welche sich die Deutschen eigentlich niemals haben behelfen können. Augsburger Kaufleute finden wir hier in Menge; wir sahen Jakob Fugger, den Domherrn, hier seine Lehrzeit bestehen. Aber auch zu Lyon, woselbst die Nürnberger eine „Jakobiner-Brüderschaft" errichtet hatten, finden wir Faktoreien

der Fugger; Lukas Rem, einer der gewandtesten Kaufleute des 16. Jahrhunderts, vertrat einst eine Zeit lang hier das Haus. In Frankreich aber fand sich leicht die Gelegenheit zu glänzenden Bankgeschäften. Die Fugger hatten dem Könige Franz, als er sich um die deutsche Krone bewarb, ihre Unterstützung versagt; anderen Augsburger Kaufleuten aber schuldete im 16. Jahrhunderte das französische Königshaus oft über 700 000 Kronen.

Ein drittes Handelsgebiet bildeten die niederländischen Städte, deren wichtigste Antwerpen war. Augsburger Komptore haben sich daselbst bis in's 16. Jahrhundert gehalten, der gewaltigen Macht des holländischen Monopols zäh widerstehend. Ueberall also sehen wir Augsburger Kaufleute geschäftig, die Fugger voran, auf den hervorragendsten Handelsplätzen sich tummeln; in Antwerpen, daß wir ein Curiosum anführen, ist z. B. auch heut die Erinnerung an den reichen, von uns geschilderten Anton Fugger noch nicht vergessen; das Gebäude, welches er auf dem Walle der Steinschneider bewohnte, heißt noch heut das „Fuggershuis" und ein besonders wohlhabender Mann wird noch heut ein „rijke Fokker" genannt.

Wir haben weiter nunmehr in's Auge zu fassen, daß es keineswegs Waarengeschäfte allein waren, welche diese fürstlichen Patrizier von Augsburg trieben; der Geldhandel kam als einträglichste Erwerbsquelle hinzu. So treffen wir denn die Agenten der Fugger sehr bald auch in Spanien bei Karl V. an, dessen großartigen Unternehmungen seine Geldmittel niemals gewachsen waren. Die Fugger hatten die ursprünglich den Rittern von Calatrava gehörigen Quecksilberminen von der Krone gepachtet; sie behielten dieselben trotz des Widerspruches des Staatsrathes; — was mögen dieselben ihnen nicht an jährlichen Einkünften gebracht haben? Wo irgend eine großartige Unternehmung geplant wurde: — ja, — war es dem thatkräftigsten Fürsten bei dem derzeitigen Steuersystem überhaupt möglich, ihr näher zu treten, wenn er nicht die Hülfe dieser Geldfürsten sich gesichert hatte? Die große Elisabeth

von England hat sich, während sie ihre hochfliegenden Pläne einer Verbindung mit den Niederländern verfolgte, mehrfach durch Lord Burleigh an die Fürsten des europäischen Geldmarktes gewendet, nicht immer mit gutem Erfolge. Sir Thomas Gresham, der uns bekannte Feind der Stahlhofsbrüder, erhielt z. B. 1562 die lakonische Antwort: „Wir haben unsere Gelder anderweitig verliehen!“

Endlich kam noch die Ausbeute aus den Bergwerken hinzu. Jakob Fugger hatte sich schon im 15. Jahrhunderte der Montan-Industrie zugewendet; er bebaute die Bergwerke der Tauern bei Villach und bei Schwaz, die bei Rauris, Gastein u. s. w.; noch ragen in der Umgegend von Villach die Trümmer eines von ihm erbauten Fuggerschlosses auf; noch kennt man in Kärnthen ein Fuggerthal und einen Fuggerhof. Dann griffen die Fugger den Bergbau in Thüringen und in Schlesien an; im St. Georgenthale bei Ohrdruff dampften ihre Hochöfen, um aus dem silberhaltigen Kupfererze Thüringens die Metalle zu scheiden; später scheinen sie ganz besonders auf Messing gearbeitet zu haben. Schon 1488 gelangten sie in den Pfandbesitz der berühmten Schwazer Kupferminen in Tyrol; jener schöne Erzherzog Sigismund, von welchem es hieß, daß Alles in seinem Lande verpfändet sei, hatte ihnen dieselben für 150 000 Gulden überlassen. Nachdem mit Fuggerschem Kapitale geschürft und geschmolzen wurde, bezog das Haus aus seinen Schwazer Minen allein jährlich 200 000 Gulden. Das war gewiß eine schöne Summe; — was wollte dieselbe indessen dem Gewinne gegenüber besagen, welchen die Fugger jährlich einheimsten, nachdem sie mit den Thurzos von Bethlehemfalva die Ausbeute der ungarischen Kupferbergwerke bei Neusohl übernommen hatten? Daneben ging der Großhandel mit gewerblichen Erzeugnissen, ging manch' ein ander Geschäft seinen stillen Gang, der goldene Spuren hinterließ. König Wladislaw VI. von Ungarn wollte einmal seine schöne Gemahlin Anna mit einem gold- und perlengeschmückten Hute er-

freuen. Die Fugger hatten ihn feil; der Jagellone aber besaß des Geldes nicht genug. Was that er? Er erkaufte den Hut durch Verpfändung des vollen Kronzolles aus Siebenbürgen!

Es war also in der That manches bei den Geschäften der Fugger, was nicht unbedenklich war; indessen das feinere Gefühl für Ehre im Handel besaß die Welt damals noch nicht. Dasselbe eignet erst der Neuzeit und ist durch wesentlich moderne Vorstellungen, durch die ideale Erziehungsmethode, welche die schwere Kunst lehrt, selbstlos zu sein, hervorgerufen worden. Sie Alle, die gefeierten Patriziergeschlechter, die Imhoff selbst und die Baumgartner von Hohenschwangau, dachten in Bezug auf den Erwerb noch völlig mittelalterlich, d. h. egoistisch; von Fürsten und Edelleuten ganz zu schweigen. Denn eigentlich ist doch so etwas wie die Säkularisirung des Kirchengutes und der Verkauf einträglicher Staatsstellen ein unerhörtes Ding! Man darf demnach diese Geschäfte der Fugger nicht nach den geläuterten Anschauungen einer späteren Zeit beurtheilen, zumal die Herren so löblichen Gebrauch von den erworbenen Schätzen machten. Freilich dachten die Zeitgenossen, deren Elend von der Glückessonne dieser Geldfürsten beschienen wurde, nicht so milde wie wir, denn Geiler von Keisersberg stellte die Fugger weit unter die Juden. „Sie ziehen", so sagt der gefeierte Volksredner, „nicht allein den gar entbehrlichen Plunder an fremden Waaren, sondern auch was zum Leben nöthig, wie Korn, Fleisch, Wein, in ihr Monopolium und schrauben die Preise nach ihrer Geldgier und ihrem Geize und nähren sich mit der sauren Arbeit der Armen. Sie schädigen die ganze Gemeinde; man sollte ausziehen, sie zu vertreiben von einer Gemeinde, wie die Wölfe, die Gott und die Menschen hassen, da sie weder Gott noch Menschen fürchten; sie machen Hunger und Theurung im Lande und tödten die Armen." Wucherer hießen damals auch „Herbroter" nach einer überaus reichen Patrizierfamilie Süddeutschlands. Staunend sah's das Volk, wie die Hirschvogel zu Nürnberg den wälschen Wein wie ge-

meinen deutschen Rebensaft tranken, und es erinnert an moderne Vorfälle, wenn die Söhne von Ambrosius Höchstedter zu Augsburg im Spiel und mit feilen Schönheiten das Geld verpraßten, welches Knechte und Mägde erspart und bei dem hochgeachteten Kaufherrn auf Zins angelegt hatten. Solche Auswüchse sind bei den Fuggern nicht vorgekommen; dazu lag zuviel edle Denkensart in ihnen. Dennoch ist ihnen das Volk nie hold gewesen; sie sollen sich bewogen gesehen haben, durch Dr. Eck im Jahre 1520 auf einer Disputation zu Bologna die Berechtigung des Wuchers vertheidigen zu lassen, namentlich da die Herren Magyaren nicht übel Lust hatten, sie auf's Kürzeste zum Lande hinauszubefördern. Welch' wundersame Verwirrung der Ansichten! Früher hatte die alte Kirche den Wucher verdammt; — jetzt trat ihr Paladin offen für ihn ein! Drüben aber im protestantischen Lager hatte bereits der große Volksmann sich erhoben, der mit heiligem Ernste eintrat für das Recht der Geknechteten und auf gesetzlichem Wege die Armen gegen die Aussaugungen der Hohen und der Reichen geschützt wissen wollte. Es ist merkwürdig, Luther hat niemals hoch von dem reichsstädtischen Patriziate gedacht, obwohl der edle Bürgermeister Langenmantel von Augsburg bei Gelegenheit des dortigen Reichstages ihm die Freiheit, vielleicht sogar das Leben gerettet hatte. Allerdings erwies sich auch der größere Theil des Patriziates der neuen Lehre nicht eben zugethan.

Und doch! Um die Kulturentwickelung Deutschlands haben diese Geschlechter die größten Verdienste. Es ist allbekannt, welche Förderung von ihnen grade die Kleinkünste empfangen haben, die wir jetzt wieder so überaus schätzen lernen, wie denn unser Jahrhundert in mehr als einer Beziehung der Reformationszeit, — oft zum Erschrecken, — ähnelt. Können wir uns aber einen Dürer, einen Jamnitzer, einen Kraft, einen Veit Stoß und all' die hochbegabten Künstler dieser in wahrhaft bewundernswerthen Weise geistig und artistisch thätigen

Zeit ohne das süddeutsche Patriziat denken? Was für ein Erbe haben die Holbein hinterlassen! Nur die Verdienste des deutschen Patriziats in wissenschaftlicher Beziehung, die nicht in Aller Gedächtniß sind, werden wir eingehender erörtern. Eine jede glanzvolle Zeit hat nun einmal ihre schweren Fehler; — freuen wir uns indeß um unserer Kunst willen, daß Fuggerscher Reichthum die Stadt Augsburg einst zum Mittelpunkte deutschen Handels gemacht hat! —

Sie ist zwar schon oft wiedergegeben; aber sie ist doch gar zu bezeichnend für die Zeit und für das Leben in einem Fuggerhause, die Erzählung des Ritters Hans von Schweinichen, welcher mit seinem vagabundirenden Herrn, dem Herzoge Heinrich XI. von Liegnitz, im Jahre 1575 nach Augsburg gekommen war, — die Beschreibung von Allem dem, was er dort in einem Fuggerschen Hause, bei Herrn Marx Fugger, gesehen und gehört hat! Lassen auch wir den schlesischen Edelmann über das Haus des gelehrten, ausgezeichnet gebildeten und zu gleicher Zeit für Pferdezucht merkwürdig eingenommenen Mannes, welcher 1597 starb, uns berichten. Hans erzählt:

„Einstmals lud Herr Marx Fugger den Herrn zu Gaste. Ein dergleichen Bankett ist mir kaum vorgekommen; selbst der römische Kaiser kann nicht besser traktiren; dabei war überschwängliche Pracht. Das Mahl war in einem Saale zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als ob es auf Eis ging. Ein Kreuztisch war aufgeschlagen durch den ganzen Saal und mit lauter Kredenzen besetzt und mit schönen venetianischen Gläsern, was Alles weit über eine Tonne Goldes werth sein sollte. Ich stund dem Herrn vor dem Trank (mußte präsentiren), und der Herr Fugger gab ihm einen Willkommen, ein Schiff von dem schönsten venetianischen Glas, gar künstlich gemacht. Als ich dies vom Schanktisch nahm und über den Saal ging, glitt ich aus, fiel mitten im Saale auf den Rücken und goß mir den Wein auf den Hals. Da ich nun ein rothes,

neu damastnes Kleid anhatte, ward es mir gar zu schaden, das schöne Schiff ging aber auch in viele Stücke. Als nun wohl unter der Hand ein großes Gelächter entstund, so ward ich doch nachher berichtet, daß der Herr Fugger gesaget, er wolle lieber hundert Floren verloren haben als das Schiff. Es war aber ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. Als ich später einen Rausch bekam, stand ich fester und fiel hernach kein Mal, auch im Tanze nicht.

Der Herr Fugger führte meinen Herrn im Hause herum, welches ein so gewaltig großes Haus ist, daß der römische Kaiser auf dem Reichstage mit dem ganzen Hofe darin Raum gehabt. Auch hat der Herr Fugger den Herzog in ein Thürmlein geführt und ihm da von Ketten, Kleinodien und Edelgesteinen, auch von seltsamen Münzen und Stücken Goldes, wie Köpfe groß, einen Schatz gewiesen, von dem er selbst gesagt, er wäre über eine Million Goldes werth. Hernach schloß er einen Kasten auf; der lag bis oben voll von Dukaten und Kronen, wohl an zweihunderttausend Gulden, welche er dem Könige in Spanien durch Wechsel übermachte. Damit bewies er meinem Herrn große Ehre, dabei aber auch seine eigene Macht und sein Vermögen. Man sagt, der Herr Fugger habe soviel, daß er ein Kaiserthum bezahlen könnte, und mein Herr versah sich auch eines stattlichen Geschenkes, aber damals bekam er weiter nichts als einen guten Rausch.

Um dieselbe Zeit sagte der Herr Fugger einem Grafen (dem von Wolkenstein) seine Tochter zu und versprach, ihr neben dem Schmuck 200 000 Reichsthaler in Jahr und Tag zu geben. Das war ein Brautschatz!

In der Herberge ging viel auf, so daß der Herzog gegen 1300 Reichsthaler dem Wirthe schuldig war, der nun endlich Geld haben wollte. Der Herr schickte mich zu Herrn Fugger und ließ um 4000 Reichsthaler bitten. Er schlug aber solches ab, besonders weil er dem Könige von Spanien eine große Summe leihen müsse, und entschuldigte sich höflich. Den andern

CIRCULATING

Tag aber schickte er seinen Hofmeister zu mir, ihn bei meinem Herrn anzusagen. Da ließ er ihm 200 Kronen und einen schönen Becher von 80 Reichsthalern verehren, auch ein schönes Roß mit einer schwarzsammetnen Decke.

Da nun der Anschlag bei Herrn Fugger mit den 4000 Thalern nicht gelang, schickte der Herzog mich zu den Herren vom Rathe zu Augsburg und ließ um ein Darlehn von 4000 Reichsthalern bei ihnen anhalten. Im Rath fand ich zwölf alte, tapfere Männer, darunter zwei Grafen und drei Freiherren. Ich war zwar jung und blöde, nahm mir aber ein Herz, brachte mein Gewerbe auf's Beste vor und bat um 4000 Thaler. Darauf ließen sie mich abtreten, hielten mich in einer Wartstuben zwei Stunden auf, schickten hernach zu mir vier Rathsherren mit einer langen Rede und schlossen endlich dahin, daß sie dem Herrn 1000 Guldenthaler auf Revers auszahlen wollten lassen und auf ein Jahr ohne Interessen darleihen. Ich sollte sie folgenden Tages im Rentamte abfordern lassen; auch wollten sie ihm einen Gaul, so gut er vorhanden, verehren. Ich bedankte mich höchlich und brachte dem Herrn die gute Zeitung!"

Soweit Hans von Schweinichen. Wir fügen hinzu, daß Herzog Heinrich noch eine kleine Weile in Augsburg weiter gezecht hat. Er versetzte sein Silberzeug, rechnete dann ab, ließ den Rest „anschreiben" und gab noch ein Bankett, bei welchem auch zwei Fugger erschienen. Dann zog er weiter.

Welch' befremdend Bild für uns! Wie tief gesunken die fürstliche Macht, — wie stolz und ihrer Bildung bewußt diese gräflichen Kaufherren von Augsburg!

2. Die Welser.

Nur ein schwacher Abglanz jenes fast märchenhaften Schimmers von Glück und Glanz, Ruhm und Reichthum, welcher einst deutsche Patrizier umgab, leuchtet heut um die Koryphäen des Handelsstandes. Diese Thatsache wird sich mit

unumstößlicher Gewißheit uns auch aus der Geschichte der Welser ergeben.

Wie viele andere Geschlechter des städtischen Adels Deutschlands haben auch die Welser ihre Stammsage. „Kein Geringerer als der große Belisar", so scherzten sie wohl einst, „ist unseres Hauses Ahnherr." Nach anderer Sage sollen die Welser aus der italienischen Stadt Valesia über die Alpen gekommen sein. Ein Philipp Welser, so hieß es dann weiter, hat Karl dem Großen in den Kämpfen gegen die Langobarden gedient und hat durch königliche Gunst das Wappenzeichen der Lilie erhalten. Sein Enkel war Kaiser Otto's Feldhauptmann in der Schlacht auf dem Lechfelde; ein Oktavian Welser endlich, Rath Kaiser Konrads des Rheinfranken, ließ sich Anfangs des 11. Jahrhunderts zu Augsburg nieder.

Natürlich sind das Alles nur müßige Hirngespinnste späterer Genealogen. Verbürgt ist nur, daß ein Bartholmä Welser in den Jahren 1318 und 1330 bereits zu Augsburg Bürgermeister war; er mußte demnach einem hochangesehenen Geschlechte angehören. Aber erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts erlangte die Welserſche „Handlung" höhere Bedeutsamkeit.

Damals lebten zwei Brüder Welser, Bartholmä und Laux (Lukas) Welser, in der Lechstadt. Der erstere erwarb seine Lorbeern im Kampfe mit der Demokratie und ihrem Führer, dem Bürgermeister Ulrich Schwarz. Um Bartholmä Welser schaarten sich die Patrizier, und Welser wußte den immerhin nicht ungefährlichen Kampf so geschickt zu führen, daß der kühne Demagog am Galgen endete. Lukas Welser dagegen leitete friedlich und mit großer Umsicht in dem alten Ilsung'schen Hause „auf dem Stein" in der Judengasse ein blühendes Handelsgeschäft. Besonders füllte der überaus einträgliche Handel mit Saffran seine Kassen; sein Haus und das Imhoffsche hatten Niederlagen aller Orten, wo die Pflanze käuflich war, selbst zu Bari in Apulien. Neben den Fuggern erscheinen

auch die Welser unter den deutschen Kaufleuten zu Mailand, Lyon, Genf und Antwerpen. Schon waren viele Fürsten Schuldner auch der Welser.

Lauz Welser's Sohn Antonius gehört wiederum zu den imponirendsten Gestalten des deutschen Bürgerthums. Mit seinem Schwager gründete er das einst weltberühmte Haus „Anton Welser, Konrad Vöhlin und Gesellschaft". Kühnen Geistes richtete er den Blick sogleich, nachdem die Kunde von den Entdeckungen der Portugiesen nach Deutschland gekommen war, zu jenen neu aufgefundenen goldreichen Märchenländern hin. Seine Gesellschaft erlangte zu Lissabon im Jahre 1503 von König Emanuel dem Glücklichen zunächst das Privileg, Schiffe zu erbauen. Im Jahre 1505 endlich, am 25. März, segelten mit der Flotte des Vicekönigs Franz von Almeida auch die drei großen Schiffe der Welser'schen Gesellschaft, St. Hieronymus, St. Rafael und St. Leonhard, von Lissabon nach Indien ab. Es waren die ersten Deutschen, die das alte Land der Wunder „suchten"; König Emanuel hatte ihnen endlich auch auf vieles Bitten Empfehlungsschreiben an die „indianischen Könige" ertheilt. Wohlbehalten kehrten unsere Landsleute nach Lissabon zurück; leider aber ergaben sich in Folge der an die Krone Portugal zu entrichtenden Abgaben für den Faktor der Gesellschaft, Lukas Rem, die schwersten und langwierigsten Verdrießlichkeiten. Trotz aller Abzüge hatten die Welser von der Fahrt mindestens noch 150 pCt. Reingewinn. Es war eine große Zeit damals für den deutschen Handel, und nicht ohne Stolz vermögen mir auf dieselbe zurückzublicken. Unsere Landsleute besaßen in jenen Tagen auf Madeira eine Faktorei und auf Palma großartige Zuckerrohrpflanzungen, welche jährlich 50 000 Arrobas Ertrag lieferten, in die jedoch „der Wurm" kam. Die Roth, Patrizier von Augsburg, begehrten Pfeffer aus Indien zu holen; sie erhielten die Erlaubniß und schlossen mit König Sebastian deshalb einen Kontrakt in Höhe von 300 000 Gulden ab. Wir haben heut in der That jene

Stellung unter den Handel treibenden Völkern der Welt noch nicht zurückerobert, welche deutsche Patrizier im 16. Jahrhunderte eingenommen haben. Auch Anton Welser starb als ein „König unter den Kaufleuten" im Jahre 1521.

Antons Tochter Margaretha, völlig Meisterin des Lateinischen, gehörte mit zu jenen hohen, edelschönen Frauengestalten, welche durch den Frührothschimmer einer neuen Bildung verklärt sind und deren Gleichen ich wenigstens nicht weiß. Denn vor den großen Italienerinnen hat Margaretha, hat jene Constanze Peutinger, welche für Hutten den Lorbeerkranz des Dichters wand, haben all' diese wunderschönen „Rehingerinnen" und „Portnerinnen" der Sitten tadellose Reinheit voraus. Margaretha Welserin ward die ebenbürtige Genossin eines Konrad Peutinger. Fürwahr, — das Herz geht dem Forscher auf, wenn er auf diese alte, wohl nimmer wiederkehrende Herrlichkeit deutschen Bürgerthums zurückblickt! Ich denke nicht klein von den Frauen unserer Tage; — was aber sind sie diesen hoheitsvollen Gestalten gegenüber, die uns auf einzelnen Gemälden, namentlich auf den farbenglühenden Kirchenscheiben des 16. Jahrhunderts entgegentreten! Und Margarethens Bruder, Herr Bartholmä Welser, — ja, wie ein König waltete er in seinem herrlichen Hause! Nach dem Damenfrieden von Kambray (1529) konnte er dem Könige Franz von Frankreich zwölf Tonnen Goldes (2 Millionen Goldgulden) vorschießen; Karl V. soll von ihm die gleiche Summe empfangen haben. So außerordentlichen Erfolg hatten die indischen Unternehmungen gehabt! Glaube man indessen nicht, daß für die Welser diese Geschäfte mit Kaisern und Königen besonders nutzbringend gewesen seien; mit den Rückzahlungen war es stets ein schlimm Ding. Dazu gelangten sie durch die ausgesprochen protestantische Stellung, welche Augsburg während des schmalkaldischen Krieges einnahm, in eine sehr schiefe Stellung dem Kaiser gegenüber. Was war solchen Verlegenheiten gegenüber die Erneuerung eines Adelspatentes? Herr Bartholmä Welser, nach Robertson damals der

reichste Kaufherr Europas, starb, nachdem er schwere Zeiten gesehen hatte, im Jahre 1561 auf seinem Landsitze Amberg.

Wir haben indessen noch eine Unternehmung seines Lebens in's Auge zu fassen, und dieses Wagniß bildet seine größte That; es ist der Kolonisirungsversuch der Deutschen in Venezuela. —

„Der Wind treibt mit seinen Fittichen, durch die Llanos dahinsausend, Haufen Sandes empor und hüllt mit ihnen die baumlose Wüste ein, die sich unabsehbar ausdehnt. Tritt dann aber anstatt der Trockenheit, die Alles ausdörrt und entseelt, die Regenzeit ein, so lagert sich in unglaublicher Schnelle das schönste Pflanzengewinde über die Erde; die üppigste Vegetation überwuchert den durch viele Wasserspiegel durchtränkten Sand; ein ewiger Frühling scheint in den Hochebenen zu herrschen, während auf den schneebedeckten höchsten Bergspitzen und Vulkanen die schärfste Kälte und an den Küsten wie in den Niederungen eine unerträgliche Hitze auftritt. Das ist Venezuela, Klein-Venedig, das Land der Welser, die erste deutsche Kolonie der Geschichte in fernen Welten, und noch heute ruht der Handel hier hauptsächlich in deutschen Händen."

Mit diesen Worten beginnt Dr. Arthur Kleinschmidt ein Kapitel seines außerordentlich anziehenden Buches „über Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert". Wohl dürfte gerade dies Land „Venezuela" das besondere Interesse unserer Zeit erregen. Steht doch augenblicklich die Kolonisationsfrage in dem Vordergrunde der Interessen in Deutschland! Da mögen wir denn heut einmal an der Hand des kundigen und vortrefflich schildernden Verfassers einen Rückblick thun auf die ersten Kolonisationsversuche Deutschlands. Eine Fülle dramatisch bewegten, abenteuerlich-romantischen Lebens wird dabei vor unserm Auge erstehen.

Wir schicken einzelne geographische Bemerkungen voraus. Es ist bekannt, daß die Bodenfläche der heutigen Republik

Venezuela theils Hoch-, theils Tiefland ist. Das erstere zerfällt wiederum in die drei Systeme der von Neu-Granada nach Osten auslaufenden Cordilleren, deren höchste Erhebung das Schneegebirge von Merida ist, in das Küstengebirge von Venezuela, welches die schönsten und am vorzüglichsten kultivirten Landstriche der Republik enthält, und in das isolirte System der Sierra Parime. Die Llanos und Sabanas bilden das Tiefland, letztere ausgezeichnet durch ihre trefflichen Ackerflächen sowie durch ihre Weideplätze und übersäet von inselartig sich erhebenden Höhezügen, von Wäldern, Palmengruppen und niedrigen Plateaux. Das System der Wasserläufe und der Seenflächen ist ein geradezu vorzügliches, die Pflanzenwelt eine überaus reiche und mannichfaltige, sowohl in der Tierra caliente, — heiße Zone, — deren Vegetation die wichtigsten, technisch zu verwerthenden Gewächse und die kostbarsten Nutzhölzer hervorbringt, wie in der köstlichen, dem Gedeihen aller dem Menschen nützlichen Produkte günstigen Tierra templada, — gemäßigte Zone. In überschwenglicher Fülle liefert der Boden, dessen Schätze an Edelmetallen sich gegen früher jetzt erheblich verringert haben, Kohlen-, Salz- und Asphaltvorräthe, welche auch heut noch nicht ordnungsmäßig gehoben werden. Und welch' farbenfrische, zeugungsreiche und kräftige Fauna ist hier heimisch! Freilich brütet auch über den feuchten Flußthälern die Fieberluft; freilich wehren auch hier Musquitoschwärme dem Menschen den Genuß einer so paradiesischen Natur!

Nachdem Colombo schon 1498 das Festland von Süd-Amerika gefunden hatte, entdeckten Alonzo de Hojeda, Juan de la Cosa und Amerigo Vespucci im Jahre 1499 die ganze Küste des Landes vom Rio Essequibo bis zum Cabo de la Vela. Das Gerücht machte das neugefundene Land zu einem ächten Dorado, zu einem zweiten Kolchis und zur Heimath unermeßlicher Schätze.

Davon vernahmen auch die königlichen Kaufleute Deutsch-

lands, Herr Bartholmä und Herr Antonius, die Welser, die glänzenden Bürger der alten Augusta Vindelicorum.

Mit scharfem Auge jeden Vortheil erspähend, welcher ihrem großartig geleiteten Handelshause irgendwie zu Theil werden konnte, richteten die Welser sofort ihr Augenmerk auf das wundersam mit allen Reizen der Natur geschmückte Goldland Neu-Venedig und schlossen im Jahre 1527 durch ihre Delegirten, den Ulmer Ambrosius Dalfinger und den geschäftsgewandten Hieronymus Sayller, zu Madrid den folgenden Vertrag ab: „Die Welser verpflichten sich, vier Schiffe mit dreihundert Mann und mit Lebensmitteln auf die Zeit eines Jahres auszurüsten und zwar auf eigene Kosten, um den der Provinz St. Martha zunächst liegenden Landstrich, besonders die Küste von Cabo de la Vela bis zum Cabo de Maracapana, der Krone Spanien zu unterwerfen. Auf den Küsten und den diesen benachbarten Inseln Venezuelas sollen sie oder für sie die Ulmer Herren Dalfinger und Georg Ehinger berechtigt sein, Ansiedelungen zu gründen, doch müssen die Welser binnen zwei Jahren nach ihrem Eintreffen deren wenigstens zwei, sowie drei Festungen angelegt haben, während dieses Zeitraums für die indischen Länder fünfzig deutsche Bergleute und bis zu einem gewissen Termine 4000 Negersklaven liefern. Der König giebt dem Statthalter des Landes auf Lebenszeit 200 000, dem General-Kapitän 100 000 und dem Lieutenant jährlich 75 000 Maravedi, d. h. 754 bis herunter zu 283 Gulden. Für ewig erhalten die Welser die Würde des Oberrichters und das Recht, den Statthalter aus ihrer Mitte zu erwählen. Von dem ganzen, der Krone zufallenden Gewinne sollen sie vier Prozent beziehen. Die aus- und eingehenden Lebensmittel erhalten sie zollfrei; außerdem wird ihnen in den Magazinen zu Sevilla Platz angewiesen, ihre Vorräthe dort sechs Jahre lang lagern zu lassen. Als Eigenthum bleiben ihnen zwölf Quadratmeilen des eroberten Landes; auch dürfen sie alle Eingeborenen,

welche sich auf die erste Aufforderung nicht unterwerfen wollen, zu Sklaven machen."

So ward denn der erste Kolonisationszug von Deutschland über die Wogen des Weltmeers angetreten. Es scheint, als sei Ambrosius Dalfinger die eigentliche treibende Kraft der Argonautenwanderung gewesen. Im Jahre 1528 traf er mit seiner Mannschaft in Coro ein, und keck, ja verwegen und von gewaltiger Flugkraft des Geistes, erbaute er an Stelle dieser Niederlassung auf Felsen im Meere die Stadt Venezuela. Dann zog er gegen die Indianer am Maracaibo-See und gründete auch dort „eine Stadt". Es ist eine anziehende Gestalt durch und durch, dieser Faktor von Ulm im Dienste der Welser, aber ein Tyrann zugleich und eine jener Figuren mit düster leuchtenden Augen, entflammt von unersättlicher Gier nach Gold, welche der Leidenschaft mehr und mehr Raum über sich verstatten, bis sie dem wohlverdienten Verhängniß erliegen.

Es waren nicht sowohl kolonisatorische Expeditionen, sondern furchtbare Verheerungszüge, welche Dalfinger von Coro-Venezuela aus antrat. Im Jahre 1529 verheerte er das blühende Thal des Upari, in dem folgenden Frühjahre die Landschaft am Rio Grande da Madalena. Bereits galt er, nachdem er neue Expeditionen nach Tamalameque und nach dem Rio de Lebrija angetreten hatte, für verschollen; der „große Geist" schien den „Bluthund" den Söhnen der Sabanen entrückt und seiner Rache hingeopfert zu haben; ja, die Welser in Augsburg hatten bereits einen neuen Statthalter, ihren Faktor Hans Seißenhofer und den Locotenante Nikolaus Federmann nach Venezuela ausgesendet: da traf im Mai 1530 der Verlorengeglaubte von seinem mühevollen Zuge nach dem nimmer auffindbaren El Dorado mit dem bejammernswerthen Reste seiner Mannschaft wieder in Coro ein.

Man muß gestehen, die beiden Ulmer Stadtkinder Dalfinger und Federmann haben gute Kameradschaft gehalten auf

den Steppen am Ufer des Orinoco. Willig ordnete sich Federmann dem thatkräftigen Dalfinger unter. Nur ein Wunsch glühte in den Seelen der Beiden: das Goldland, das erträumte Paradies, zu finden. Mit einander abwechselnd, machten sie ihre furchtbar beschwerlichen Entdeckungsreisen in die noch von keinem Europäer besuchten Bergwildnisse und zu den starrenden Felseneinsamkeiten; — immer von Neuem zeigten die Indianer zu den Felsenhöhen der Cordilleren hinauf; immer wieder, so z. B. in dem nach Ambrosius Dalfinger genannten „Valle de Ambrosio" schienen ihnen Spuren des rechten Weges zur Heimath alles Glückes vorhanden; — immer wieder aber täuschten Mühen ohne Zahl die Hoffnungen der Entdecker. Nach den Schätzen der abgelegenen Felsenthäler lechzend, strengte Dalfinger seine Leute über Gebühr an; sie murrten; er wüthete mit Peitsche und Strang unter ihnen. „Immer vorwärts, — auch durch Ströme von Blut und durch unbeschreibliche Mühsal!" Das war die Losung dieser Entdecker. Im Kampfe mit den Indianern schwer verwundet, kehrte Dalfinger endlich nach Coro-Venezuela heim; hier sehen wir den kühnen Mann in tiefem Grolle gegen das Schicksal, welches ihm seinen glühenden Wunsch versagt hatte, im Jahre 1532 der Last seiner Anstrengungen erliegen.

Auch Nikolaus Federmann, welcher auf anderen Bahnen gesucht hatte, war nicht so glücklich gewesen, das erträumte Goldland zu finden. Mit dem Welserschen Faktor Rentz ging er in demselben Jahre 1532, in welchem Dalfinger starb, nach Augsburg zurück. Nachmalen ließ er auf Grund amtlicher Protokolle, der Ruhe im Vaterlande sich erfreuend, zu Hagenau seine „Indianische Historia" erscheinen. Bald indessen trieb's ihn wieder auf die beschwerliche Fahrt und auf die Pfade, das Dorado zu suchen.

Es ist am 7. Februar 1535, daß wir ihn wieder in Coro-Venezuela antreffen, aber nur als Adlatus des Statthalters Georg Hohenmuth aus Memmingen, genannt „von

Speyer". Ein kühner fränkischer Junker, Herr Philipp von Hutten, und sein Freund Franz Lebzelter von Ulm begleiteten den golddurstigen Mann. Wieder ging's dem erträumten Bilde eines Landes nach, in welchem die Felsen von Gold starren sollten, von Venezuela nach Süden zu. Bis fast zu den Ufern des Marannon drangen die Beamten der Welser vor. Wie gewöhnlich, zwang das Murren ihrer Mannschaft die kühnen Entdecker zur Rückkehr. Nach dreijährigen Kämpfen und Wanderungen kehrte Georg von Speyer im Jahre 1538 elend nach Coro zurück; 400 kräftige, zu jedem Wagniß bereite Männer hatte er einst auf den Zug mitgenommen, nur 160 von ihnen brachte er heim. Und in welchem Zustande der Leiden und des Elends! Ein ander Mal, bei einem Zuge nach Neu-Granada, welchen Federmann für sich allein im Jahre 1539 ausführte, erbeuteten die Abenteurer freilich sehr bedeutende Reichthümer, allein dieselben brachten dem ehrgeizigen Manne wenig Segen. Nikolaus Federmann ist, nachdem er mit seinen Schätzen im Jahre 1539 nach Castilien gegangen war, um sich bei Hofe die erledigte Statthalterschaft von Neu-Granada zu sichern, verschollen.

Georg von Speyer stand nun an der Spitze der deutschen Kolonisation in Süd-Amerika. Es muß ein ritterlicher und hochgemuther Mann gewesen sein, der wackre Statthalter; aber er hatte mit Widerwärtigkeiten ohne Zahl zu kämpfen. Auf der einen Seite beargwöhnte ihn die spanische Oberbehörde, die Audiencia in San Domingo; auf der andern hatten die Welser ihn im Verdachte, daß er ihre Interessen nicht genügend wahrnähme. Gekränkt von allen ihm Nahstehenden, aber geliebt von den kühnen Gemüthern, jenen Soldaten, welche er so oft auf die Entdeckungsfahrten nach dem Goldlande mit Heldenmuth durch Entbehrungen und Gefahren hindurch geführt hatte, starb Georg von Speyer im Jahre 1540 auf einem Zuge nach Bariquicemeto. Welche Mühsal ohne Gleichen und doch wie wenig Erfolg in dem vom Himmel überreich gesegneten

Lande! Trotzdem hielt Philipp von Hutten muthig aus. Er übernahm nach Georgs Tode die Oberleitung der Welser'schen Expedition, und der junge Bartholmä von Welser, welchen man aus Augsburg nach dem Orinoco gesandt hatte, damit er der deutschen Ansiedelung vorstände, dachte edel und hochherzig genug, um sich dem wackern Philipp von Hutten nicht überzuordnen, sondern sich als Locotenant ihm zur Seite zu stellen. Die beiden Männer stützten sich gegenseitig als rechte Freunde; leider aber fehlte ihren redlichen Bemühungen fast jeder Erfolg, weil der Oberrichter der Audiencia, Don Francisco Davila, ihnen von San Domingo aus. nicht die geringste Förderung zu Theil werden ließ. Endlich ging die spanische Oberbehörde so weit, daß sie ohne Rücksicht auf das Recht der Welser, ohne Rücksicht auf Huttens Amt und Leben im Jahre 1543 einen ihrer Beamten, den Krieger Don Juan de Carvajal, zum Statthalter von Venezuela ernannte.

Tragisch genug gestaltete sich jetzt das Ende der deutschen Expedition nach Venezuela, deren Anfänge so vielversprechend gewesen waren. Carvajal war ein Tyrann gemeinen Schlages; durch Hinterlist brachte er Philipp von Hutten und Bartholmä Welser den Jungen in seine Gewalt, indem er sie nach der von ihm angelegten Stadt Tokuyo lockte. Noch einmal zwar entkamen ihm die beiden Bannerträger der deutschen Kolonisation in Süd-Amerika; dennoch erlagen sie spanischer Hinterlist. Carvajal schloß bei Zabana de Quibore Frieden mit ihnen und beschwor denselben; trotzdem verfolgte er sie weiter und überfiel sie im Schlafe. Auf Carvajals Geheiß endeten ohne jeden Grund Philipp von Hutten und Bartholmä Welser mit zwei Spaniern in der Charwoche 1546 unter dem Beile. Ihre Leute waren entflohen. Es half dem Hause Welser nichts mehr, daß der neue Oberrichter der Audiencia Juan Perez de Tolosa gegen Carvajal zog und denselben, nachdem man ihn seiner Missethaten überführt hatte, viertheilen ließ. Mit Huttens Tode endete thatsächlich die deutsche Kolonisation in Süd-Amerika.

Diese blutigen Vorgänge in Venezuela hatten indessen noch ihre Nachspiele in Deutschland und Spanien. Huttens Bruder, der Fürstbischof Moritz zu Eichstädt, ruhte nicht eher, bis Karl V. eine Kommission zur Untersuchung aller in Betracht kommenden Vorfälle einsetzte. Wie dieselbe entschieden hat, ergiebt sich nicht mehr. Jedenfalls waren noch im Jahre 1550 die Welser im Besitz ihrer Rechte, denn in diesem Jahre ernannten sie den ehemaligen Lieutenant Carvajals, Don Juan de Villegas, zu ihrem Statthalter in Venezuela. Derselbe entdeckte in dem folgenden Jahre die Goldadern am Ufer des Buriaflusses und legte hier die bald wieder nach Bariquicemeto zurückgeführte Kolonie Neu-Segovia an, indessen dauerten die Streitigkeiten mit der Krone fort. Dieselben führten im Jahre 1555 zu einem Machtspruche Spaniens gegen das Augsburger Haus: Die Welser verloren das Land; — ohne das Dorado gefunden zu haben, kehrten die elenden Trümmer der Expedition nach Europa zurück. Nicht wehte ferner mehr die goldene Lilie im blauen Felde am Ufer des Orinoco: Deutschland hatte seine Rolle in Süd-Amerika ausgespielt.

Das ist das wahrhaft beklagenswerthe Ende der ersten außerordentlich verheißungsvollen deutschen Kolonisationsunternehmung in Amerika.

Eine gleich anziehende Gestalt wie Bartholmä der Vater bildet seine Tochter Veronika, eine eifrige Freundin der Kunst Sehr jung trat die ideal gestimmte Jungfrau in das St. Katharinen-Kloster zu Augsburg ein, welchem sie ein ganzes Gut, das Dorf Waltershofen, und zwei Sölden zubrachte. Anfangs Schreiberin des Stiftes, wurde sie im Jahre 1530 Priorissa. Jetzt konnte sie uneingeschränkt ihrer Neigung huldigen. Sie stiftete Holbeins berühmtes Bild „Anna und Maria mit dem Christkinde"; für sie malte der alte Meister auch „Die Basilika des Paulus", sein schönstes Bild, für sie Hans Burgkmair „Die Basilika des heiligen Kreuzes". Auch das Kunstverständniß dieser hohen Frauen deutschen Bürgerthumes ist nicht wie-

der erreicht worden, so viel wir auch der „Kunstgeschichten“ haben.

Mittlerweile hatte sich das Haus der Welser in drei Zweige, in einen augsburger, ulmer und nürnberg-österreichischen getheilt. Nur der erstere beschäftigt uns hier. Zwar ist derselbe 1797 ausgestorben, während aus den anderen Geschlechtsverzweigungen noch heute Reichsfreiherren „Welser von Welsersheim“ blühen; aber unter seinen Mitgliedern grade findet sich das Bild noch eines patrizischen Mannes, dessen Gestalt für gewisse Kreise edlen deutschen Bürgerthumes gradezu typisch genannt zu werden verdient.

Im Jahre 1558 wurde dem Reichspfennigmeister Matthäus Welser zu Augsburg ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Markus erhielt. Er studirte in Rom, woselbst besonders der hochgefeierte Meister des Lateinischen, Mark Anton Muret, ihn anzog und mit begeisterter Liebe zum klassischen Alterthum erfüllte. Im Jahre 1592 erblicken wir ihn als Rathsherrn; im Jahre 1600 ist er Stadtpfleger zu Augsburg. Er versah seine Aemter mit treuem Fleiße und mit vielem Geschicke; dennoch blieb die Wissenschaft sein höchstes Ideal. Der große Galilei erklärte ihm durch Briefe von Rom aus die Erscheinung der Sonnenflecke; Marx selbst gab die Copieen der berühmten Peutinger'schen Karte vom römischen Reiche heraus und fand nach langem Suchen in der Peutinger'schen Bibliothek auch das Original auf. Lateinisch und Deutsch erschienen von ihm bis 1620 die

„Bayrische Geschicht“, 5 Bücher,

„Chronika der freien und des H. Reichs Stadt Augsburg“, sowie die

„Antiken Inschriften Augsburgs.“

Sein höchstes Verdienst aber war die im Jahre 1594 erfolgte Einrichtung der berühmten Druckerei „ad insigne pinus“, zum „hochherrlichen Tannenzapfen“, welcher bekanntlich als „Stadtpyr“ das uralte Wahrzeichen und Wappenbild Augs-

burgs abgiebt. Markus hatte den berühmten Gelehrten David Höschel, seine Brüder Matthäus und Paulus Welser, den Scholarchen Rehlinger und viele Patrizier der hochsinnigen Stadt zu dem löblichen Zwecke um sich vereinigt, vorzügliche Ausgaben von seltenen Schriftstellern des Alterthums herauszugeben. Soweit ich weiß, hat diese Welser'sche Druckerei „ad insigne pinus“ bis 1614 bestanden; ihre Ausgaben sind mustergültig in Bezug auf typographische Eleganz und auf Korrektheit des Inhalts.

Bis 1614! Ja, — das war das Jahr der Katastrophe für die Welser! Markus starb plötzlich. Erstaunt fand man, daß er in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt hatte. Das Volk, schmähsüchtig wie immer, raunte sich allerlei seltsame Kunde zu. Da erschienen Matthäus und Paulus Welser eines Tages auf dem Rathhause und gaben an, daß das einst weltgebietende Haus eine Unterbilanz habe. Es standen 374 000 gegen 586 578 Gulden. Sie baten um ein Moratorium. Man gewährte es ihnen nicht, denn in der Stadt hatte sich das thörichte Gerücht verbreitet, die katholischen Herren Welser wollten die Reichsfreiheit der paritätischen Stadt Augsburg an den Kaiser verrathen. Da ließen Paulus und Matthäus Hab und Gut, Haus und Hof dem Rathe offen und gingen in's Elend. Ihr altes Ehrenhaus ward an einen Eisenhändler verkauft.

So tragisch schließt die Geschichte dieses patrizischen Geschlechtes. Ein schönes, herrliches Vermächtniß aber haben diese alten Kaufherren uns hinterlassen, das Bild Philippinens, der Tochter von Anton Welser, dem Bruder des mächtigen Bartholmä. Ihr Biograph*) schildert sie also: „Ausgezeichnet erzogen, war sie elastisch und schlank von Gestalt, ohne der Fülle zu sehr zu entbehren; ihr ganzes Wesen trug den Stempel reinster Jungfräulichkeit. Es lag etwas unbeschreiblich

*) Kleinschmidt, Augsburg, Nürnberg ꝛc. Kassel 1881. S. 155.

Holdes, Liebliches und bei aller Anspruchslosigkeit Edles in ihren reinen Zügen. Das oval geschnittene Gesicht wurde beseelt von dunklen Augen, den Bürgen eines tiefen innern Lebens und Empfindens, über denen sich schön geschwungene Bogen formten. Die Stirn war frei und hoch und gleich dem ganzen Antlitze von blendender Weiße, während das vollste Haar sie in dichten Wellen umfloß, einfach gescheitelt und von einem Goldhäubchen zurückgehalten. Nichts Hartes war in ihr, nichts Selbstbewußtes; weich und zart war ihr Empfinden, demuthsvoll ihr Bezeigen, auch nachdem sie Landesmutter von Tyrol geworden war."

Doch wir wollen ja nur deutsches Bürgerthum, nicht deutsche Frauen schildern! Eilen wir einem andern Gegenstande zu: auch er wird die alten Ehren deutscher Patrizier vor dem Aug' des Lesers erneuern!

XVI.

Aus den Tagen des Humanismus.

Gelehrtes und Ungelehrtes.

Eine neue Weisheit war in Italien geoffenbart worden. Die mehr und mehr sich häufenden Funde aus dem klassischen Alterthume, welchen die gelehrten, aus dem in Todeszuckungen liegenden oströmischen Reiche geflohenen Byzantiner eine beredte, oft eine begeisternde Deutung zu geben verstanden, zauberten mit der gewaltigen Macht einer Circe die verlockende Schönheit von Zeiten und Geschlechtern wieder hervor, denen anscheinend nichts so hehr und heilig gewesen sein konnte wie die sinnliche Erscheinung, nichts so verehrungswürdig wie die Religion des Fleisches. Freude verkündend stieg eine neue Sonne auf, und wieder flog die rosenfingrige Eos dem siegprangenden, fernhintreffenden Helios voran!

Man lebte damals auf hesperischer Erde in einer Art sinnlicher, auf Kunst und Wissenschaft beruhender Andacht. Nur griechisch-römische Studien schienen des Menschen würdig; sie allein verdienten den Namen der humanistischen, der guten. Aus ihnen, nur aus ihnen konnte das Glück der Menschheit hervorgehen. Das glaubte man in allen Treuen. Wie ein schwärmerischer Jüngling wohl meint, sein Heil beruhe auf der Neigung eines Herzens, so glaubten diese gereiften Männer, Künstler, Gelehrte, Priester, der uralte Traum von einer

goldenen Zeit werde sich erfüllen, wenn erst das Alterthum den Geistern wieder zu eigen geworden wäre. —

Ein Jeder, den einst die Venus von Milo entzückt und der die königliche Hoheit einer Juno Ludovisi bewundert hat, versteht diese Begeisterung. Aber es lag von vornherein eine schwere Gefahr in diesem humanistischen Enthusiasmus. Denn man überspannte die Bedeutung der Aesthetik gegenüber der Ethik; man suchte die erziehende Kraft in dem Schönen, das doch nur dann wirklich bildet, wenn es mit dem Guten und dem Wahren verbunden ist.

Deshalb trug der italienische Humanismus auch sehr oft einen antikirchlichen Charakter an sich; es galt für ein Zeichen von starkem Geiste, über das Heilige zu spotten. Selten ist ein frevelhafter Wort gesprochen worden als das des Kardinals Pietro Bembo: „Wir wissen, wie einträglich uns durch alle Jahrhunderte die Mär' von Jesus Christus gewesen ist."

Der Humanismus überstieg die Alpen, oder vielmehr, deutsche Krieger und Scholaren brachten das Kleinod, den neuen „Graal", über das Gebirge in unsere Heimath. Die Begeisterung für das Schöne, für das Bleibende im klassischen Alterthume, d. h. für seine formale Seite, sie wurde völlig auch in Deutschland getheilt. Das innere Wesen des Humanismus aber wurde diesseits der Berge ein völlig anderes als drüben, wenigstens im Allgemeinen. Man faßte das neugefundene Gut nicht etwa wie einen Schatz auf, der dem Besitzer Rausch auf Rausch gewähren sollte: nein, man wollte ihn dazu anwenden, die jämmerlichen Verhältnisse, die aller Orten zu Tage traten, zu bessern und neuzubilden. Kurz, der italienische Humanismus ist ästhetisch, der deutsche — Gerhard Gerhardson, Erasmus von Rotterdam, gehört nicht zu uns, — ist praktisch.

Das ist nun keineswegs allein das Verdienst der deutschen Humanisten, sondern wesentlich anderer Männer, welche namentlich vorher am Niederrheine gewirkt hatten, der Mystiker, der

Brüder vom gemeinsamen Leben und anderer freier, religiöser Vereine, welche den Eifer geweckt hatten, sittlich oder wissenschaftlich reformirend thätig zu sein. Mit hoher Bildung verband sich bei ihnen die Liebe zum Volke und der Trieb zum Schaffen. Vielleicht konnte so dem Volke geholfen werden! Wohl uns, daß ein solcher sittlicher Ernst im Großen und Ganzen den Lehrern der Nation damals eigen gewesen ist!

Wir vermögen hier nicht, eine Geschichte des deutschen Humanismus zu geben, noch wollen wir Allbekanntes wiederholen. Nur auf einzelnen Stätten des Vaterlandes, in einzelnen Städten des Reiches, wollen wir's sehen, was der Humanismus geleistet hat. Wir sagten vorher, der deutsche Humanismus wollte erziehen. Wie aber stand es denn nun vorher um die Schulen unserer Städte? Von der Landschule ist hier nicht die Rede; sie ist uns erst durch die Reformation geschenkt worden!

Ich habe oft die Meinung aussprechen hören, es habe im Mittelalter nur sehr selten, in den größeren und volkreicheren Städten Schulen, — entweder Parochial-, Dom-, Kloster- oder Rathsschulen, — gegeben. Das ist nicht richtig. Selbst kleinere Städte haben ihre Schule gehabt, welche unter einem Geistlichen oder irgend einem fahrenden Scholastikus stand. Sonst hätten auch gewiß nicht so viele Bürger unbedeutender Städte schreiben, ja selbst lateinisch schreiben können. Jetzt, da die Urkunden zu Tage getreten sind, finden sich auch überall die „scholastici, ludimagistri, ludirectores etc.“ Mir liegen Dr. Dürre's genaue Nachrichten über die Schulen der allerdings sehr bedeutenden Stadt Braunschweig vor. Danach gab es dort die Kloster- und Stiftsschulen zu St. Aegidien, zu St. Cyriaci und zu St. Blasii, sowie die Stadtschulen zu St. Martini und St. Katharinen; letztere waren erst im 15. Jahrhunderte vom Rathe gestiftet worden; erstere gehen dagegen bis in's 12. Jahrhundert zurück. Diese, die Klosterschulen, theilten sich in je zwei Klassen, deren untere von den

pueri subjugales, den jüngeren Schülern, deren obere von den socii secundarii eingenommen wurde, d. h. älteren Knaben, welche dem Lehrer beim Unterrichte helfen sollten. Dazu kamen die Schlafschüler (dormitoriales), welche davon ihren Namen hatten, daß sie der Reihe nach in einem in der Kirche stehenden, verschließbaren Bette schlafen und so für die Sicherheit des heiligen Ortes Sorge tragen sollten. Außerdem lagen ihnen kleinere kirchliche Handreichungen ob. Lehrgegenstände bildeten wie immer die sieben freien Künste Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, dabei etwas Schreiben, Lesen, Rechnen, der Kalender der Kirche, die Liturgik. Aber die Zucht war eine ganz und gar unzulängliche. Die gröbsten Beleidigungen der Lehrer scheinen nichts Seltenes gewesen zu sein; selbst während des Gottesdienstes mußten die Scholaren durch Backenstreiche, durch Zupfen an den Haaren u. s. w. zurecht gewiesen werden. Daß sie das Fest des Kinderbischofs (St. Nikolaus, 6. Dezember) feierten, daß dabei ein Knabe parodirend den Segen ertheilte, kann man ihnen unmöglich als Unfug anrechnen, wie Dürre thut, denn das war eine allgemeine und tief symbolische Volks- und Kirchensitte; das Schlimmste aber scheint die Unregelmäßigkeit des Schulbesuches, sowie die Rohheit des Betragens außerhalb der Schule gewesen zu sein. So stand's in einer mächtigen, großen Stadt, in einer Quartierstadt des Hansabundes; — wie mag das Schulwesen kleinerer Gemeinwesen da wohl beschaffen gewesen sein? —

Hier setzten deutsche Humanisten, deutsche Rathsherren im Verein mit ihnen ein. Wir wenden uns zu der kleinen elsässischen Stadt Schlettstadt. Hier bestand, wohl bei St. Fides, eine alte Schule, — nicht besser, nicht schlechter als die Schulen Ober-Deutschlands im Allgemeinen waren. Mit dem Jahre 1450 aber, in welchem der Westfale Ludwig Dringenberg, ein Schüler der Brüder „vom gemeinsamen Leben", zum Rektor berufen wurde, begann eine glänzende Zeit für diese bis dahin

gänzlich unbekannte Anstalt. Dringenberg verstand in hohem Maße anzuregen; er war ein berühmter Gelehrter und wußte selbst jenen Kreisen, welche bis dahin nur Sinn für das Spiel der Waffen und die Freuden der Tafel gehabt hatten, dem Adel und den reicheren Bürgern, ein Interesse für die Gegenstände wenigstens des großen, allgemeinen Wissens einzuflößen. Sein größter Schüler wurde der deutsche Humanist Jakob Wimpheling, ein Sohn des alten Schlettstadt. Wimpheling gehörte zu jenen bevorzugten Geistern, welche, in universaler Bildung das ganze Wissen einer Zeit umfassend, nicht mit einem behaglichen Gelehrtendasein zufrieden sind, sondern zugleich anregend wirken müssen und mit unermüdlicher Arbeitskraft begabt sind. Denn Wimpheling war in Wirklichkeit außerordentlich thätig. Wir sehen ihn als Polemiker mitten auf dem buntbewegten Markte jenes bis in seine Tiefen aufgeregten Jahrhunderts stehen, finden ihn als Pädagogen Lehrbücher über alle nur irgend denkbare Gegenstände schreiben, treffen ihn als Friedensphilosophen und Dichter, als Historiker, Theologen und Sittenprediger in ununterbrochener Wirksamkeit bis in sein hohes Alter an. Was ihn aber vor vielen gleich befähigten und gleich rastlos thätigen Geistern seiner Zeit auszeichnet, das ist das herzliche, innige Gefühl für sein Vaterland, sowie die ehrenhafte sittliche Gesinnung. Ganz verschieden von jenen genußsüchtigen, gegen das Christenthum völlig indifferenten Geistern, welche der Humanismus in Italien gezeitigt hatte, bekämpft Wimpheling jene sonderbare Mischung von Heidenthum und Christenthum, von moderner und klassischer Lebensanschauung und Sitte, welche allmählig die Mode des Tages und die Ethik der vornehmen Kreise geworden war, seitdem Erasmus u. A. als die Helden des Zeitalters galten. In treuem Freundschaftsbunde mit dem elsässischen Edelmann Christoph von Utenheim hat Wimpheling durch seine Thätigkeit der Reformation vorgearbeitet, ohne jedoch jemals selbst mit reformatorischen Ideen hervorzutreten. Trotz seiner friedlichen

Gesinnung berief ihn der Haß seiner Feinde zur Verantwortung für seine Lehren nach Rom. Papst Julius II. aber war edler als Wimphelings mönchische Feinde geglaubt hatten; er entließ den Greis ungekränkt in die Heimath. Aus dem Kreise der Männer, welche mit Wimpheling vereint zu Schlettstadt gewirkt haben, nennen wir noch den Historiker Jakob Spiegel, den Philologen Krato Hofmann und den berühmten Beatus Rhenanus. Es ist ein schöner Zug in dem Charakterbilde des zuletzt genannten, hochgelehrten Mannes, wenn er, der fleißige und geistvolle Erforscher des klassischen Alterthums und der Urgeschichte des deutschen Vaterlandes, in den Greisentagen die Heimath feiert und ihre zinnengekrönten Mauern, die traulichen Erker und die luftigen Galerien des väterlichen Hauses, die ernsten Thürme und die ehrwürdigen Kirchenhallen der kleinen Reichsstadt preist. Solch Heimathsgefühl war naturgemäß bei unseren kosmopolitisch denkenden Humanisten äußerst selten, und darum mochte auch die gute Reichsstadt mit Recht ihrem Sohne, — dem größten, den sie je gebar, — die Verse auf's Grab schreiben:

„Fröhlich begrüßen Dein Kommen des Himmels leuchtende Sterne,
Aber die Dich erzeugte, die Stadt, sie hüllt sich in Trauer." —

Doch suchen wir einen größeren Kreis humanistisch gebildeter Gelehrten auf, als er in dem elsässischen Städtchen sich sammeln konnte! Wir müssen uns wieder den Hauptstädten des heutigen bayrischen Franken und Schwaben zuwenden, weil grade sie das geistige Leben der Nation während dieser Epoche im eigentlichsten Sinne repräsentiren.

Ohne eine Hochschule zu besitzen, war Nürnberg während des Zeitalters der humanistischen Bestrebungen zu einer Leuchte für ganz Deutschland geworden. Das Gleiche war mit Augsburg der Fall. Es war der eminent rege wissenschaftliche Geist der höher stehenden Klassen unter den Einwohnern dieser Städte, welcher die Gelehrten Deutschlands nach den kostbar geschmückten Sitzen deutscher Kunst an Lech und Pegnitz zog. Nur ein

humaniſtiſches Dreigeſtirn aus dem Gelehrtenkreiſe der beiden Städte wollen wir dem Leſer vorführen.

Im Jahre 1471 ließ ſich der berühmte Aſtronom und Mathematiker Regiomontanus zu Nürnberg nieder. Der gelehrte Herr Johannes Müller aus Königsberg in Franken, dem ſtillen Städtchen, war, nachdem er ſeinen hochklingenden Namen angenommen hatte, bereits zu großem Ruhme gelangt; er hatte die Kunſt der Algebra vom Tode erweckt und der Trigonometrie höhere wiſſenſchaftliche Vollendung gegeben. Sehen wir, wie er ſeine Wirkſamkeit begann! Wir meinen faſt, einen modernen Gelehrten vor uns zu ſehen, der es im Drange des Mittheilungstriebes, in der Glückſeligkeit, zu neuen Reſultaten gekommen zu ſein, mit Feuereifer unternimmt, die Wiſſenſchaft zu populariſiren. Regiomontan hält öffentliche Vorträge über die Mathematik, die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, die Aſtronomie; er errichtet ein großartiges Laboratorium, in welchem unter ſeiner Leitung die allermerkwürdigſten Dinge angefertigt werden, Oktanten, Sextanten, Globen, Kompaſſe, Buſſolen, Räder- und Hebelwerke, aber auch Landkarten, Modelle zu Waſſerleitungen, Brennſpiegel und all' die Apparate, die dem Uneingeweihten ſchier ein Räthſel ſind und mancher ſkrupulöſen Seele damals noch eitel Zauberwerk dünken mochten. Sein Verdienſt war's, wenn dieſe wiſſenſchaftlichen Inſtrumente aus Nürnberg in kurzer Zeit Weltruf erlangten; wir meinen, ſelbſt die portugieſiſchen und ſpaniſchen Seefahrer ſind nach Regiomontanus'ſchen Kompaſſen gefahren. Nachhaltig hat der Meiſter beſonders auf einen Schüler gewirkt: das iſt Martin Behaim, der große Entdecker, der kühn bis zu den Mündungen des Congo vordrang und den berühmten, noch jetzt vorhandenen Globus gefertigt hat.

Regiomontanus fand der Freunde unter den Herren von Nürnberg genug; grade die Wiſſenſchaften, denen er oblag, hatten ja für Handelsherren und Kauffahrer einen hervorragend praktiſchen Werth! Deshalb blühten, von der Gunſt der reichen Patrizier gepflegt, die exacten Wiſſenſchaften zu Nürnberg

plötzlich in ungeahnter Weise auf. Herr Bernhard Walther bot dem großen Sternkundigen willig die Mittel, hier in Nürnberg die erste, völlig eingerichtete Sternwarte zu erbauen. Die glänzendste Belohnung des Mäcen war es, daß sein Schützling bald darauf Größe, Sonnen-Entfernung und Umlaufszeit der Planeten berechnete. Die mathematischen Studien waren zu Nürnberg die beliebtesten. Johann Werner, Johann Hainfogel, nicht an letzter Stelle Albrecht Dürer, — sie alle waren tüchtige Mathematiker. Wie nun die Geister sich so frisch und rüstig rührten, da freute sich Herr Bernhard Walther wohl am Meisten; er richtete dem gelehrten Freunde zugleich noch eine Druckerei ein, welche mathematische und astronomische Werke in ganz vorzüglicher Beschaffenheit, zugleich aber auch den ersten deutschen Kalender geliefert hat. Derselbe ist dem Verfasser dieser Skizzen leider noch nicht zu Gesicht gekommen.

Wir würden indessen sehr irren, wenn wir die wissenschaftliche Thätigkeit Regiomontanus uns allein auf diese praktischen Dinge beschränkt denken wollten. Er war nicht umsonst mit dem großen Kardinal Bessarion einst in Rom und Ferrara gewesen: auch die Liebe zum Studium des Griechischen, auch die historischen Wissenschaften suchte er zu verbreiten. So war es denn ein imposanter Kreis von geistig hochangeregten Männern, welcher zu Nürnberg zusammentrat; gern und freudig reichten jene Realisten, welche sich um Regiomontan geschaart hatten, den Idealisten die Hände und verbanden sich mit Männern, aus deren Mitte das Haupt eines der edelsten und liebenswürdigsten Menschen aller Zeiten hoch und achtunggebietend hervorragte.

Dieser Fürst unter Nürnbergs Gelehrten war Herr Willibald Pirkheimer, der Freund Maximilians I. Blicken wir auf den großen Patrizier von Nürnberg, so will es uns oft scheinen, als habe kaum jemals ein Mann der Nation solch ein beneidenswerthes Dasein gelebt. Er ist tapfer und trägt das Banner Nürnberg mit dem Jungfrauen-Adler, wenn auch nicht

zum Siege gegen die Eidgenossen, so doch mit hohen Ehren. Die feinste Bildung ist ihm eigen; — wie sollte es anders bei einem Schüler Reuchlins sein können? Die Gunst seines Kaisers ist ihm stets gewiß; gern sieht der „letzte Ritter" ihn bei sich zur Tafel und lauscht dem klaren, milden oder begeisterten Worte seines Rathes. Daheim die herrliche Bibliothek ist seine treueste Freundin, die auf alle Fragen, welche ihn bewegen, weisen Rath ertheilt; die edelsten Werke der Kunst schmücken sein stattliches Haus. Und welch' ein auserwählter Kreis sammelt sich nicht um den allverehrten Mann! Da ist die edle Caritas, seine hochgesinnte Schwester, Melchior Pfinzing, der vielerfahrene Propst und innigste Vertraute Kaiser Max', des Theuerdanks; — da ist vor Allen er, der edelste der Künstler, Meister Albrecht Dürer. Dann aber auch die Anderen, Benedikt Chelidonius, der lateinische Dichter aus dem Egidienkloster, der Mathematiker Venatorius; da Cochläus und Eoban Heß! Sie Alle verehren in Wilibald Pirkheimer ihren Fürsten. Selbst Dürer redet ihn etwa an wie: „Hochgelehrter, bewährt Weiser, vieler Sprach' Erfahrener, bald Verständiger aller fürgebrachten Lügen, schneller Erkenner rechter Wahrheit, ehrsamer, hochgeachteter Herr „Wilbolt Pirkamer!" Die Gelehrten in Frankreich, Italien, England suchen gern bei ihm, dem wohlwollenden und freundlichen Manne, Rath. Wie gütig aber Wilibald auch war: auch ihm wurden die letzten Tage verbittert, so daß sein Dasein schmerzlich abschloß, gleich wie das der edlen Schwester ein leidensreiches gewesen war. Der von polternden Prädikanten aufgehetzte protestantische Pöbel verfolgte den edlen Mann mit Schmähungen, weil er, ein deutscher Patriot durch und durch, in jenen revolutionären, rohen Verlauf nicht einstimmen mochte, welchen die Reformation unter der Knechte und Hetzprediger Leitung leider an gewissen Orten des Vaterlandes zu nehmen drohte. Es ist überaus merkwürdig: verbittert sind sie alle gestorben, die Größen dieser sturmerregten Zeit, die sich Gedanken machten über des deutschen

Volkes Zukunft, so auf Fürstenthronen wie auf Professorenstühlen, so auf Burgen wie in Städten. Pirkheimer hat wenigstens das Schlimmste, den Krieg zwischen den Fürsten und dem Kaiser, nicht mehr gesehen; er starb schon 1530.

Ein ebenso aristokratischer Charakter wie Pirkheimer, wissenschaftlich vielleicht aber noch bedeutender ist Konrad Peutinger, ohne Zweifel der erste Staatsmann der Republik Augsburg, ein begeisterter und begeisternder Freund der Wissenschaften. Er war's, der überall in den patrizischen Kreisen die Liebe zur Kunst und zur Wissenschaft zu wecken verstand, für welche er das feinste Verständniß in Italien selbst gewonnen hatte. Jenseits der Alpen hatte er die vertraute Freundschaft des außergewöhnlich begabten Fürsten Pico von Mirandola gewonnen; diesseits des Gebirges ward dem glänzenden Manne die treueste Freundschaft Maximilians zu Theil. Welch' Haus! So riefen die Zeitgenossen aus. Denn Peutingers Gattin, eine Welser, besaß dieselbe tiefgehende und wahrhaft vornehme Bildung wie der Gemahl. Wie Pirkheimer stand auch Konrad Peutinger in Verbindung mit den ersten Gelehrten des Auslandes. In der Kunst wirkte der große Patrizier für die „neurömische" Art, d. h. für die Renaissance. Er selbst bestimmte die Gegenstände, welche auf den herrlichen Fresken an Augsburgs öffentlichen Gebäuden dargestellt oder auf den kostbaren Holzschnitten zu Maximalian's literarischen Unternehmungen, z. B. zum „Triumphe", gebracht werden sollten. Den größesten Wurf hat sein künstlerisches Genie offenbar in jenen gewaltigen, von freistehenden, kerzentragenden Erzgestalten umgebenen Grabmal gethan, welches dem Kaiser Max in Innsbruck errichtet ward. Seine geschichtlichen Studien, sowie die „Peutingersche Karte" haben wir bereits erwähnt. Diese Vorliebe für die Historie förderte zugleich emsig die Kenntniß der Vergangenheit Augsburgs; mit den Untersuchungen Peutingers über die Geschichte der Lechstadt machte sich wißbegierig auch der kaiserliche Freund des großen Augsburger Stadtschreibers bekannt.

Hier zu Augsburg wirkte in humanistischem Sinne die berühmte Schule, d. h. das Gymnasium, zu St. Anna im alten Carmeliter-Kloster. Als Ulrich Langenmantel im Jahre 1464 fünf Stipendien für arme Schüler gestiftet hatte, wies der Rath das leerstehende Annen-Kloster zur Errichtung einer Unterrichts-Anstalt an und berief den gelehrten Nymwegener Gerhard Geldenhauer von Straßburg zum Rektorate. Berühmter noch wurde die große Lateinschule zu St. Aegidien in Nürnberg. Im Jahre 1524 traten die beiden Losunger, Hieronymus Ebner und Kaspar Nützel, sowie der Rathsschreiber Lazarus Spengler mit Melanchthon in Verbindung und baten ihn, die Einrichtung der neuen Schule zu übernehmen; am 23. Mai 1526 schon ward dieselbe von dem „Präceptor Germaniens" eröffnet. Die „Patrizierschule", oder, wie Luther sie nannte, „die feine, herrliche Schule" wurde so gut mit Lehrern versehen, wie's sonst kaum eine Universität war, Paris allein ausgenommen. Hier lehrte Joachim Camerarius, ein Polyhistor, wie Pico von Mirandola, Geschichte, Griechisch und Latein, Eoban Hessus die Poesie, Johann Schoner die Mathematik und Geographie. Dem gegenüber, was die Vergangenheit geleistet hat, vermögen wir nicht in das so oft gesungene Lob der „gründlichen Bildung des Bürgerstandes" von heute einzustimmen. Nur die Unkenntniß früherer Verhältnisse hat all' die thörichten, jetzt landesüblichen und wahrhaft bis zum Ueberdruß wiederholten Phrasen von heutiger Bildung aufbringen können. — War indessen dies buntbewegte, von dem Geräusche eines überaus lebendigen Verkehres durchhallte Nürnberg der rechte Platz für die Sammlung des Geistes? Nimmermehr! Darum verlegte der Rath im Jahre 1571 das Gymnasium nach Altorf, und Kaiser Rudolf II. erhob durch ein Privileg im Jahre 1578 diese Altorfer Schule zur Akademie. Endlich, am 3. Oktober 1622, ward die Akademie eine Universität; in den alten Räumen zu St. Aegidien war ein Gymnasium heimisch geworden. Nie soll es Deutschland vergessen,

was seine Stadtobrigkeiten für gelehrte Bildung gethan haben; nicht umsonst hatte Luther mit seiner Bitte um Einrichtung von „trefflichen" Schulen, aus denen dereinst die Regierenden hervorgehen könnten, an sie zuerst sich gewendet.

Nach all' den angeführten Dingen könnte es fast scheinen, als wäre die ganze Atmosphäre von Augsburg und Nürnberg während des Zeitalters der humanistischen Studien nur von wissenschaftlicher und künstlerischer Begeisterung gesättigt gewesen. Dem war indessen keineswegs so; — im Gegentheil, froh und lustig, jedes Genusses sich freuend, hüpfte das Blut durch die Adern dieser Geschlechter von 1450 bis 1540, ehe die Anzeichen des Religionskrieges den Himmel trübten. Was wurde nicht gesungen, wie auf dem Lande, so in den Städten! Mit Recht spricht Gervinus das schöne Wort aus: „In diesen Liedern aus Stadt und Land fühlt man den Herzschlag des deutschen Volkes; hier offenbart sich all' seine düstere Heiterkeit, all' seine närrische Vernunft; hier trommelt der deutsche Zorn; hier pfeift der deutsche Spott, hier perlt der ächte, deutsche Wein; hier küßt die deutsche Liebe, die manchmal noch köstlicher ist als ersterer." Nun, — von letzterer, meinen wir, handelt mehr das ländliche Lied, und es ist wahrhaft zum Entzücken, mit wie feinem, durchleuchtetem, herzinnigem Gefühl der Liebe Leid und Freud' in diesen Liedern geschildert ist. In den Städten dagegen ist zweierlei besonders heimisch: das Lied des Scherzens und des Trinkens.

Fangen wir bei den Trinkliedern an. Nach dem, was bereits über den „deutschen Durst" geschrieben worden ist, halten wir es für unnütz, noch nur ein Wörtlein über denselben „an sich" zu verlieren! In den norddeutschen Städten aber war die Poesie des Trinkens eben nicht zu Hause. Höchstens äußerte sie sich hier in den oft sehr derben Scherznamen, welche der ehrbare Bürger dem geliebten Getränke zu geben pflegte. Wir erinnern an das Erfurter Bier, den „Broyhan", angeblich nach seinem Erfinder, dem biedern Konrad Broyhan zu Stöcken

bei Hannover (1526) so genannt, und den von diesem Biere geltenden Vaganten-Vers:

„Grandia si summo fierent convivia coelo,
Broyhanam superis Jupiter ipse daret.“ —

„Würd' im Himmel Schmaus gehalten,
Fehlt's an Broyhan nicht, an altem.“

Wir nennen ferner die „Gose“ von Goslar, den „Hund“ von Dassel, den „Keuterling“ von Wettin, den „Duckstein“ von Königslutter, den „Kniesenack“ von Wismar, das „Rastrum“ von Leipzig, den „Kolth“ von Münster, die „Mumme“ von Braunschweig, der derbsten Namen zu geschweigen. Dies und die wahrhaft grausamen Hänseleien, wie sie z. B. im hansischen Kaufhofe zu Bergen stattfanden, bildeten in Wahrheit neben der stattlichen Figur des ehrsamen Rathsherrn das Einzige, was das braune, dicke Bier oder der schäumende, hellere Trank zu Wege brachte. Ganz anders im Süden. Hören wir nur, wie ein Zeitgenoß der Humanisten, wie der fromme Herr Hans Rosenplüt, welchen am eichenen Tische mindestens ein Dutzend Scholaren umgeben, beim Trunke versifizirt! Er hebt das Gläslein mit dem hellrothen Frankenweine hoch, und alsobald fließt wie Honigseim über die Zunge das erbauliche Carmen:

„Du bist meinen Lippen eine süße Naschung,
Du bist meiner Kehle eine reine Abwaschung;
Du bist meinem Herzen ein edel Zufließen
Und meinen Gliedern ein heilsam Begießen
Und schmeckest mir baß denn all' die Brunnen,
Die aus dem Felsen je sein gerunnen,
Wän ich kein Dutten nie gerner gesach.*) —
Behüte dich Gott vor St. Urban's Plag'**)
Und b'schirme mich auch vor dem Strauchen,
Wenn ich die Stiege hinauf soll tauchen,

*) Ich sehe dich lieber als Geld!

**) Podagra.

Daß ich auf meinen Füßen bleib'
Und fröhlich heim geh' zu meinem Weib,
Auch Alles das wisse, was sie mich frag'! —
Nun behüte dich Gott vor Niederlag'!
Du seiest hinnen oder do außen,
Gesegn' dich Gott und bleib' nit lang draußen!" —

Es ist ein „Reim", mit dem der Trunk einem lieben Bekannten zugebracht wurde! Nun ist freilich die Gesellschaft, in welcher Hans Rosenplüt sich bewegte, nicht die auserwählteste, und wir glauben schwerlich, daß er je in die Nähe der Fugger und Welser gekommen ist. Das aber wissen wir sicher, daß auch auf den Stuben der vornehmsten Patrizier am Lech und am Rheine das alte Runda erklungen ist:

„Die liebste Buhle, die ich hân,
Die liegt bei'm Wirth im Keller;
Sie hat ein hölzîn Röcklein an
Und heißt der Muskateller.
Sie hat mich nächten trunken macht
Und fröhlich mir den Tag vollbracht;
Drum wünsch' ich ihr ein' gute Nacht!" —

Wir meinen, der Fugger mit der „Dama und dem schönen Pferde" mag mächtig in den Chorus mit eingestimmt haben; und aus einem anderen Zimmer mag denn wohl Herr Konrad Peutinger lächelnd auf die Zechenden gesehen und leise das Horazische: „Dulce est, desipere in loco!"*) vor sich hin gesprochen haben. „Wir waren auch einmal jung!" sagte Ulrich Rehlinger neben ihm und stieß mit dem feinen Krystallglase an das des Stadtschreibers an. —

In dieser Weise stellt sich das Zeitalter des Humanismus dar, wenigstens in Deutschland. Auf der einen Seite ein Schwelgen in der Schönheit des klassischen Alterthumes, ein durchaus vornehmes Genießen des Lebens und seiner Freude, auf der anderen Seite aber auch ächte, rechte volksthümliche

*) Wie schön, zu rechter Stunde auch einmal ein Thor zu sein!

Luft. Es ist eine farbenfrische Zeit, die des Kaisers Max; man hat freilich gesagt, es liege etwas in ihr wie letzte Herbstesherrlichkeit. In Bezug auf die Städte trifft dies Wort, wie wir sehen werden, vollkommen zu.

Dennoch werden wir diese Tage kaum betrachten können, ohne daß sich in unserem Herzen etwas wie ein Mitempfinden, ja, daß wir's recht sagen, eine innige Theilnahme mit dieser versunkenen Welt fühlbar machte. Ich weiß nicht, worauf dasselbe beruht. Ist's die imponirende Schönheit dieser Frauencharaktere der humanistischen Zeit, — sind es die gestrengen Gestalten dieser Patrizier, — ist es vielleicht die rührende Milde und Hoheit des Kaisers selbst, nach welchem man diese Zeit genannt hat, und dessen Person uns immer wieder entgegengetreten ist, so wenig wir auch Dinge behandelten, welche Max I. besonders betrafen? Denn wahrhaft herzerfrischend ist das Verhältniß des Kaisers namentlich zu Augsburg! Wir glauben einen schlicht bürgerlichen Gast in einem wohlhäbigen Hause verkehren zu sehen. Da ladet er einmal, um die ihm gegebenen Festlichkeiten zu erwidern, die Rathsherren mit ihren Frauen und Töchtern zu sich ein; er tafelt mit ihnen und will dann weiter ziehen. Aber die Frauen haben ihm Stiefel und Sporen versteckt; da muß er wohl bleiben und mit ihnen tanzen! Im Jahre 1496 hatte der Kaiser zu Augsburg die Huldigung persönlich entgegengenommen. Tänze und ritterliche Uebungen aller Art waren gehalten worden, und für den St. Johannis-Abend hatte Kaiser Max die Damen nach dem Frohnhofe entboten. Sie waren erschienen und fanden dort den deutschen Kaiser, seinen Prinzen Philipp und — einen 95 Fuß hohen Holzstoß vor. Es galt, St. Johannis-Abend nach ländlicher Weise zu feiern. Der Prinz schritt auf die Patrizierinnen zu; er wählte zu seinem „Gesell" die grad' zu Augsburg weilende Susanna Neidhart, führte sie zum Scheiterhaufen, welcher mit Blumen reich und schön bekränzt war und reichte ihr die brennende Fackel, um nach St. Johannisbrauch

ihn anzuzünden. Als er in hellen Flammen stand, umtanzte Philipp der Schöne ihn unter Trompeten-, Zinken- und Trommelschall mit der wunderschönen Patrizierin. Es ist bekannt genug, wie oft Max später noch zu Augsburg geweilt hat, wie oft er „toll und voll", um den derben Ausdruck der Zeit zu gebrauchen, die Fastnacht hier verlebt und wie er die augsburger Frauen gebeten hat, doch vor ihm wenigstens nicht das Gesicht zu verschleiern. Er hat sein leicht entzündlich Herz mehr denn einmal hier verloren, und es mochte seinem Werben wohl nicht ein allzu ernstlicher Widerstand entgegengesetzt werden. Denn diese Leichtlebigkeit, dieser Kult der Sinnlichkeit ist nun einmal ein sehr hervorragender Zug der Zeit. Als er den barokken Gedanken faßte, nach Julius II. Tode auch Papst zu werden, waren grad' die Augsburger so nachsichtig, über diese Thorheit hinwegzusehen, und das Haus Fugger lieh ihm auf seinen Kaisermantel und die Kronjuwelen 300 000 Dukaten, eine Summe, welche natürlich den Werth der nicht ausgehändigten Pfandobjekte weit überstieg. Wahrhaft menschlich und ergreifend ist sein letzter Abschied von Augsburg. Die Scene spielt bei der alten „Rennsäule" auf dem „Lechfelde" im September 1518; Anastasius Grün hat sie im „letzten Ritter" getreulich und meisterhaft wiedergegeben:

„Da hielt er an die Zügel und wandte rasch sein Pferd,
Zur Stadt noch einmal blickend, die ihm vor allen werth:
„Mein treues, schönes Augsburg, da liegst du im Morgenlicht!
Die Trauer meiner Seele ahnst du, die Heitre, nicht!"

Und feierlich dann schlug er dreimal das Kreuz vor sich:
„Lebwohl und Gottes Segen, mein Augsburg, über dich!
Er lohne deiner Liebe und deinem treuen Sinn,
Er schütze deine Mauern und all' die Frommen drin." —

Es ist uns dabei, als ständen wir selbst zum letzten Male vor einem Hause, in welchem wir viel Frohes und Gutes erlebt haben. —

Es herrschte in den Tagen des Kaisers Max zu Nürnberg und Augsburg ein alter, nun abgekommener Brauch. In der heiligen Zeit der Zwölften, vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, vorzüglich in der Neujahrsnacht schlich man sich vermummt zu der Thüre von Bekannten, setzte den Klopfer in Bewegung, ohne doch grad' Einlaß zu begehren. Man sagte zum Glückwunsch ein Sprüchel auf und erhielt von drinnen eine Antwort. Die Sitte sowohl wie die dabei üblichen Reime führten den Namen „Klopfan". Mehrere solcher Poesieen sind uns bis auf unsere Tage erhalten geblieben. Und solch' ein „Klopfan" rufen wir zum Schluß, nachdem ein gut Stück altreichsstädtischen Lebens in hehrer wie in heit'rer Sphäre an uns vorübergegangen ist, zum Schlusse einem jeden Bewohner dieser altehrwürdigen Kulturstätten, welche wir für diesmal betreten haben, zum Gruße zu:

„Klopf an, klopf' an!
Der Himmel hat sich aufgethan.
Daraus ist Heil und Säld'*) geflossen,
Und damit werdest du begossen,
Du seiest Fraue oder Mann.
Ich will dir wünschen, was ich kann,
Ein kühnes Herz, ein' frischen Muth,
Und was dem Leib drin gute thut,
Und Schön' und Stärk' und Weisheit viel
Und was dein Herze sonst nur will,
Und g'sunden Leib und langes Leben;
Das mög' dir Gott auf Erden geben!
Ich wünsch dir Samsons Stärk' und Kraft
Und Alexanders Herreschaft,
Wünsch' dir die Schöne Absalons
Dazu die Weisheit Salomons,
Wünsch' dir vor Allem frohen Muth
Und dazu Priester Johanns**) Gut,

*) Edles Glück für das Herz.
**) Der fabelhafte Priesterfürst in Asien.

Wünsch' dir Susannens fromm' Unschuld
Und aller schönen Frauen Huld!
So viele Stern' am Himmel sta'n,
So manch' gut Jahr geh' für dich an!
So viele Tropf'n im Meere sein,
So viele Engel pflegen dein,
Dieweil du hier auf Erden bist. —
Das helfe dir der heilig Christ,
Der von der Jungfrau g'boren ist.
Damit ein selig's neues Jahr!
Sebald*) und Ulrich**) dich bewahr'!"

*) Bekanntlich der berühmte Schutzheilige von Nürnberg, der in der Volkssage mit Eiszapfen Flammen entfacht und trocknen Fußes über die Donau geht.

**) Schutzheiliger von Augsburg, der tapfere Bischof, welcher einen so großen Antheil an dem Siege auf dem Lechfelde hatte.

XVII.

Altdeutsches Bürgerthum zu festlicher Zeit.

Das Leben und Treiben auf den Straßen der mittelalterlichen Städte war ein lebendigeres als in den modernen Gemeinwesen, die Großstädte natürlich ausgenommen. Dies hatte zunächst seinen Grund darin, daß die Häuser einer mittelalterlichen Stadt, wie wir sehen werden, eng und klein waren, ja, so eng und klein, daß ihre Insassen, wenn es irgend möglich war, ihre Arbeit unter freiem Himmel verrichteten. In den engen Gassen zog der ehrsame Schuster draußen vor der Thüre seines kleinen Häuschens den Pechdraht; — er hatte so doch auch etwas von Gottes freiem Himmel, und auch er konnte sich erfreuen, wenn der Frühling kam mit seinen wundersamen Abenden, da das Herz des Menschen weit wird von Gefühlen, für welche das rechte Wort nimmer gefunden werden kann. Dort hämmerte der Schmied, um sich her die ganze, hochanziehende Poesie des Feuers, dies Wirbeln und Wallen der Flammen, dies Sprühen der Funken, dies Klingen des Erzes! Da an jener Ecke putzte der ungleich vornehmere Bruder, der Waffenschmied, unter dem vorspringenden Schutzdache die glänzenden Stücke einer ritterlichen Rüstung. Auch der Bäcker hatte seine Waare auf einem Tische unter dem freien Himmelszelte ausgelegt, und der Fleischer, der „Knochenhauer", wie es norddeutsch hieß, war von jeher an sein „macellum", seine Fleischerbank auf offenem Markte ge-

bunden. An der grünumrankten Stadtmauer, in deren Epheubekleidung die Spatzen zwitscherten und auf deren Zinnen Meister Peter mit behaglich gekrümmtem Rücken einherwandelte, ging der Seiler bedächtig seine Schritte. Und wo eine Werkstatt war: die Fenster standen offen, — Glas hatte man nur wenig; das war zu theuer, — da tönte lustiger Sang hinaus, und Worte des Grußes, des Scherzes flogen hinein, hinaus.

Die Märkte waren unendlich belebter als jetzt. Man hatte keine Gelegenheit in Läden zu kaufen; — auch auf die Burg kam der Hausirer, ein gern gesehener Gesell, der voll neuer Kunde und alter Lügen steckte, nur festen. Auch die „zu Helm und Schild Geborenen" und die Edelfrauen mußten zu den Markttagen hinein in die Stadt und thaten das gern. Die Kinder hatten mehr Zeit zu spielen als heut zu Tage; an den Mauern der hohen Kirchen tönte ihr Jauchzen empor. Die Glocken klangen öfter als heut, und man achtete ihrer mehr; sie riefen nicht allein zu frommer Pflicht, sie regelten ja auch das bürgerliche Tagewerk! Wie oft zog nicht eine Prozession mit wallenden bunten Bannern, mit dampfenden Rauchgefäßen über den Markt! Daß Abends bis zu der Complete fröhliches Treiben die Straßen erfüllte, versteht sich von selbst. Wie voll waren die Schenken, die Trinkstuben der edlen Geschlechter und der Zünfte, deren es eine überraschende Menge schon damals gab selbst in kleinen Städten. Die Klage über Wirthshauskonkurrenz ist in Deutschland uralt. War dann aber das Bürgerglöcklein erklungen, so hörte wenigstens in wohlerzogenen und wohlregierten Bürgerschaften das fröhliche Treiben wie mit einem Schlage auf. Für erpichte Zecher, für nächtliche Ruhestörer gab es sehr empfindliche Strafen. Der Städter von heut vermag sich nur schwer das Bild einer in nächtlichem Schlummer daliegenden mittelalterlichen Stadt zu vergegenwärtigen. Es war poetisch genug, wenn der Silberglanz des Mondes auf die zahllosen unregelmäßigen Bauten fiel, welche in seinem Scheine sich trutziger und anscheinend groß-

artiger erhoben. Das Licht war gelöscht; nur das Heerdfeuer brannte und mußte brennen, wie wir bereits erfahren haben. Kein anderer Ton ließ sich hören als der des Wächterhornes, des Hundegebells oder der tief und hell gestimmten Glocken. Es müßte für ein Kind des 19. Jahrhunderts ein eigenthümlicher Eindruck sein, einmal solch' eine ruhende Stadt zu erblicken. Dieser Frieden nach all' dem wirren, vielbewegten Treiben des Tages müßte für unser Einen etwas wahrhaft Ueberwältigendes haben.

Wir haben in kurzen Umrissen und mit wenigen Strichen einen Werkeltag in einer altdeutschen Stadt zu schildern versucht. Dieser Werkeltage gab es weniger als heut; denn der Feiertage waren sehr viele. Ja, Feiertag war schon gekommen, wenn eine Bande fahrender Leute des Abends zum Thore hereinzog. Mochten die Ankömmlinge auch „todmüde" sein: ein gern gespendeter, schäumender Trank bewies eine erstaunliche Wirkung! Bald klangen die Cymbeln, bald sangen die Geigen, bald schmetterte das Horn. Unter den Linden schlang sich der Reigen, und uralte Weisen erklangen dazu, wie die des Hohenschwangauers:

„Ich will der Lieben wieder singen,
Der ich mit Treuen immer sang,
Ihr zu Gnad' und zu Gedingen,
Daß mein Trauern werde krank!
Sie, dir mir also schone
Die Hand zum Reigen lieh;
Ihr ziemte wohl die Krone,
Denn schöner Weib ward nie. —
Elle und Else tanzen wohl,
Daß man ihn'n beiden danken soll."

Und von anderer Stelle klingt's her:

„Selig sei die Süße, Reine,
Selig sei ihr rother Mund,
Selig sei sie, die ich meine;
Selig sei so süßer Fund!

Selig sei die süße Stunde,
Selig die, da ich sie sah,
Selig die, da sie mich bunde,
Selig ich, da ich ihr nah! —
Elle und Else tanzen wohl,
Daß man ihn'n beiden danken soll!" —

Doch lassen wir die Paare im Reigen sich drehen, daß die Schellen an Aermeln und Miedern und Gürteln erklingen, die Bänder und Röcke fliegen, und suchen wir unsere städtischen Vorfahren zu eigentlich festlicher Zeit auf!

Von den kirchlichen Festen und ihren hochinteressanten, mannigfachen Gebräuchen müssen wir absehen; unsere Darstellung müßte sich sonst übermäßig erweitern. Es bleiben uns dann immer noch die Jahres- und Zunftfeste der Vorfahren übrig. Ihrer Waffenfeste wird bei anderer Gelegenheit ausführlich gedacht werden.

Zuerst also zu den Jahresfesten! Das altdeutsche Heidenthum hatte, so scheint es, drei große Festesfeiern gekannt, welche wie füglich als Frühlingsfest, Mittsommer und Wintersonnenfest bezeichnen können. Nur im Großen und Ganzen entsprechen ihnen im christlichen Kalender die Termine Ostern, Johannis, Weihnachten, denn einerseits dehnen sich die altdeutschen Frühlingsfeste von Ostern bis zu Pfingsten oder besser bis zu dem Maienfeste aus; andererseits erstreckte sich die altheidnische Feier des Sonnensieges im Winter auf die ganzen Zwölften, den Zeitraum von Weihnachten bis Groß-Neujahr (6. Januar, Tag der heiligen drei Könige). Es herrscht viel Willkür in den Festkalendern der deutschen Städte; der lokale Brauch, den wir hier antrafen, begegnet uns in ganz gleicher Form nie wieder; aber die drei heiligen Zeiten der heidnischen Vorfahren sind auch den christlichen Nachkommen in den deutschen Städten heilig geblieben.

Zu den städtischen Frühlingsfesten gehört vor Allem das berühmte Todaustragen. Unsere Vorfahren, die in den nörd-

licheren Landen überhaupt nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, gekannt zu haben scheinen, faßten das Wiederkehren des Frühlings gleichsam als das Resultat eines vorangegangenen Kampfes zwischen Sommer und Winter auf. Später trat an die Stelle des Winters der Tod, dargestellt oftmals durch eine Strohpuppe, welche in's Wasser gestürzt oder verbrannt wurde. In vielen deutschen Städten scheint dieser Kampf ehedem auch scenisch aufgeführt worden zu sein. In den Städten der Mainlande namentlich klingen am Sonntage Laetare, — dann ist seit alten Tagen die festliche Zeit für diesen Brauch, — auch noch heute die alten Reime wieder:

„Tra ri ra!
Der Sommer der ist da!
Wir woll'n hinaus in Garten,
Wir woll'n des Sommers warten;
Wir wollen hinter die Hecken
Und woll'n den Sommer wecken!
Der Winter liegt gefangen;
Den schlagen wir mit Stangen!
Stab aus, — Stab aus!
Stecht dem Winter die Augen aus!"

Ein eigenthümliches Frühlingsfest, in welchem ganz besonders wieder die Idee eines Kampfes hervortritt, ist bis zum Jahre 1500 in der heiligen Stadt Köln gefeiert worden; dasselbe trug den Namen der „Holzfahrt". Man erzählte nämlich, daß einst der sagenhafte Consul Marsilius von Köln mit den Frauen der Stadt einen grimmen Feind, einen Gegenkaiser des Vespasianus, von den Mauern der Stadt zurückgeschlagen habe. Deshalb wählten die Bürger für den Donnerstag nach Pfingsten, nachdem vorher eine Prozession und ein ritterlich Schießen stattgefunden hatten, einen Anführer, den Ritter oder Rittmeister. Schwergewaffnet zog derselbe an der Spitze der Bürger nach dem Ossendorfer Busch oder einem Wäldchen bei Sürd, woselbst man dem Anführer ein Kränzchen aufsetzte und sich

mit allerlei Spielen beluſtigte. Dieſes Marſiliuskränzchen wurde in einem Schreine bei dem Stadtbanner aufbewahrt; in Zeiten der Gefahr, wann man das letztere ausſteckte, zeigte der Rath den Bürgern auch dieſe Siegeskrone. Ein Schmaus beſchloß natürlich nach deutſcher Sitte die Feier.

Wir ſagten vorher, die Frühlingsfeſte der deutſchen Städte haben ſich bis zum Mai ausgedehnt. Uralt war beſonders der Jubel am erſten Maientag. Eigenartig in ihrer Feier ſind beſonders die Maienfeſte zu Hildesheim und zu Erfurt. Beim Hildesheimer Mairitte ward vorher ein junger Bürger vom „Riedemeiſteramte" zum Maigrafen vorgeſchlagen. In feierlichem Zuge wurde derſelbe nach Uppen und der Ilſede begleitet, woſelbſt die „Holzgeſchworenen" der Dorfſchaften ihm ein Fuder Maien zu hauen anwieſen. Dieſen Maienwagen geleitete der Maigraf aus dem Holze, an deſſen Rande er feierlich von den Bürgern und den Stadtknechten Hildesheims empfangen ward. Das grüne Laub wurde dann in die Kirchen vertheilt und bei den Bürgern herumgeſchickt. Auch hier tritt uns deutlich der Empfang des ſiegreichen Königs Mai, d. h. des ſommerlichen Jahresgottes, entgegen.

So auch zu Erfurt. Hier war der Walperzug ein großes Feſt, welches drei Tage lang dauerte. Ueber die Veranlaſſung deſſelben erzählte man, daß die Erfurter einſt am Maientage ein Raubſchloß, von deſſen Inſaſſen ſie ſehr beläſtigt wurden, gebrochen hätten. Durch eine Liſt, zu welcher ihnen der Koch des Schloſſes gerathen hatte, gewannen die Städter das Raubneſt; ſie ritten auf Schimmeln vor die Pforte, und die Schließerin ließ ſie ein; ſie glaubte, die Stegreifritter vor ſich zu haben, welche merkwürdiger Weiſe ſtets nur Schimmel geritten haben ſollen. Nach anderer Erzählung war jenes Schloß die Burg Dienſtberg, welche die Erfurter gemeinſchaftlich mit Rudolf von Habsburg im Jahre 1289 zerſtört hätten. Das Feſt ſelbſt beſtand in einem feierlichen Aufzuge, welcher nach der „Wegweide", einem nahen Gehölze, ſich richtete. Zwei

Knaben, angeblich die begnadigten Söhne der Schloßfrau, in Wahrheit aber Personifikationen des Mai, wurden reichbekränzt in die Stadt geführt. Dabei sang die Jugend uralte, zuletzt gänzlich unverständlich gewordene Reime, z. B.:

„Eichen ohne Gerten!
Wir kommen vor ein Thälelein!
Rothe Rosenblätterlein!
Steht still auf dieser Statt'! —
Wir wollen aber singen." u. s. w.

Doch genug von der Frühlingsfreude unserer bürgerlichen Vorfahren! Der Winter war ihnen eine ungleich schwerere Zeit als uns; während seiner Dauer war jede Lust erloschen, jede Lebensfreude dahin! Um so heller brach der Frohsinn und die Frühlingswonne hervor, sobald der erste Storch angesungen, das erste Veilchen feierlich begrüßt worden war.

Noch poetisch schöner gestalteten sich die Cärimonien des St. Johannistages, d. h. des alten Triumphfestes der Sonne. Dann durchwogte Segen jede Aue; dann war eine Fülle von wunderbarer, wunderwirkender Kraft nach dem schönen Glauben unserer Vorfahren ausgegossen über Flur und Feld und Fluß und See. Dann flammten rings auf den Höhen die St. Johannisfeuer; die glühenden Räder rollten von tiefumschatteter Bergeshöhe um Mitternacht zu Thale, den Wellen des Stromes entgegen; auf den Märkten wurden, wie wir sahen, die duftig bekränzten Scheiterhaufen angezündet; man umtanzte dieselben, sprang über sie hinweg und trank dazu St. Johannis Minne. Eine berühmte Stelle aus den Briefen Petrarka's führt uns die Feier des Johannisfestes zu Köln im 14. Jahrhunderte lebendig vor Augen. Die Dämmerung des 23. Juni ist eingetreten. Da wallen aus den engen Gassen der heiligen Stadt Schaaren von Frauen zum Rheine; sie sind festlich gekleidet, mit duftenden Kräutern geschmückt und murmeln allerlei seltsame, unverständliche Worte vor sich hin. In langem Zuge wandeln sie hinab zum Strome, um in dessen Fluth Arme und

Hände zu waschen. Der Italiener war höchlichst erstaunt über diesen, ihm völlig fremden Brauch; er meinte wohl, die Töchter Kölns verrichteten die Cärimonie „ihrer Schönheit halber". Aber nein! Sie wollten mit der heiligen Fluth auch Schäden der Seele, auch Unglück und Schmerz von sich entfernen. Die Sitte ist hochpoetisch, und welch' ein malerischer Anblick, wenn wir an die königliche Schönheit der Frauen aus den Geschlechtern Aducht, Overstolz, Lyskirchen, Scherffgin gedenken!

Die Weihnachtsgebräuche, sowie all' jene mannichfachen Aufzüge, welcher der „Julzeit" ganz besonders eigenthümlich sind, waren zu allen Zeiten dieselben in Stadt und Land. Das Züricher „Berchthenlaufen" und ähnliche Mummereien erinnern sehr deutlich an ländliche Darstellungen, durch welche in der Advents- und Weihnachtszeit der Einzug der guten und freundlichen Götter symbolisirt wurde. Jetzt kamen sie wieder, all' die Himmlischen, und mit ihnen kehrte Segen und Freude wieder in die Städte, in die Dörfer, in die vereinzelten Höfe ein! Es ist uns freilich von dem überreichen Schmucke der heiligen Zeit heut nur noch sehr wenig verblieben; immer aber noch ist es grade das bürgerliche Haus, welches das schöne Fest am innigsten und am herzlichsten begeht!

Es sind nur wenig Andeutungen über altdeutsche Jahresfeste, welche wir aus dem überreichen Stoffe zu geben vermocht haben. Doch wir müssen uns nunmehr den Zunftfesten zuwenden. Auch hier tritt uns eine unübersehbare Fülle von Material entgegen. Hat doch jedes Gewerk seine besonderen Feste, welche sich wiederum nach den Landschaften Deutschlands in überaus verschiedenen Formen darstellen! Wir können auch hier wiederum nur einige dieser alten Gewerksfeste dem Leser darstellen.

Zu München wird alle sieben Jahre in der Woche nach Fastnacht der Schäfflertanz aufgeführt. Schon einige Wochen zuvor beschäftigen sich die Schäffler-, d. h. die Böttchergesellen, damit, Alles zu diesem Festtage vorzubereiten und auf ihrer

Herberge einen eigenthümlichen Tanz-Unterricht zu nehmen. Es wird ein „Umfrager" gewählt, welcher Erkundigungen nach dem Platze einzieht, wo getanzt werden soll, ein „Vortänzer", welcher einen mit Bändern geschmückten Stab trägt, ein „Reifschwinger", ein „Nachtänzer", ein „Spaßmacher" sowie 16 bis 20 Gesellen, welche bestimmt sind, die mit Buchsbaum und Bändern geschmückten Reifen zu drehen, den großen „Achter" zu tanzen und mit den Reifen allerlei Gänge und Lauben zu bilden, um sich nach anscheinend regellosen, labyrinthischen Wendungen endlich doch wieder zu vereinigen. Die Kleidung der Tanzenden besteht aus einer grünen Kappe mit weißen und blauen Federn, schwarzem Halstuche, rother Aermelweste, Beinkleidern von schwarzem Sammet, gelbem Schurzfelle, weißen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen.

Eine ganz besondere Uebung und Gewandtheit erfordert das Geschäft des Reifschwingers, welcher drei volle Weingläser auf die innere Seite des Reifens setzt, von denen keines, obwohl dieser Reifen mit der größten Geschwindigkeit über den Kopf und durch die Beine geschwungen wird, verschüttet werden darf. Das zahlreiche Volk singt die Melodie des Schäfflermarsches mit, und selbstverständlich springt auch ein Hanswurst umher, um böse Buben schwarz zu machen. Bis zum Jahre 1802 befand sich beim Schäfflertanze auch noch die „Gredel in der Butten", ein Spaßvogel, welcher, die vier Aß aus der altdeutschen Karte auf seinem aufgeschlagenen Hute tragend, in seiner Butte einem, als altes Weib kostümirten Gewerksbruder auf dem Rücken saß und eine lange Wurst zum Necken des Trosses in der Hand hatte. Zwar wird erzählt, dieser Schäfflertanz werde zum Andenken des Erlöschens einer schweren Pest veranstaltet; die Schäffler seien damals die ersten gewesen, welche sich in die verödete Stadt wieder hinausgewagt hätten; in Wirklichkeit aber haben wir ihr Zunftfest vor uns, welches mit der altherkömmlichen Freisprechung der Gesellen verbunden gewesen ist.

Nicht minder erwähnenswerth ist der Metzgersprung in den Fischbrunnen zu München. Am Faschingsmontage, Morgens 9 Uhr, versammeln sich alle Fleischhackergesellen, reinlich angezogen, mit blauen Mänteln angethan und den Blumenstrauß in der Hand. Einige Metzgerbübele in schwarzen Beinkleidern, rothen Westen und Röcken, grüne Hüte auf dem Kopfe, den Metzgerstahl an der Seite, werden auf Pferde gehoben; auch die Lehrlinge, welche freigesagt werden sollen, sind beritten. Der Zug holt zunächst den „Hochzeiter" ab, d. h. den Metzgerssohn, welcher beim Umzuge den „Willkomm", einen alten, gravirten Becher mit der Jahreszahl 1670, tragen soll; dann geht's zum Altgesellen, nach der Herberge und nach der St. Peterskirche zur Messe. Nachdem der königlichen Familie die schuldige Reverenz erwiesen ist, bewegt sich der Zug durch die Hauptstraßen zu dem Fischbrunnen hin. Nach dem Gebetsläuten, um 12 Uhr Mittags, erscheinen die Lehrlinge, von dem Altgesellen angeführt, am Fischbrunnen; sie sind völlig weiß gekleidet und — mit Kalbsschweifen versehen. Dreimal gehen sie auf dem Rande des Brunnens herum. Dann werden von dem Altgesellen, unter dem Jubel des Volkes, die Gesundheiten ausgebracht, wobei jedes geleerte Glas in den Brunnen zurückgeworfen wird, „weil aus dem Trinkgefäße, aus welchem die Allerhöchsten Gesundheiten ausgebracht sind, Niemand mehr trinken soll." Dann folgt die Freisprechung selbst. Der Altgeselle beginnt: „Wo kommst du her, aus welchem Land?" Der Lehrling antwortet: „Allhier bin ich ganz wohlbekannt; — allhier hab' ich das Metzgerhandwerk aufrichtig und redlich gelernt; eben darum will ich auch ein ganz rechtschaffner Metzgerknecht werden." Wieder spricht der Altgeselle: „Ja, ja, allhier hast du das Metzgerhandwerk redlich und aufrichtig gelernt, sollst auch ein rechtschaffener Metzgerknecht werden. Du sollst aber getaufet werden bei dieser Frist, weil du gern Fleisch, Bratwürst und Brädel ißt. Sag' an mir deinen Namen und Stammen, so will ich dich taufen in Gottes Namen!" Jetzt

antwortet der Lehrner: „Mit Namen und Stammen heiß' ich — in allen Ehren; das Taufen kann mir Niemand wehren!" und der Altgeſelle ſchließt: „Nein, nein, — das Taufen kann dir Niemand wehren; aber dein Namen und Stammen muß jetzt verändert werden.

Du ſollſt hinfüro heißen Johann Georg Gut,
Der viel verdient und wenig verthut!" —

Während dieſer Sprüche ſchlägt der Altgeſell den Freizuſprechenden mit der flachen Hand zwiſchen die Schultern, damit derſelbe wiſſe, „daß es in der Welt nicht immer in floribus zugehe, ſondern daß man manche Beſchwerlichkeiten zu ertragen habe." Dann ſpringen die Freigeſagten in das Brunnenbecken, werfen Nüſſe unter das Volk und beſpritzen die Buben mit Waſſergüſſen. Sind ſie und das Publikum tüchtig durchnäßt, ſo ſteigen die Freigeſagten wieder auf Brunnens Rand; „ſie haben nunmehr die Unarten und Thorheiten des Lehrlingsſtandes von ſich abgewaſchen!" Jedem wird ein Tüchelchen um den Hals gebunden und, ſo ſie deren beſitzen, reicht man ihnen jene harten Thaler, welche ſie einſt zum Taufangebinde erhalten haben; ein Metzgerbübel, welches zu ihnen emporgehoben wird, bringt ſie ihnen. Von dieſem Augenblicke an iſt der Metzgerlehrling frei; er darf mit den Geſellen trinken und darf mit einem ehrbaren Mädchen tanzen. Haben ſich die neuen Geſellen angekleidet, ſo geht der Zug zur Herberge zurück.

Beide Feſte werden noch in unſeren Tagen zu München gefeiert; längſt aber iſt eine andere Zunftfeierlichkeit, welche dem Schlächtergewerbe anderwärts eigenthümlich war, abgekommen. Es war nämlich ein alter Brauch, zu Königsberg in Preußen ſowohl wie zu Nürnberg, daß die Fleiſchhauer eine ſehr lange Wurſt machten, dieſelbe an einem gewiſſen Tage, namentlich dem Neujahrstage, feierlich durch die Straßen trugen und ſie alsdann dem Magiſtrate verehrten. Jene Wurſt, welche im Jahre 1558 von 48 Perſonen in Königsberg umhergetragen wurde, war 596 Ellen lang und wog 434 Pfund.

Die Fleiſchergeſellen waren Alle auf's Sauberſte angezogen; ſie hatten außerdem weiße Hemden übergeworfen. Der Erſte hatte das eine Ende der Wurſt etliche Male um den Hals geſchlungen, ſo daß dasſelbe etwas herabfiel; dieſem folgten die Genoſſen in regelmäßigen Abſtänden gleichen Trittes nach, die Wurſt auf den Achſeln tragend; der Letzte hatte ſie wieder ſo um den Hals geſchlungen wie der Erſte. Man machte ſolche Würſte natürlich nicht alle Jahre, „weil dieſelben ſehr viel koſteten.“ Im Jahre 1601 aber, ſo ſchreiben die preußiſchen Chroniken, „haben die Fleiſcher zu Königsberg eine 1005 Ellen lange Wurſt durch die Stadt nach dem Schloſſe getragen und Ihro Fürſtliche Gnaden davon etliche Ellen verehret, dieweil ſie innerhalb 18 Jahren keine gemacht haben. Sie ſind mit Trommeln und Pfeifen aufgezogen, voran ein Führer, wohl aufgeputzt mit Binden und Federn, mit fliegender weiß und grüner Fahne. Dieſem ſind gefolget 103 Fleiſchhauer-Knechte und haben die Wurſt getragen. Auf beiden Seiten ſind Knechte hergegangen, welche die Wurſt in Acht nahmen, daß dieſelbe nicht Schaden litt. Im Schloſſe haben ſie Ihro Fürſtliche Gnaden 130 Ellen von ſelbiger Wurſt verehret. Die ganze Wurſt aber hat gewogen 885 Pfund; hat gekoſtet in Allem 412 Thaler 16 Groſchen 3 Düttchen.“

Längſt hat dieſe barocke Feſtlichkeit des Schlächtergewerkes ihr Ende gefunden. Noch in unſerem Jahrhunderte aber ſind die uralten „Schifferſtechen“ zu Ulm von der Schiffer-Innung der ehrwürdigen Reichsſtadt gehalten worden, welche ſich viele von ihren alten Bräuchen bewahrt hat und deren Zunftmeiſter-Bilder vom 16. Jahrhunderte ab noch heut in einem Gaſthofe an der Donau ſammt einer Menge von Willkommen, Pokalen und Schauſtücken vorhanden ſind. Auf die Bitte der Ulmer Liederkränze, welche bekanntlich das Erbe, die „Tabulatur“, die Noten, die Kleinodien der alten Meiſterſinger der Reichsſtadt in Beſitz genommen haben, veranſtalteten die Schiffer noch im Jahre 1838 ein Stechen, deſſen Hergang wir beſchreiben.

Völlig nach der Väter Art zogen die kampflustigen Jünglinge mit ihren bekränzten Jungfern in die Herberge, wo sie die Trachten längst vergangener Geschlechter anlegten. Dann marschirten sie durch die Straßen Ulms, voran den „Hauptspeer", eine große Lanze, an welcher mit Haken verschiedene Preise, Pokale, Ringe, Leuchter, seidene Bänder und dergl., angebracht waren. Ueber die Donau war an dem Platze, auf welchem das Spiel vor sich gehen sollte, eine Schiffsbrücke geschlagen, auf welcher diejenigen dem Stechen beiwohnten, welche an den Ufern des Flusses keinen Platz mehr gefunden hatten. Mit lauten Zurufen wurden die Schiffer begrüßt, als sie zum Ufer der Donau niederstiegen. Hier traten die Streitenden mit ihren Begleiterinnen in die Nachen. Sie hatten gar wundersame Kostüme angelegt: Türken, Mohren, Ritter, Bauern u. s. w. Diese Masken sind ein altes Eigenthum der Schiffergilde; sie werden unter die Innungsgenossen, welche sich zum Kampfe gemeldet haben, verlooft. Ehe derselbe beginnt, heften die Mädchen ihren Streitern alte Schaupfennige von Gold und Silber an, auf denen die reichsstädtischen Inschriften prangen:

„Ulma praesidio numinis tutissima" — „Ulm ist sicher unter der Gottheit Schutze", und

„Pro patria et facere et ferre cuncta parati" — „Gern thun und leiden wir Alles für die Vaterstadt."

Die Waffen der Schiffer sind hölzerne Speere, vorn mit einer Kappe versehen, oder Turnierlanzen ohne Spitze. Nun geht's zum Stechen. Von weißgekleideten Ruderern nach Leibeskräften getrieben, stoßen die Kähne, welche die feindlichen Kämpfer trugen, gleichzeitig von dem entgegengesetzten Ufer ab. Es kommt ganz besonders auf Schnelligkeit und Stätigkeit im Rudern an; das Boot darf so wenig wie möglich schwanken, denn die Gegner stehen auf dem äußersten, nur einen Fuß breiten Hinterborde. Wenn sie sich einander nähern, erheben sie langsam die Waffen und stoßen einander auf die linke Brust.

Schnell muß der Speer zurückgezogen werden, weil auch die Wucht des eignen, nicht allein des feindlichen Stoßes, den Kämpfer aus der Haltung bringen kann. In den eignen Kahn zu fallen, gilt für schimpflich; gewöhnlich stürzt der Ueberwundene in den Fluß und wird von den Ruderern hinausgezogen. Am Schlusse des Stechens werfen sich die Kämpfer allzumal in den Fluß, um ihre Geschwindigkeit im Schwimmen zu zeigen. Das haben sie der Tradition nach auch in früheren Zeiten gethan, obwohl sie damals in 60 Pfund schweren Harnischen kämpften! —

Gewiß, es herrschte viel Lust und Poesie in den Kreisen der Innungen und des Handwerks, wo Alles jetzt grau geworden ist, und die ehrbare Lust der Gesammtheit völlig auszusterben droht. Bis jetzt haben wir nur vereinzelter Zunft**feste** erwähnt, noch sind wir auf die überaus merkwürdigen Zunft**gebräuche** nicht eingegangen. Eine ausführliche Behandlung derselben muß jedoch einem andern Orte überlassen bleiben; ein Beispiel dieser hochalterthümlichen Formalitäten aber wollen wir wenigstens geben. Ich wähle jene Prüfung, welche der fremde Maurergesell zu bestehen hatte, ehe er an einem andern Orte zur Herberge und zur Arbeit zugelassen wurde.

Waren die Gesellen entblößten Hauptes um die Lade versammelt, so trat der Fremde vor, und es entspann sich zwischen ihm und dem Altgesellen folgendes, höchst merkwürdige Gespräch. Der Fremde selbst begann:

„Mit Gunst, daß ich meinen ehrlichen Eintritt nehmen mag vor ehrbare Meister, ehrbare Altgesellen, ehrbare Kassengesellen, wie sie hier vor offener Lade und Büchse versammelt sind. Mit Gunst; das ehrbare Handwerk der Maurer in der Stadt — läßt das ehrbare Handwerk und alle, die ihm zugethan und gemäß sind, ganz freundlich grüßen!"

„Mit Gunst, — was ist Sein Begehr?"

„Mein Begehr ist, daß Sie meinen ehrlichen Namen in das Brüderschaftsbuch einschreiben, wo andere ehrbare Gesellen

mit ihren ehrlichen Namen geschrieben stehen, — also mit Gunst!"

Jetzt traten zwei Altgesellen vor, sie sprachen:

„Mit Gunst und Erlaubniß!
Gott ehre diesen Plan
Und Alle, die hier um uns stah'n!"

Dann legten sie zwei Maßstäbe in einem gradwinkligen Kreuze übereinander. Hierauf fragte der Altgesell:

„Ehrbare Gesellschaft, bist Du ein Briefer oder ein Grüßer?"*) — worauf der Fremde antwortete:

„Ich bin ein Grüßer!
Durch Eis und Schnee bin ich gereist!
Willst Du auch wissen, wie mein Name heißt?" —

„Wer hat Dich ausgesandt?" —

„Mein ehrbarer Lehrmeister, ehrbare Bürgen**) und ein ganzes ehrbares Handwerk der Maurer zu N. N." —

„Worauf?"

„Auf ehrbare Beförderung, Zucht und Ehrbarkeit!"

„Was ist Zucht und Ehrbarkeit?"

„Handwerks Brauch und Gewohnheit!"

„Wann fängt dieselbige an?"

„Sobald ich meine Lehrjahre ehrlich und treu ausgestanden."

„Wann endigt sich dieselbige?"

„Wann mir der Tod das Herz abbricht!"

„Woran erkennt man den Maurer?"

„An der Ehrbarkeit."

„Was bist Du für ein Maurer?"

---

*) Briefer ein Gesell ohne Paß und ohne Kenntniß des Grußes, — Grüßer der rechte Gesell.

**) Bei Eintritt des Lehrlings mußten Bürgen seiner Treue gestellt werden.

„Ein Mundmaurer.“*)

„Woran erkennt man das?“

„An meinem ehrbaren Gruß und Mundſprache.“

„Wo iſt das ehrbare Handwerk der Maurer in Deutſchland aufgerichtet worden?“

„Zu Magdeburg auf dem Dome!“

„Unter was für einem Monarchen?“

„Unter Kaiſer Karl II., von der chriſtlichen Religion an der Fünfte, im Jahre 876!“**)

„Wie lange hat dieſer Kaiſer regiert?“

„Drei Jahre.“

„Wie hat der erſte Maurer geheißen?“

„Anton Hieronymus,***) und das Werkzeug hat Wolkam†) erfunden.“

„Wie viel hat der Maurer Worte?“ —

„Sieben!“

„Wie lauten dieſe Worte?“

„Gott grüße die Ehrbarkeit:
Gott grüße die ehrbare Weisheit!
Gott grüße das ehrbare Handwerk der Maurer!
Gott grüße einen ehrbaren Meiſter!
Gott grüße einen ehrbaren Polier!
Gott grüße eine ehrbare Geſellſchaft!
Gott grüße eine ehrbare Beförderung hier und aller Orten, zu Waſſer und zu Lande!“ —

„Was iſt Heimlichkeit an ſich ſelbſt?“

„Erde, Feuer, Luft und Schnee,
Wodurch ich auf ehrbare Beförderung geh'!“ —

„Was trägſt Du unter Deinem Hut?“

---

*) Ein Maurer, der auf den Gruß reiſt.

**) Karl der Dicke iſt wirklich gemeint.

***) Vielleicht Hiram von Tyrus, der Freund Salomos.

†) Allem Vermuthen nach jener Thubulkain der heiligen Schrift.

„Eine Hochlöbliche Weisheit!“ (sic!)

„Warum trägst Du einen Schurz?“

„Dem ehrbaren Handwerk zu Ehren und mir zum Vortheil.“

„Was ist die Stärke bei unserm Handwerk?“

„Dasjenige, was Feuer und Wasser nicht verzehren kann.“

„Was ist das Beste an einer Mauer?“

„Das Wasser!“ —

Jetzt endlich war das Examen bestanden! — Die Handwerksalterthümer Deutschlands verdienten es wohl, einmal gesammelt zu werden; — bis jetzt ist noch gar wenig in dieser Hinsicht, wenigstens in wissenschaftlicher Weise, geschehen! Alle dergleichen Dinge gewährten dem Leben der Altvordern Farbe und Reiz!

Wir haben endlich bei Gelegenheit dieses Gegenstandes noch auf die wahrhaft erstaunliche Tanzlust unserer Altvordern hinzuweisen; freilich war das Tanzen in alter Zeit mehr ein rythmisches Wandeln als eine so enorme Kraftleistung wie heut zu Tage. Dennoch mußte dasselbe zur heißen Sommerszeit auf dem Rathhaussaale seine Beschwerden haben. Wir haben ziemlich genaue Nachrichten z. B. über die zu Augsburg üblichen Tanzarten. Hier waren gebräuchlich der Dreher, das Wennawettle (Menuett), der Kisselistanz, also von dem dabei üblichen Kissenzuwerfen genannt, der Rutscher, der Hahnentanz, der Vierer, der Achter, welch' letztere Bezeichnungen von der Anzahl der Paare hergenommen sind. Anders freilich scheinen die Geschlechtertänze beschaffen gewesen zu sein, deren so oft Erwähnung gethan wird. Dieselben müssen etwas durchaus Gesetztes, Feierlich-Alterthümliches gehabt haben. Das „Tanzhaus“ stand zu Augsburg zwischen dem Rathhause und dem Perlachthurme; später ward dasselbe in die Nähe der Moritzen-Kirche verlegt und in trüber Zeit, 1632, abgetragen. Hatte der Rath seine Erlaubniß zu einem Geschlechtertanze gegeben, so gingen einige junge Gesellen einladen; die Kleider

derselben waren nach uralter Sitte höchst auffallend: ein Wamms von carmoisin Atlas, rothe Hosen, mit rothem Doppeltaft durchzogen und mit rothseidenen Schnüren verbrämt, ein rothwollener Mantel, der bis auf den Gürtel ging, mit Seide zusammengezogen, auf dem Haupte ein mit goldenen Schnüren durchwirkter Kranz. Die ältesten Geschlechtertänze, von denen wir wissen, fallen in's Jahr 1313; im Jahre 1577 ward der letzte derselben gehalten; die Reformation hatte die Patrizier gespalten; es war keine Einigkeit mehr da, auch keine rechte Lust mehr, um zu genießen.

Geschlechtertänze waren außerordentlich auch zu Frankfurt am Maine beliebt. Der dortige Adel hatte sich in mehrere Vereinigungen zusammengeschlossen; die weitaus größeste derselben war die „zum Hause Limburg" auf dem Römerberge, in welchem während der Reichsmesse die Limburger Wollenweber ihre Waare feil zu halten pflegten; außerdem aber bestanden noch die patrizischen Gesellschaften „Frauenstein", „Leuenstein", „Laderan", „Ulner". Es ging ehrbar und wohlanständig in diesen „Ganerbschaften" zu: Eine Tafel im Hause Frauenstein z. B. von 1348 trug die folgende Inschrift:

„Soli deo gloriam!
Er Herre, Grave, Fryer, Ritter und Knecht,
Hie uff ist Gewohnheit und Stubenrecht,
Er sei alt, jung, arm oder reich,
Es gibt jeglicher zur Urten (Mahlzeit) VI Heller gleich.
Und syt zuchtig, friedlich, mit guten Sitten;
Thut Euch diese Gesellschaft gar guthlich bitten!" —

Ein befremdlich Zeichen der Zeit? Nicht wahr? — Gleich als wollte man heut über einen Tanzsaal der haute-volée schreiben: „Bezahlt und vertragt Euch!" Doch dergleichen Mahnungen waren, wie wir am Beispiele der straßburger Patrizier gesehen haben, durchaus nöthig. Die frankfurter Patrizier beherzigten sie wenigstens! Wir haben vom

Schlusse des 15. Jahrhunderts einen Bericht des Patriziers Bernhard von Rohrbach über die Tanzlustbarkeiten, wie sie auf dem Hause Limburg gehalten zu werden pflegten. Da heißt es:

„Den Sonntag und Montag Abend aßen Männer und Frauen auf der Trinkstube zu Limburg und hielten nach der Mahlzeit einen öffentlichen Tanz. Auch den Dienstag aßen sie dort zu Mittage und zogen dann in fröhlichen Reihen hinüber nach dem deutschen Hause. Hier wurden drei Tänze gehalten; nach dem ersten trank man firnen Wein, nach dem zweiten neuen Wein, nach dem dritten wurde Semmel ausgetheilt. Dann zog die Gesellschaft in St. Johannis Haus. Hier wurde sie mit Kohl, Heringen und Braten bewirthet. An firnem und neuem Wein war Ueberfluß. Von hier ging der Zug nach dem Antoniterhofe, in welchem wiederum Tanz gehalten ward. Nach dem ersten wurde weißer Wein und Confekt, nach dem zweiten rother Wein und Lebkuchen, nach dem dritten Semmel und kleine Messer, letztere zum Geschenke, gereicht. Nach der Mittagsmahlzeit des Mittwochs sah die Gesellschaft einem Stechen zu. Sobald das Abendessen vorüber war, bliesen die Trompeter, riefen die Pfeifer zum Tanze. Am Donnerstage versammelten sich die Mitglieder des Hauses Limburg in dem Garten des reichen Patriziers Hermann Becker, „Junghof" genannt. Man setzte sich paarweise zu Tische, und die Damen bewirtheten heut ihre Herren mit grüner Suppe, gesalzenen Pricken und Heringen, — wir sehen also, ziemlich anspruchslos. Nach dem Abendessen auf Limburg wurden Pfänder gelöst. Endlich, am Sonntag, speisten die Festgenossen auf Limburg zur Nacht. Die Zierde der Tafel war ein köstlicher Mandelkäse, welchen Jahr ein, Jahr aus drei Frauen mit drei Gesellen verfertigten. Zum Danke dafür wurden die Patrizierinnen von allen Gesellen geküßt!"

Das war ehrbar und solide in der alten Zeit! Wir staunen aber doch über die Genußfähigkeit der Männer und die

ſtarken Nerven der zarten Damen vom Hauſe Limburg zu Frankfurt am Maine! Nicht ſcheinen jene Geſchlechter die traurige Wahrheit empfunden zu haben, welche ſich uns heut ſo oft aufdrängt, daß feſtliche Zeit auch eine beſchwerliche Zeit iſt.

XVIII.

Bürgerliche Architekturen.

Wenn wir von bürgerlicher Baukunst sprechen, so verstehen wir unter derselben die architektonische, künstlerische Thätigkeit an Gebäuden, welche aus dem Geiste des Bürgerthums hervorgegangen sind; wir setzen also die bürgerliche Architektur einerseits der kirchlichen, andererseits der feudalen gegenüber. Wie diese letztgenannten Zweige der gesammten Bauthätigkeit die Kirche, das Kloster, die Burg und das Schloß zum Objekte ihres Schaffens haben, so ist es im Wesentlichen das Haus, welchem sich die bürgerliche Architektur zuwendet, mag es nun das des einzelnen Geschlechtes, mag es das der Stadt, das Rathhaus, sein. Daneben aber sind es die städtischen Befestigungen, sind es ferner die öffentlichen Brunnen, welche die Schöpfungen der bürgerlichen Architektur ausmachen. Von den ersteren haben wir bereits gesprochen.

Treten wir nunmehr mitten in die Dinge hinein! Das Haus wird den hauptsächlichsten Gegenstand unserer Untersuchungen ausmachen. Woher stammt denn nun und was ist eigentlich der Urtypus des alten bürgerlichen Hauses? Die Antwort auf diese Frage ist überaus leicht gefunden! Wir sahen, wie die städtische Bevölkerung sich allmählig von der ländlichen absonderte, wie Freie und Hörige vom Lande bei Bischofsburgen und Fürstenpfalzen sich ansiedelten: was ist da

natürlicher, als daß das bürgerliche Haus eine nach städtischen Bedürfnissen veränderte Form des ländlichen Heims ist? Das ist denn auch in der That der Fall.

Nun giebt es in Deutschland, wie wir meinen, zwei Hauptgestaltungen des bäuerlichen Hauses. Das ist einmal das Haus des Gebirges und zwar das Alamannen- und Bayernhaus, das ist zweitens das Haus der Ebene, das Sachsenhaus. In den Herzogthümern Franken und Lotharingien, — wir gehen also auf die älteste staatliche Gruppirung Deutschlands zurück, — hat sich eine eigenthümliche Bauart nicht ausgebildet; der Rhein- und Mainfranke baut im Großen und Ganzen wie der Mann des Gebirges, — der Uferfranke, wie der Mann der Ebene.

Wir beginnen mit dem Alamannenhause. Es ist in neuester Zeit, vorzüglich durch die äußerst scharfsinnigen Untersuchungen des schweizer Gelehrten Rochholz, nachgewiesen worden, wie dasselbe entstanden ist. Seine Grundform ist der „Wagen", die „rheda", die „Reite", des alten germanischen Nomaden, welche einst in frühester Vorzeit sein Heim bildete. Wo sein Wagen hielt, auf welchem er Weib und Kind mit sich führte, da war sein Haus. Nun hat man Grabesurnen gefunden, vielleicht dem 6., 7. Jahrhunderte angehörig, welche es genau erkennen lassen, wie der Nomadenwagen und das altalamannische Haus mit einander in Verbindung gestanden haben. Man hat ferner in den Alpen, um die Matten des Monte Rosa herum, noch heut alamannische Häuser, sogenannte „Heidenhäuser" entdeckt, welche diese Verwandtschaft bestätigen.

Skizziren wir das alte Haus hoch oben im Gebirge mit wenigen Worten. Das untere Stockwerk ruht mit seinen vier Pfählen auf einem gemauerten Grunde, aber es steht uneingewandet und leer. Denn bei plötzlich entstehenden Stürmen hat dasselbe dem Weidevieh zum Obdache zu dienen und den Winter über wird dasselbe mit Brennholz und Futterheu gefüllt. Erst der obere Stock macht die wirkliche Wohnung aus;

ein Brettergang, die Laube, führt außen herum. Gleichfalls von außen, an das Haus sich anlehnend, geht zur Laube die Haustreppe empor; sie ist sichtbarlich die Nachfolgerin jener bloßen Leiter, auf welcher der alte Alamanne in seinen bedeckten Wagen stieg; wie heut noch jeder Senne auf ihr in sein Heuhaus zum Schlafen steigt. Wo damals zwischen den Wagenrädern das Vieh gelagert war, dient jetzt das hohle Erdgeschoß zum Nothstall für die Thiere, und wie einst unter der beweglichen Leiter, so liegt jetzt der Haushund unter der festen Treppe im hohlen Raume der untersten Treppenstufe.

Dieselbe Form zeigen, wie erwähnt, altdeutsche Todtenurnen. Man baute im Alterthume gewöhnlich so, „daß einer der vier Pfähle in der Erde festgewachsen war", d. h., man baute sich an einen Baum an. So zeigt man heut noch in den Alpen „Heidenhäuser", deren Balken an Ort und Stelle gewachsen sein sollen. Unter dem Giebel dieser Häuser hängt gewöhnlich ein mit Haut, Knochen und Gehörn getrockneter Rindskopf; derselbe weist auf das Opfer zurück, welches in alter Zeit dem Hausgotte, d. h. dem Bauerngotte Donar, dargebracht wurde. Hier und da findet sich auch ein Pferdeschädel. Wir wissen, daß dann die heidnischen Gründer des Baues sich und ihr Heim dem Schutze des ritterlichen Gottes Wuotan empfohlen haben.

Gewissermaßen eine Abart dieses ältesten deutschen Haustypus ist das Haus der bayrischen Gebirge. Auch hier die überdeckten Gänge in das Haus, welche demselben ebenso zur Zierde wie zum Nutzen gereichen; auch hier im unteren Stocke keine Wohn-, sondern nur Wirthschaftsräume. Aber das bajuwarische Heim ist stattlicher als das alamannische; es stützt sich, ganz entsprechend dem Volkscharakter, trutziger, fester auf den mütterlichen Boden, und sein Dach ist mit Steinen beschwert, damit der Wind dasselbe nicht abdecke. Auch hier noch uralt heidnische Hausgebräuche und ehrwürdiger Hausaberglaube: auf dem Dache gegen den First zu, doch in der Rich-

tung der Hausthür, steht in einem Scherben die Hauswurz, das semper vivum tectorum. Sie sichert das Haus vor dem wilden Feuer, dem Blitzschlage, und wird hoch verehrt. Wir haben ferner noch die Hausotter zu erwähnen: ein jedes Haus hat nach altem Glauben seine Schlange; sie ist weder giftig noch den Hausbewohnern feind. Wenn sie klappert, muß eins im Hause sterben. Auf den Betten, wenn sie gesonnt werden, in der „Kuchel" und auf dem „Brunnengrand" kann man sie „diemalen" sitzen sehen.

Nach diesen Typen hat sich im Wesentlichen das älteste Haus in den süddeutschen Städten erbaut. Es war also wesentlich ein ländlicher Hof. So finden wir's denn auch in Ulm z. B., daß alle Geschlechtsgenossen, z. B. sämmtliche Strölin, Roth und Kraft in einem hölzernen Hause, auf einem Hofe sitzen; die Ideen des ganzen Hauses und der Geschlechtszusammengehörigkeit wirken noch mit voller Kraft.

Für Norddeutschland, für das Gebiet der Ebene, ist ein wesentlich anderer Typus des deutschen Hauses maßgebend gewesen: es ist dies die Form des Sachsenhauses, welche Justus Möser so plastisch beschrieben hat, jenes Giebelhauses, welches seine Hauptfront dem Hofe zukehrt und mit den Ställen durch ein Dach verbunden ist, dessen Heiligthum der Herd bildet, über welchem an vielgezahntem Haken der Kessel hängt, und dem zu Schutz und Weihung die Roßköpfe Wuotans über Kreuz auf die Dachfirsten gesetzt sind. Ganz so wie dies Sachsenhaus waren die älteren Höfe und Häuser beschaffen, aus welchen wir die Helden von Lübeck und Soest hervorgehen sahen, kurz die alten Bürgerhäuser des deutschen Norden. —

Wir haben es darzustellen versucht, wie blutig die ältere Geschichte der deutschen Städte-Verfassung ist; wir haben, namentlich aus den Chroniken Kölns, Beispiele dafür gegeben, wie wild der Geschlechterkampf und die Fehden zwischen den Zünften und den Patriziern die deutschen Städte durchtobt haben. Da dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir auch in

Deutschland, grade so wie in Italien, sich Burgen innerhalb der städtischen Ringmauern erheben sehen. Solche „Bürgerburgen" finden wir vorzüglich zu Köln, wo einzelne Geschlechter diese oder jene der berühmten Thorburgen zu Lehn besaßen und in ihr wohnten; wir finden sie aber auch zu Mainz und zu Regensburg. Hier bilden die „Streit- und Ritterthürme" an den burgähnlichen Gebäuden eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der Stadt. So der „goldene Thurm" in der Wallerstraße, so das Haus mit dem Goliathbilde, an welchem sich ein hoher, von Spitzbogen durchbrochener Zinnenthurm erhebt. Das letztere Gebäude ist das Stammhaus des reichen und kraftvollen Stadtgeschlechtes der Auer, dessen Söhne und Töchter, wenn sie zur Kirche gingen, nach uralter Herrensitte sich durch eine Dienstmannschaft von 46 Personen geleiten ließen. So mit Zinnen gekrönt, mag auch einst der Sitz des berühmten Regensburger Stadtgeschlechtes der Dollinger sich erhoben haben, wohl an die acht Stock hoch; an ihm prangte, wenn wir uns recht erinnern, die Darstellung eines uralten sagenhaften Turnieres. „Denn einst", so heißt es, „war ein Türk' aus Türkenland, ein gewaltiger Heune, vor des Kaisers Thür zu Regensburg geritten und hatte die deutschen Ritter zum Stechen aufgefordert; Keiner aber mochte ihn bestehen." Da wagte der Dollinger, ein Bürger von Regensburg, den ungleichen Kampf; aber er ward abgestochen und fiel in den Sand! Der Kaiser jedoch strich ihm mit dem Kruzifix über die Lippen; da erhob er sich frisch und gesund zu einem zweiten Rennen, und siehe!

„Da stach der Dollinger den Türken ab,
Daß er an dem Rücken lag." —

Selbst in der Stadt Nürnberg finden wir noch heut ein ähnliches bürgerliches Gebäude. Es ist das sogenannte Haus „Nassau". Wahrscheinlich ist das höchst charakteristische Eckhaus um's Jahr 1350 von der Schlüsselfelder'schen Familie erbaut worden. Noch ist dasselbe in der Masse höchst einfach; von seinen drei Reihen Fenstern war nur die mittlere spitzbogig.

Trutzig wie ein Thurm blickt dasselbe dem Fremden entgegen. An der einfachen Mauer aber tritt ein überaus geschmackvolles Gärtlein, mit dem reichsten gothischen Schmuckwerke verziert, hervor, und unter dem burgartigen Zinnenwerk befindet sich ein sehr geschmackvoller Geländergang mit den Wappenschilden der Kurfürsten, mit welchem die an den Ecken des Hauses hervortretenden, durchbrochenen polygonen Spitzthürmchen verbunden sind. Der stolze, strenge Bau ist durch Reliefs mit Scenen aus dem Leben der Jungfrau und mit Wappenschilden sonst nur sehr sparsam geschmückt. Eine hochpoetische Idee aber findet sich noch an ihm; an einer Ecke kniet, gegen die Lorenzkirche gerichtet, die Gestalt eines betenden Engels: es ist der Schutzgeist des Hauses, welcher dessen Insassen der Gnade Gottes befiehlt.

Trotz einzelner solcher Prachtbauten sahen im Großen und Ganzen selbst die süddeutschen Städte um 1350 noch gar wenig einladend aus. Gustav Freytag hat das Bild derselben meisterhaft gezeichnet: „In den Gassen der Stadt trabten noch die Kühe; große Flüge von Tauben erhoben sich; sie waren Lieblinge der Bürger; seltene Arten wurden gesucht; Einer suchte sie dem Andern abzufangen, und der Rath mußte schlichten. Noch mehr Mühe machten dem Rathe die Borstenthiere und ihr Schmutz; denn die Schweine fuhren durch die Hausthüren in die Häuser und suchten auf dem Wege ihre unsaubere Nahrung. In den Flußarmen, welche durch die Stadt führten, hatte das Vieh seine Schwemmen; dort brüllte und grunzte es und verengte den Weg für Menschen und Karren. Da fehlte auch der Mist nicht; auf abgelegenen Plätzen lagerten große Haufen von ihm. Die Straßen waren nur theilweise gepflastert, und wer bei schlechtem Wetter ausging, fuhr in schwere Holzschuhe. Von den Rathsherren wurde gefordert, daß sie dieselben vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen waren die Brunnen häufig; es waren einfache Ziehbrunnen mit Rollen, Ketten und Doppeleimern.

Merkwürdiger, aber doch leicht erklärlicher Weise finden sich in deutschen Städten schon sehr früh Wasserleitungen. Denn an reichlichem Wasser hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutze gegen außen und zum Betriebe der städtischen Gewerbe war dasselbe unentbehrlich. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen; die Gerber, Färber, Weber, Wollspinner siedelten sich am Wasser an. Auf den Plätzen der Stadt aber standen bei den laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall und an gelegenen Stellen gefüllte Wasserbottiche für den Fall einer Feuersgefahr."

Im Allgemeinen waren die Häuser, — abgesehen von solchen Steinpaläſten wie „Haus Nassau", — sehr klein und von Fachwerk. Ueber der Thür fanden sich hier und dort Schilder und Hausmarken. Die Häuserlinien liefen nicht grade und senkrecht; ein Oberstock oder zwei, — die Gadem, — sprangen über das untere Stockwerk vor, und in ihnen befanden sich wieder Söller und Erker. „Diese Ueberhänge, Ausschüsse und Erker brachen die Fluchtlinie bei jedem Hause anders; sie verengten das Licht und näherten die oberen Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser. In den Städten der Sachsen, der Thüringer und Franken war es ein alter Brauch, daß die Straßenwände dieser vorgerückten Stockwerke durch Pfeiler gestützt wurden. So entstand zwischen dem eingerückten Unterstockwerke und zwischen den Pfeilern der gedeckte Gang der sogenannten „Lauben", welche in den Hauptstraßen und am Markte geschützten Durchgang gestatteten." Unendlich viel zur Verschönerung deutscher Städte thaten die oftmaligen Feuersbrünste, welche bei dem leichten Materiale weitaus der meisten Häuser furchtbar verheerend wirkten. Erst gegen den Schluß des 14. Jahrhunderts und nur durch die Feuersbrünste erlangten die Steinbauten eine größere Verbreitung.

Wenden wir uns jetzt einmal nach Nieder-Deutschland, insonderheit nach einer Seestadt. Wir wählen Rostock, die wunderbar reich und schnell aufgeblühte Hauptstadt des Obo-

tritenlandes. Welch' kostbare Werke bürgerlicher Architektur finden wir hier um's Jahr 1400! Besichtige, lieber Leser, mit mir zuerst die Thore! Da ist das mächtig breite „Steinthor" mit seinen gewölbten Durchgängen, das hohe Dach prächtig mit Giebeln verziert! Eine spätere Zeit setzte dann noch das schönausgemeißelte Wappen der berühmten wendischen Handelsstadt über den mittleren Durchgang und schrieb darüber das inhaltsschwere Wort:

„Sit intra te felicitas
Et extra te auctoritas!"

„In Deinen Mauern herrsche Glück und um Dich her Recht und Gesetz!" Da stellt sich uns ferner inmitten prächtiger Baumgruppen das herrliche „Kräpeliner-Thor" dar. Wir halten dasselbe unbedingt für das schönste und zierlichste aller nationalen Thorbauten, obwohl die kölner Thorburgen viel kolossaler sind. Schlank steigt der viereckige Thorthurm auf, mit Fenstern und schrägliegenden Wappenschilden nur spärlich verziert. Oben aber die vier Treppengiebel zeigen gothische Nischen und Rosetten in den feinsten Verhältnissen. Wo die vier Giebeldächer sich kreuzen, erhebt sich hoch ein achteckiger Dachreiter, geschmückt mit schlanker Spitze und der Wetterfahne. Jetzt restaurirt und mit Vorhallen versehen, ist das Kräpeliner Thor ein hoch charakteristischer Bau ohne Gleichen.

Und nun im Innern Rostocks die Häuser! Am schönsten erscheinen uns die beiden Giebelhäuser am Schild mit der Filigran-Arbeit von Stein, den Thürmchen, Wimpergen, Mauerblenden und Rosen. Doch auch hier dies Haus am Hopfenmarkte sucht seines Gleichen! Vorzüglich schön wirkt in dem edel schlanken Giebel die Abwechselung von rothen und schwarzen Ziegeln. Freilich die Fenster sind nur klein. Aber wie traulich mag's sich wohnen in diesen gewölbten, dämmernden Gemächern! Der Herr des Hauses war ein großer Kaufmann; deshalb hinter dem schmalen Hofe der große Speicher und die tiefen Lagerräume! Und dort wieder die alten Gewerkshäuser! Die Zunft-

zeichen, welche an langen Spießen hier heraushängen, sind wahre Wunderwerke der Schmiedekunst! —

Es war der Backsteinbau, welchem die Städte in Nordost-Deutschland solche Prachtbauten verdankten, Bauten, welche als Zeugen einer überaus ruhmvollen Vergangenheit noch heute eine wundersam ergreifende Sprache zu uns reden! Anderwärts behalf man sich mit weniger kostbarem Material und wußte dasselbe gleich kunstvoll zu gestalten. Wir denken an die Holzbauten Hildesheims, welche einen so überaus anheimelnden und poetischen Eindruck machen. Viel fromme Sprüche, aber auch manch' scherzend Wort lesen wir in ihrem Gebälk eingeschnitten oder auf besonderer Tafel verzeichnet. Riehl giebt in seiner „Familie" eine Anzahl solcher Sprüche; das köstliche Büchlein „Altdeutsche Inschriften an Haus und Geräth" bietet sie in üppigerer Fülle dar. Wir ahmen heut dergleichen wieder nach; aber wir haben, wenn wir originell sein wollen, nicht die alte Sinnigkeit; wir finden nicht den Ton herzlicher Frömmigkeit noch gutmüthigen Scherzes und schelmischer Selbstverspottung. Der Wagner'sche Unsinn:

„Weil hier mein „Wähnen" Friede fand:
Wanfried sei dies Haus genannt!"

ist doch nicht etwa nachahmenswerth!

Die Zeit schritt vor. Bezeichnen die herrlichen Häuser in den deutschen Ostseestädten die Blüthe des hansischen Bürgerthums im 14. und 15. Jahrhunderte: jetzt, da die Zeit der deutschen Renaissance gekommen ist, haben wir uns nach den süddeutschen Städten zu wenden.

Betrachten wir zuerst ein paar schlichte Häuser. Unterhalb der Burg von Nürnberg, am „Thiergärtner Thore", steht ein kleines, einfaches Gebäude, in den oberen Stockwerken nur hölzernes Fachwerk aufweisend; der Erker, welcher den schlichten Bau einst zierte, ist zerstört; Alles ist eng und klein, namentlich die Küche und das alte Zimmerchen im Erdgeschosse. Hier wohnte Albrecht Dürer; hier zankte ihn seine Rechen-

meisterin aus, und in dem nun verschwundenen Erker arbeitete er. Noch bescheidener ist Hans Sachsens Haus in dem Mehlgäßlein. Und da wir nun einmal in Nürnberg sind, so wollen wir auch jenen, so allgemein beliebten Punkt nicht unerwähnt lassen: den Henkersteig an der Pegnitz und die Häuser daselbst aus den Jahren 1457/8. Ein ächtes, altnürnbergisches Haus mit runden Fensterscheiben in hölzernem Chörlein und einem Giebeldache war ferner noch bis 1853 der „gläserne Himmel", auch die „Buckelmüllerei" genannt, im Jahre 1503 erbaut, die Ecke der Bindergasse hinter dem Rathhause einnehmend, an der Ecke ein Marienbild und zum Zeichen des Bierschankes den Drudenfuß tragend. Die großen, steinernen Patrizierhäuser entstanden erst sehr viel später. Hinter diesen alten Nürnberger Häusern liegt gewöhnlich ein kleiner Hofraum, welcher durch ein Hintergebäude abgeschlossen wird, hinter diesem oft noch ein zweiter Hof, welcher zugleich durch ein Hintergebäude von einer anderen Straße her zugänglich ist. In den Kaufhäusern ist, wie zu Venedig, das Erdgeschoß ausschließlich zum Handelsbetrieb bestimmt; auch wird dasselbe als Waarenlager benutzt; das obere Stockwerk mit Zubehör ist für eine große, aber fest zusammenhängende Haushaltung eingerichtet. Daher die vielen kleinen Kammern und nur einige Säle, tief und nicht hoch, mit schönem Täfelwerk geschmückt. Der Fußboden ist oft in venetianischer Gypsmosaik ausgeführt. Viele Treppen fördern den inneren Verkehr; namentlich aber thun dies die Galerien, bald von Holz, bald aus Stein in wunderbar schönen gothischen Mustern gearbeitet, auf welche die Zimmer hinausgehen. Ueber dem Ganzen liegt ein in Worten nicht wiederzugebender poetischer Hauch, heimliche Häuslichkeit und sinnliche Traulichkeit. Die großen, schmuckvollen Oefen tragen das Gepräge äußerster Behaglichkeit an sich; ja, hier sei gut sein, mochte wohl auch das rothmützige Zwerglein, der „Hausgeist", denken. Die obere Gruppe der Fenster und der Giebel sind nach außen hin spitzbogenartig angeordnet; oft ist

der Giebel treppenförmig ausgeschnitten, oft sind die einzelnen Stufen mit aufstrebendem Zierwerk oder einfachen Thürmchen geschmückt. Wegen ihrer prächtigen steinernen Galerieen erwähnen wir das Haus „Clerikus" in der Adlerstraße, das „Walbingersche Haus" am Markte und das „Kraft-Pfinzingsche Haus" in der Theresienstraße. Nach Dürer'schen Zeichnungen entstand das „Gessertsche" Haus (Ralzer und Heller), zugleich mit spätgothischem Maßwerk und Renaissance-Schmuck geziert. Ein berühmtes Denkmal der siegreichen Renaissance ist das „Tuchersche Jagdhaus" in der Hirschelgasse, angefangen von Lorenz Tucher 1533, vollendet anno 1544. Nach der Hirschelgasse zu ist der Giebel des Hauptgebäudes und das Chörlein gewendet, welches von einem Elephanten getragen wird, der auf einer Kugel steht. Herr von Rettberg meint, dies Symbol bedeute die Keuschheit. Ich glaube nicht. Der Elephant ist ein Symbol der Weisheit; die Kugel ist Fortunens Attribut; also der Sinn des Ganzen: „Weisheit meistert selbst das Glück." Am Chörlein befinden sich Adam und Eva, über den Bogenfenstern die Hand der Vorsehung und das Lamm Christi, weiter unten Sonne und Mond. Durch den Eingang, welcher neben dem Hause sich befindet, gelangt man in den Hof, auf welchem am Hause der Hauptthurm sich erhebt, rund und mit zwiebelartigem Dache versehen, vom Dachrand ab nach oben noch von zwei Seitenthürmen flankirt. Rechts neben dem Hauptthurme trägt eine Säule einen Doppelbogen; hier ist der Eingang zum Familienarchive und zu der Hauskapelle, deren Schlußstein ein Relief des Abendmahles trägt. Die Längenseite des Hauptgebäudes nach dem Hofe zu ist durch fünf Rundsäulen mit prächtigen Kapitälen und Sockeln abgetheilt; über ihnen in der oberen Etage sind Nischen zur Aufrichtung von Standbildern freigelassen. Die Fenster haben rechtwinklige Kreuzstabeinfassungen. Natürlich fehlen nicht, auf die Erbauer Lorenz Tucher und seine Gattin Katharina Straub hindeutend, die Gestalten der Namensheiligen. Der Giebel des Hauses

nach der Gartenseite zu zeigt noch das alte gothische Motiv des von Säulchen durchbrochenen und überragten Dreieckes. In den Innenräumen bewundern wir die köstliche Schlosser- und Schmiedearbeit, sowie den Familiensaal mit seinen Teppichen und Glasmalereien.

Wir fahren sogleich in den Nürnberger Bauten fort. Große Verwandtschaft in der Kunstweise mit dem Tucherschlößchen zeigt das gewaltig hochgereckte „Topler-Petersensche Haus" am Panierplatz, dessen Mittelchörlein und Mansardendach überaus malerisch wirkt. Hier beherrscht der Rundbogen bereits Fenster und Thüren völlig. Im Anfange des 17. Jahrhunderts feierte dann die Renaissance in einer Reihe von Häuserbauten ihre glänzendsten Triumphe. Wir nennen zuerst das „Keller-Fuchsische Haus" am Aegidienplatze mit seiner zierlichen Wendeltreppe und dem reichgetäfelten Prachtsaale (1605). Sehr reich ist namentlich dessen Außenseite mit der Statue des mildherzigen, heiligen Reitersmannes Martinus und einem Juppiter auf dem Erdballe. Recht so, — diese seltsame Verbindung schildert trefflich den Geist der halb römisch-heidnischen, halb biblisch oder vielmehr katholisch-gläubigen Zeit! Der Giebel wird durch den beliebten, gemuschelten Halbkreis abgeschlossen, trägt aber noch immer die herkömmlichen Spitzsäulchen. Ebenfalls aus dem Jahre 1605 stammt das „Haus Viatis" (Grundherr und Haller) mit den vier Thürmchen am Dache und den griechisch-römischen Geschichten auf seinen prächtigen Plafonds. Gleich vorzügliche Bauten deutscher Renaissance finden sich überdem zu Rothenburg an der Tauber.

Noch gedenken wir wenigstens mit einem Worte der herrlichen Brunnen zu Augsburg, welche einst den höchsten Stolz der edlen Stadt ausmachten. Oft finden wir zu unserer großen Freude diese herrlichen, kunstvollen, mit ehernen Figuren geschmückten Brunnen auf den Höfen Augsburg's. Mitten auf dem Ludwigsplatze steigt der schöne Augustus-Brunnen empor, im Jahre 1594 von dem Bildhauer Gerhard gegossen. Ein

imposantes Werk, so viel man auch die Einzelheiten tadeln mag! Ueber Genien, Delphinen, Nymphen und Flußgöttern erhebt sich der Kaiser Augustus; er breitet segnend die Hand aus über die von ihm gegründete, zu höchstem Flor gelangte Kolonie. Noch schöner sind die Brunnen des im Jahre 1596 von Rom nach Augsburg berufenen Holländers de Vries. Wir erinnern an den Merkurs-Brunnen in der Maximiliansstraße und an das Standbild dieses Gottes, welchem Cupido die Flügel am Heroldsstabe befestigt, sowie an den Herkulesbrunnen mit der Darstellung der Ueberwindung der Hydra, welchen die herrlichen Gestalten dreier Najaden schmücken. Freilich erreichen diese Augsburger Brunnenwerke der Renaissance keineswegs die ideale Schönheit des berühmten Nürnberger Brunnens, welcher in den Jahren 1385 bis 1396 von dem „Palier" Martin Behaim auf dem Hauptmarkte aufgerichtet wurde, jenes allbekannten Kunstwerks von dem höchsten Adel der Architektur und Skulptur. —

Diese Blüthezeit deutscher Renaissance, von welcher wir soeben gesprochen haben, war die letzte Periode unserer Geschichte, welche dem deutschen Bürgerhause eine selbstständige, scharf ausgeprägte Kunstform gegeben hat. Es folgte die prunkvolle Roccocozeit, — natürlich erst, nachdem das Elend des großen Krieges vorüber war; dieselbe ahmte im Bürgerhause den fürstlichen Palast nach, — und ihr wiederum die magere, hausbackene Zopfzeit. Aber es gab doch in ihr wenigstens noch ein Bürgerhaus, und die Miethskasernen von heut waren entbehrlich. Wenn wir an die Zopfzeit und den ihr eigenthümlichen Styl der bürgerlichen Wohnung denken, dann stehen uns immer zwei Bürgerhäuser zu Frankfurt am Maine vor Augen. Es mag freilich ein wenig barock sein, dieselben zusammen zu stellen, dennoch: sei's darum! Das eine derselben liegt im Ghetto, in der Judengasse. Unten ein Kram, — ist's nicht ein Schuster? — daneben zwei Thüren im Rundbogen; darüber drei Stockwerke, — sechs Fenster in der Reihe, aber alle ver-

schlossen, — die Mauern mit Schiefer belegt; die Mansarde nur niedrig, in stumpfem Winkel sich erhebend; im Erdgeschosse die Balkenenden zu grotesken Köpfen ausgeschnitzt. Aus diesem schlechten Judenhause auf dem Ghetto ging die Finanzmacht des Hauses Rothschild hervor.

Und das andere Haus, es liegt am Hirschgraben Nr. 23; es hat neben der Thür je drei vergitterte rundbogige Fenster, zwei Stockwerke, darüber den Giebel mit zwei niedrigeren Mansarden; starke Brandmauern fassen dasselbe hüben und drüben ein. Ein ächtes, tüchtiges Bürgerhaus. Wir hören die Worte seines großen Bewohners, der freilich hier nur die ersten Kindes- und Jünglingsjahre verlebte: „Eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war der untere weite Hausflur der liebste Raum, welche neben der Thür ein großes, hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen „Vogelbauer", mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein „Geräms". Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat, die Nachbaren besprachen sich von daher mit einander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. Die Hinterseite des Hauses hatte, besonders aus dem oberen Stocke, eine sehr angenehme Aussicht über eine fast unübersehbare Fläche von Nachbarsgärten, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war bei Verwandlung der sonst hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgärten unser Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecken zu lagen, sehr verkürzt worden, indem die Häuser vom Roßmarkte her weitläuftige Hintergebäude und große Gärten sich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unseres Hofes von diesen so nahegelegenen Paradiesen ausgeschlossen sahen. Im zweiten

Stocke befand sich ein Zimmer, welches man das „Gartenzimmer“ nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor den Fenstern den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt.“

Mit diesen Worten Wolfgang Goethe's schließen wir das Kapitel von der Geschichte des deutschen Bürgerhauses. Freilich hat unsere Darstellung nur einzelne Streiflichter auf den großen und merkwürdigen Gegenstand zu werfen vermocht. —

Wir wenden uns jetzt den Rathhäusern Deutschlands zu. Natürlich haben dieselben in Bezug auf den Styl sämmtliche Wandlungen mit durchgemacht, welche wir am bürgerlichen Hause betrachtet haben. Lebendig steht es wieder vor mir, das Rathhaus zu Rostock, von dessen gothischer Herrlichkeit freilich nur noch ein Theil der mit sieben Thürmen geschmückten Zinnen zu schauen ist, verdeckt und verbaut von einem schweren Roccocogebäude, dessen Säulenhalle, dessen großes „Horologium“ sich zwar stattlich genug ausnehmen, uns aber für die verschwundene Façade nicht entschädigen können. Zu Stralsund aber ist Gott Lob! noch ein Rathhausbau aus der Ehrenzeit der Hansa erhalten, so schön und großartig, wie ihn die Erinnerungen aus den großen Zeiten der Hansa erfordern. Und daß wir Bilder aus dem Süden des Vaterlandes dem entgegensetzen: wie anheimelnd gegenüber den stolzen, strengen, gothischen Bauten an der See dies spätgothische Rathhaus zu Heilbronn in Schwaben mitten im Lande trotz seiner Reminiscenzen an den streitbaren Götz und sein barsches, von Goethe nur angedeutetes Wort! Eine große, von Säulen gestützte Freitreppe führt zu dem ersten Stockwerke empor; Figuren und Kandelaber schmücken dieselbe. In der Mitte aber des hohen, an den Seiten abgeschrägten Daches erhebt sich der niedliche Erker mit der Stadtuhr; ein Dachreiter krönt das ganze, ungemein freundliche Gebäude. Auch das schwäbische Land jenseits des Rheins, das alamannische Elsaß, ist an solchen Gebäuden noch sehr reich.

Wir gedenken der „Metzig", des Rathhauses in Molsheim. Auch hier die prächtige Mitteltreppe, doppelwangig nach oben zulaufend; dazu die köstlichen Balkone mit dem spätgothischen Maßwerk rechts und links und in der Mitte über der Treppe der wettergebräunte Thurm mit breitem Helme, mit Uhrwerk und Glöcklein! Zu beiden Seiten des Daches sind grauenhafte Drachenköpfe angebracht, um das Regenwasser abzuführen; — es ist ein Kabinetsstück kleiner, reichsstädtischer Architektur! Wir gedenken des Rathhauses zu Ober-Ehnheim, eines schmucken, modernen Baues, an welchen sich ein altersgrauer Geselle, ein Thurm mit prächtiger, gothischer Galerie und einer kirchthurmartig gebauten Spitze, anlehnt, oben aber kein Kreuz, sondern nur den Wetterhahn tragend. Im 16. aber und 17. Jahrhunderte sanken diese gothischen Rathhäuser an den meisten Orten vor der neuen Herrlichkeit der Renaissance in Trümmer. So auch zu Nürnberg. Das älteste Rathhaus hierselbst hatte sich auf der Stelle des jetzigen Harsdörffer'schen Hauses erhoben. Später, als der Bau eines neuen Rathhauses zur Nothwendigkeit geworden war, kaufte der Rath das dem Kloster Heilsbronn gehörige Haus am Salzmarkte, und der Stadtbaumeister Philipp Groß baute dasselbe von 1322 bis 1340 um. Trotz aller Erweiterungen genügte dies und das danebenliegende „Steuer- (Ungeld-) Haus" lange nicht mehr; am 10. Juni 1616 ward der Grundstein zu dem neuen Rathhause mit seiner stattlichen Front gelegt. Eucharius Holzschuher hatte den schönen Plan entworfen, welcher leider nur an einer Seite des Gebäudes, der östlichen, zu voller Durchführung gelangt ist. Des Baues herrlichste Zierde ist sein großer Saal mit der prächtig gewölbten Decke von Hans Behaim, von welcher die mächtigen Lüstres herniederhängen. Herrlich ist die Wirkung des Lichtes, das voll und goldig durch die Malereien dieser hohen Fenster bricht, welche die Seitenwände des langgestreckten Saales einnehmen. Gegenüber der großen Fensterwand grüßen uns die beiden großen Dürer'schen Gemälde: „Das Gericht über die

Verleumdung", nach dem Berichte Lucians einem Gemälde des Apelles nachgebildet, und der „Triumphzug Kaiser Maximilians." Die Portraits des Saales zeigen uns die Helden des 17. und 18. Jahrhunderts. Im kleinen Saale aber, im zweiten Stocke, begegnen wir schlichterem Heldenthume, nicht den Piccolomini und den großen schwedischen Königen aus dem Hause Zweibrücken, sondern den Wohlthätern der Stadt. Es ist eine seltsam ergreifende, historische Luft, die uns hier entgegenweht. Wir stehen im oberen Korridore: die Decke trägt in Stukko die Darstellung des im Jahre 1446 auf der „Rosenwiese" gehaltenen Gesellenstechens, welches das Beilager Kunigunden Baumgärtners und Wilhelm Löffelholzens verherrlichte und prächtig war über die Maßen. Wir stehen im Rathhaushofe: aus den Drachenköpfen des Säulenkapitäls strömt leise rauschend das Wasser in die Schale herab, und oben der Knabe hält Nürnbergs ruhmvolles Banner: wie träumt es sich da so schön von alten, glanzvollen Tagen!

Das Augsburger Rathhaus ist ein Werk der blühendsten Spätrenaissance und ist von Elias Holl in den Jahren 1614 bis 1620 mit einer wahrhaft erstaunlichen Schnelligkeit geschaffen worden. Weltberühmt ist sein „goldener Saal" mit den Fresken des Matthias Kager, welcher auch das „jüngste Gericht" für das Rathszimmer gefertigt hat. Diese Vorliebe für grandiose Fresken ist vielleicht der hervorstechendste Zug in der künstlerischen Eigenart der Augsburger; noch heut bilden, wie Riehl mit Recht sagt, diese Gemälde an Häusern und Thürmen eine Fibel zur Augsburger Geschichte, und fürwahr! die letztere studirt sich besser aus ihnen als aus den alten, verstaubten und steifleinenen Chroniken!

Wir sind bisher dem Triumphzuge der Renaissance nur im Süden des Vaterlandes gefolgt; sie hat ihre hohe künstlerische Macht und ihren vollen bestrickenden Reiz aber auch bei uns im Norden entfaltet. Wir eilen weit hinweg aus den Gauen Schwabens, — hin über Berg und Thal und über

die norddeutsche Tiefebene, hin nach dem seegewaltigen Danzig, dem „Venedig Deutschlands", wie man es wohl genannt hat. Auch hier tritt der volle Glanz und der verschwenderische Reichthum deutscher Renaissance uns entgegen. Schlanke, statuentragende Eckſäulen z. B. schmücken die charaktervolle Front des Altstädter Rathhauses; die zwischen ihnen statt einer Zinnenkrönung hinlaufende Galerie verleiht dem Ganzen etwas überaus Gefälliges. In der Mitte des Daches erhebt sich die prächtige Mansarde, und überaus graziös steigt über ihr der schlanke, vielfach verzierte und durchbrochene Roccocothurm auf. Der zierliche Bau stammt aus dem Jahre 1587. Viel großartiger, burgähnlicher ist das berühmte rechtsstädtische Rathhaus, welches zu Anfang des 14. Jahrhunderts begonnen, aber erst 1561 vollendet worden ist. „Das hohe graue Gemäuer", sagt Rudolf Genée, „mit dem ungemein reizenden, schlanken Thurm giebt der Gruppirung des eleganten Platzes einen so prächtigen Mittelpunkt, daß das Ganze eins der reizendsten Gemälde aus altdeutschen Städten bildet." Obwohl die breite, der Langgasse zugekehrte Seite die Hauptfront des Gebäudes ist, so ist dieselbe doch keineswegs der schönere Theil derselben. Nein, das ist die schmale, sehr hohe, dem Markte zugewandte Flanke, welcher das gothische Blendensystem mit den zwei durchbrochenen Thürmchen einen überaus malerischen Abschluß giebt. Hoch und frei steigt als glänzendste Zierde des Rathhauses der Thurm aus seiner Mitte empor, ein Bauwerk von höchster Anmuth, „ein ewiger Jüngling, der bereits seine drei Jahrhunderte ohne Einbuße seiner Schönheit überdauert hat." Dort oben auf seiner Spitze dreht sich als Wetterfahne „der geharnischte Ritter".

Mit nicht minderem Interesse als diese beiden Rathhäuser betrachten wir die überaus reiche Façade des „Zeughauses" in der Jopengasse mit den beiden achteckigen Thürmen, den sehr reichen, ausgeschweiften, ausgeschnittenen Erkern, ihren Thürmchen, Pyramiden und Sonnen. Merkwürdiger Weise steht vor

dem Hause in der Mitte ein baldachinüberdeckter Brunnen. Das Ganze hat freilich einen etwas chinesischen Anstrich und weist uns auf die weiten Seefahrten der Danziger hin; es ist ein Bau von 1605. Außerordentlich schön aber, ein wahres Meisterwerk der Renaissance, ist das alte, reichgeschmückte Steffens'sche Privathaus auf dem Langenmarkte, an welchem die antike Mythologie in üppigster Fülle angebracht ist, — ist ferner das hochberühmte „Englische Haus", das erste Hotel der Stadt, einst die Niederlage der englischen Tuchhändler, mit seiner, ernsten, fast strengen Architektur. Doch die Linde, welche den Beischlag des „Englischen Hauses" beschattet, mildert den feierlich ernsten Charakter des Bauwerks, — wenn's nicht schon dessen Bestimmung thäte! Und wie ganz eigenthümlich wirkt das „Frauenthor" auf der Motlau-Seite! Ein buntes, regelloses Durcheinander von Mauern, Thürmchen, Giebeln und Erkern steht vor uns, ein Mittelding zwischen Haus und Thurm, zum Theil in tiefgebräunter Backstein-Architektur! Nimmer studirt man in dieser wunderbaren Stadt des Nordens unsere bürgerliche Baukunst aus! Doch dürfen wir Danzig verlassen, ohne unsere Leser in den Artushof geführt zu haben? Nein, das geht gewiß nicht an! Doch vorher ein kurzes Wort über die Artusgesellschaften! Ein alter Vers sagt uns:

„Ein König war in Engellandt,
Arturus oder Artus genannt,
Ein gar weidlich tapferer Held,
All' seine Feind hatt' er gefällt.
Sein Tugend ist in manchem Land,
Auch an der Ostsee wohl bekannt.
Die Höf' und Gärten er fundirt,
Drin' es gar ehrbar gehalten wird,
Da ist kein Zank, noch Hauen, Stechen;
Mit Frieden thut ein Jeder zechen;"

und der alte Chronist Curicke fügt diesem Verse hinzu: „Ob nun zwar in diesem Hof das Danziger Bier geschonken und

von Fremden sowoll als Bürgern die meiste Zeit des Jahres zu gewissen Stunden des Tages getrunken wird und also die Bürgerschaft und andere ehrliche Leute ihre Zusammenkunft daselbst halten, so ist gleichwohl dieser Hoff nicht bloß ein Sauff- und Zechhaus, sondern es wird daselbst auch von den Schöppen Gericht gehalten. Zudem so gebrauchen sich die Kauffleute des Hoffes als einer Börse und stellen ihre Handelsgeschäfte sowohl in dem Hoffe als vor demselben fort." Ursprünglich waren die Artusgesellschaften, die bis in die höfische Zeit zurückgehen mögen; wohl Turniergesellschaften gewesen; so scheint auch Professor Hirsch sie aufzufassen; wir erfahren von ihm, daß ihre Genossen zu Fastnacht „nach der Tafelrunde" geritten seien, also wohl ein „Stechen" angestellt haben. Auch Luftspringer und andere fahrende Leute traten zum Vergnügen der Brüder vor denselben auf. So schreibt einmal der Chronist Weinreich: „Item, im selben Winter vor Fastelabendt spilte ein Junker zu Dantzke auf dem König Artushofe im follen Harnisch bei Obendts Zeiten; vor dem Ratstuhl sprang er den „Mordsprung" bei Lichte von einer Tafelen und hatte zwei Degen auf seiner Kelen. Ein Holander, der ihm zusah, der beschweinete (swooned, fiel in Ohnmacht)." Die Zucht auf den Artushöfen war im Ganzen eine sehr löbliche. Es heißt darüber: „Wenn man Gäste bittet, so mag man ihnen zweierlei Getränke und Speisen geben, aber nie mehr." Mit Ernst sahen die sechs Bänke, welche hier bestanden, die Reinolds-, Christofer- oder Lübische, die Drei Königen-, Marien-, Holländische- und Schippen-Bank darauf, daß keiner der Genossen des Guten zu viel that. Nun ist der Artus-Hof die Börse der Danziger Kaufleute. Doch wir haben uns bereits allzusehr von dem Gebiete der Architektur entfernt; betrachten wir nun diesen Sitz alter Fröhlichkeit etwas eingehender!

Von der breiten Steintreppe und dem „Beischlage", d. h. dem eingegitterten, erhöhten Raume vor der Baulichkeit, gelangen wir durch das Renaissanceportal sogleich in die alte,

geräumige, von einem herrlichen Sterngewölbe überdeckte und von vier Granitsäulen getragene Halle des Artushofes. In wunderſamer Miſchung ſtehen nun die heterogenſten Dinge vor uns, Heiliges und Profanes, Würdiges und Burlesques, Schönes und Fratzenhaftes! — Dort das große Bild iſt das „Jüngſte Gericht", von Anton Möller, einem Danziger Künſtler, 1602 gemalt; hier erblicken wir den „Orpheus unter den Thieren" von Fredemann de Vries, dort den „Kampf der Horatier und Curiatier" von Andreas Stach; dort gewahren wir „die Verwandlung des Aktäon in einen Hirſch", und ſiehe! der vorwitzige Belauſcher weiblicher Schönheit, er trägt ein veritables Hirſchgeweih, das aus dem Bilde hervorragt! Eine mehr als ſonderbare Spielerei! Bemerkenswerth, doch unſerm Gefühle hier keineswegs ſympathiſch, — wir haſſen nun einmal polniſche Reminiſcenzen im deutſchen Ordenslande, — iſt das Standbild König Auguſts III. von Polen, ein Werk des Danziger Bildhauers Meißner. Achten wir vielmehr hier auf die Statue des großen Chriſtof, hier auf das edle Haimonskind Reinold, welches den Kopf des ſchlimmen Karlmann auf ſeinen Speer aufgeſteckt hat! Hier ſtand einſt die Chriſtofer-, die Reinolds-Bank! Dort hängt eine alte Fahne herab; hier ſind Modelle der alten hanſeatiſchen Kriegsſchiffe angebracht: ſollten da nicht, wenngleich der Artushof zu Danzig ſeine heutige Einrichtung erſt im Jahre 1552 erhalten haben mag, großartige Erinnerungen aus der gewaltigen Geſchichte dieſes hanſiſchen Gemeinweſens in uns erwachen? — Ja, hier ſteht er im Geiſte vor uns, der „harte Seevogel" Paul Beneke von Danzig, wie er mit ſeinem „Peter von Danzig" den „Johannes von Newcaſtle", die „Madelene von Dieppe" und den „Schwan von Caen" kapert, wie er den Engländern auf den Ferſen ſitzt und kühn den Kampf mit großen „welſchen Galleyen" aufnimmt! Zwar iſt ſeine Mannſchaft verzagt, aber mit anfeuerndem Worte bringt er die geſunkene Hoffnung auf Sieg zurück: „Och, Geſellen", ſo ruft er, „wat do wi nu? Wat

will hiruth werden? Wo willen unde konnen wie dat verandworden? — Sallen die welschen Hunde uns nachrufen: „So soll man die Deutschen wie Hunde jagen?“ — Eher sterben! Auf zum Kampfe!“ Da folgt ihm willig auch sein Volk zum Angriffe. Damals, anno 1473, so erzählt die Sage, hat der wackere Held der Hansa aus dem englisch-spanischen Kriege auch jenes herrliche Gemälde, das „jüngste Gericht“, heimgebracht, welches die größte Zierde des hehren Gotteshauses zu St. Marien geworden ist. Hat auch die Kritik diese alte Ueberlieferung nunmehr zerstört, haben wir auch im „jüngsten Gerichte“ eine Schöpfung unseres deutschen Malers Memling erkannt: St. Marien, der Artushof und Paul Beneke, sie gehören doch zusammen; sie bilden die gerechten Ursachen von Danzigs althansischem Stolze. —

Und nun, nachdem Danzigs Kleinodien, Rathhaus und Artushof, uns beschäftigt haben, nur noch eine Architektur bürgerlichen Gepräges! Auf in das Land des Haimonskindes St. Reinold, in's Land Westfalen zur Stadt Münster! Dort steht ein Rathhaus, so schön, daß keins in allen deutschen Gauen an Kunstwerth sich mit ihm messen kann, selbst das Kölner nicht! Unten eine Bogenhalle auf fünf gedrungenen Säulen, massig und fest, ein rechtes Bild westfälischen Volksthumes; darüber breite, gothische Fenster, gleichfalls vier an der Zahl mit herrlichem Maßwerke, durch Statuen unter Baldachinen getrennt, und dann der wundervolle Stufengiebel mit gothischem Gitterwerk, mit schlanken und feinen Thürmchen, von denen die vier obersten anmuthig in Engelfiguren auslaufen: es ist eine Schöpfung von höchster, künstlerischer Weihe! Betreten wir dies Rathhaus, so öffnet sich uns im hinteren Theile desselben zu ebener Erde der „Friedenssaal“, ein dunkler, ächt mittelalterlicher Raum mit Getäfel und Schnitzwerk, mit Glasmalereien, alten Harnischen, kolossalen Schwertern und einem umfangreichen Kamine. An den Wänden laufen Bänke umher, auf welchem gestickte Polster noch die Plätze der Ge-

sandten während des westfälischen Friedenskongresses bezeichnen. Auch hier werden die Reminiscenzen der Geschichte uns schier wieder zur Wirklichkeit! An den Wänden hängen die Portraits der Gesandten:

„Es ist ein düstrer, feierlicher Ort!
Viel Bilder schauen aus vergilbten Mienen!
Hier Trautmannsdorf und Oxenstjerna dort,
Als ob sie selber sich zu zürnen schienen,

Daß sie in diesem Raume hier die Pracht,
Die Kraft, die Herrlichkeit des Reichs begraben
Und einen Frieden schmachvoll hier gemacht
Nach welschem Sinn mit welscher Zunge haben!" —

So düster klingen die geschichtlichen Erinnerungen aus, welche sich uns an jene „bürgerlichen Bauten" angeschlossen haben, die wir uns zu bezeichnenden Repräsentanten der städtischen Architektur erwählt hatten. Auch die Herrlichkeit des deutschen Bürgerthums ward zu Münster in den Staub getreten und sollte nach der Absicht der vielen, hier versammelten Diplomaten begraben bleiben für alle Zeit! Gott Lob! Das ist nicht geschehen! Noch war der edle Theil der Nation, welcher einst die von uns durchwanderten Bauten aufgeführt hatte, nicht grabesreif, so herabgewürdigt er auch war! Großes hatte er geleistet; noch größere Aufgaben harrten der Lösung durch ihn. Doch wir müssen von der Kunstgeschichte uns den inzwischen eingetretenen großen Weltereignissen zuwenden!

XIX.

Hansisches Leben daheim und in der Fremde.

Der letzte Blick, welchen wir auf die Geschichte des Hansabundes gethan hatten, zeigte uns das Festgepränge des Friedens zu Stralsund. Auf jene große Zeit folgte indessen mehr als ein Jahrhundert wirrer, wilder Fehden, welche, so glücklich sie zum Theil auch von den Städten geführt wurden, doch niemals wieder solchen Glanz über die Seestädte breiteten, wie es das Jahr 1370 gethan hatte. Eine Darstellung dieser Kämpfe der Hansa liegt uns für diesmal fern; sie würde uns das deutsche Bürgerthum in keinem neuen Lichte zeigen, sondern nur jene Züge eiserner Eigenart vermehren, welche wir oft genug geschildert haben. Wir begnügen uns demnach, die Resultate dieser höchst verwickelten, unabsehbaren Fehden mit dem einen Worte anzugeben: das hansische Bürgerthum bewahrte sich bis zum Anbruche der neuen Zeit im Großen und Ganzen die Herrschaft über die nordischen Meere und die leitende Stellung in der Politik der skandinavischen Reiche. —

Es ist ein überreich bewegtes, von ungezähmter Kraft wahrhaft überschäumendes Leben, welches sich in dieser Zeit von 1370 bis zum Jahre 1500 innerhalb der hansischen Welt regt und rührt, ein Leben voll rauher, aber fesselnder Eigenart, die wir hier leider nur anzudeuten vermögen. Da zieht wie ein ehernes Heldenlied die Geschichte der Seeräuber, der Vitalien-

brüder und der Likendeeler, an uns vorüber; wir vernehmen die Worte des alten Sanges:

„Störtebecker und Gödeke Michaels,
Die raubten Beide „zu gleichem Theil"
Zu Wasser und nicht zu Lande,
Bis daß es Gott vom Himmel verdroß,
Deß mußten sie leiden groß' Schande.",

Die Burgen der Seeräuber erstehen vor uns auf friesischem Strande, bis daß „die bunte Kuh" aus Flandern kommt, das berühmte Admiralschiff der Hansa, und „mit ihren starken Hörnern" durch die See braust. Wir sehen den kühnen Störtebecker auf dem Markte zu Hamburg unter dem scharfen Schwerte des Scharfrichters Rosenfeld endigen, und die Hansa genießt wieder eine kurze Zeit der Ruhe und der Sicherheit, bis neue Nordlandskämpfe die Koggen wieder auf die hohe See rufen!

Und wie eigenartig ist ferner auch das Leben des friedlichen Verkehrs innerhalb des von der Hansa beherrschten Gebietes! Werfen wir nur einmal einen Blick auf das Vittenlager in Schonen! Die Uferstrecke zwischen Schloß Skanoer im Norden und Schloß Falsterbode im Süden ist der Schauplatz eines überaus bunten, mittelalterlichen Kaufmanns- und Fischerlebens. Die einzelnen Stadtantheile an diesem gemeinsamen Handelsplatze sind durch Gräben von einander geschieden; Hütten, Buden und Todtenhöfe bedecken sie. Tausende von fleißigen Händen sind mit dem Einpökeln der Heringe beschäftigt; auf Frachtwagen kommt zugleich eine Fülle anderer Güter herbei, Spezereien, eingemachte Früchte, Haus- und Hofgeräth, Kleider und Rüstzeug, Lebensmittel und Weine, Meth und Bier. Anfangs August beginnt das lustige Treiben auf diesem sonst nur von Wächtern spärlich bewohnten Strande, und Ende Oktobers endigt dasselbe so plötzlich, so unvermittelt, wie es begonnen hat. Es ist Zeit zur Heimfahrt; — ein Schiff segelt nach dem andern ab, und endlich schließen die Vögte die Vitten. Ueber dem öden Orte kreisen die Möwen.

Und in den hansischen Komptoren, welche emsige Handelsthätigkeit, welch' frohe, derbe Lust, zu derb fast für uns Nachgeborene! Wir kennen den Stahlhof und St. Peter zu Naugarden bereits. Einen Blick nun noch nach Brügge! Hier wohnten unsere Landsleute nicht in einem Hofe zusammen, sondern zerstreut, wie der Zufall es fügte; dennoch hatten sie im Refektorium des Karmeliter-Klosters einen Mittelpunkt, einen gemeinsamen Versammlungsort. Hier entstand die Sonderung der Hansastädte nach den drei Drittheilen oder Quartieren des Bundes, dem wendisch-sächsischen mit Lübeck und Braunschweig, dem westfälisch-preußischen mit Köln und Danzig, sowie dem gothländisch-lievländischen Drittheil mit Wisby und Riga als Vororten. Aber schon im 15. Jahrhunderte versandete „het Zwyn", der Hafen von Brügge, und die hansischen Schiffe wendeten sich nach Antwerpen, bis das Emporblühen Hollands das dortige deutsche Komptor vernichtete. Welch' tolles Treiben ferner auf dem Kaufhause zu Bergen! Wir müssen hier noch einen Augenblick verweilen, ehe wir den weiteren Zuständen innerhalb der Hansa uns zuwenden können!

Hufeisenförmig ist die norwegische Stadt an dem Meerbusen „Bergenwaag" gelagert; ihre rechte, ältere Seite führt den Namen der „Brücke". Hier befand sich, von der Schloßseite bis zur Brückenpforte sich erstreckend, die hansische Faktorei und in ihrer unmittelbaren Nähe die Schustergasse unruhigen Angedenkens, von welcher die Brücke vielleicht den Spottnamen „Garpen-" d. i. „Läuse-Brücke" erhalten hatte. Nicht als Gäste, sondern als Herren, als Gebieter der ihnen tiefverschuldeten Bürger, saßen die Hansen hier, gewaltthätig, anmaßend, wie es heute nur Söhne Albions sind. Das zeigt am Besten folgender Vorfall. Als im Jahre 1455 der königliche Statthalter Oluf Nielsen die Deutschen durch willkürliche Zoll- und Handelsmaßregeln erzürnt hatte, empörten sich die Kaufleute und Schiffer, sie schlossen den Statthalter und die Domherren im Kloster St. Malcolm oder, wie sie's dort

heißen, in St. Munkelef, ein und verbrannten Oluf Nielsen sammt sechzig Menschen. Auch der „Overstrand", der von den Skandinaviern bewohnte Theil Bergens, war allmählich fast ganz in den Besitz der Deutschen gelangt, und jene Schuster der Stadt, ursprünglich deutsche Handwerker, welche die nordischen Könige in's Land gerufen hatten, bildeten eine Art Prätorianer für die hansischen Kaufleute.

Im Jahre 1467 brannte der Stadttheil der „Brücke" ab; er wurde prächtig wieder aufgebaut. Jetzt erhoben sich um die beiden Kirchen zu St. Martin und zu St. Marien 21 große Höfe, nach deutscher Sitte „Bremerhof", „Mantel", „Dornbusch", „Lilie" u. s. w. genannt. So bildeten unsere Landsleute eine deutsche Stadt innerhalb der nordischen. Jeder Einzelhof war von den übrigen durch feste Zäune oder Mauern geschieden; auf der Wasserseite befand sich eine weit in's Meer hinausgehende Landungsbrücke. Die Baulichkeiten der Höfe enthielten natürlich die nöthigen Wohn- und Lagerräume. Im hinteren Theile des Hofes befanden sich die festen Keller und Gewölbe, über ihnen die große „Schütting", ein Speise- und Versammlungssaal. Ein Aufseher, der Hausbonde genannt, handhabte Zucht und Ordnung über sämmtliche Bewohner des Hofes und hatte fast unumschränkte Strafgewalt über die Seinen. Alle Bewohner dieser Höfe waren unverheirathete Kaufleute; — an Entschädigung für die Freuden der Ehe fehlte es ja in keiner mittelalterlichen Stadt; — auch hatten sie sich zu zehnjährigem Aufenthalte zu Bergen verpflichtet. Wer sich verheirathete, verlor die „Kumpanei". „Ueber Nacht" durfte endlich Niemand von seinem Hofe entfernt bleiben.

Da scheint das Leben dieser 3000 Kaufleute in der norwegischen Stadt allerdings denn einen sehr einförmigen Charakter gehabt zu haben, und das lebensfrohe Kind aus einer deutschen Stadt, welches zu Bergen als „Stubenjunge" eintrat, mochte wohl mit Sehnsucht der Freiheit daheim gedenken, wo kein „Rath der Achtzehn", keine bissigen Hunde Schritt und

Tritt bewachten. Aber schon nach kurzer Zeit mochte die vereinsamte Seele verwildern, und das Herz härter werden: die jungen Kaufleute fanden nach und nach Geschmack an den tollen und rohen Späßen der deutschen Kolonie in Norwegen. Die nachfolgenden Einzelheiten sind zu wichtig für die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des 15. Jahrhunderts, als daß wir sie übergehen könnten. Die harte, rücksichtslose Natur der alten Hansen wird sich in charakteristischer Weise aus ihnen ergeben.

Vernehmen wir nur die Weise des zu Bergen üblichen „Rauchspiels!" Die älteren Bewohner des Kaufhofes zogen zu demselben unter rohem, wüstem Schreien und Johlen in die Schustergasse und füllten hier Gefäße jeder Art mit dem Kehricht der Straße an, mit Schnitzeln von altem Leder u. s. w. Narren und Masken, Bauernweiber und dgl. begleiteten den Zug, warfen einander und pritschten nach Weise des deutschen Hanswurst die Zuschauer. Nach einem solchen Umzuge gings auf das Komptor zurück. Hier wurden die Lehrlinge an einen Strick gebunden, und im Schütting bis zu einer in der Decke befindlichen Oeffnung emporgezogen, worauf die unsauberen Materialien unter ihnen entzündet wurden. Dann legte man den Gepeinigten gewisse Fragen vor, welche sie im Qualme beantworten mußten, und welche sicherlich eine große Verwandtschaft mit den „commentmäßigen Fragen" unseres alten akademischen Landsmannschaftswesens hatten. Im Swendshofe wurde bei dieser Probe einst ein Lehrling erstickt. — Nach ausgestandener „Prüfung" wurde der Aermste endlich herabgelassen, auf den Hof geführt und durch Uebergießen mit kaltem Wasser wieder zu sich gebracht. Das zweite Spiel, „Wasserspiel" genannt und an den süddeutschen „Wasservogel" erinnernd, wurde um Pfingsten gehalten; die Lehrlinge wurden hierbei nackt ausgekleidet, in's Wasser getaucht und mit Ruthen gestrichen. Als Grund dieses empörenden Unfugs gab man die alte Satzung an, man müsse sich über der Lehrlinge Geschlecht vergewissern, da kein Weib den Kaufhof bewohnen dürfe!

Auch hierbei kam es unterweilen vor, daß einem der Lehrlinge beim Heraufziehen an einem hervorstehenden Nagel der Leib aufgerissen wurde. Das dritte Spiel endlich, das „Staupenspiel", war des Komptors Frühlingsfeier und wurde wenige Tage nach dem „Wasserspiele" gehalten; dasselbe war mit vielem Gepränge ausgestattet und setzte ganz Bergen in Bewegung. Jeder Lehrling mußte sich dieser Probe zu wiederholten Malen unterwerfen. Die „Knaben" mußten sich sämmtlich Tags zuvor versammeln; dann stiegen sie in Boote, ruderten nach der nächsten Holzung und brachen dort die Maienzweige; vor Abend durften sie nicht zurückkommen. Während dieser Zeit richteten die Wirthe und Gesellen das sogenannte „Paradies" in dem „Schütting" zu. Eine Ecke des Saales war nämlich mit Teppichen behangen, auf welchen die Schilde der Höfe prangten; der von ihnen eingeschlossene Raum führte die seltsame Benennung des Paradieses; in ihm lagen die gebundenen Ruthen für die Geißelung der Aufzunehmenden bereit. Acht bis zehn der stärksten Gesellen wurden zum Peitschen ausgewählt; denn die Festeslust kam im Großen und Ganzen auf eine Züchtigung heraus.

Am nächsten Morgen versammelten sich die Bewohner des Komptors zu dem festlichen Aufzuge, welcher unter Trommelschlag nach einem außerhalb des Thores gelegenen Garten ging. Zwei jüngere Hauswirthe führten den Zug an, stattlich mit schwarzen Mänteln angethan und mit Schwertern bewaffnet; man nannte sie die „Rechenmeister", weil ihnen die Ausrichtung des Festes oblag. Neben dem Zuge liefen wieder jene vorher erwähnten Masken her; der Narr mit Pritsche und Kappe, der verkleidete Bauer und das Bauernweib, „mit Schwänzen von Ochsen und Kühen wohl verziert." Sie sprachen in Reimen mit den Zuschauern, neckten dieselben, boten ihnen Wein, bespritzten sie mit Wasser und schlugen mit der Pritsche unter sie. So toller Streiche freute sich Hoch und Niedrig unbändig. Dann ging's nach dem Komptore zurück.

Jeder Genosse trug einen Maienzweig in der Hand; jedem ward eine Spende an Wein im Hofe gereicht. Sobald man im Schütting ankam, hielt einer der ältesten Hauswirthe, d. h. der selbstständigen Kaufleute, eine Rede, welche die Lehrlinge zur Redlichkeit, zur Treue, zu Fleiß und Ordnung ermahnte. „Wer sich nicht getraut, das Spiel auszuhalten, hat auch jetzt noch Freiheit zurückzutreten!" so schloß er seine Rede. Die zagenden Lehrlinge versprachen Alles und baten nur um „gnädige Bauern". So nannte man nämlich die „Knaben", welche über die Lehrlinge die Geißeln schwingen sollten.

Um Mittag folgte sodann ein Schmaus; die Lehrlinge warteten bei demselben auf; die Schalksnarren belustigten die Tafelnden mit Possen, Reimen und Liedern. Nach dem Schmause traten zwei Personen auf; der eine stellte einen Herrn, der andere einen Diener dar; beide geriethen in Streit, dessen Ursache der Narr sein sollte, worauf der letztere in das „Paradies" gebracht und gegeißelt wurde. Den Lehrlingen trank man unterdeß scharf zu, damit sie diejenigen, welche sie züchtigten, nicht mehr erkennen könnten. Schließlich wurden sie von handfesten Gesellen über die Bank gezerrt und blutig gepeitscht. In der Nähe stand ein Gesell, welcher das Becken schlug; Trommelwirbel erstickten überdem jeden Ton des Schmerzes.

Nach vollendetem „Spiele" bat nunmehr der Narr, daß zum Flor der Handlung und des Komptors diese „gute Sitte" stets erhalten werde. Ein Abendschmaus, bei welchem die Gepeitschten aufwarteten, beschloß das Fest. Setzte sich ein Lehrling vor Schmerz oder Müdigkeit nieder, so ward er zur Ermunterung in's Wasser geworfen. —

Wir konnten nicht anders; wir mußten den Bildern feinster Gesittung aus Süddeutschland diese nordischen Rohheiten entgegensetzen, sollte unser Gemälde irgendwie auf Wahrheit Anspruch erheben können. Was wir erzählt haben, ist lange noch nicht das Schlimmste, was zu Bergen geschah.

Da die Kaufleute zum Cölibate — wenigstens für die Zeit ihres Aufenthaltes in Norwegen — verpflichtet waren, gab es eine Ueberfülle von feilen Frauen in der Stadt. Wir schweigen von ihnen. Die treuen Bundesgenossen der Hansen, die Schuster, hatten in ihren fünf Aemtern überaus wilde Lustbarkeiten. Wir führen z. B. das „Stavelspiel" an, welches darin bestand, daß ein Genoß in eine Grube gestoßen wurde. So oft er aus derselben emporzuklimmen versuchte, wurde er mit Steinen geworfen. Beim „Preckespiel", welches am Ostertage zu Nordnäs gehalten wurde, bestieg einer der deutschen Handwerker einen Baum auf St. Margarethen-Kirchhof. Von oben herab erzählte er, was die Lästerchronik von den Weibern der Stadt berichtete; — wie, — das können wir uns denken!

Diesen fast unglaublichen und doch leider so wohl verbürgten Rohheiten hansischen Lebens in der Zeit unmittelbar vor der Reformation entsprach denn daheim auch die Tracht. Dieselbe wechselte äußerst oft, besonders wenn so ein junger Geck die Märkte Flanderns und die Städte Burgunds kennen gelernt hatte. Ehrbar ward dieselbe wohl erst dann, wenn nach altem, deutschen Sprüchworte die Jahre der Verständigkeit gekommen waren! Die älteren Männer bewahrten dann aber, namentlich falls sie Rathsverwandte geworden waren, sorgsam die Wohlanständigkeit. Ihre Hauptzier, welche ihnen Niemand „nachtragen" durfte, bestand nunmehr aus der schwarzen Schaube, jenem ärmellosen Mantel, welcher mit mehr oder minder feinerem Pelzwerke gefüttert war. Natürlich war durch die Trachtenordnungen auch der Zierrath an Gold genau vorgeschrieben. Man hielt damals mit Stolz auf das Kleid, weil es in der That den Mann machte, d. h. seine bürgerliche Stellung zu erkennen gab. Und das war ein guter Zug der alten Zeit; — mochten die Kleiderordnungen noch so wenig helfen: sie gaben doch wenigstens im Prinzipe den unbeschränkten Luxus nicht frei! Bedächtige Männer schonten ihr patrizisches

Kleid. So wird erzählt, daß Herr Evert von Huddessen, Stralsunds Gesandter am Hofe König Erichs zu Nyköping, sich die besondere Gunst dieses Herrschers dadurch erworben habe, daß er, als er im Jahre 1430 mit anderen Städteboten zum Besuche des königlichen Lustgartens vor der Stadt eingeladen war, wohlgemuth durch die Pfützen dem Pferde des Königs nachging, während die anderen Gesandten verlegen zurückblieben, um ihre Kleider nicht zu beschmutzen. „Ei was stehen wir hier?“ rief Evert. „Soll die Königliche Majestät allein reiten? Meine Herren von Stralsund sind wohl reich genug, daß sie mir einen neuen Rock wiedergeben können!“ —

Die Vertretung der Stadt nach Außen hin forderte von diesen patrizischen Männern und den reichen Kaufherren, welche man in den Rath gekoren hatte, oft einen übermäßigen Aufwand, für welchen sie nicht selten den gemeinen Säckel in Anspruch nahmen. Die hansischen Gesandten legten gewöhnlich mit einer Menge von Dienern und Pferden den oft weiten und gefährlichen Weg nach ihrem Bestimmungsorte zurück. Auf den Hansatagen, den je nach Bedürfniß berufenen Versammlungen der Bundesglieder, deren Ausschreibung nunmehr von Lübeck aus erfolgte, welches sich zum unbestrittenen Vororte des Bundes emporgeschwungen hatte, ward natürlich adlig gezecht und bankettirt; auch der Spielgräve oder der Kunstpfeifer, welcher mit seinen Gesellen sich vor der Herberge des Gastes einstellte und ihn mit dem Schalle der Zinken, Pfeifen, Trompeten und Kesselpauken bewillkommnete, mußte nach Gebühr und nach dem Range der vertretenen Stadt belohnt werden. Was ging im Rathskeller und auf den Geschlechterstuben nicht d'rauf! Wohl bewirthete die einladende Stadt mit süßem Weine und Confekte; ihre Gäste aber etwa aus der Herberge auszulösen, das fiel auch ihr trotz aller Gemeinsamkeit der Interessen nicht ein! In solchen Fällen mochte denn wohl die Bürgschaft eines Freundes helfen.

Daß wir noch einen Augenblick bei den hansischen Trink-

ſtuben verweilen! Die preußiſchen Artushöfe kennen wir bereits. Weiter nach Weſten zu begegnet uns häufig die Thatſache, daß eine Zechgenoſſenſchaft aus einer kirchlichen Vereinigung hervorgegangen iſt. Vor Allem ſind hier die niederdeutſchen Kalande zu erwähnen, welche aus den religiöſen Gilden zur Unterſtützung der Vertriebenen hervorgegangen zu ſein ſcheinen, ſo wenig auch der Name bis jetzt erklärt iſt. Das aber ſteht feſt, daß die Kalandsherren urſprünglich ein kirchlicher Verein und ſpäter eine Zechgenoſſenſchaft waren. Die gleiche Veränderung ſcheint bei der berühmten Geſellſchaft der „Cirkelbrüder" zu Lübeck vor ſich gegangen zu ſein. Urſprünglich verſammelten ſich die Genoſſen mit dem Abzeichen des güldenen Cirkels in ihrer Kapelle bei St. Katharina zu Seelenmeſſen und führten den Namen der „Dreieinigkeits-Brüderſchaft"; ſpäter war der Verein eine Trinkgeſellſchaft, zu gleicher Zeit aber auch die Pflanzſchule des Rathes. Das herkömmliche Getränk unſerer Oſterlinge war nun faſt ausſchließlich das Bier. Ja, am Rheine, z. B. zu Köln, wo noch im vergangenen Jahrhunderte an gern geſehene Gäſte Silbermünzen mit der Inſchrift: Bibite cum hilaritate!*) als „Rathszeichen" zum Beſuche des Rathsweinhauſes gereicht wurden, trank man Rebenſaft, im Oſten aber nur Bier. So zu Lübeck im Rathskeller urſprünglich nur Hamburger Seebier. Um dieſes „Labſals" auch theilhaftig ſein zu können, benutzten Frauen des Patriziates anno 1479 ihre Schleierkappen; unerkannt thaten auch ſie ſich gütlich in dem ſtärkenden Tranke. Im „Emeske Hus" zu Hamburg ward auch Fürſten wohl ein Becher ſchäumenden „Eimbeckers" als erſter Willkommen dargebracht. Die Atmoſphäre dieſer Trinkgelage, ſelbſt in der vornehmeren hanſiſchen Geſellſchaft, vermögen wir uns nimmer mit voller Wahrheit zu vergegenwärtigen. Ein Blick in altdeutſche Schwänke genügt, um für immer die Einbildung einer höheren ſittlichen Reinheit der Vorfahren zu zerſtören!

*) Trinket in Fröhlichkeit!

Kriegeszüge, Handelsgewinn, ungebundene Festesfreude und zügelloser Lebensgenuß, das war's, was das Herz der Hansen daheim und in der Fremde erfreute. Es stand schlimm mit Bürgern, denen auch die offenbarsten Unsittlichkeiten nicht mehr anstößig waren. In Lübeck selbst blieben nur einige Hauptgassen ausgenommen, in welchen feile Weiber nicht wohnen durften; sonst war ihnen die ganze weite Stadt erlaubt. Ohne Scham verkehrte bei den „Amyen", wer da wollte, und fremde Gesandte mietheten sich, wie wir sehen werden, ohne Rücksicht darauf, daß sie ein Weib daheim hatten, bei ihnen ein. Wohl zog der Rath zu Lübeck von gefallenen Mädchen das „Finkengeld" ein und stellte die des Ehebruchs überwiesenen Missethäter, so Frau wie Mann, falls sie nicht zu den begüterten Klassen der Bürgerschaft gehörten, nackt an den Pranger aus; auf der anderen Seite aber durfte das Laster ohne Scheu hervortreten. Der Scherz der Zeit war in den Hansastädten, wie einzelne Reste beweisen, überaus schmutzig. Wo war's auch schließlich in Deutschland anders? Etwa im Süden? Bei Leibe nicht! Etwa an Fürstenhöfen? Was an den Hoflagern der Pommernfürsten vom Greifenstamme sich zugetragen hat, entzieht sich jeder näheren Schilderung!

Wir haben noch ein Blatt im Buche hansischer Chronik aufzuschlagen, was keineswegs ein Blatt der Ehren ist. Welch' reiches geistiges Leben fanden wir am Schlusse des Mittelalters in den oberdeutschen Reichsstädten! Und in den Bürgerschaften der Hansa? Es läßt sich nicht läugnen, der Sinn dieser Generationen von 1400 bis 1530 ist einzig und allein dem praktischen Vortheile, der dominirenden Stellung der Vaterstadt, dem klingenden Gewinne und dem rohsinnlichen Genusse zugewendet. Wohl findet sich hier und dort eine Ausnahme. Zu ihnen gehört vor allen Anderen der ehrenwerthe Dr. Heinrich Rubenow von Greifswald, der große Förderer der dortigen Universität, welcher, nachdem er zu reichem Segen der Stadt die Regierung derselben fast mit fürstlicher Machtvollkommen-

heit geführt hatte, am 31. Dezember 1462 durch feige, von seinen patrizischen Feinden gedungene Meuchelmörder erschlagen ward. Rubenow war selbst ein sehr gelehrter Jurist und darum ein großmüthiger Förderer klassischer Bildung in der Hansa-Stadt; er hinterließ der Universität Greifswald einen sehr ansehnlichen Büchervorrath. Nachdem seine Ermordung an seinen Gegnern Dietrich Lange und Klaus von der Osten gestraft worden war, trug eine versöhnende Hand diesen gelehrten Patriziern von Greifswald zum Nachruhme die Worte in die Annalen der Universität ein: „Mögen sie Alle zu ewigem Frieden ruhen, weil sie große Gönner und Erhalter der hohen Schule gewesen sind!" Sendboten der Hansa, welche gelehrte Bildung besitzen, hochgestellte Geistliche, welche den Doktorhut tragen, begegnen uns wohl ab und zu; aber grade diese wenigen Fälle bilden den besten Beweis dafür, daß man die geistigen Genüsse und die gelehrten Studien zu jener Zeit in den Hansastädten damals nur sehr gering veranschlagte.

Auch die große und edle Poesie ist in den Städten des Bundes nimmer recht daheim gewesen, wenigstens in älterer Zeit nicht. Die Thiersage freilich, dieser unübertroffene Weltspiegel, bei welchem schließlich Alles auf den Erwerb praktischer Lebensweisheit ankommt, mußte hansischem Sinne ganz besonders zusagen. Bekanntlich hat die Bearbeitung des Reineke Voß von Nikolaus Baumann im Jahre 1498 zu Lübeck das Licht der Welt erblickt. Völlig dem Kreise hansischen Handwerksburschenwitzes scheint der „Till Eulenspiegel" in seiner jüngsten Form anzugehören. Mag's einen Till zu Möllen unweit Lübeck gegeben haben, wie denn auf dessen angeblichem Grabe eine Linde stand, in welche die reisenden Handwerksburschen zum Wahrzeichen einen Nagel einzuschlagen pflegten: die Streiche Eulenspiegels selbst sind viel älter, der Name ist ein symbolischer, denn „die Eule, die in den Spiegel sieht", bemerkt nach dem Sprüchworte des Volkes „ihre Fehler nicht", und die Schwänke des Buches bilden, da sie unmittelbar aus dem

Volksgeiſte hervorgegangen ſind, das beſte Beiſpiel für den in Niederdeutſchland damals herrſchenden literariſchen Geſchmack. Grad' weil der Eulenſpiegel nicht gemacht und nicht erfunden iſt, grade darum ſeine unverwüſtliche Dauer und ſeine außerordentliche Beliebtheit in den ehemals wendiſchen Landen! Ein jeder Schelm der alten Zeit mochte Selbſterlebtes, Selbſterfahrenes in den Schwänken wiederfinden, und das groteske, oft ſehr ſchmutzige Beiwerk, nun das — amüſirte ungemein! —

Wir haben ein Bild hanſiſchen Lebens daheim und in der Fremde zu entrollen verſucht; dasſelbe hat uns gezeigt, wie reichbewegt trotz aller Rohheit die Thätigkeit des Bürgers in den norddeutſchen Städten war, kurz bevor die neue Zeit anbrach. Noch ſchlummerten viele Kräfte im Schooße dieſer großen, ehrenreichen Gemeinden. Wer aber tiefer ſah, der mußte ſchon damals erkennen, daß dieſe ungeweckten Kräfte nur erſtehen würden, um die letzten Kämpfe des großen Bundes auszufechten. Der Machtbeſtand der Städtevereinigung, welche nach Innen noch ſolch' reiches Leben entfaltete, war nach Außen bereits tief erſchüttert, wenngleich die Herrſchaft über die nordiſchen Meere ſich noch in der Hand der Hanſen befand. Wo waren auf den Hanſatagen die Sendboten von Amſterdam, Delft, Leyden, Harlem? Dieſe reichen Städte, die Weſterlinge, waren bereits aus dem Bunde ausgeſchieden; ja, ihre Galeeren waren bereits auf offener See den Kriegskoggen der Oſterlinge feindlich gegenübergetreten. Mit den Livländern im Oſten beſtand zwar noch die alte, getreue Freundſchaft; aber die Verbindungen mit Preußen waren ſtark gelockert; ſeit der Tannenberger Schlacht erſchienen die Abgeordneten vieler Städte gar nicht mehr; die alten deutſchen Gemeinweſen waren den Fängen des polniſchen Adlers erlegen, und das alte freundliche Verhältniß zu den Reſten des Ritterſtaates war erkaltet. Die Binnenſtädte waren faſt ſämmtlich der fürſtlichen Macht bereits erlegen oder ſtanden noch im Kampfe mit ihr, ſo daß ſie übergenug mit ſich ſelbſt zu thun hatten. Demnach beruhte die

Macht der Hansa fast einzig noch auf Lübeck, Hamburg und den großen wendischen Städten Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswald. Die Niederlagen und Komptore London, Brügge-Antwerpen, Nowgorod kämpften um ihre Existenz; nur Bergen blühte noch und erfreute sich verhältnißmäßiger Sicherheit. Zu allen diesen Thatsachen, ferner zur Stiftung des Herzogthums Neu-Burgund, welches die Westerlinge in sich aufgenommen hatte, zur Befreiung Rußlands vom Mongolenjoche, welches die Macht des Bundes in der Ostsee gefährdete, zur Erstarkung der skandinavischen Union, deren Kronen nun nicht länger mehr „das Spielzeug" der Hansen sein sollten, kamen als letzte entscheidende Momente noch die Entdeckungsreisen der Portugiesen und der Spanier, kam das Emporblühen Englands nach Beendigung der Kriege der beiden Rosen.

Es war kein Zweifel; die Macht des Bundes war nur noch eine scheinbare. Aber das deutsche Bürgerthum sollte von seiner Macht über Länder und Meere nicht zurücktreten, ohne noch einmal die heldenmüthigsten Anstrengungen zur Wiedererlangung der faktisch bereits verlorenen, über Kronen und Reiche gebietenden Stellung gemacht zu haben. Außerdem hatte sich dasselbe zuvor noch in jenem Kampfe der Geister zu entscheiden, dessen Nahen die Erleuchteten der Nation längst verspürt und geweissagt hatten.

XX.

Das deutsche Bürgerthum und die Reformation.

Das prophetische Wort, mit welchem D. Geiler im Straßburger Münster auf die Nothwendigkeit und das gewisse Eintreten einer Reformation in kirchlichen Dingen hingewiesen hatte, war erfüllt worden: das gottgesendete Werkzeug der Erneuerung des religiösen Lebens der Nation war dem deutschen Volke geschenkt worden. Begeistert und flammend trotz alles noch nicht überwundenen Zagens hatte sich Luthers Heldenkraft erhoben; das große, in seinen Folgen unübersehbare Werk war angefangen; die neue Zeit hatte begonnen!

Wie verhielt sich das Bürgerthum den kirchlichen Neuerungen gegenüber? — Es steht ohne Zweifel fest, daß die Schäden der alten Kirche in den Städten am offensten zu Tage traten, daß sie in bürgerlichen Kreisen am lebhaftesten empfunden und am aufrichtigsten beklagt wurden. Wir können an diesem Orte auf die Gebrechen der Geistlichkeit und die wahrhaft erstaunliche Herabwürdigung der gottesdienstlichen Formen nicht näher eingehen; nur einige der schreiendsten Uebelstände seien hier erwähnt. Wir besitzen von einem Stralsunder Bürgermeister Franz Wessel eine Schilderung des Gottesdienstes unmittelbar vor der Kirchenverbesserung. Welch' wahrhaft erschreckendes Bild der geistlichen Dinge tritt uns aus dieser Schrift entgegen! Wir hören von nächtlichen Messen, „die fast zur Begünstigung der Unzucht jugendlicher Kleriker gehalten

zu sein scheinen"; wir sehen zu den heiligen Zeiten Spiele von fast unsagbarem Inhalte in den Kirchen dargestellt. Nicht allein rohe, plumpe Mummereien in der Christnacht und allerlei Zauberſegen am Palmſonntage: nein, ſelbſt am Charfreitage wurden die Leiden des Erlöſers in einer ſo cyniſchen Weiſe ausgemalt, daß die Frauen davonliefen. Die Prediger deklamirten allerlei Eulenſpiegeleien gleich den Pickelhäringen; ſie trugen Zoten von beiſpielloſer Gemeinheit öffentlich vor, labten ſich auch wohl auf der Kanzel verſtohlener Weiſe mit einem Trunke. Die fleiſchlichen Gebrechen des Klerus hatten eine Höhe erreicht, die kaum mehr zu überſchreiten war; an ein Verbergen derſelben dachte Niemand mehr. Der Rath war ſchon zufrieden, wenn er ſeine Geiſtlichen nicht am hellen, lichten Tage in den Frauenhäuſern verkehren ſah; mochten ſie zur Nachtzeit ſchwelgen, wo und wie viel ſie wollten! Das Schnödeſte indeſſen blieb doch ſtets die freche Ausbeutung des Volkes durch die Ablaßhändler; hiergegen mußte ſchließlich der Groll des Volkes, vor Allem die Empörung des deutſchen Bürgerthumes, gewaffnet und unverſöhnlich ſich erheben.

Wir können unmöglich den Gang der Ereigniſſe in den einzelnen Städten Deutſchlands ſchildern; wir ſtellen daher den Verlauf der Reformation in den deutſchen Bürgerſchaften an einigen Beiſpielen und zwar zunächſt an dem der Stadt Hamburg dar.

Auch nach der Elbſtadt waren die Theſen Luthers gegen den Ablaß mit Blitzesſchnelligkeit gelangt. Sie fanden auch hier den ungetheilteſten Beifall. Der Domdechant Albert Cranz bekam das fliegende Blatt noch auf dem Sterbebette zu Geſicht; mit tiefem Bedauern ſagte der rechtſchaffene und wohlgeſinnte Mann: „Du haſt wohl Recht, lieber Bruder Martinus, wirſt aber nichts ausrichten. Gehe in deine Zelle und bete das Miserere!" — Ein anderer Geiſtlicher zu Hamburg, Herr Ordo Stemmel von St. Katharinen, aber dachte weniger verzagt; er predigte gegen den Ablaß und ob-

wohl der Rath der Stadt den Neuerungen keineswegs sich hold erwies, traten die Wirkungen der neuen Lehren sehr bald zu Tage.

Erfreulicher Weise äußerten sich dieselben hier in der bedächtigen, niedersächsischen Bürgerschaft keineswegs in jener tumultarischen Weise, welche der guten Sache der Reformation leider so vielen Abbruch gethan hat. Zu Anfang Septembers 1522 traten die Oberen der vier Kirchspiele Hamburgs mit den Olderleuten der Aemter (Gewerke) zusammen und gelobten sich gegenseitig Schutz, Trost und Hülfe gegen die Feinde des lauteren Wortes Gottes, gelobten auch, die Schule zu St. Nikolai in gehörige Richtigkeit zu bringen und die Aufbesserung der Unterweisung der Jugend nach allen Kräften zu begünstigen. Damit die den Armen und Kranken gespendeten Wohlthaten und aufgerichteten Stiftungen nimmer abhanden kämen, legten die Vorsteher des „Pockenhauses" ein Buch an, in welches sie die kirchlichen Legate eintrugen; — man sieht, es regte sich ein neues Leben in der Bürgerschaft!

Da, im Jahre 1523, kam ein Minorit aus Rostock, Stephan Kempen, nach Hamburg, welcher im eigentlichsten Sinne der Reformator der Stadt werden sollte. Zu nur vorübergehendem Aufenthalte bei den Brüdern des Marien-Magdalenenklosters weilend, betrat er einmal die Kanzel desselben und predigte den neuen Weg zur Rechtfertigung vor Gott und zum Frieden des Gewissens mit solcher Kraft und Eindringlichkeit, daß die Bürger von Hamburg ihn baten, ihr Seelsorger zu bleiben. Stephan Kempen ließ sich gern bereit finden, die Verkündigung der wieder entdeckten apostolischen Wahrheit an Alster und Elbe zu übernehmen.

Der neugläubige Geistliche stand noch ziemlich vereinzelt da; ja, es fehlte ihm an Feindschaft nicht. Ein Renegat, der Pastor Joachim Fischbeck von St. Katharinen und der Kanonikus Johann Engelin vom Dome waren Kempens heftige Widersacher. Auch sein alter Lehrer, der von Rostock nach

Hamburg berufene D. Möller, nahm gegen den ehemaligen Schüler Partei, welcher erst im Jahre 1526 an einem Amtsgenossen, Johann Zegenhagen, eine zuverlässige Stütze fand.

Der Rath war indessen vorläufig noch sehr wenig gewillt, der neuen Lehre Thür und Thor zu öffnen; ja, er ließ sehr bald dem Pastor Zegenhagen die Weisung zukommen, aus der Stadt zu weichen; Pferde und Wagen stünden zu seinem Abzuge bereit. Jetzt aber ergriff die Bürgerschaft für ihre Geistlichen Partei. Im Lectionarium zu Marien-Magdalenen sammelten sich am folgenden Sonntage nach der Predigt gegen 400 Bürger; sie erwählten vier Sprecher aus ihrer Mitte, Joachim von der Fechte aus dem Kirchspiele St. Nikolai, Harmen Soltau aus St. Petri, Hans von Bargen aus St. Jakobi und Hinrik Davorde aus St. Katharinen, welche sich zu dem wortführenden Bürgermeister Dietrich Hohusen begaben und diesen ersuchten, am nächsten Tage den Rath zu versammeln, damit die Bürgerschaft ihre Sache bei demselben vorzubringen vermöchte. So erschienen dann am andern Morgen um 7 Uhr in der Frühe bei 2000 Bürger im Klostersaale von St. Marien-Magdalenen, welche einen Ausschuß von 40 Männern erwählten, um über des Pastors Angelegenheit mit dem Rathe zu verhandeln. Der letztere warf ihnen ein, der Prädikant Zegenhagen sei „ein verlaufener Mönch", ein Schmiedeknecht und aller Orten geächtet; er dürfe eigentlich nicht die Kanzeln der Stadt besteigen; um jedoch Unruhen zu vermeiden, zeigte sich der bedächtige Rath bei den weiteren Verhandlungen überaus nachgiebig und verstattete dem Verwiesenen wiederum die freie Predigt.

Merkwürdiger Weise waren es finanzielle Verhältnisse, welche zu Hamburg den Lauf der Dinge weiter führten. Die Bürgerschaft beklagte sich mit Recht über das ungenutzte Gut der todten Hand, welches das Hamburger Domkapitel in so reichem Maße besaß; sie beschwerte sich durch ihren Sprecher Hinrik Schauborch über den in ihrer Mitte allerdings vor-

handenen Geldmangel, welcher allein aus jener Ansammlung von Kapital bei den geistlichen Herren zu erklären sei. Es ist das alte, im Mittelalter stets wiederkehrende Lied „von der Pfaffen Grietigkeit und vermaledeitem Banne". Die Forderungen Schauborchs waren indessen in der That sehr weitgehende. Das Domkapitel sollte 6000 Mark Lübisch erlegen und die den Pfarrkirchen seit etwa 20 Jahren mit Unrecht abgenommenen 8000 Mark zurückzahlen; alle geistlichen Brüderschaften sollten dem gemeinen Gute, d. h. der Stadtkasse, Beitrag leisten, die Klöster innerhalb und außerhalb der Stadt die Einkünfte eines Jahres beisteuern und in Zukunft Schoß entrichten. Die schwarzen Mönche sollten die Stadt für immer meiden. Endlich forderten die Bürger das Recht der freien Wahl ihrer Geistlichen und erklärten dem Rathe, sie würden, falls man ihnen entgegen wäre, ihr Recht mit Gut und Blut vertheidigen.

Der Rath war indessen entweder in seiner altgläubigen Ueberzeugung so fest gegründet oder zum Mindesten so vorsichtig, diese Forderungen nicht zuzugestehen. Bald fanden sich noch andere Differenzen. Die Gemeinde von St. Nikolai hatte längst die Berufung des Doktor Pommeranus, Johann von Bugenhagen, in eine ihrer vakanten Pfarrstellen gewünscht. Der treffliche Mann schickte sich bereits an, dem Rufe zu folgen; da kamen ihm Briefe des Rathes von Hamburg, welche ihm riethen, er möge nicht reisen; die Gemeinde hätte sein Kommen keineswegs mit Einhelligkeit gewünscht; auch gäbe es mancherlei Dinge an ihm auszustellen, vor Allem die Thatsache, „dat he eene echte Fruwe hätte." Ueber die Verletzung des Cölibats vermochten sich die Herren vom Rathe noch nicht hinwegzusetzen. Die fast durchweg evangelische Gemeinde von St. Nikolai wählte nun zwar an Bugenhagens Stelle Herrn Johann Zegenhagen von St. Katharinen zum „Kark-Herrn", aber der Bürgermeister Gerd von Holten untersagte dessen Einführung unbedingt, weil der Geistliche die Gebräuche der Kirche abzuschaffen gedächte. Erst nach längeren Verhandlungen kam es durch die Weisheit

Herrn Joachim Wegedorns, des Wortführers der Evangelischen dahin, daß der Rath Herrn Johannes Zegenhagen das neue Amt freigab. Bald nach Michaelis 1526 kam sogar noch ein dritter Partisan der neuen Lehre nach Hamburg; es war dies der Magister Johann Fritze aus Lübeck, auch ein „Papen-Kind, de sick hedde verdruwen latten eine Jungfruwe, eine Nonne, de sick ehemals Gode verdrüwet hadde und gelavet, in Jungferschaft to levende." Die Priesterehen boten in der That, — wir wissen das auch von Luther, — dem ehrbaren Publikum einen nicht geringen Anstoß, so schlimm auch die Uebel des ehelosen Standes der Geistlichen gewesen waren.

Erst um Weihnachten 1526 wurde endlich auch mit dem Ritus der alten Kirche gebrochen. Zegenhagen machte den Anfang mit der Austheilung des des Abendmahls in beiderlei Gestalt. Natürlich entbrannte nun die Polemik zwischen den Alt- und Neugläubigen lichterloh. Da ehrt es den Magistrat von Hamburg ganz besonders, daß er, gewissermaßen über den Parteien stehend, seinen Geistlichen die folgenden sechs Punkte zu genauester Nachachtung anbefahl:

„Nur das lautere Gottesevangelium mit der Auslegung der Bibel, der heiligen Apostel u. s. w. ist gütig, sanftmüthig und christlich zu lehren.

Kein Prediger soll den andern öffentlich verlästern und verketzern.

Disputirliche Sachen, welche dem gemeinen Manne unverständlich, sind nicht auf die Kanzel zu bringen.

Nur der Seelen Seligkeit, Gehorsam gegen die Obrigkeit und Friedsamkeit ist am heiligen Orte zu lehren.

Die Sünden sollen gestraft werden, doch mit Sanftmuth und ohne Verachtung der Stände. In den Cärimonien der Kirche soll man still halten, bis es Gott gefällt, den Heiligenbildern u. s. w. ein Maaß zu geben.

Welcher Prediger Haß und Widerwillen erweckt, der soll vertrieben werden." —

Das waren Befehle, wie sie einer weisen, christlichen Obrigkeit geziemten. Dennoch war der religiöse Friede so schnell nicht zu erreichen. Der Domprediger Bustorf fachte den Streit wieder an, indem er Ritus und Lehre der Evangelischen nicht ohne große Geschicklichkeit angriff. So sprach er sich vorzüglich lobend über Luthers „kleinen Katechismus" aus, tadelte indessen den sich überstürzenden Eifer des Reformators. „Ich glaube und weiß", so schrieb er einmal, „daß ich niemals zum Altare gehe, ohne an Luther zu denken, welcher, wenn er in seinen Schranken geblieben wäre, der größeste Doktor in Deutschland gewesen wäre. Nun aber hat er das Heilige berührt und den Hunden gegeben." Disputationen vermochten den gewandten Kanonikus nicht zu widerlegen; schließlich erschien er auch bei solchen Unterredungen nicht mehr.

Neue Nahrung erhielt der Streit, als Heinrich Rensborg, ein Predigermönch zu St. Johannis, die Austheilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt angriff. Der Haß der beiden Religionsparteien hatte sich allmählig so weit zugespitzt, daß sogar dunkle Pläne entstehen konnten, falls die uns überlieferten Nachrichten zuverlässig sind. In dem Johanniskloster sollen nämlich die Freunde der alten Kirche den Anschlag gemacht haben, die evangelischen Prediger und ihren Anhang zu ermorden oder wenigstens zu vertreiben; auch der Bürgermeister Hinrik Salsborg soll im Komplotte gewesen sein. Man soll beabsichtigt haben, die Stadt an vier Ecken anzuzünden. Wenn dann beim Feuer ein Auflauf entstände, sollten Bewaffnete über die Lutheraner herfallen. Ein furchtbares Unwetter, so heißt es, habe die Ausführung des Planes verhindert; auch seien die Evangelischen gewarnt worden und hätten danach ihre Maßregeln getroffen. Die ganze Erzählung klingt freilich etwas fabelhaft; wir möchten nicht gern an diese deutsche Vorläuferin der „St. Barthélemy" glauben.

Am 28. April 1528 veranstaltete endlich der Bürgermeister Dietrich Hohusen eine Disputation zwischen der evangelischen

und katholischen Geistlichkeit. Der Ausgang derselben war für die Altgläubigen derartig beschämend, daß die Bürgerschaft nunmehr fast einmüthig den Beschluß faßte, die Wortführer des Papismus zu verbannen. Nach und nach verließ der ganze altgläubige Klerus die Mauern Hamburgs, und Bugenhagen konnte die Organisation des Hamburger Kirchenwesens auf sich nehmen. So ward bis zu Pfingsten 1529 die Stadt eine evangelische; doch fand der Vergleich mit dem Domstifte erst im Jahre 1561 seinen Abschluß.

Die Ereignisse hatten also zu Hamburg einen im Allgemeinen friedlichen Verlauf genommen. Leider war dies nur in wenigen Städten des Reiches der Fall; es schloß sich eine große Unzahl von mehr oder minder stürmischen Scenen an die kirchlichen Neuerungen an. Um an einem Beispiele auch diese wildbewegten Bilder aus der Reformationszeit kennen zu lernen, folge der Leser uns nach Stralsund.

Auch hier hatte die neue Lehre sofort bei dem Volke Eingang gefunden, während der Rath den alten Formen des Gottesdienstes getreu blieb. Im Vertrauen auf den Schutz des Rathes scheinen die Kleriker der Stadt übermüthiger Scherze sich erkühnt zu haben; wenigstens erfahren wir, daß am Fastnachtsabend des Jahres 1523 vier graue Mönche, geleitet von einer bunten Schaar verschiedener Ordensleute, einen Pflug durch die Gassen der Stadt gezogen haben. Das sollte ein Symbol dafür sein, daß Stralsund dem Verderben geweiht wäre. Zu gleicher Zeit sangen sie Lieder den Ketzern zur Schmach. In den folgenden Wochen aber hielt der seines Amts entsetzte Pleban von Stolp, Herr Christian Ketelhodt, unter ungemeinem Zulaufe des Volkes unter der Kirchhofslinde bei St. Jürgen zündende Predigten, bis ihm der Rath, voran der altgläubige Bürgermeister Oseborn, Schweigen auferlegte. Ketelhodt fügte sich; die Beschimpfungen seiner Gegner trieben ihn jedoch wieder auf die Kanzel. Jetzt mischte sich Herzog Bogislaw in den Streit; er wünschte in seiner mehr als derben

Weise den verhaßten Stralsundern „söven Düwel“ auf den Hals und forderte sie auf, „den verlaufenen Mönch bei scheinender Sonne aus der Stadt zu jagen“; die Zunftgenossen versammelten sich indeß unter Führung ihrer Meister und riefen: „Herr Kersten Ketelhodt soll bleiben; wir setzen unsere Hälse daran!“ Ein Patrizier und Rathmann der Stadt, der doppelzüngige Klaus Smiterlow, als Gesandter der Hansa soeben vom Reichstage zu Nürnberg heimgekehrt, stellte sich an die Spitze der Neuerer und gelobte der Menge: „Herr Kersten bleibt, da auch ich seines Glaubens bin und der Welt Lauf besser kenne als Herr Zabel Oseborn, der nicht die Macht hat, ehrbare Leute aus der Stadt zu verweisen!“ Kersten Ketelhodt sah sich also mit einem Male zum Anführer des Volkes erhoben; er fachte das Feuer in außerordentlich leidenschaftlicher Weise an. „Auf einem Predigtstuhle“ ließ er sich in die Kirchen tragen und verfolgte die Gegner mit hitzigen Worten. Der oberste Kirchherr Hippolyt Steinwehr sah sich sogar gezwungen, die Stadt zu verlassen, und als er im Sommer 1524 die Rückkehr versuchte, begrüßte den „beschorenen Pfaffenknecht“, der in Wirklichkeit ein durchaus ehrenhafter und hochgebildeter Mann war, ein so wüstes Geschrei, daß er die Mauern Stralsunds bald wieder verließ. Er suchte bei den Fürsten von Pommern und Mecklenburg Hülfe gegen die „verlaufenen Mönche“. Unterdessen wurde Stralsund der Schauplatz der ärgerlichsten Dinge. Schmutzige Parteilieder durchhallten die Stadt; ein Fischhändler Roloff Müller wurde von der Fischbank in den Rathsstuhl und zum Bürgermeister gekürt; Ketelhodt, der sich verheirathet hatte, hielt Haus im Weinkeller und in „König Artus“ Hofe, „da er den ganzen Tag freien Wirth und gute Gesellschaft bekam.“ Klaus Smiterlow aber wich aus der erregten Stadt, welche ihn als „Junker“ bedrohte, in ein freiwillig Exil. Endlich, am 10. April 1525, stürzte auch äußerlich das alte Kirchenthum zu Stralsund zusammen.

Die Rathsherren musterten am Vormittage in der St. Nikolaikirche soeben die Haufen von Bettlern und Siechen, welche öffentliche Unterstützung verlangten, als eine eifrig katholische Bürgerfrau, welche fürchtete, daß der längst erwartete „Bildersturm" nunmehr losbrechen möchte, ihre Magd ausschickte, um ihre „heiligen Spinden", — vielleicht Altäre, vielleicht Reliquienbehälter, — aus St. Nikolai heimzuholen. So verbreitete sich plötzlich das Gerücht, die „Martiner" begännen den Bildersturm. Die Alterleute der Gewerke suchten ihre kirchlichen Weihgeschenke zu retten, und wie nun die alte Pracht aus den Gotteshäusern hinausgeschleppt wurde, da trat auch ein, was man lange gefürchtet hatte: die buntbemalten Heiligen wurden von ihren Postamenten gestürzt, die Altäre, Krippen, Laden und Chorstühle zerschlagen, die herrlichen Glasgemälde zertrümmert, die Grabmäler umgestürzt, die Reliquienschreine erbrochen. Bald war die Pracht des hehren Gotteshauses vernichtet; man riß und schleppte sich mit den Trümmern der Kunstwerke durch die Gänge und über die Straßen; kaum, daß es gelang, die Hauptaltäre vor der Wuth des Volkes zu schützen. Christian Ketelhodt sah vielleicht mit Schrecken auf diese entfesselte Menge, welche, trunken von ihren Freveln, am Nachmittage sich über die Klöster vertheilte; denn den Mönchen und Nonnen hatte man schon lange Untergang und Verderben geschworen. Der Franziskaner-Konvent zu St. Johann wurde erbrochen, die Kirche entsetzlich verwüstet, das wunderthätige Bild mit dem schönen Namen „St. Maria zur Medelidinge" (ad compassionem, die „mitleidige Jungfrau") zerschmettert und seine Stücke verbrannt. Nur mit Mühe retteten sich die Brüder vor den Mißhandlungen des Pöbels. Christian Ketelhodt versuchte, dem vandalisch-tollen Beginnen der Menge Einhalt zu thun; umsonst; man spottete seiner! Da ging er traurig in seine Herberge zurück; die Bilderstürmer aber zogen vor das Thor zum Brigitten-Kloster, beschimpften und marterten die Nonnen, zündeten mit den Bildern in der Kirche ein

CIRCULATING

Feuer an und schmausten und zechten dabei, bis die Flamme das Gestühl und den Chor ergriff. Dann stürmten die Rasenden nach St. Katharinen zu den Dominikanern und büßten hier ihre wilde Lust, bis die Nacht sich über die mit Freveln erfüllte Stadt herabsenkte. Erst am 12. April waren die Haufen ernüchtert, so daß der Rath einzuschreiten wagte. Er verordnete Herausgabe des geraubten Gutes; aber nur Trümmer kamen zum Vorscheine, Reste der alten kirchlichen Paramente, welche man zu einem wüsten Durcheinander auf dem alten Markte zusammentrug. An eine Bestrafung der Schuldigen war nicht zu denken; die Frevler hatten sich empört. Ludwig Fischer war auf die Fischbank gesprungen und hatte gerufen: „Hierher diejenigen, welche lebendig oder todt beim Evangelium bleiben wollen!" Da hatten sich die Massen um ihn geschaart; der Rath durfte dieselben nicht reizen, wenn nicht Bürgerblut fließen sollte. Selbst verhaftete Megären, an denen in der Stadt kein Mangel war, mußten dem Volke freigegeben werden. Natürlich war die Ehre der Stadt in hohem Maße beschimpft, und nur sehr langsam gewann der Name Stralsunds wieder seinen alten, vollen Klang. In jenen Tagen kam der plattdeutsche Spottvers auf:

„Sund — strunt! (Stralsund, du unwerthe)
Du makest it to bunt;
Du dawes wie een vrasich Hund
(tobst wie ein toller Hund)
Mit allen dinen Werken!
Mit Roven (Rauben) stehlstu das geistliche Gut
Unde schynnest (schändest) de hilgen Kerken."

Es widerspricht der historischen Wahrheit, wenn man meint, dergleichen tulmultuarische Vorgänge im Anschlusse an die reformatorischen Bewegungen hätten zu den Seltenheiten gehört. Im Gegentheil; sie sind die Regel und haben der deutschen Kunst unersetzliche Verluste zugefügt. Auch in Magdeburg, der hochberühmten festen Burg der neuen Lehre,

waren bedauerliche Ausschreitungen vorgekommen, als Rath und Gemeinde reformirt hatten. Es ist bekannt, daß nach dem geharnischten Reichstage von Augsburg im Jahre 1547 des Reiches Acht über die lutherische Stadt ausgesprochen wurde. Die Anklageschriften gegen die Magdeburger, welche Seitens des Reichsregimentes ergingen, zählen genau die bilderstürmerischen Frevel auf, welche in der Stadt geschehen sind, und übertreiben keineswegs. So hatte gleich im Anfange der reformatorischen Bewegung ein gewisser „Grawert, der ein Weltlicher war und die Priesterweihe nicht empfangen hatte", von der Kanzel herab verkündet, das Wort Gottes müsse durch Blutvergießen gehandhabt und vertheidigt werden. Das schlimme Wort war gegen das Domkapitel und gegen die Mönche gerichtet; dasselbe wurde indessen ein Prophezeiung für die Schicksale der Bürgerschaften während des Jahrhunderts der Reformation.

Während dieser Kämpfe nun, das wird jeder Unparteiische zugeben, hat die Bürgerschaft von Magdeburg ein Heldenthum entwickelt, welches dem ersten, sehr stürmischen Gebahren des Protestantismus sehr unähnlich ist und durch seine Festigkeit, seine Gemessenheit, seine unbezwingbare Hoffnung auf den Sieg der guten Sache dieser lutherischen Stadt zu bleibender Ehre gereicht. An den Kurfürsten von Sachsen schrieben die Magdeburger damals die ächt männlichen Worte: „Unter dem Heerbanner unseres Herrn Jesu Christi zu schwerem Kampfe stehend, wünschen und bitten wir täglich von Gott dem Herrn Stärke, Geduld, Gnade und im theuren Worte Christi sieghaftes Fechten, was wir mit großem Verlangen, doch alles nach des Herrn Willen, erwarten, sintemalen die Sache des Herrn ist. Es komme und ergehe, wie es dem Herrn gefällig: bei seinem ewigen und untrüglichen Worte wollen wir bleiben; in ihm verabscheuen (d. h. fürchten) wir nichts mit wohlgeherztem und gutem Gemüthe." Das war ächt evangelisch gesprochen, und bei dieser Ueberzeugung sind die Magdeburger treu und fest

verblieben, als im Herbste 1550 die Fürsten Moritz von Sachsen, Joachim II. von Brandenburg und der wilde Markgraf Albrecht von Kulmbach vor der Stadt erschienen, um die Reichsexekution zu vollstrecken. Wir können aus der Geschichte der Belagerung nur eine Episode geben; möge sie verkündigen, wie mannhaft deutsche Bürger in schweren, ja fast hoffnungslosen Tagen für das Evangelium eingetreten sind!

Der Morgen des 2. Dezembers 1550 war für die belagerte Stadt der Zeuge einer überaus feierlichen Handlung. Auf dem alten Markte hatten sich die waffenfähigen Bürger mit den Söldnern, nach ihren Fähnlein geordnet, versammelt, bei ihnen Graf Albrecht von Mansfeld mit seinem Sohne Karl und der schwäbische Hauptmann, der geächtete Held Hans von Heideck. Sie Alle, die Rechte zum Schwure erhebend, gelobten, treu zusammenzuhalten im Leben und im Tode, auf der Mauer und auf dem Walle, auf dem Wasser und auf dem Lande, und wider den Feind zu kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen. Sie haben den Schwur gehalten! Wir sehen hier das Bürgerthum zum letzten Male ruhmreich und mit höchsten Ehren für die Sache streiten, welche es erwählt hatte.

So unternahmen die Magdeburger z. B. am 19. Dezember den kühnsten und verwegensten ihrer Ausfälle. Sie hatten die Nachricht erhalten, in Groß-Ottersleben stehe der magdeburgische Lehnsadel mit 400 Pferden, und sie beschlossen, die ritterlichen Herren zu überraschen. Da rückten alle vom Wachtdienst freien Knechte mit den Reitern, sämmtlich weiße Hemden über den Harnischen tragend, in der Nacht um 2 Uhr bei fürchterlichem Schneegestöber zum Sudenburgerthore hinaus, während das Geschütz auf den Wällen im Norden ein lebhaftes Feuer gegen die Neustadt unterhielt, um den Feind zu täuschen, und der Bürgermeister Hans Alemann mit vielen Bürgern an der entgegengesetzten Seite knieend zu Gott flehte, daß das Wagestück glücken möchte. Unangerufen von den feindlichen

Feldwachen gelangten die Magdeburger wie durch ein Wunder nach Ottersleben. Hier fanden sie Alles in tiefem Schlafe; die Edelleute hatten bis Mitternacht geschmaust und gezecht. Da kamen die Magdeburger über sie; 225 der Herren wurden gefangen genommen; eine Menge von Kostbarkeiten und Waffen, selbst die Fahne des Erzstiftes mit dem Bilde des heiligen Ritters Moritz, ward erbeutet. In drei Stunden war Alles ausgeführt; um 5 Uhr zog die siegreiche Schaar mit ihrer Beute wieder in die Stadt ein, ohne daß aus den feindlichen Lagern auch nur ein einziger Schuß gefallen wäre. Am 20. Dezember sollte indessen den Belagerten noch größere Freude zu Theil werden.

Früh in der achten Stunde waren die Magdeburger ausgezogen, um dem Feinde ein Treffen anzubieten. Der junge Herzog Georg von Mecklenburg hatte den Kampf mit Freuden angenommen; es kam am Siechenhofe zu einem scharfen Handgemenge, und die Bürger, von ihrem Geschütze kräftig unterstützt, trieben den Feind „wie eine Heerde" vor sich her. Da sprengte Herzog Georg in voller Wuth auf die fliehenden Hakenschützen zu, schoß einem derselben eigenhändig die Kugel durch den Kopf, erhielt aber in demselben Augenblicke zwei Schüsse in den linken Arm und in das rechte Bein, stürzte mit seinem Rosse und ward sogleich gefangen. Wohl wehrte er sich ritterlich, sein Sammetkoller wurde ihm zerrissen; man schlug ihm, da er sich nicht ergeben wollte, mit dem Gewehrkolben in's Gesicht und hatte nicht übel Lust, ihn niederzustoßen; da reichte er endlich seine Waffen einem Reitersmann, Kilian von Altenburg. Er hatte die Rache der Magdeburger besonders zu fürchten und schäumte vor Wuth und Scham, als man durch das Sudenburger Thor mit ihm einritt. Hier konnte der Fürst nicht weiter; man mußte ihm einen Becher Würzwein reichen. Dann empfingen ihn der Bürgermeister Gericke und der Kämmerer Ebeling Alemann mit den höhnischen Worten: „Ungnädiger Herr, willkommen! Euer Ungnaden

soll uns ein lieber Gast sein! Wir hätten Sie dergestalt gern längst bei uns gesehen!" Der Herzog blieb bis zu dem Ende der Belagerung in dem Hause „zum Lindwurm" auf dem breiten Wege in Haft. In seiner hohen Freude über den wohlgelungenen Ausfall ließ der Rath das Geschütz auf den Wällen abfeuern, die Glocken läuten und die Thurmuhren wieder schlagen, was seit drei Wochen nicht mehr geschehen war, damit der Ton der Sturmglocke um so vernehmlicher wäre.

Nach vielen Kämpfen kam am 5. November 1551 endlich die Kapitulation Magdeburgs auf glimpfliche Bedingungen hin zu Stande; der Fußfall und die „Wiederaufrichtung des antichristlichen Papstthums" blieb der tapferen Stadt erspart. Auch das Interim brauchte nicht angenommen zu werden. Aus diesen Umständen erklärt sich die nachfolgend beschriebene Scene, die sich am Monumente Kaiser Otto's zutrug, bei welchem der Rath die Stadtschlüssel an Kurfürst Moritz abgab. Der sächsische Kanzler Dr. Mordeisen hielt hier eine Ansprache, in welcher er die Wendung gebrauchte: „Nachdem die Stadt sich nun ergeben" — — Da aber fiel ihm der magdeburgische Syndikus Dr. Lewin von Emden in's Wort und sprach: „Vertragen, nicht ergeben!" — „Ja", sprach Kurfürst Moritz, „vertragen soll auch vertragen sein und bleiben!" Mit Recht konnte der Fürst sagen, als er des zertrümmerten Jakobithurmes ansichtig ward, auf welchem einige Geschütze der Stadt gestanden hatten: „Du hast uns viel des Dampfes angethan!" —

Die Geschichte des protestantischen Magdeburg bildet eine erquickende Episode in diesen für des deutsche Bürgerthum so überaus schweren Tagen. Denn ein einsichtsvoller Mann konnte sich bereits um's Jahr 1530 nicht mehr darüber täuschen, daß es mit der alten politischen Bedeutsamkeit der Städte vorüber war. Die fürstliche Macht hatte sich in der letzten Zeit des Mittelalters so kräftig entwickelt, daß die Sonderrechte sowohl des Adels wie des Bürgerthumes auf keine Weise mehr zu halten waren. Die Reformation verstärkte die Landeshoheit der

Fürsten noch um ein Bedeutendes; dieselbe hat wesentlich dazu beigetragen, in politischer Beziehung die hohe Bedeutsamkeit des Bürgerthums zu brechen. Für den alten reichsstädtischen Geist hatte Luther selbst nur sehr wenig Verständniß. Denn vor seinem Geiste stellte sich das Bild der politischen Zukunft Deutschlands in folgender Weise dar: ein protestantisches Kaiserthum, die Fürsten dem Kaiser eng verbunden, aber mit voller Landeshoheit bekleidet, der Adel der berufene Diener der Fürsten, alle höheren Aemter einnehmend! Da blieb denn freilich für Bürger und Bauern nur das Gehorchen übrig! Mochten sich die ersteren dabei zugleich in allen Wissenschaften auszeichnen: zu einer politischen Rolle hat sie Luther nicht für berufen erachtet. Merkwürdiger Weise haben sich die geschichtlichen Verhältnisse auch in ähnlichem Verlaufe entwickelt.

Neben dieser Beeinträchtigung seiner politischen Macht durch die Reformation hat indessen das deutsche Bürgerthum auch den wohlthätigen Einfluß der großen Bewegung in mannichfachster Beziehung erfahren. Vor Allem ist ein tieferer, wissenschaftlicher Trieb grade durch die Reformation dem deutschen Bürgerthume eingeprägt worden. Das ist eine unleugbare Thatsache, die auch von gegnerischer Seite zugestanden wird. Die Reformation hat das städtische Schulwesen allüberall umgestaltet und verbessert, wie sie zugleich dem deutschen Volke die „Jungfernschule" und die „Volksschule" gegeben hat. Ein entschieden wohlthätiger Einfluß ist auch in sittlicher Beziehung, wenigstens vereinzelt, nicht zu verkennen. So z. B. verschwand jetzt endlich in ehrbaren Städten das schamlose Unwesen der „Frauenhäuser", der tolle Unfug der „Schauteufel", d. h. der gräulichen Fratzen, welche unter allerlei Zoten ihren Umzug hielten, die Barbarei „des Schweineschlagens" durch die Blinden, sowie das entsetzliche „Katzenbeißen". Die letzteren Belustigungen bildeten den Sport der biederen Stadtjunker zu Stralsund. Die Berckmann'sche Chronik berichtet: „Im Jahre 1414 hat der Rath zu Stralsund am Fastnachtsabend ein Fest

gegeben, das sogenannte Katzenbeißen. Eine Katze wurde an den Pranger angebunden, ein unbewaffneter Mensch mußte sich mit ihr herumbeißen; der Rath und die Bürger sahen zu. Zuletzt biß der Mensch die Katze todt, und Herr Johann Kulpe, der selbst ein Ritter war, schlug ihn zum Katzenritter." Zu Fastnacht 1415 aber ward ein Schweineschlagen gehalten, und die herzlosen, geputzten Gesellen, diese rohen, lüderlichen Burschen aus den Geschlechtern erfreuten sich daran, wie die Blinden einander verwundeten, ohne das Schwein zu treffen. In dergleichen Dingen schaffte die Reformation nun doch Abhülfe, so gering auch immer ihr sittlich veredelnder Einfluß sich sonst erweisen mag. Denn der Schmerzensschrei Luthers über die moralischen Zustände zu Wittenberg zeigt zur Genüge, daß nicht sie, sondern der große Krieg in Wahrheit das deutsche Volk gebessert hat.

Eine andere, verhängnißvolle Folge des Kanons der neuen Lehre dürfen wir indessen nicht vergessen anzuführen. Unendlich viel Unheil brachten die dogmatischen Streitigkeiten des neuen Bekenntnisses, — unendlich viel mehr noch die „Verteufelung" der Welt, welcher man durch die strengste Handhabung der im eigentlichsten Sinne des Wortes mit Blut geschriebenen „Carolina", der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., begegnen wollte. Es ist leider nicht zu leugnen, daß Luthers durchaus körperliche Auffassung des Dogmas vom Teufel dem schrecklichen Unwesen, welches allerdings mit seinen Wurzeln in ferne Vorzeit zurückreicht, entschiedenen Vorschub geleistet hat. Am Schlusse des 16. Jahrhunderts hatte der Aberglaube seine düster nachtenden Schwingen bereits über ganz Deutschland ausgebreitet; Theologen und Juristen, Katholiken und Evangelische brannten Hexen und Zauberer um die Wette. In allen Gemeinwesen Deutschlands war der Henker eine wichtige und vielbeschäftigte Person geworden. Und doch ward's nicht besser! Das Reformationszeitalter ist zugleich die Epoche der Blüthe des Gaunerthums und jener rohen Schwänke, welche Scheible

als ein tieftrauriges Zeichen der Zeit in seinem „Schaltjahr" uns gesammelt hat.

Es ist nicht leicht, diese Thatsachen zuzugestehen, wenn man mit Leib und Seele dem evangelischen Bekenntnisse angehört, aber man kann doch unmöglich als ein wahrhafter Mensch in die althergebrachten Tiraden auf die Geistesfreiheit und die evangelische Lauterkeit der Geschlechter dieser Epoche miteinstimmen. Die Kirchenspaltung, so unvermeidlich sie nach den verunglückten Reformversuchen des 15. Jahrhunderts war, ist und bleibt nun einmal das größte nationale Unglück.

In einer Beziehung aber haben wir trotzdem noch einen außerordentlich segensreichen Einfluß derselben grad' auf das deutsche Bürgerthum zu verzeichnen, einen Einfluß, welchen wir nicht zum mindesten auf die persönliche Initiative des großen Reformators selbst zurückführen möchten. Bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts haben wir nichts in der deutschen Kulturgeschichte, was sich nur annähernd mit unserm Begriffe „deutsches Haus" deckte; — ein Familienleben fast gar nicht, gute Sitte daheim noch viel weniger! Die Reformation, welche in ihrem weiteren Verlaufe den Bürger mehr oder weniger zu einem stillen, unpolitischen Mann gemacht hat, sie hat das deutsche Haus begründet, welchem die kommenden schweren Tage Frömmigkeit und Schlichtheit gegeben haben. Das Bild Luthers ist am anziehendsten, wenn wir den Großen inmitten seines Familienkreises erblicken. Die Würdigung dieser Seite seiner Gestalt, die tiefherzliche Besprechung seines Gemüthslebens, welche uns Gustav Freytag in seinen „Bildern" gegeben hat, dünken uns schier als eine That für die Nation. — Die Reformationszeit war eine sturmerfüllte, rauhe, rohe, verhängnißvolle Zeit! Im Schooße Germaniens aber keimte und reifte ein neues Leben, und bald sehen wir dasselbe als das holde Kleinod deutscher Familienhaftigkeit und guter, frommer, schlichtbürgerlicher Sitte in's Leben treten. Der Sturz des deutschen Bürgerthums ist nun, wie wir sehen werden, eine vollendete

Thatsache, wenigstens in Hinsicht auf seine politische Macht. Nicht hüllt sich mehr dies edle Leben in Stahl und Eisen. Aber aus dem walkürenhaften Heldenweibe deutscher Bürgersitte ist eine züchtige, fleißig ihres Amtes waltende Hausherrin geworden, welche mit liebender Hand und getreuem, sorgsamem Auge aller edler Keime wartet und sie in Zucht und Hut hält für kommende, freilich noch sehr ferne, aber glücklichere Tage!

XXI.

Herr Jürgen Wullenwever.

Wir haben uns nunmehr der tragischen Geschichte des Mannes zuzuwenden, welchen man in neuerer Zeit, nachdem die Geschichtsschreibung seinem hohen Geiste gerecht geworden ist, fast allgemein als den letzten Helden der Hansa, ja des deutschen Bürgerthumes überhaupt, bezeichnet hat.

Die Jahre 1528 bis 1531 waren für die Stadt Lübeck überaus ereignißreiche und stürmische. Der Rath schien fest zur alten Kirche halten zu wollen; die Gemeinde dagegen hatte sich für die neue Lehre entschieden. Aber noch im Jahre 1528 hatte auf offenem Markte ein „Akt des Glaubens" stattgefunden: die Schriften Luthers waren durch den Büttel verbrannt worden. Das Geldbedürfniß gab endlich den Ausschlag: die Herren vom Rathe brauchten neue Steuern, welche die sich einander folgenden Gemeinde-Ausschüsse der 72er und 64er erst bewilligten, nachdem der Rath die Freiheit der neuen Lehre zugestanden hatte, und Dr. Bugenhagen zur Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse Lübecks berufen worden war. Der Sieg der Reformation in der Traveſtadt war also wesentlich eine Folge des durch schwere, vorangegangene Kriege zerrütteten Haushaltes der Hansakönigin gewesen. Jetzt wanderten auch hier Altarkleinodien und Kirchensilber in die Treſe (Schatz)-Kammer, die Klöster verwandelten sich in Armenhäuser, und aus St. Katharinen ward „des Raths gelehrte Schule".

Aber auch zu Lübeck fiel die alte Lehre nicht, ohne daß sie ihre entschlossenen Vertheidiger gefunden hätte. Neben dem Bürgermeister Hermann Plönnies war es besonders der Patrizier Nikolaus Brömsen, welcher für den ehrwürdigen Kult des Katholizismus mit voller Seele eintrat. Nachdem endlich der Rath mit der Bürgerschaft „sich vertragen" hatte, war für diese beiden Herren in Lübeck nicht mehr Platz; nach alter Bürgersitte wichen sie am Osterabend 1531 aus der Stadt. Am kaiserlichen Hofe zu Brüssel fand Brömsen endlich ein Asyl. „Von Furcht vor schimpflicher Entsetzung getrieben, hab' ich die Vaterstadt verlassen!" So schrieb Herr Nikolaus dem Rathe von Lübeck. Man muß gestehen, diese Befürchtung war nicht ohne Grund; denn die nun eingeführte Volksherrschaft in Lübeck war eine sehr gewaltthätige. Nicht mehr beim Rathe, sondern bei den vier Wortführern der Bürgerschaft, insonderheit bei einem derselben, lag die — Gewalt über die öffentlichen Dinge. Dieser eine Mann aber war Herr Jürgen Wullenwever, — wie wir oben sagten, der Hansa letzter Held.

Georg war um's Jahr 1492 zu Hamburg geboren, Sprößling eines alten, jedoch nur mäßig begüterten Kaufherrengeschlechtes, Bruder eines Joachim Wullenwever, welcher als Aeltester von St. Katharinen in den kirchlichen Händeln Hamburgs sich als einen sehr thätigen Freund des Lutherthums erwiesen hatte. In Lübeck selbst besaß Herr Jürgen nicht Haus, noch Hof. Dennoch hatte ihn sein hervorragendes Talent, seine feurige Beredsamkeit und sein durchdringender Verstand um 1530 zur Wahl in den Bürgerausschuß der 64er empfohlen; unmittelbar darauf erscheint er als der eigentliche Vertreter des demokratischen Prinzips in seiner Stadt, nichts glühender wünschend, nichts unermüdlicher betreibend als die Wiederaufrichtung der wenigstens über den europäischen Norden gebietenden Macht der Hansa, — also der letzte, großartig denkende wie handelnde Vertreter einer verlorenen Sache! Sein Bildniß zeigt uns eine Gestalt von vollster

männlicher Schönheit. Nase und Kinn sind stark entwickelt, ein Zeichen seiner Entschlossenheit; düster blickt das Auge unter der hohen, von lockigem Haar umrahmten Stirn hervor. Die Barttracht ist die gewöhnliche der Zeit. Ueber der ganzen, durchaus vornehmen Erscheinung liegt etwas Melancholisches, liegt's wie die Ahnung eines blutigen Geschicks!

Sein erstes Werk, nachdem Wullenwever, durch die kirchlichen Wirren emporgehoben, in den Vordergrund der Ereignisse getreten war, bildete die Wiederaufrichtung des historischen Rechtes in der Verfassung Lübecks. Das Statut Heinrichs des Löwen bestimmte nämlich, daß von dem 24 Rathmannen der Stadt ein Drittheil jährlich ausscheiden sollte. Jetzt waren schon seit alter Zeit nur 16 Rathmannen vorhanden, von welchen zudem die beiden Altbürgermeister geflohen waren, und von einer Neubesetzung der Behörde war vollends keine Rede mehr gewesen. Am 28. April 1531 wurde durch Wullenwevers Bemühungen die alte Rathsküre wieder aufgerichtet. An Stelle der Entwichenen wurden zu Bürgermeistern der alte, reiche Gottschalk Lunte und der sehr bedächtige Patrizier Gotthard von Höveln gewählt; George Wullenwever aber war die Seele des Regiments der Stadt.

Jetzt versuchte der hochstrebende Mann, seinen zweiten Plan zu verwirklichen. Die Stadt Lübeck und die Hansa hatte in jenen Tagen nur ein Interesse, nur Eins, was noth that, um ihre Größe zu erhalten: das war die Aufgabe, die Holländer wieder auszuschließen von jenem Verkehre, welchen dieselben an den baltischen Küsten angeknüpft hatten. Sie drohten, Lübeck zu überflügeln. Hier mußte jeder vaterländisch denkende Staatsmann Abhülfe zu schaffen versuchen.

Im Oktober 1532 starb Gottschalk Lunte; Herr Jürgen Wullenwever ward nunmehr zum Bürgermeister an seiner Statt erkoren. „Kampf gegen die Holländer!" So lautete also jetzt die Parole, welche er auf dem Rathhause zu Lübeck am 16. März 1533 der Gemeinde anempfahl. Gern ver-

gegenwärtigen wir uns den hochbedeutsamen Tag. Des kommenden Frühlings erste, warme Strahlen zucken über den Marktplatz hin, auf dem das Volk von Lübeck weilt, Kopf an Kopf gedrängt; sie weben um die hohen Thürme der nahen Kirchengebäude; sie vergolden die Wetterfähnchen auf den vielen, spitzen Thürmchen, welche das Rathhaus zieren. Und unten vor der Laube mit den dicken Pfeilern befindet sich die Rednerbühne, eine tragbare Kanzel vielleicht aus einer der lübischen Kirchen; auf ihr steht Herr Georg. Mit beredten Worten schildert er die Gefahren des Handels der Stadt; mit zündender Begeisterung schürt er den Krieg gegen die Holländer. „Die Kleinode der Tresekammer werden zu Kampfeszwecken ausgemünzt;" so schließt er endlich, „und brauchen wir Geschütz: nun auch der große Leuchter zu St. Marien ist der Stadt Gut und soll als brüllend Feuerrohr zu ihrer Ehre Wahrung helfen!"

Wohl hoffte der Bürgermeister auf Genossen seines Kampfes. Waren die Holländer nicht auch die Feinde König Friedrichs I. von Dänemark? Hatten sie nicht den entthronten König Christian II., den Volksfreund und den Adelsfeind, gegen seinen Nachfolger, den von den Ständen auf den Thron berufenen Friedrich von Holstein, kraftvoll unterstützt? In König Friedrich also sah Wullenwever einen natürlichen Bundesgenossen. So hatte er denn schon im Jahre 1532 auf zwei Gesandtschaftsreisen nach Kopenhagen den König zum Kriege gegen Holland zu veranlassen gesucht. Vergebliche Mühe! Friedrich zeigte sich den Anträgen der Hansa gegenüber fast unzugänglich; und schon am 10. April 1533, noch ehe irgend etwas gegen die Westerlinge geschehen war, starb König Friedrich von Dänemark. Dieser Bundesgenosse also war verloren; Herr Jürgen mußte andere Freunde sich erwerben!

Wir haben unsern Blick zunächst auf diese Bundesgenossen Wullenwevers zu richten. Nicht auf Thronen finden wir sie, — einen ausgenommen, — sondern in bescheidener, oft selbst in wankender und schwankender Lebenslage.

Da ist zuerst sein hervorragendster Genoß, Herr Markus Meyer! Ursprünglich war derselbe ein Hufschmied aus Hamburg; dann hatte er den Landsknechtsspieß ergriffen und hatte mannichfach in Deutschland und in Dänemark gefochten. Bei Aggerhus in Jütland von den Lübeckern gefangen, trat er in deren Dienste und erhielt sehr bald als Anerkennung für seine Tapferkeit die Stelle eines Fähndrichs, von welcher er bis zum lübischen Feldhauptmann aufstieg. Er blieb ein Mann von ungebundensten Sitten. „Indem er sich erhub", heißt es von ihm, „ward er hoffährtig, stolz, kleidete sich tapfer, führte einen ritterlichen Stand in köstlichen Kleidern, güldenen Ringen und Ketten, vielen Knechten und stattlichen Gäulen. Er war eine lange, schöne, herrliche Person, hielt sich unter den Reutern und vor dem Feinde wohl. Was fürnehm war, wollt' seine Kundschaft; — gewunnen ihn lieb vor Allen fürnehme junge Weiber, wie er sich denn nicht versäumte." Eine Frau von oberstem Geschlecht zu Hamburg schrieb an ihn: „Mein lieber Marx, wenn Ihr denn alle Kapellen besungen, so visitiert auch einmal die Hauptkirchen!" Marx scheute sich nicht, zu Kopenhagen unter klingendem Spiel in ein gemeines Frauenhaus einzuziehen; er war ein toller, verwegener Kriegsgeselle, und nicht nur ihm, sondern auch anderen militärischen Größen hat man eine Leidenschaft, wie die genannte, wohl nachgesehen. Durch seine Heirath mit der jungen, schönen Wittwe des Bürgermeisters Lunte war Marx zu sehr bedeutendem Vermögen gelangt.

Ein zweiter entschlossener Genosse Jürgen Wullenwevers war der Dr. Johann Oldendorp aus Rostock, nun Syndikus von Lübeck. Vielleicht war der demokratische Zug in diesem Manne ein zu stürmischer und starker; Oldendorp, der kleine, vielgeschäftige Mann, bebte vor keiner Neuerung in weltlichen oder kirchlichen Dingen zurück. Eine gleich entschiedene, freilich auch durchaus revolutionär gestimmte Natur war der Dr. Otto von Pack, der vervehmte und geächtete sächsische Kanzler, der

Urheber jenes, ganz Deutschland verwirrenden Gerüchtes von einem geheimen Bündniß der Katholiken gegen die Protestanten. Zu diesen Männern gesellten sich noch Herr Ambrosius Bokbinder, der deutsche Bürgermeister von Kopenhagen, und der Westfale Jürgen Kock, zubenannt Mynter, der Bürgermeister von Malmoe. Diese Männer waren's, welche dem Norden Europa's eine neue Gestalt im Sinne der alten Uebermacht der Hansa zu geben versuchten. Ihre Unterstützung fanden sie, wie wir sehen werden, bei ritterlichen Söldnerführern und bei dem leidenschaftlichen, gegen die kaiserliche Macht in hohem Grade eingenommenen König Heinrich VIII. von England; ihre Gegner aber blieben diese hispanische Macht selbst, welche unmöglich aufrührerischen Ketzern zugeneigt sein konnte, die meisten der Fürsten Norddeutschlands, denen die hansischen Republiken nachgrade mehr als unbequem geworden waren, sowie die in dem faktischen Besitze der Macht befindlichen Fürsten Skandinaviens, Gustav Wasa von Schweden sowohl, wie der jeweilige Beherrscher Dänemark-Norwegens.

Nachdem wir die Parteien in dieser Weise gruppirt haben, können wir nun in unserer geschichtlichen Betrachtung fortfahren.

Der holländische Krieg hatte begonnen. Auf die Kunde, daß 24 holländische Kauffahrer an Englands Küste angelegt hätten, ging Markus Meyer mit den lübischen Orlogsschiffen in See, fing einen Spanier ab und landete wohlgemuth, wahrscheinlich, um sich mit Lebensmitteln zu versorgen, in England. Er ward vom Könige feierlich empfangen, nichts desto weniger aber nach dreien Tagen als Seeräuber verhaftet und auf den Tod verklagt. Erst die Bürgschaft der Kaufleute des Stahlhofes und die schriftliche Verwendung des lübischen Rathes befreiten ihn aus dem Gefängnisse. An Heinrichs VIII. Hofe war Alles möglich; das zeigte sich auch jetzt. Marx Meyer, freigelassen und bei Hofe eingeführt, gewann das Ohr des Königs für seine hochfliegenden Pläne. Lübeck und England hatten ja denselben Feind: Kaiser Karl V.! Was der König

und der ehemalige Hufschmied zusammen besprochen hatten, entzieht sich zwar der genaueren Kenntniß, ist indessen leicht zu errathen: es war die Lahmlegung der holländisch-burgundischen Macht, die, wie die Kronen Deutschlands und Spaniens, noch in den Händen der Habsburger sich befand. Es galt direkt den Holländern, indirekt dem Kaiser. Mit dem Ritterschlage und einer goldnen Kette durch den Tudor selbst begnadigt, kehrte Marx Meyer nach Lübeck zurück, „zu der starken, freiherzigen Stadt", wie sie König Henry jetzt zu nennen pflegte.

Unterdessen, daß Herr Marx am englischen Hofe weilte, hatte nun zwar die lübische Flotte wenig Ruhm erworben. Der flandrische Admiral Mynheer Gerhard van Markeren war durch den Sund gesegelt und beeinträchtigte den lübischen Handel auf's Empfindlichste. Herr Marx brachte keine Siegestrophäen mit, wohl aber die Hoffnung auf ein Bündniß mit England „wider den Papst". Gesandte gingen zwischen Lübeck und London hin und her; die erste, vorläufige Frucht dieses Bündnisses aber bestand für die Hansastadt doch nur in 20 000 Goldgulden, welche Heinrich VIII. ihrer Geldnoth vorstreckte.

Aber das Geld kam zu rechter Zeit. Wullenwever hatte gewaltige Pläne entworfen, welche vor allen Dingen einen gefüllten Staatsschatz erforderten.

Denn noch stand Lübeck im Kriege mit den Holländern, und doch wollte die Stadt zu gleicher Zeit die beiden Throne des Nordens neu besetzen! Gustav Wasa von Schweden, — das ist wahr, — hatte sich gegen die Lübecker, welche ihm zu seinem Throne verholfen hatten, im höchsten Grade undankbar bewiesen. Ihm gegenüber sollte der Sohn des letzten Reichsverwesers Sten, der junge Svante Sture, als Prätendent auftreten. Christian III., der Sohn und Nachfolger Friedrichs von Holstein, des jüngst verstorbenen Dänenkönigs, war ein Todfeind der Hansa. Wer war besser gegen ihn zu benutzen, als der entthronte König Christian II., welcher, von seinen

Feinden, den Genossen der holsteinischen Partei, hinterlistig gefangen genommen, jetzt in dem „blauen Thurme“ des Schlosses Sonderburg schmachtete, mit einem Zwerge zusammengesperrt?

Allein Svante Sture ließ sich durch keine Ueberredungskünste dazu verlocken, nach dem trügerischen Golde der Krone Gustav Wasa's zu greifen, und ehe an einen Krieg gegen das Haus Holstein gedacht werden konnte, schien es doch räthlich, sich mit den Holländern zu vertragen. Zu letzterem Behufe wurde zu Anfang März des Jahres 1534 die glänzende Tagefahrt zu Hamburg veranstaltet.

Prächtig geschmückt, in vollem Harnische, ritten Herr Jürgen Wullenwever und Hans von Elven, die Sendboten von Lübeck, Anfangs März des Jahres 1534 zu Hamburg ein, in ihrem Geleite der Ritter Marx Meyer, während die Vertreter der hanseatischen Schwesterstädte das einfachste Kostüm gewählt hatten. Herr Diedrich Hohusen, der Bürgermeister von Hamburg, eröffnete den Hansatag mit nur zu wohlbegründeten Klagen über die „Noth des Kaufmanns“, welche durch Lübecks Krieg gegen Holland entstanden sei. Die kaiserlichen Räthe, die anderen Hansaboten, Alles stimmte in diesen Ton des Vorwurfes gegen Wullenwever's Politik ein; schließlich sagte man mit schlichten Worten, das ganze Unterfangen Lübecks sei nichts als ein Uebermuth. Es ist leicht erklärlich, wie tief solche Reden den hochgesinnten Bürgermeister schmerzen mußten. Endlich brauste er auf: „Ihr Alle, die Räthe Kaiserlicher Majestät und die Boten der Städte, seid gut holländisch; aber bei meinem Leben, es soll Euch nicht geschenkt sein!“ Da klopfte ihn Klaus Smiterlöw von Stralsund im Bewußtsein höherer Staatsweisheit gönnerhaft auf die Schulter: „Herr Jürgen“, sprach er, „ich bin bei vielen Handlungen gewesen, habe aber nie gesehen, daß man so mit Sachen, als Ihr thut, verfährt. Ihr werdet mit dem Kopfe an die Mauer laufen, daß Ihr auf den — werdet sitzen gehen!“ Jetzt verließ Wullen-

wever sporenklirrend im höchsten Zorne den Saal, tiefste Verachtung im Herzen gegen die feige Politik der Schwesterstädte. Der Kongreß aber schloß im Namen des Hansabundes einen Waffenstillstand mit den Holländern auf vier Jahre. Was blieb für Lübeck übrig? Die Vereinbarung mußte angenommen werden!

Wullenwever stand mit seinen Freunden allein; das sah er klar. In Lübeck selbst regte sich gegen ihn bereits eine starke Opposition, welche ihm verhängnißvoll werden mußte. Es war die Opposition der lutherischen Geistlichkeit, welche durch den Superintendenten Hermann Bonnus geführt wurde. Die lutherische Kirche kann bei ihrer Auffassung des Kanons von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit für republikanische Tugenden nun einmal keine Anerkennung, keine Werthschätzung haben; die reformirte Kirche denkt viel freier und vorurtheilsloser in dieser Hinsicht. Bonnus eiferte, — wir erkennen es ausdrücklich an, — aus innerster Ueberzeugung gegen die Volkspartei und war so charaktervoll, daß er, als seine Worte nichts fruchteten, bat, man möge ihm den Abschied geben, da sein Gewissen ihn beschwere, Ueberwältigung gesetzlicher Obrigkeit durch den gemeinen Mann ungeahndet zu lassen, und er der wachsenden Ruchlosigkeit nicht zu steuern vermöge.

Feinde ringsum! Es mußte etwas geschehen!

Jetzt richtete Wullenwever seinen Blick auf den Bürger- und Bauernfreund Christian II., den Gefangenen von Sonderburg, hin. Er mußte anstatt des Holsteiners Christian III. König von Dänemark werden; er, der dann der Hansa Alles verdankte, konnte nicht undankbar sein wie Gustav Wasa! Tyrannis und Demokratie also in unnatürlichem Bunde: es geschieht nichts Neues unter der Sonne! Der Doktor Oldendorp bewog durch seine Gesandtschaftsreisen die wendischen Städte, für den Veranstalter der blutigen Gräuel von Stockholm einzutreten, und in dem Grafen Christoph von Oldenburg wurde ein schneidiger Feldherr gegen Dänemark gefunden.

Eine merkwürdige Natur auch dieser Condottiere! Er

besaß eine nicht gewöhnliche gelehrte Bildung und war Domherr zu Köln und Bremen; aber das Schwert war ihm lieber gewesen als die Bücher; der kühne Muth und das heißsinnliche Blut hatten ihn zu endlosen Kriegeszügen getrieben. „Ha, wenn zu Feld die Fahnen fliegen und manch' Karthaune kracht!" So klang es jetzt auch auf den Märkten, den Gassen von Lübeck; — vor den Thoren hatte der Oldenburger sein Lager aufgeschlagen, und die Stadt wimmelte von Abenteurern. Die Aufwendungen der waghalsigen Hansastadt waren zwar sehr beträchtlich; der Siegespreis aber doch noch größer: Wullenwever hatte sich für die Restitution Herrn Christians II. nichts Geringeres ausbedungen als den Besitz von

Bergen und Schloß Bergenhuus, von
Helsingör und Helsingborg, sowie
die Abschaffung des Sundzolles;

er unterhandelte außerdem mit Herzog Albrecht von Mecklenburg und bot diesem die schwedische Krone gegen Abtretung von

Kalmar und Oeland an.

Wurde der Krieg glücklich geführt, wurden die Bedingungen des Waffenbündnisses innegehalten, so war Lübecks Herrschaft über die Ostsee eine unbedingte und die Fahrt in die Nordsee frei. Wullenwever war ein großer Patriot und ein durchaus praktischer Politiker!

Der Krieg begann; Schlag folgte auf Schlag und traf für Lübeck. Im Namen des gefangenen Königs wurde Trittau besetzt, Plön gebrandschatzt, Reinbeck verbrannt, Segeberg belagert, Eutin, des Bischofs von Lübeck Residenz, bestürmt und genommen. Die Flotte stach in See. Bokbinder und Kock hatten in Kopenhagen und Malmoe ihre Schuldigkeit gethan; die Städte standen in hellem Aufstande für die Sache des Gefangenen von Sonderburg und für die Stadt Lübeck. Bei Skoveshoved auf Seeland nördlich von Kopenhagen landete die hansische Flotte; Seeland wurde furchtbar verheert; die Königsgruft in Roeskilde wurde geplündert, die Schlösser des Adels

wurden verbrannt, und Kopenhagen öffnete dem Grafen seine Thore.

Je größer das Kriegsglück Lübecks war, um so fester schlossen sich die dänischen Stände an Christian III. an. Erst jetzt ward ihm endgültig die Krone des Reiches übertragen, und der Marschall Johannes Rantzau wurde sein kühner Feldherr. Mochten die Hansen auf Seeland sengen und brennen: das dänische Heer fiel Lübeck selbst an und lagerte sich, eine halbe Meile von der Stadt, bei Stockelsdorf. Dessen ungeachtet betrieb Wullenwever den Krieg mit großer Energie. Er drängte durch Dr. Oldendorp den Herzog Albrecht von Mecklenburg „unter Anrufung des Heilandes um schleunigen Zuzug mit gesammter Macht." Aber die Bürgerschaft folgte ihm bereits nicht mehr mit jener vollen Begeisterung, welche bei der Menge nur das Glück hervorrufen kann; die Blokade von Lübeck war dem gemeinen Manne zu unbequem. Dazu hatte Herr Johann von Rantzau bereits die Trave überbrückt und den Hauptmann Marx Meyer unter Lübecks Mauern arg geschlagen. Der Ritter gedachte, vermöge des „eisernen Heinrich", eines starken, mit Geschützen besetzten Schiffsprahms, die Brücke zu sprengen; aber Rantzau hielt zu scharfe Wacht und fing den Lübeckern sogar am Travepaß bei Schlutup acht völlig ausgerüstete Kriegskoggen ab.

Der Bürgermeister mochte ein schweres Herz und schwere Sorgen haben. Er schrieb in dieser Zeit, „alle Sachen vermöge er allein nicht zu verrichten; Hülfe habe er nirgends; viele Last mache große Hast." Dazu drängten seine aristokratischen Feinde mehr und mehr. Es blieb ihm, wollte er sich auf seinem Posten erhalten, schließlich nichts übrig, als Conzessionen zu machen. Die 64er sowie der zweite Ausschuß der 100 traten auf Wullenwevers Veranlassung freiwillig von ihrem Amte zurück, und am 17. November 1534 wurde zu Stockelsdorf zwischen den Lübeckern und Herrn Johann von Rantzau ein Friede geschlossen, nach welchem es zwar den

Lübeckern frei stehen sollte, den Krieg in Dänemark wegen der Befreiung Christians II. fortzusetzen, der jedoch ihren Feindseligkeiten gegen Holstein ein Ende machte.

Das Frühjahr 1535 kam heran, und mit ihm eine Umwandlung der politischen Lage. Bis jetzt war der Krieg angeblich für Christian II. geführt worden; — jetzt schob Wullenwever, um wo möglich eine Unterstützung Seitens der kaiserlichen Macht zu erhalten, einen neuen Kronprätendenten vor, den Pfalzgrafen Friedrich, welchem das habsburgische Haus als einem sehr getreuen Diener außerordentlich verpflichtet war und der sich mit der Tochter Christians II. vermählt hatte. Der Krieg mit Christian III. von Dänemarck, welchem Gustav Wasa nunmehr bewaffnete Hülfe leistete, nahm von jetzt ab immer mehr einen wilden, abenteuerlichen Charakter an. Marx Meyer ward bei Helsingborg gefangen und auf Ritterwort und körperlichen Eid auf Wardbergschloß in Halland in ritterliche Haft gesetzt. Er brach seinen Schwur auf das Sakrament, machte sich frei, nahm seinen ehemaligen Kerker ein, setzte sich hier fest und führte von hier aus das zügellose Leben eines Landesschädigers aus alter Zeit. Es scheint, als ob er alle, ihm unbequemen Bande habe brechen wollen; er mochte sich als einen „Vogelfreien" unter Englands Schutz betrachten, denn über das Portal von Wardberg ließ er den Wappenschild des Tudors setzen. Am 9. Juni 1535 wurde zur See die unentschiedene Schlacht von Bornholm ausgekämpft. Die Lübecker, Stralsunder und Rostocker standen den Dänen, den Schweden unter dem kühnen Admiral Peter Skramm, ja sogar auch den Preußen gegenüber; denn der Herzog Albrecht, der frühere Hochmeister, hatte sich ebenfalls den Feinden der Hansa angeschlossen. Die „schwedische Kuh" Peter Skramms und das lübische Admiralschiff, geführt von Heinrich Gronenberg und Hans Albrecht, kämpften wacker mit einander, bis ein Sturm die beiden Flotten aus einander trieb.

Am 11. Januar erfolgte endlich eine entscheidende Schlacht

zu Lande. Herr Johannes Rantzau, Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, zog den lübischen Feldhauptleuten, den Grafen von Hoya und Tecklenburg entgegen und traf bei Assens auf der Insel Fühnen mit ihnen zusammen. Auf beiden Seiten kämpften deutsche Söldner. Aber die Hansen waren schlecht bewaffnet; die Feuerrohre ihrer Gegner trugen den Sieg davon. Am 12. Juni ergab sich auch die lübische Flotte im Hafen von Svendsborg dem Admirale Peter Skramm. Es war keine Ehre mehr im lübischen Schiffsvolke; nur ein Führer hatte sich der schimpflichen Flucht geweigert, war an Bord geblieben und mit Ehren gefallen. Peter Skramm sagte, er hätte die Flotte nicht angreifen wollen, — so stark war sie, — ehe er nicht erfahren, daß das Schiffsvolk sich geflüchtet hätte! Fühnen und der Belt waren nach diesen Ereignissen vom Ochsenberg bei Assen und von Svendsborg verloren.

Solche Begebenheiten mußten ihren Rückschlag äußern. Der zu Lüneburg und Lübeck im Jahre 1535 gehaltene Hansatag mißbilligte Lübecks Verhalten auf's Allerentschiedenste, die „fetten", trägen Kölner voran! Grollend erwiderten die Lübecker: „Wir haben den Königen von Dänemark und Schweden in den Sattel geholfen; — es wird uns übel jetzt gelohnt!" Niklas Brömsen, ein jämmerlicher Charakter durch und durch, nicht fähig, eigene Kränkung zu Gunsten seiner Vaterstadt zu vergessen, betrieb mit Eifer bei der gleich kläglichen Behörde, dem kaiserlichen Kammergericht, die Achtserklärung Lübecks, und die Hamburger spielten gleißnerisch die Ehrbaren. Mit ihrem theologischen Beirath fanden sie die hohe Weisheit heraus: Der Obrigkeit, nicht der Gemeinde hat Gott das Regiment befohlen. An die Traditionen des Hansabundes, an seine alte Größe, an die Opferwilligkeit der Stadtgemeinden dachte man nicht mehr. Zu Nutz und Frommen Deutschlands war des Hansabundes alte Größe zu conserviren. Es wird uns schwer, das Faktum constatiren zu müssen: die Junker Lübecks und die glaubenseifrige lutherische Geistlichkeit der Hansastädte

haben die Sache des Vaterlandes verrathen, haben es gehindert, daß Deutschland blieb, was es einst war, eine Seemacht ersten Ranges und die Beherrscherin Dänemarks, welches von weitblickenden deutschen Kaisern einst dem Reiche einverleibt worden war.

Am 10. Juli 1535 ward von Speyer aus das Exekutorialmandat des Reichskammergerichtes erlassen: Der Stadt Lübeck droht unfehlbar die Acht, wofern nicht innerhalb von sechs Wochen und drei Tagen alle zeither im Regimente vorgenommenen Neuerungen abgestellt, die seit Brömsens „Abreise" neuerwählten Rathsmitglieder ausgeschlossen und die verdrängten Herren zu Amt und Würden wiederhergestellt sind.

Der Ausschuß der Bürgerschaft von Lübeck entschied sich dafür, dem Mandate unbedingte Folge zu leisten. Am 16. August dankten die neuerwählten Rathsmitglieder ab, nur Wullenwever nicht. Am 26. August leistete die Gemeinde dem alten Rathe das Versprechen der Treue, selbst die evangelisch-lutherische Konfession der Stadt ward einem zukünftigen Concil zur Entscheidung unterstellt! Am 28. August hielt der schmachvoll und feig ausgewichene Brömsen seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Er ward von 150 Pferden eingeholt und wieder zum „Worthaltenden" ernannt. Die Hansa also hatte sich selbst aufgegeben. Jetzt dankte, — das Datum steht nicht fest, wahrscheinlich geschah es schon am 26. August, — Wullenwever ab. Seine jämmerlichen Amtsgenossen sicherten ihm die Stelle des lübischen Vogts von Bergedorf auf sechs Jahre zu; er soll keine Erwiderung auf dies Anerbieten gehabt haben. Gemein aber, wie er immer ist, begleitete der Pöbel den hoheitsvollen Mann auf dem schweren Heimwege vom Rathhause mit Flüchen und mit Schimpfreden.

Wir erwähnen nun zuerst den Schluß der großen Bürgermeister- und Grafenfehde: Am 14. Februar 1536 unterschrieben Christian III. und Lübeck einen Frieden, welcher die Stadt verpflichtete, den Feinden des Königs keinen Vorschub mehr zu

leisten, wogegen ihr die alten Handelsprivilegien gelassen und der Besitz Bornholms auf 50 weitere Jahre zugesichert ward.

Wenden wir uns sodann dem Geschicke Wullenwever's und Marx Meyer's zu. Der letztere übergab nach muthiger Vertheidigung im Mai 1536 das Schloß Wardberg gegen freien Abzug den Belagerern, wurde indessen von den Dänen trotzdem vor Gericht gezogen und am 17. Juni nebst seinem Bruder Gerd enthauptet. König Heinrich VIII. von England hatte für seinen Ritter nichts gethan. Wir haben allerdings für diesen Ritter Meyer kein Bedauern; er ist eine durch und durch komödiantenhafte Figur, und es ist vielleicht Wullenwever's schwerster Fehler, sich in dem Manne so getäuscht zu haben.

Wullenwever war nach seiner Abdankung aus der Stadt geritten. Wohin sollte er sich wenden? Es gab keine Heimath mehr für den kühnen Mann in diesen so niedrig denkenden Bürgerschaften! Was blieb ihm übrig, als ein Söldnerhäuptling zu werden und auf eigene Faust Krieg zu führen gegen Dänemark? Im Lande Hadeln standen Landsknechte unter Hauptmann Uebelacker. Zu denen wollte er sich begeben, um sie zu werben. Er mußte auf dieser Fahrt erzbischöflich bremensches Gebiet durchwandern. Der Kirchenfürst aber ließ den „wohlbestallten Amtmann der Stadt Lübeck zu Bergedorf" als geleitlos fangen und auf Schloß Rothenburg im Bisthume Verden gefangen setzen. Man wußte nirgends in der Welt, wo der letzte Held der Hansa geblieben war, und es ist wahrhaft traurig, zu sehen, wie Jürgen Wullenwuver nur einen Freund besaß: es war sein Bruder Joachim. Im November erst erhielt der Letztere Kunde über des Bürgermeisters Verbleib. Er verwendete sich dringend für des Bruders Freilassung, mit ihm auch König Heinrich von England. Vergebens; — die fürstliche Macht wollte ihre Rache an dem letzten großen Bürgerhelden Deutschlands blutig befriedigen.

Wullenwever wurde auf Schloß Rothenburg gefol-

tert. Herr Niklas Brömsen hatte seine Herzensfreude daran; der feine Mann mit den weißen Händen und den frauenhaften Zügen war nebst Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig, dem Bruder des Erzbischofes Christopher, und Herrn Melchior von Rantzau nach dem Schlosse zu Gaste geladen, und die Herren von Bremen hatten ihren Büttel, den Schinder Meister Kord, bereitwilligst für Herrn Jürgens Folterung zur Verfügung gestellt. Es muß in der That teuflisch gegen Wullenwever verfahren worden sein; denn die Chroniken sagen, „Herr Brömsen habe ihn so gehaßt, daß er ihn mit den Zähnen zerrissen hätte, wo er seiner mächtig gewesen wäre." Man hatte vier Fragen für die Folterung vereinbart; dieselben lauteten:

„Hast Du burgundische Truppen (Holländer) durch's Mühlenthor zu Lübeck einlassen wollen?"

„Hast Du zum obersten Regenten Deiner Stadt Dich setzen wollen?"

„Hast Du den alten Rath ermorden wollen?"

„Hast Du der Wiedertäufer gottverfluchte Lehre im Kirchenwesen einführen wollen?"

Man fragte also

auf Hochverrath gegen die Stadt,
auf Hochverrath gegen das Reich,
auf peinliches Verbrechen,
auf todeswürdige, religiöse Schuld!

Ferner vereinigte man sich darüber, die „Urgicht", d. h. das Geständniß Wullenwever's, keinen Menschen sehen zu lassen. Dieses Aktenstück, in 34 Artikel zusammengefaßt, ist dementsprechend erst in neuerer Zeit wieder aufgefunden worden. Wullenwever hat diese seine Geständnisse mit seiner kaum zu entziffernden Unterschrift versehen.

Denn die Folter hatte seines Leibes Kraft gebrochen. Man zog endlich, da der Prozeß Wullenwever's ein ungeheures Aufsehen machte und die Sache auf die Dauer nicht geheim zu

halten war, Lübecker Bürger, natürlich Feinde des Bürgermeisters, hinzu, z. B. Herrn Johann Crevet und Niklas Hermeling. In ihrem Beisein wurden dem Gemarterten seine Geständnisse verlesen. „Jörg, was sagst Du hiezu?" herrschte ihn der Herzog Heinrich an. Todmüde erwiderte der tief elende Mann: „Ich habe Ja! gesagt!"

Wullenwever hat indessen Gelegenheit gehabt, aus seinem Gefängnisse heraus noch zwei Briefe an seinen vielgetreuen Bruder Joachim zu schreiben. Wir erfahren aus denselben, daß der wahrhaft vornehme Mann zur Ueberlast auch noch des Diebstahls bezüchtigt ward. Da bittet er den Bruder, die Leute an sein Rechnungsbuch zu weisen; er sei kein Dieb, wie Crevet sage! Befände es sich, daß er den Lübeckern irgend etwas gestohlen habe, so möchte man ihn über alle Diebe hängen. Er warnt die Freunde, ein wachsam Auge auf die „neue Lehre" zu halten, denn man trachte, es wieder auf das Alte zu bringen. Um Gottes willen aber möge sein Bruder diese beiden Briefe geheim halten, sonst käme er um den Kopf, auch wenn er zwei Könige von England zu Freunden hätte. In erschütternder Weise ruft er endlich aus: „Bin ich ein Dieb: hilf mir an den Galgen; bin ich ein Verräther: hilf mir auf's Rad; bin ich ein Wiedertäufer: hilf mir in's Feuer!" Nachmals ward dieser Briefwechsel entdeckt. Jürgen hatte längst geendet, Joachim Wullenwever aber kam in dänische Haft und endete 1541 als Verbannter zu Malmoe.

Von Rothenburg wurde Wullenwever endlich nach Schloß Steinbrück zwischen Braunschweig und Hildesheim gebracht. Hier ward er in ein enges Gemach mit einer zehn Fuß dicken Mauer geschlossen, dessen nur $2^1/_2$ Fuß breiten Ausgang man noch heute zeigt. An der einen Mauerwand ist in neuerer Zeit die Inschrift angebracht worden: „Hier lag und litt Jürgen Wullenwever 1536—1537." Das ehrliche Land sollte über den Gefangenen richten, d. h. es wurde das hierorts noch bestehende altdeutsche Gau- und Landding der zwölf Schöffen be-

rufen. Bauern also die Richter eines Staatsmannes von europäischem Rufe! Es ist empörend! Die Folterungen nahmen ihren Fortgang, und dennoch steht in den Protokollen, der Angeklagte habe „frei und ohne Pein“ seine Verbrechen bekannt. Das Urtheil konnte nicht zweifelhaft sein. Dasselbe sollte indessen nicht zu Steinbrück, sondern am Tollenstein, einer alten Malstätte in der Nähe von Wolfenbüttel, gesprochen werden. Als Gerichtstag wurde der 24. September 1537 festgesetzt.

Ehe Wullenwever zum Todesgange von seinem Gefängnisse schied, schrieb er mit Kohle die folgenden Verse an die Mauer:

„Kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer auf Erden
Bin ich jemals gewest, will's auch nimmer befunden werden.
O Herr Jesu Christe, der Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Ich bitt' Dich durch Deine Barmherzigkeit, Du wollest Zeugniß von der Wahrheit geben!“

Es war viel Volks zum Gerichtstage zusammengeeilt. König Christian's Räthe und die Abgeordneten von Lübeck klagten, wie vorgeschrieben, durch ihren Fürsprech; Wullenwever antwortete in gleicher Weise. Nach dem Berichte des Notars Warnke erwiderte er schlicht, nach seiner Abdankung sei er ein allzu geringer Mann gewesen, um zwischen großen Mächten Zwiespalt anzustiften; gegen Herzog Heinrich habe er freilich oft gehandelt; verdiene er den Tod darum, so wolle er gern sterben; doch stelle er Jedem in's Gewissen, in wessen Namen er die Fehde geführt habe. Nie sei ihm in den Sinn gekommen, die Rathmannen zu Lübeck oder den Adel in Holstein mit Rad und Galgen zu drängen, noch in der Stadt Lübeck seinen Stuhl an Stelle des Königs zu setzen. Er sei kein Dieb, weil er seiner Tage keinen Pfenning gestohlen, kein Verräther, auch keinem Wiedertäufer jemals treu und hold gewesen; darauf wolle er sterben.

Das Urtheil der Schöffen lautete: „Jürgen hat Unrecht

gethan; das ehrliche Land findet zu Recht, er möge es ohne Pein und Strafe nicht gethan haben." Das Todesurtheil war also gefällt. Denn Meister Hans, von den Schöffen aufgefordert, sein Votum abzugeben, fand nun zu Recht, den armen Sünder hinaus zu führen, in vier Theile zu hauen, auf vier Räder zu stoßen und zu richten zwischen Himmel und Erden, daß er das nicht mehr thue und Andere daran gedächten!

Der unglückliche Mann hatte noch Eins auf Erden abzumachen. Er hatte vorher auf Lübecker und Hamburger Bürger als Genossen seiner angeblichen Frevelthaten mitbekannt; jetzt bat er seinen gnädigen Herrn, den Herzog Heinrich, näher zu treten und flehte ihn an, „sich nicht mit unschuldigem Blute zu behängen, seiner, Wullenwever's, Seele zu ewigem Verderben!"

Der Augenblick der Exekution kam. Da bat der Bürgermeister Herzog Heinrich's Großvogt, der hoch zu Rosse ihm zur Seite hielt, zu seinem Herrn zu reiten, damit derselbe ihn, wie er versprochen, einen ehrlichen Tod sterben lasse. Herzog Heinrich erfüllte seine Bitte. Dann sprach Wullenwever einen Schöffen, Barthold Napp, an: „Gewähre mir ein Wort oder zwei mit denen von Lübeck zu sprechen!" Auch dieser Bitte wurde gewillfahrt; Klaus Hermeling, der Kanzler, und Johann Crevet mußten vortreten. Hoch hob sich die Brust des Verurtheilten, mit gewaltiger Stimme rief er diesen Elenden zu:

„Danach habt Ihr, Klaus Hermeling und Johann Crevet, lange gestanden, wohl vor vier Jahren, daß Ihr mir bei Nacht wolltet in's Haus fallen, mich zu fangen; allein Gott der Allmächtige wollte das nicht zulassen. Nun ist es Euch doch gerathen; — das will ich Gott geben (überlassen)! Ich sage Euch vor der ganzen Welt, daß die letzten Artikel nicht wahr sind! Ich sage öffentlich vor der ganzen Welt, daß ich diejenigen, welche ich in meinem Gefängnisse habe beschuldigen müssen, aus Marter und zur Rettung meines Lebens beschul-

digt habe!" — Klaus Hermeling, wüthend über den Widerruf, trat an den Henker heran und sprach: „Hans, mach' ein Ende!" Der Nachrichter aber schüttelte den Kopf. Wullenwever fuhr fort: „Es ist mit mir hier eine geringe Zeit! Laßt mir nur noch zwei oder drei Worte; dann will ich gerne sterben." Er betheuerte noch einmal seine Unschuld vor Gott. Dann kniete er nieder und empfing den tödtlichen Streich. Sein Leib wurde geviertheilt und auf vier Räder gesteckt.

So endete die großartige Tragödie dieses Ringens, dieses Wagens Wullenwever's für eine untergehende Welt voll Glanz und Ruhm.

Der hansische Chronist Hans Regkmann hat die Geschichte Wullenwever's aufgezeichnet. Er hat ein blutrothes, flammendes Schwert dabei gemalt und hinzu geschrieben: „Das hat er nicht verdient; das hätte Herzog Heinrich besser verdient!" Die alten Bergenfahrer hatten einen Reim; der lautete:

„Die von Lübeck mögen in allen Tagen
Den Tod Herrn Jörgen Wullenwever's beklagen."

Wir stimmen dem zu; aber wir sagen nicht: „Die von Lübeck", sondern: „Jeder deutsche Patriot!" Was Herr Jürgen erreichen wollte, hat uns, wenigstens zum Theile und in der durch das Prinzip der Nationalität gebotenen Beschränkung, der Krieg von 1864 gebracht. Die Schuld in Jürgen Wullenwevers Tragödie aber ist keine andere als die hochehrenvolle:

Der Glaube an einen Geist, an eine Kraft der Hansa, welche nicht mehr vorhanden waren.

XXII.

Magdeburgs Fall.

Wir hatten oben gesehen, wie unter den deutschen Bischofsstädten grade Magdeburg die Fahne des bedrohten Protestantismus mit besonderem Eifer getragen und das gefährdete Palladium der Geistesfreiheit in Deutschland mit hingebender Treue vertheidigt hatte. Im folgenden Jahrhunderte sollte die edle Stadt für die Partei, welche sie ergriffen hatte, das schwerste Opfer bringen, welches den Deutschen jemals für ihre Ueberzeugung, für ihre religiöse und politische Parteistellung auferlegt worden ist. In der Geschichte unseres Bürgerthums hat diese Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631 eine fast typische Bedeutung. Wenn der Sturz Wullenwever's gleichbedeutend war mit dem Untergange der äußeren Macht des deutschen Bürgerthums, so bezeichnet der Fall Magdeburgs das Erlöschen der Bedeutung der Städte innerhalb der politischen Verhältnisse im deutschen Reiche selbst. Nicht darf darum eine Geschichte deutschen Bürgerthums diese große Katastrophe ungeschildert lassen. —

Am 9. Mai 1631 hatte Tilly mit seinen Generalen und Obersten einen Kriegsrath gehalten. Wegen der Annäherung Gustav Adolf's war der Sturm auf die Stadt allgemein als eine Nothwendigkeit anerkannt worden; es galt also nur, die Einzelheiten des Angriffs festzusetzen. Zwar hegte der Feldherr selbst in Bezug auf den Erfolg des Sturms die stärksten

Zweifel: noch war kein Graben ausgefüllt, keine Breſche geſchoſſen; noch immer, obwohl von Mannsfeld und Pappenheim hart bedrängt, hielt ſich das Baſtion „Heideck", welches an jenen alten, heldenmüthigen Vertheidiger Magdeburgs erinnerte. Aber der Angriff mußte geſchehen. Als man die Zeit desſelben beſprach, erinnerte ein bejahrter Oberſt an die Vorgänge von Maſtricht, welches gefallen war, weil die Wachen die frühe Morgenſtunde verſchlafen hatten. So ward denn auf den 10. Mai früh Morgens der Sturm feſtgeſetzt. Während der Nacht ſtiegen bei Tilly noch einmal Bedenklichkeiten auf; er rief bei Tagesanbruch noch einmal ſeine Oberſten zuſammen. So kam's, daß der Angriff erſt um 7 Uhr begann. Es iſt durchaus nicht erwieſen, daß Tilly den Kriegern eine dreitägige Plünderung der Stadt verſprochen hat; doch ſoll allerdings nach dem Bericht des Hauptmanns Ackermann vom Regimente „Pappenheim" den Soldaten vor Beginn des Sturmes eine Ration Rheinwein vertheilt worden ſein, um ihren Muth zu erhöhen. Es bedurfte indeſſen dieſes Anreizungsmittels wohl kaum. Auf reiche Beute war in jedem Falle zu hoffen. Zu Magdeburg befinden ſich, ſo ſagte ein altes Sprüchwort, die Schätze von ſieben Königreichen!

In der Stadt ſelbſt fand am Morgen des 10. Mai auf dem Rathhauſe eine Konferenz ſtatt. Beim Beginne derſelben nahm der ſchwediſche Oberſt Falckenberg ſogleich das Wort, ging aber überhaupt nicht auf die Bedingungen einer Kapitulation ein, welche Tilly gefordert hatte, ſondern wiederholte vielmehr alle von Guſtav Adolf der Stadt gemachten Zuſagen, ihr Hülfe zu bringen. Der König ſei in der Nähe; jede Stunde länger, welche man ſich halte, müſſe mit mehr als einer Tonne Goldes bezahlt werden! Da ward dem Rathe die Meldung, daß im feindlichen Lager alles Kriegsvolk in Bewegung ſei; aber trotz der höchſt verdächtigen Mannöver der Kaiſerlichen und Liguiſten, traf Falckenberg keine Anſtalten zur Abwehr der Gegner. „Unterſtehen ſich die Kaiſerlichen zu für-

men: fürwahr, sie sollen so empfangen werden, daß es ihnen nicht gefällt!" So lautete des Obersten Rede.

Unterdessen hatte Pappenheim mit seiner ganzen Macht gegen 7 Uhr den Sturm begonnen. Als Erkennungszeichen trugen die Kaiserlichen eine weiße Binde um den Arm; ihr Feldgeschrei lautete: „Jesus Maria!" Schnell erstiegen sie auf Sturmleitern das neue Werk vor der Neustadt; Falckenberg hatte den dort befehligenden Offizieren nicht einmal die Meldung eines etwaigen Angriffes zukommen lassen! Die Krieger waren von der durchwachten Nacht noch müde, und die Schildwachen bemerkten die Feinde nicht eher, als bis sie den Todesstreich von ihnen empfingen. Es war ein müheloses, weiteres Vordringen, kein Heldenkampf zwischen Siegesjubel und Verzweiflung! Bald konnten zwei Kompagnien Kroaten durch die Elbe reiten und das „Fischerthor" nehmen, dessen Bewachung von der Gilde mit gleicher Lässigkeit geübt worden war. Wohin war die alte Kriegstüchtigkeit des deutschen Bürgerthums entschwunden!

Nun endlich meldete der Wächter auf dem Johannisthurme, daß der Feind in der Stadt sei; er blies das Lärmhorn und steckte die weiße Kriegsfahne aus. Der Rathmann und Bauherr der Stadt, Herr Otto von Guericke, der später so berühmte Erfinder der Luftpumpe, eilte aus dem Sessionszimmer hinweg, um nachzusehen, was es gäbe. In der Fischerstraße fand er die eingedrungenen Kroaten bereits mit dem Stürmen und Plündern der Häuser beschäftigt; er eilte sogleich nach dem Rathhause zurück und überbrachte die Schreckenskunde. Auch Falckenberg's Pagen eilten jetzt mit ihrer Meldung herbei; der Kommandant schwang sich jetzt selbst in den Sattel! Wem also der Fall von Magdeburg zuzuschreiben sei, kann nicht zweifelhaft sein. Es ist die Sorglosigkeit des schwedischen Obersten; es ist die verminderte Kriegstüchtigkeit des deutschen Bürgerthums, welche ihn verschuldet hat. Die alte Waffenfähigkeit und Waffenfreudigkeit des deutschen Bürgers war da-

hin; das ist die Thatsache, auf deren Constatirung es uns an dieser Stelle ankommt!

Befürchte der Leser nunmehr keine Wiederholung der oft geschilderten Greuelscenen. Wir fragen vielmehr: „Wie erging es deutschen Bürgerfamilien bei diesem Ereignisse, dessen Feuerzeichen der alten deutschen Städteherrlichkeit zu Grabe leuchteten?“ —

Es ist uns aus der patrizischen Familie der Friese zu Magdeburg ein äußerst charakteristischer Bericht darüber erhalten; wir geben denselben auszugsweise hier wieder.

Der Oberstadtschreiber Daniel Friese hatte auf das Zeichen von St. Johannis her gleichfalls das Rathhaus verlassen; er begab sich sogleich zu seiner Familie, um seine Vorkehrungen zu treffen. Da er „etliche Male“ zu den Generalen Tilly und Pappenheim in's Lager hinausgesendet worden war, so fürchtete er, man möchte ihm ein besonders hohes Lösegeld abfordern. Um für einen geringen Bürger zu gelten, zog er daher ein ledernes Wams und eine graue Hose an; auch seine Gattin, welche von der St. Johanniskirche herbeigeeilt war, legte ihr schlechtestes Kleid an. Endlich schwieg das entsetzliche Feuer; der Widerstand hörte auf, und die fliehenden Bürger eilten mit Ach- und Wehgeschrei (!) in ihre Häuser, welche auf's Festeste verschlossen wurden. Nicht lange darauf ertönte das „All gewonnen! All gewonnen!“ der kaiserlichen Soldaten; sie liefen durch die Gassen und schlugen an die Thüren, wie die Teufel. „Wir armen Leute hätten vor Furcht in den Häusern sterben mögen (!), wir beteten zu Gott um gnädige Errettung. Jetzt ward auch bei uns angepocht.“ So fährt des Daniel Friese Sohn Herr Johann Daniel fort. „Unser Präceptor sah oben hinaus und rief: „Quartier!“ Alsbald geschahen zwei Schüsse nach ihm; die Soldaten drohten, Alles im Hause umzubringen, wenn man ihnen nicht öffnete. Wir machten auf. Da standen zwei Musketiere und verlangten Geld. Vater und Mutter gaben ihnen, was sie bei sich hatten,

auch noch Kleider und Geräthe. Sie sollten uns aus der Stadt bringen; wir boten ihnen ein Lösegeld; sie aber sagten, sie müßten erst Beute machen. Unser Präceptor aber, welcher vor Angst ganz den Kopf verloren hatte, lief mit ihnen, um uns einen Paß auszuwirken. Hätten wir auf seine Rückkunft gewartet; — wir wären allzumal verbrannt." —

Nachdem die Soldaten hinweg waren, zerschlug der Stadtschreiber, um dem Hause ein wüstes Ansehen zu geben, mit einer Axt den Ofen, die Thüren und Fenster; er riß das Stroh aus den Bettsponden, warf auch die Töpfe umher, damit es schiene, als sei das Haus schon ausgeplündert worden; „unglücklicher Weise aber bemerkten vier des Weges kommende Soldaten die Mutter; sie drangen ein, stürzten mit brennenden Lunten zu uns in die Stube und schlugen auf den Vater los. Die Mutter warf ihre Hand dazwischen; aber es half nicht. Wir Kinder hingen uns wie Kletten an die Soldaten und weinten und schrieen, sie sollten uns nur die Eltern leben lassen. Endlich ließen sie sich durch unser Bitten und Flehen erweichen. Wir gaben ihnen einige Pretiosen; sie suchten sich von dem Leinenzeuge aus; dann gingen sie hinweg. Nunmehr aber getrauten wir uns nicht länger in der Stube zu bleiben, sondern flüchteten in eine finstere Kohlenkammer, welche über einem wüsten Stalle lag. Dort verhielten wir uns mäuschenstill. Nach einer Weile aber schlich sich der Vater wieder in das Vorderhaus; alsbald aber ward auch ein Haufe von Plünderern seiner ansichtig und stürzte mit großem Geschrei auf ihn zu. Dies hörte die Mutter, lief auch hinzu, — wir folgten ihr. Es waren sieben Soldaten; alle hatten brennende Lunten, redeten eine fremde Sprache und wollten Geld haben. Der Vater sagte ihnen, daß Alles bereits genommen sei. Deß achteten sie nicht, sondern schossen zweimal nach ihm; doch fuhren die Kugeln, ohne ihn zu treffen, in die Wand. Indem sich nun die Eltern in die Stube retiriren wollten, hieb einer mit seiner Hellebarde nach dem Vater, verfehlte ihn jedoch. —

Als der Vater endlich den Offizier lateinisch anredete und ihm Kleider, Linnen und Zinn anbot, wurden sie ruhiger; doch verlangte der Offizier immer noch Geld. Da entsann sich unsere Mutter eines Kästchens, in welchem unser Pathengeld und einige Perlen lagen. Sie gab es dem Offizier. Der fluchte gewaltig, nahm noch des Vaters besten Mantel um, den dieser nur bei feierlichen Gelegenheiten trug; dann gingen sie davon, nachdem sie Alles zerschlagen hatten.

Um 9 Uhr ward es wiederum ein wenig still. Da sagte der Vater: „Jetzt wollen wir uns erst recht verstecken, und zwar auf dem alten, wie ein Taubenschlag eingerichteten Boden!“ Dort hätten wir sämmtlich verbrennen müssen, wären wir nicht durch Gottes wunderbarliche Fügung von dort oben herabgezogen worden. Unsere gewesene, an einen Nadler verheirathete Magd hatte ihre Zuflucht zu uns genommen und sich mit uns in der Kohlenkammer versteckt, nachdem sie ihren Mann, welcher an der „Lakenmacherpforte“ die Wache gehabt, verloren. Sie blieb, als wir die Kohlenkammer verließen, noch zurück, um einen Korb, welcher all' ihre Habseligkeiten enthielt, zu verbergen. Als sie, damit fertig, nun über den Hof lief, ward ein Soldat ihrer ansichtig; er rief: „Halt, halt!“ Sie aber floh die Treppen auf den Boden zu uns herauf. „Ach Anna, Anna!“ rief der Vater ihr zu. „Du wirst uns gewiß die Soldaten alle noch heraufziehen!“ Kaum hatte er diese Worte zu ihr gesagt, als auch schon der Verfolger hinter ihr heraufdrang; mit einem Spitzhammer schlug er auf den Vater los. Wir Alle umringten ihn und baten ihn, des Vaters zu schonen. Unser vierter Bruder Christian, der kaum laufen und lallen konnte, rief in seiner Herzensangst: „Ach laßt doch nur den Vater leben; ich will Euch gern den Dreier geben, den ich am Sonntag bekomme!“ Dies mochte den Soldaten gerührt haben; er sah uns plötzlich freundlich an und rief: „Ei, das sind feine Büble!“ Er war ein Nürnberger. Darauf sprach er zum Vater: „Willst Du mit den Kindern aus der Stadt hinaus,

so gehe alsbald fort, denn die Croaten kommen in einer Stunde herein; da würdest Du mit den Deinigen schwerlich am Leben bleiben!" — „Ja"; fuhr er nach einigem Besinnen fort, „ich habe aber noch keine Beute gemacht!" Wir fielen ihm zu Füßen und baten, uns doch nur mitzunehmen; wir wollten ihm 200 Thaler geben, wenn er uns nach Gommern brächte. Er blieb dabei, er müsse erst Beute machen, vermaß sich aber hoch und theuer, er käme dann zu uns zurück. „Nun, wenn Ihr denn so sehr auf Beute bestehet," sprach die Nadlerin, „so will ich Euch Geld und Kleider von meinem Manne geben; führet mich nur heim und dann aus der Stadt!" Er nahm dies Erbieten an und beide gingen. Wir aber zweifelten an ihrem Zurückkommen und krochen wieder unter das Dach. Da hörten wir, wie es in den Nachbarhäusern zuging, wie Kisten und Kasten aufgeschlagen wurden. In Todesangst verharrten wir hier eine halbe Stunde.

Indessen hatte der Soldat von der Nadlerin die versprochenen Sachen erhalten; auch auf sein Befragen von ihr gehört, wer der Vater sei. Wider Erwarten kamen sie wieder, und der Soldat rief im Hause nach dem Boden hinauf: „Herr Oberstadtschreiber, kommet herunter!" Diese Worte drangen dem Vater wie ein Dolchstich in das Herz, er glaubte sich verrathen und rief mit Thränen: „Ach, daß es Gott erbarme; — nun werden wir verloren sein!" Er und die Mutter segneten einander und meinten, wir würden gewiß nun sterben und zu einander kommen! In großer Angst und Todesfurcht gingen wir hinunter; dort aber fanden wir den Kriegsmann mit der Magd. Das ganze Haus war von Soldaten und Pferden erfüllt. Von den ersteren wollten einige stracks auf den Vater los; der Nürnberger aber nahm sich unserer an und sagte, wir wären seine Gefangenen. Wir packten hierauf einige wenige gerettete Habe, fast lauter Trümmer, in einen Korb, welchen die Mutter trug, legten zwei Brote darüber und machten uns dann, — es war gegen 10 Uhr, — auf den Weg. Wir

Kinder gingen paarweise hinter dem Soldaten her; unsere Eltern, die Nadlerin und unsere Magd, die kleinste Schwester in ihrem Bettchen auf dem Arme tragend, folgten. Um ungehinderter fortzukommen, trug der Vater die Muskete unseres Retters und sah in seinem Aufzuge einem Soldaten so gar nicht unähnlich. So gingen wir über die Straßen und mußten oft in großem Gedränge über ganze Haufen von todten Körpern hinwegsteigen. Aus dem Giebel eines Hauses ward vor unseren Augen ein Bauer herabgeworfen, welcher mit heißem Wasser verbrannt war, gewaltig rauchte, sich auf dem Pflaster herumwälzte und erbärmlich schrie. In einem auf der Gasse dastehenden Braubottich voll Wasser sahen wir etliche Frauenzimmer, die, ganz entblößt, mit dem Kopfe hineingestürzt und ersäufet waren, aber mit dem halben Leibe und den Beinen heraushingen. Unser Führer trat endlich in ein Haus und wir folgten ihm. Er sagte, er müsse uns Kindern etwas zu essen und zu trinken holen; denn zum Lager sei es zu weit, und wir könnten sonst nicht ausdauern. Darum langte er aus dem Rauchfange Würste und Speckseiten herab und schlug dieselben in einen türkischen Teppich. Unterdessen aßen wir Kinder von dem mitgenommenen Brote. Um uns sammelten sich etwa zwanzig kleine Kinder, welche von der Mutter sich auch Brot erbaten und es erhielten. Der Soldat lief auch in den Keller, holte einen Eimer Bier herauf und labte uns mit einem Trunke. Dann ging's weiter. Endlich war die Pforte erreicht, durch welche die Croaten eben einritten und neben uns Alles niederhieben. Wir stiegen dann den Wall hinunter und kamen in das Lager, wo uns der Soldat in sein Zelt führte.

Die Frau des Soldaten empfing uns nicht sehr freundlich. „Was den Teufel bringst Du?" sagte sie zu ihrem Manne. „Du bringst die Hütte voll Kinder; ich dachte, Du brächtest Beute!" Er beruhigte sie mit dem Worte, er habe die Büble herausführen müssen; Gott werde ihm schon Beute bescheeren, und damit warf er den Teppich mit den Speckseiten

hin. Wir ſetzten uns, ſehr erfreut, nun ein wenig Sicherheit und Schutz zu haben. Die Frau, welche für die Offiziere des Regimentes kochte, gab ſich endlich auch zufrieden; denn die Mutter ging derſelben bei ihrem Geſchäfte zur Hand und half ihr die drei Tage, welche wir in der Hütte des Soldaten zubrachten, ſo fleißig, daß jene Frau ganz verſöhnt ward. In der Nacht gegen eilf Uhr führte uns der Vater hinaus und zeigte uns zur unvergeßlichen Erinnerung daran das brennende Magdeburg. Es war im Lager, welches doch ziemlich weit davon entfernt iſt, von der großen Feuersgluth ſo hell, daß man einen Brief zur Nachtzeit leſen konnte.

Des andern Tags, den 11. Mai, ging der Soldat mit ſeiner Frau in die Stadt, um Beute zu holen, die Mutter wartete indeſſen das Kind beider. Wir aber blieben in der Hütte, denn der Vater wollte nicht gern erkannt ſein, ſahen aber von dort viele Magdeburger, Männer und Frauen, als Gefangene an Stricken durch's Lager führen, und prieſen uns glücklich, frei umhergehen zu können. In der Abweſenheit des Wirthes kam ein Soldat in die Hütte, um jenen zu ſprechen. Er hatte große Beute gemacht und alle Finger mit den koſtbarſten Ringen beſteckt. Als er die Mutter weinen ſah und von ihr hörte, ſie habe nicht einmal ſoviel behalten, um uns durſtenden Kindern einen Trunk Bier zu kaufen, ſchenkte er ihr anderthalb Thaler, um dafür Getränk zu holen. Gegen Abend kehrte unſer Soldat mit ſeiner Frau zurück; ſie brachten ſchönes Geſchmeide, Gold und köſtliches Leinengeräth mit ſich. Er war darüber ſehr vergnügt, meinte, Gott habe ihm Alles deswegen beſcheert, weil er die kleinen Büble hätte herausgeführt, und verwies es noch ſeiner Frau, daß ſie geſtern ſo unwillig darüber geweſen wäre. Es war ein milder, gottesfürchtiger Menſch! Der Herr vergelte ihm ewig, was er an uns gethan hat."

Soweit Johann Daniel Frieſe, Amtsſchöſſer zu Altenburg, des Oberſtadtſchreibers Sohn. Die Erzählung iſt in doppelter

Hinsicht merkwürdig; sie zeigt, daß die Stimme der Menschlichkeit bei den Kriegern des großen Kampfes denn doch keineswegs so ganz erstickt war; sie zeigt aber auch, wie tief herabgekommen das alte, mannesfeste deutsche Bürgerthum war. Der Herr Oberstadtschreiber ist ein Feigling durch und durch!

Wir fügen dem gegebenen Berichte ein Seitenstück zu: es wird, gegenüber dem verzagten Manne, uns das Bild einer beherzten deutschen Frau entgegentreten.

Das Haus des Predigers Christoph Thodänus war bereits mehrfach geplündert worden. „Endlich", so erzählt er, „kam ein toller Eisenfresser mit einem blanken Stechdegen die Treppe herauf, hieb mich sogleich damit über Kopf und Stirn und sagte: „Pfaff, gieb Geld!" Da das Blut stark aus der Wunde drang, auf meinen weißen Priesterkragen und den Chorrock herabfloß und meine Frau deswegen sehr jammerte, so setzte der Wütherich ihr den Degen grade auf den Leib, daß ich nicht anders dachte als er werde sie durchbohren. Allein unwillkürlich zuckte sein Arm, und der Stich fuhr nur durch ihr Gewand. Weil mein großer Blutverlust und unsere Geduld den Menschen endlich doch etwas zu rühren schienen, so sprach ich zu ihm: „Ach, lasset doch etwas mit Euch reden! Kommet mit zu uns; wir wollen Euch geben, was wir noch haben!" — „Nun, so komm, Pfaff!" war seine Antwort. „Gieb mir Dein Geld; ich will Dir das Wort sagen! „Jesus Maria!" ist das Wort; wenn Du das sagst, thut Dir der Soldat nichts mehr!" Darauf faßte ihn meine Frau fest bei dem Mantel, und so wanderten wir die Treppen hinunter in den Hof, vermeinend, nun wohl „gefischet" zu haben.

Ohnweit der Katharinenkirche hielt ein Obrist auf einem braunen Pferde; er ward uns gewahr und sagte zu unserm Führer: „Kerl, Kerl, mach's gleichwohl mit den Leuten so, daß es zu verantworten ist!" Dann sprach er zu meiner Frau: „Nun fasset an meinen Steigbügel; nehmet Euren Herrn bei Eurer Hand und führet mich in Euer Haus; Ihr sollet Quar-

tier haben!" Zu mir aber sagte er mit etwas leiserer Stimme und mit der Hand winkend: „Ihr Herren, — Ihr Herren, Ihr hättet es auch wohl anders machen können!" Ich wußte aber nicht, wie das gemeint war.

Als wir an unser Haus kamen, trat soeben ein Plünderer heraus und ging mit drei schönen Röcken meiner Frau davon. Unser Obrist ritt vor die Thür, wies Alle, die noch darin waren, davon und sprach dann zu uns: „Nun, Frau, gehet hinein und verbindet Euren Herrn, bis wir einen Feldscheer bekommen." Er sagte ihr auch, was sie dazu nehmen sollte. „Es soll Euch nun," setzte er hinzu, „kein Leid mehr widerfahren; ich will mein Quartier bei Euch haben; räumet im Hause fein sauber auf!" Er stellte auch sofort zwei von seinen Leibschützen als Wachen vor die Thür, dann ritt er davon mit dem Versprechen, bald zurückzukommen, um zu sehen, was wir machten. Mittlerweile kamen viele Soldaten und wollten in das Haus; unsere Wächter aber wiesen selbige Alle mit dem Bedeuten zurück, der Obristwachtmeister und Hauptmann vom Savellischen Regimente habe sein Quartier in demselben; sie dürften Niemand einlassen. Einige murreten laut darüber und sagten, ob das recht wäre; Tilly hätte gesagt: „Drei Tage plündern, rauben, todtmachen!" Allein sie mußten draußen bleiben, erhielten einmal zu trinken und gingen weiter. Unseren Beschützern thaten wir gütlich, so viel wir konnten, und dankten Gott, daß er uns diesen Obersten als rettenden Engel gesandt hatte. Um die ersteren für den Verlust der Beute zu entschädigen, gaben wir jedem zwei Rosenobel. Sie waren damit so wohl zufrieden, daß sie uns sagten, wenn wir etwa noch einen guten Freund hätten, so möchten wir denselben nur holen lassen; denn mit uns habe es keine Noth weiter. Wir schickten darauf unsere Magd in der Begleitung des einen Leibschützen nach der Katharinenkirche, wo sich der Magister Gravius versteckt hatte; aber er war dort weder zu sehen noch zu hören, und so kehrten denn Beide unverrichteter Sache zu uns zurück.

Bald darauf kam unser Oberst wieder vor das Haus geritten, fragte, ob wir noch guten Frieden hätten, und hieß uns guten Muthes sein. Sogleich aber kam er zurückgesprengt und sagte: „Frau, fasset mein Pferd beim Zügel und Euren Herrn bei der Hand und führet mich zur Stadt hinaus, oder wir müssen Alle verbrennen!“ Denn das Feuer nahm gewaltig überhand; schon brannte das schöne und große Haus des Bürgermeisters Schmidt lichterloh und hinter unserer Kirche stieg es auf, — ein großer, schwarzer Rauch!

Wir warfen nun alles noch Vorhandene, auch meinen schönen, warmen Schlafpelz, den ich hinterher schmerzlich vermißte, und meine theure Hausbibel in den Keller, machten denselben zu und beschütteten die Thür mit Erde. Meine Frau nahm einen Chorrock von mir über die Achsel, unsere Magd das vor dem Hause stehende Kind unseres Nachbars, welches sonst im Feuer umgekommen sein würde, auf den Arm und wanderten davon. Meine Frau hielt des Obersten Pferd beim Zügel gefaßt. Als wir endlich vor die Stadt in das Lager kamen, hatten wir viel Lästerung, Hohn und Spott von den Soldaten anzuhören, verschmerzten es aber. Nachdem wir ein wenig aus dem Gewirre und also aus dem Tode in's Leben gekommen waren, sprach der Oberst: „Frau, ich habe Euch und Eurem Herrn das Leben gerettet, — was könnet Ihr mir nun geben?“ Wir antworteten, unser Gold und Silber sei von uns versteckt; hoffentlich werde man es so leicht nicht finden, er solle Alles haben!“ Er lachte dazu! Das Gezelt des Obersten aber war vor dem Rothensee'schen Holze errichtet; dort wurden wir mit einem Becher Weines erquicket. Gegen Abend traf dort auch der Koch unseres Retters mit dem Dr. Olvenstedt ein; letzterer war so übel zugerichtet, daß wir ihn nur an der Sprache erkannten. Ich tröstete ihn, als in der Nacht seine Schwäche so zunahm, daß sie sein Ende befürchten ließ, allein er erholte sich wieder und erwies mir den gleichen Liebesdienst, als ich Tags darauf erkrankte.

Am späten Abende mußten wir bei unserm Obersten speisen; es ging wohl Alles prächtig zu; uns aber schmeckte weder Essen noch Trinken. „Frau", sprach unser Wirth, „warum wollet Ihr nichts genießen?" Sie antwortete: „Herr Obrist, wenn nur der Herr eine viertel Stunde an meiner Stelle wäre, die Eßlust möchte ihm vergehen!" Ueber Tisch bat ich den Feldpater auf lateinisch, eine Fürbitte für mich einzulegen; der junge, unwissende Mensch, der von Lateinisch wenig verstand, gab mir ein bloßes „dicam!" zur Antwort und machte sich davon. Nach aufgehobener Tafel, bei welcher zu meinem Befremden kein Mensch gebetet hatte, verabschiedeten wir uns und mußten mit einem Nachtlager in der Hütte des Kochs vorlieb nehmen. Der ehrliche Mann legte sich, in seinen Mantel gehüllt, und den bloßen Degen im Arme vor uns; die übrigen Diener lagerten sich um uns her und bildeten so unsere Schutzwache.

Den folgenden Morgen schickte der Obrist etliche von seinen Leuten mit unserer Magd in die Stadt, um unser Ranzionsgeld abholen zu lassen; sie kamen aber unverrichteter Sache zurück, weil der Keller noch voll Feuer und an kein Hinuntergehen in denselben zu denken gewesen sei. Inzwischen that meine Frau unserm Obristen, wo sie ihn nur antraf, manche Predigt und hielt ihm das Gesetz und Evangelium vor; ich habe es oft mit meinen Augen gesehen, wie er ihr so fleißig zugehört hat. Einmal sagte er: „Frau, wenn Euer Herr nicht mehr predigen kann, so seid Ihr gut dazu!" Die Männer, die Soldaten, klagten, sie hätte mit ihrem „tapfern Reden" sie Alle zu feigen Memmen gemacht. Als einmal Einer, um seine Mannheit sehen zu lassen, zu ihr sagte, wir sollten zufrieden sein, denn sie wären die Ruthen, damit uns Gott stäupte, antwortete sie: „Wisset Ihr auch wohl, daß Gott endlich die Ruthen wird in's Feuer werfen?" Da sie das höreten, nahm es sie Wunder; sie schwiegen still und ließen uns. Sonst haben uns die ehrlichen Gesellen viel Gutes gethan und große Theilnahme erzeiget.

Am nächsten Abend fiel kaltes Regenwetter ein, weshalb wir bei guter Zeit in unsere Hütte krochen. Gegen die Nacht kam ein Spanier, der uns viel Leid anthat; unsere Magd riß er mit Gewalt hinweg. Als er aber mit ihr an das Zelt des Obersten kam, erhob sie ein solches Geschrei, daß dieser heraustrat und jener sie loslassen mußte, nachdem er ihr eine tüchtige Maulschelle gegeben. Da der Oberst wohl denken konnte, daß wir über den Vorfall erschrocken sein möchten, ließ er uns wieder zur Tafel fordern, denn er pflegte sehr spät zu essen. Als wir in's Zelt traten, fragte er sogleich, wie es gehe. „O Herr Oberster," antwortete meine Frau, „es geht, daß es Gott im Himmel erbarmen möchte!" Da sprach er uns zufrieden und wir setzten uns. Nach Tische aber erhielt ich ein Frösteln und ein so furchtbares Fieber, daß ich meinte, es ginge mit mir zum Sterben. Auf die Nachricht von meiner Erkrankung soll der Oberst gesagt haben, wenn der Pfaff stürbe, so wollte er wohl das Weib zu sich nehmen; er habe sein Lebtag kein so tapferes und beredtes Weib gesehen. Ein ander Mal hatte er zu meiner Frau gesagt, er würde mich nach Prag schicken, meine Frau aber hierbehalten. Da sagte sie, er solle sich nur so etwas nicht einbilden; keine Viertelstunde würde sie allein lebendig bei ihm bleiben.

Endlich brachte die Magd unser Lösegeld. Meine Frau behändigte es unserm Retter, der Alles auf den Tisch schüttete. Es war manch' schöner, alter Thaler darunter, den ich selbst lange Zeit nicht gesehen hatte. Der Oberst gab meiner Frau ihre neuen silbernen Haken und einen Thaler Zehrgeld zurück; alles Uebrige, Geld und silberne Becher, behielt er. So sauer es uns geworden war, solches ehrlich zu erwerben, so gönnten wir's ihm doch sehr gern, weil er als ein wackerer Cavalier an uns gehandelt hatte. Meiner Frau aber rieth er, noch etwas zu bleiben und sich vor der Abreise noch zu pflegen. Sie aber erklärte, sie könne und möge nicht länger bleiben; mit seiner Wartung sei ihr nicht gedient; sie wolle mich auf

den Rücken nehmen und tragen, so weit sie vermöge; sie begehre, mich nur auf Stroh zu betten und besser zu pflegen, als es hier geschehen könne. Da ließ er uns einen Paß ausfertigen, welchen er unterzeichnete: R. K. M. des löbl. fürstl. Savellischen Reg. bestallter Oberst-Wachtmeister und Hauptmann Don Joseph de Aynsa." —

Die beiden Berichte lassen uns einen tiefen Blick in das Elend thun, das unsere bürgerlichen Vorfahren während des großen Krieges zu ertragen hatten. Und wiederholten sich die Vorgänge von Magdeburg nicht während des langen Kampfes mehr oder minder in jeder deutschen Stadt? Wurden sie durch die unsäglichen Leiden, welche die Rohheit der späteren Kämpfer Skandinaviens uns aufbürdeten, nicht noch vielfach übertroffen? Wir ließen die Geretteten erzählen! Was für ein Höllenpfuhl von Grausamkeit, — was für ein dunkles Meer von Trübsal aber würde sich uns darstellen, wenn die Vertreter jener drei Viertheile der Nation ihre Stimmen erheben könnten, welche durch die Kämpfe des dreißigjährigen Ringens vom deutschen Boden hinweggefegt worden sind? —

Ja, sie predigten mit lauter Stimme, als der Krieg vorüber war, diese „zerstörten Städte voller Schutt und Stein," von denen Paul Gerhard so ergreifend singt! Wie sahen jetzt die alten, so stolzen Basteien, die hohen Mauerthürme der deutschen Städte aus? Sie senkten das Haupt; zerfallen waren die Zinnen, die Thürme vielleicht gesprengt, in den Mauern Risse, ellenweit! Die stolzen Kirchen waren oft genug auf's Schimpflichste entheiligt worden; — wie oft hatten wilde Reiter in ihnen nicht genächtigt, mit den Pallaschen die Bilder zerschnitten und die Statuen zerschlagen, Altar und Taufgeräth auf's Ekelhafteste besudelt! Kaum giebt es ein älteres Rathhaus im deutschen Lande, welches die Spuren der Schwedenzeit nicht an sich trüge! Des Landes und der Städte Schöne war dahin!

Doch was dürfen wir klagen um äußere Verluste, wo

so viel mehr an geistigen und sittlichen Gütern als dahingeschwunden zu betrauern ist! Als der Friede in die Städte einzog, als die Glocken erklangen, um den Engel zu begrüßen, an dessen Erscheinen auf Erden man schon nicht mehr geglaubt hatte, da fand er ein ander Geschlecht in den Städten vor. Noch die Wirren der Reformationszeit zeigten uns ein kräftiges, ja oft gewaltthätiges Bürgerthum; Wullenwever's großartige Entwürfe hatten denn doch noch einiges Verständniß bei gleichgestimmten Seelen gefunden; jetzt war dem Bürger der Mannesmuth vollends gebrochen! Was die neue Staatsweisheit von der Omnipotenz der Fürsten nimmer hatte gänzlich niederdrücken können: das politische Bewußtsein, jetzt ward es völlig gebrochen. Die Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande ist ziemlich alt in Deutschland; sie geht bis auf jene furchtbaren Tage zurück. Geknickt ist der stolze Mannesmuth des Bürgers, der sich in alten Tagen gleichberechtigt setzte neben den Edelmann, — wenn's galt, auch neben den Fürsten! Verloren ist das Bewußtsein kriegerischer Tüchtigkeit, welches die Brust des Bürgers einst so hoch gehoben hatte. Einen hochherzigen Bürger gab es nun ein Jahrhundert lang in Deutschland nicht mehr.

Das geistige Leben der Bürgerschaften Deutschlands litt ebenfalls, wenn auch nicht in völlig gleicher Weise; Opitz, Flemming, Gryphius, Moscherosch, Zinkgreff, das sind Namen, die nimmer vergessen sein sollen, und das evangelische Kirchenlied trieb seine herzerfreuendsten Blüthen grad' in dieser Zeit. Paul Gerhard hatte in den furchtbar verwüsteten Städten der Mark Brandenburg des Krieges Elend am Tiefsten erkennen lernen. Aber die Poesie erfreute nicht mehr das Herz des Bürgers; sie ward gelehrte Beschäftigung; sie wählte zu ihrem Vorwurfe nicht mehr das Nationale, das aus dem innersten Leben Hervorgequollene, sondern das Fremde. Je exotischer der Stoff, um so besser! Und nicht allein des Vaterlandes bauliche Herrlichkeit war zertrümmert; nicht allein seine blühenden Saaten

waren für lange Jahrzehente vernichtet: geschändet war auch die Sprache des deutschen Bürgers nach dem Kriege! Während der vornehme Mann französisch parlirte, redete der Bürger jetzt ein Deutsch, welches in seinen edlen Schooß jeden fremden Söldling, den Spanier, wie den Franzosen und den Italiener, aufgenommen hatte.

Schlimmer noch waren die eigentlich sittlichen Schäden, welche der große Krieg dem Bürgerthume zufügte. Die Jugend war aufgewachsen unter entsetzlichen Gräuel, welche dem Historiker den Mund schließen; an Frauen und Jungfrauen war das Furchtbarste millionenfach geschehen. Für die Krieger des großen Kampfes gab es kein Verbrechen mehr. Die Kriminalregister sämmtlicher deutschen Städte weisen einen enormen Zuwachs von Verbrechern während des Krieges nach. Auch unter der städtischen Einwohnerschaft, nicht allein unter den Landstreichern!

Nach ewigem Naturgesetze aber reinigt der Schrecken des Gewitters die Luft. Bald nach dem Frieden ward es anders. Es grollt wohl noch eine Weile, wann der letzte Blitz aus der Wolke herniedergezuckt ist. Dann aber wird es still; — die Erde duftet, und prangend erhebt sich der vom Himmel genetzte Pflanzenwuchs. Dieselbe Erscheinung begegnet uns aber auch in der Geschichte des deutschen Bürgerthums; wir haben dem Leser zuerst noch trübbewölkte Bilder, dann aber stilles, anmuthiges Leben vorzuführen. Es ist oft gesagt worden, der große Kampf sei auch das größte nationale Elend gewesen. Für die Zeitgenossen ist das durchaus wahr, — aber schon nicht mehr für die nächste Generation! Der feurige Funke, welcher über dem Haupte des Kindes hingefahren war, hatte dasselbe zu höherem, sittlichen Ernste geweiht. Wir kommen darauf zurück. —

Von Magdeburg waren wir ausgegangen, um die Leiden deutscher Bürgerschaften während des dreißigjährigen Krieges und die Demüthigung stolzen Bürgersinnes dem Leser vorzu-

führen. Dort hat die Niederwerfung deutſchen Bürgerthums ihr traditionelles Denkmal erhalten: an dem ſüdlichen Thurme des herrlichen Domes fehlt die Kreuzblume; ſie iſt von Tilly's Kugeln, wie das Volk ſagt, herabgeſchoſſen worden. Es liegt Poeſie und ſcharfe Charakteriſtik zugleich in dem Worte: denn der dreißigjährige Krieg hat dem Volke in Wahrheit Blume und Krone geraubt, zu unſerm Glücke aber nur für kurze Zeit!

XXIII.

Aus trüben Tagen.

Der Fall von Magdeburg hat uns vielfache Beispiele jenes namenlosen Elends gegeben, welches der große Krieg über das deutsche Bürgerthum gebracht hat. Nun war der Frieden endlich geschlossen worden. Es ist wahr, der deutsche Bürger nahm mit Eifer und mit Freude seine Arbeit wieder auf; er mühte sich in treuem Fleiße ab, die Spuren der Zerstörung zu verwischen; ja, das Handwerk und die kleinen Künste blühten wieder auf; Sitte und Zucht zogen wieder ein in jene Mauern, welche alle Greuel einer zügellosen Soldateska hatten anblicken müssen! Trotz alledem ist es eine unendlich trübe Zeit, welche wir zu schildern haben. Von 1648 bis zum Jahre 1700 etwa, — es sind fünfzig Jahre, — fünfzig Jahre tiefen Elendes, welche der Freund des Vaterlandes nur mit Schmerz betrachten kann! Aber still und geräuschlos vollzog sich in ihnen eine innere Umwandlung des deutschen Bürgerthums; der moderne Geist desselben tritt in dieser Zeit zuerst hervor! Langsam lernte der deutsche Bürger verzichten auf das, was er einst besessen hatte, — volle politische Selbständigkeit; langsam wendete er sich den neuen Aufgaben zu, welche ihm von der gänzlich veränderten Zeit gestellt wurden. Eine Schilderung dieser trüben Zeit von 1648 bis zum Jahre 1700 aber wird stets damit zu beginnen haben, daß sie die politische Ohnmacht des deutschen Bürgerthumes dieser Tage darstellt; — dieselbe

bildet leider den eigentlich charakteristischen Zug der Geschlechter, welche damals in den deutschen Städten wohnten! Wir wählen nur zwei Beispiele, um dieses völlige Gesunkensein politischen Sinnes klar zu stellen. Betrachten wir an dem ersten derselben vor Allem die veränderte Stellung des Bürgerthums den Fürsten gegenüber! —

Die Stadt Münster in Westfalen hat eine überaus reiche Geschichte. Da, wo jetzt die herrlichen Kirchen sich erheben, im Südergau des alten Landes der Bructerer, lagen in der Vorzeit zwei reiche, große Sassenhöfe, der „Brockhof" und der „Kampvorderhof." Westlich von ihnen schlich ein Bächlein träge durch das Wiesenland; die Furth, die durch das Wasser führte, trug den altheidnischen Namen „Mimigardene". Hier hatte einst in alten Tagen Sankt Suidbert ein Kirchlein gegründet, um welches sich nach und nach der herrlich blühende Ort „ad monasterium" ansetzte. „Fest wie Münster!" So lautete ein altes Sprüchwort im Westfalenlande! Münster hatte im Reformationszeitalter die furchtbaren Unruhen der Wiedertäufer erblickt; — Münster begrüßte am 5. Mai 1648 in seinen alten Mauern auch den Anbeginn der neuen Zeit. Man schmückte das herrliche alte Rathhaus mit maienfrischen Laubgewinden aus; man ließ gar feine und „empfindsame" Symphonieen aus den Fenstern der Häuser rings umher ertönen; ja, die Rathsherren legten ihre schmuckſten Spitzenkragen über den Sammetwämsern an, die Gilden stolzirten mit den blankgeschliffenen Hellebarden auf und ab, und die „Stadtguardia" marschirte unter ihrem Hauptmanne Reumont in tadelloser Weise auf. Gegen Mittag erschien der Graf von Penneranda, Spaniens Ambassador, mit großer Pracht in sechs hohen Kutschen, jede mit sechs Rossen bespannt, umgeben von reichgeschmückten Dienern, welche voll altkastilianischen Stolzes gravitätisch einherschritten. In diesem prachtvollen Aufzuge, geleitet von einem Reitergeschwader, begab sich der Graf in den Friedenssaal, um von erhöhter Bühne aus zuvörderst die Unab-

hängigkeit der sieben vereinigten niederländischen Provinzen auszusprechen. Diesem Separatfrieden folgte im Herbste dann der allgemeine. Auf dem Bischofshofe wurde das Friedensinstrument von den Gesandten der Römischen Majestät unterschrieben, und von den Bastions der Stadt donnerten nun die Stücke, dreifache Ladung heut enthaltend.

Das war im Jahre 1648 geschehen. Im Herbste 1651 hatte die Stadt einen neuen geistlichen Herrn erhalten; der Domküster Christoph Bernhard von Galen war im September zum Fürstbischofe gesalbt worden. Es war ein streitbarer Herr, der neue „Pfaff", und ein „sonderlicher Freund der edlen Artoll'rei". Nicht fromme Hymnen liebte er, nicht Orgelklang und Chorgesang, sondern vielmehr den brausend dumpfen „Basso" der Geschütze, die Tonreihe der „Arkelei" von der „Quartanschlange" an bis zur „Karthaune". Dies Brüllen seiner gewaltigen Stücke war ihm der liebste Ton.

Zwistigkeiten mit der Stadt konnten nicht ausbleiben; sie resultirten aus der unklaren Rechtsstellung, welche gewisse Gemeinwesen im Reiche einnahmen. Denn abgesehen von den entschieden reichsunmittelbaren oder entschieden landsässigen Städten gab es in Deutschland noch andere Orte, welche sich zwar in einer gewissen Abhängigkeit von der Landesherrschaft befanden, auf der andern Seite aber viele landesherrliche Rechte besaßen. Diese nicht reichsfreien und zugleich nicht landsässigen Städte pflegte die Sprache des deutschen Staatsrechts als „Civitates mixtae" zu bezeichnen. In diesem eigenthümlichen Rechtsverhältniß lag sehr häufig die Veranlassung zu ärgerlichen Streitigkeiten, welche jetzt in dem Zeitalter der „Staatsraison" sämmtlich zu Ungunsten der Bürgerschaften entschieden wurden. So geschah's z. B. in dem goldnen Mainz, zu Erfurt, zu Magdeburg und Braunschweig, — so auch zu Münster.

Der Bischof verlangte nämlich das „Jus praesidii", das Besatzungsrecht; die Stadt verweigerte dasselbe und klagte

gegen ihren Herrn beim Reichskammer- und Reichshofgerichte. Die Entscheidung derselben erging gegen die Bürgerschaft. Der Rath zu Münster wußte nunmehr, was von dem Bischof Christoph Bernhard zu erwarten war; er bemühte sich deshalb um Hülfe bei der Hansa und den vereinigten General-Staaten Hollands. Der Bischof Bernhard dagegen verlegte seine Residenz nach Dülmen, und in der Stadt scheint jener alte, wilde Sinn, welchen wir so oft bei mittelalterlichen Bürgern antreffen mußten, wieder aufgelebt zu sein. Auf den Straßen und den lindenbeschatteten Plätzen von Münster erklang das Spottlied:

„Berndken van Gaolen
Kann puchen, kann prahlen, —
Kann stinken, kann leigen,
Kann Lüde betreigen!"

Alle Verhandlungen nutzten nichts; die Forderungen und der Groll waren auf beiden Seiten viel zu hoch gespannt. Münster hoffte sicher auf die Hülfe der Holländer. Da stieg denn wohl die leidenschaftliche Erregung gegen Bischof Bernhard so weit, daß der städtische Abgeordnete van Eitzen in Gegenwart des kaiserlichen Residenten Friquet ausrief: „Wir wollen lieber des Türken, ja des Teufels sein, als diesem Bischofe uns unterwerfen! Die Religion, die kümmert uns nicht mehr!" — Es ist das Echo des Geusenwahlspruches: „Weit lieber Türk' als Pfaff'!", welches nach Deutschland herübertönt! Endlich kam's zum Kampfe und die überlegene Streitmacht Bernhard's siegte. Am 10. Juli 1661 konnte der Fürst seinen Einzug in die überwundene Stadt halten. Er hatte, — sehr bezeichnend, — den gesammten Landadel zur Theilnahme an der Festlichkeit aufgefordert; die recht bedeutende Kriegsmacht, welche ihn umgab, zeigte den Bischof Bernhard im Glanze eines Triumphators. Seine „Constablerkapelle", d. h. sein Artilleriepark, hatte „Thürm' und Mauern weich gemacht;" er hielt sein Siegesmahl in den zerschossenen Stadtbefestigungen zwischen

Kugeln und Bomben, welche hier und dort den Grund bedeckten, und ließ, sobald man „über dem Weine" eine Gesundheit ausbrachte, achtzig Karthaunen lösen. Ein von den Jesuitenschülern aufgeführtes, „lustiges" Drama „Daniel und Evil-Merodach" folgte diesem Siegesfeste, und die Kanonen der Basteien, die Feldstücke der Citadelle spielten das Finale. Das Schicksal einer so berühmten Stadt wirkte auf das gesammte Städtewesen Deutschlands merklich ein. Jene Scheu, welche fürstliche Gewalthaber bis dahin noch vor größeren Städten gehabt hatten, war nun ganz und gar verschwunden. Katastrophen anderer Städte schlossen sich diesem Falle der Stadt Münster unmittelbar und in schneller Reihenfolge an. —

Ein Ringen und ein Kämpfen überall um die letzten Reste alter Selbstständigkeit des deutschen Bürgerthumes; — aber ein Ringen und ein Kämpfen ohne Heldenmuth, — ohne Begeisterung, ohne Größe, ohne Todesfreudigkeit! — Und nicht allein, daß deutsche Bürger sich jetzt den hochgebietenden Fürsten demüthig fügen lernten, — daß die stolze Ader republikanischen Sinnes in ihnen ausblutete: nein, sie lernten selbst, vom Reiche scheiden und fügten sich in Kleinmuth auch der fremden Macht, dem fremden Herrscher!

Wir bringen ein Beispiel dafür!

Auch die Katastrophe von Straßburg gehört in eine Geschichte deutschen Bürgerthums; sie vor Allem führt uns mitten ein in diese wirre, trübe, vaterlandslose Zeit!

Die Krone Frankreich folgerte bekanntlich aus dem Frieden zu Nymwegen das Recht für sich, die Oberherrschaft über alles Land von Lothringen und Elsaß nun zu haben. Wohl sah die Bürgerschaft der alten, edlen Reichsstadt Straßburg es voraus, daß sie nun baldigst angegriffen werden werde; sie schickte ihre Boten an den Kaiser und an den Reichstag mit den flehendlichsten Briefen, um sich des deutschen Reiches Schutz zu sichern! Nur eine unbedeutende, vom Regensburger Reichstage der bedrängten Stadt gewährte Beihülfe an Geld brachten die Ge-

sandten heim. Die kaiserlichen Besatzungstruppen waren schon am 11. Juni 1679 aus Straßburg abgezogen; — eigene Truppen anzuwerben, war bei der gänzlichen, durch nicht weniger als 50 Kriegsjahre herbeigeführten Noth der Stadt unmöglich. Die Krone Frankreich, jetzt ihren blendenden Schimmer werfend auch auf deutsches Land, ging nun, im Jahre 1680, offen mit dem Raub von Straßburgs Stadtgut vor; die vielberufene Reunionskammer von Breisach nahm die Aemter Wasselnheim, Barr, Illkirch, Marlenheim für Frankreich in Beschlag. Mit Klageschriften, mit Dupliken, mit Dokumenten jeder Art bewies die Stadt das ihr geschehene, himmelschreiende Unrecht; umsonst, — die Schwarzenberg, die Montecuculi in Wien, sie hatten nicht den Muth, zu hören! Da suchten straßburger Bürger selbst das harte Herz Ludwig's XIV. altem Rechte zugänglich zu machen; sie baten, daß man sie bei Deutschland lasse, — „et le roi était très-mal satisfait de la ville!“ Endlich beschloß der kaiserliche Hof zu Wien, dieser in dem Todeskampfe liegenden Bürgerschaft einige Tausend Mann zu Hilfe zu senden; — man konnte aber keinen Reiter mehr in die gefährdete Stadt hinein bringen; sie war auf allen Seiten eingeschlossen!

Diese bitteren Erfahrungen, diese Hoffnungslosigkeit, dies langsame Verschwinden jeder Hülfe machte die Straßburger gefügiger, als Männer je sich zeigen dürfen auch in der höchsten Noth. Hatten diese deutschen Bürger sich vorher gegen jede Annexion von Straßburg auf das Aeußerste gesträubt: jetzt sanken ihnen die Arme in den Schooß! Mit kleinen, „unbedeutenden“ (!) Gefälligkeiten fing die große Schande an. Dem Könige zu Liebe ließ im Jahre 1680 der Rath den Brückenkopf bei Kehl zerstören; ja, man fand's für angezeigt, den hochgebornen Residenten der großen, allerchristlichsten Majestät die feige, schmachvolle Versicherung zu geben, daß die Anwesenheit des kaiserlichen Diplomaten Mercy mit Politik und Staats-Aktionen nicht zusammenhinge! In Angst und mit der kläg-

lichen Miene totaler Hülfs- und Rathloſigkeit blickten dieſe gravitätiſchen Herren im Staatsrock und der Perrücke auf die Truppenbewegungen hin, welche „Sa Majesté“ im Elſaß ſtattfinden ließ. Das Schwert ſaß ihnen Allen an der Seite, — eine Gewohnheit, welche früher in den Heldenzeiten deutſchen Bürgerthumes nicht gang und gäbe geweſen war: jetzt aber war der Degen Attribut und „honor“ jedes wohledlen, hochachtbaren, feſten und gelahrten Bürgersmanns geworden! Allein die Fauſt, die jetzt zum Schwerte greifen ſollte, zitterte! In Ruhe konnte Ludwig ſeinem Staatsrathe am 27. September des Jahres 1681 ſagen, er gehe nach dem Elſaß und nach Straßburg, um die Huldigung der ehemaligen Reichsſtadt zu empfangen.

Ja, es war weit gekommen mit den Enkeln jener Sieger von Hausbergen! Der General Monclas hatte bereits vor Straßburg Heerſchau gehalten und entſandte in der Nacht zum 28. September den Dragonerobriſt Asfeld gegen die ſeit dem großen Kriege nur in Trümmern liegende Rheinſchanze. Da die Befeſtigung nur ſchwach beſetzt war, war's dem Oberſten ein Spiel, ſich ihrer zu bemächtigen; — kaum, — daß ein Schuß aufblitzte, ein Geſchütz gelöſt ward! Ein Bürger, welcher Zeuge der ruhmloſen Eroberung der Rheinſchanze geweſen war, ſtürzte noch zu ſpäter Nachtſtunde zu dem Sekretarius Güntzer, einem beſonders thätigen Rathsmitgliede; der ließ die Lärmkanone auf den Thürmen abfeuern! Es waren grad' 250 Mann und ein Chargirter, die zuſammenkamen! Das war der Reſt kriegsfähiger Mannſchaft in der deutſchen Stadt, welche einſt die waffenfrohſte unter allen ſich genannt hatte! Da war denn Widerſtand auch nimmer möglich. Es iſt ein Bild von beiſpielloſer Schwäche, welches ſich nun vor uns entrollt. Die Bürger fragten nach dem Grunde, welchen der Oberſt Asfeld für die Beſetzung jener Schanze habe. „Sie iſt erfolgt, weil wir erfahren haben, daß des Kaiſers Leute in die Stadt gelegt werden ſollen.“ Alſo lautete die ſchnöde Antwort. Friede

war's, und in der Runde fand sich wohl auf fünfzig Meilen nicht ein kaiserlicher Mann!

Das war eine lange, bange und unruhige Nacht für diese Bürger ohne Waffen! Konnte der Stadthauptmann mit seiner kleinen Schaar von 250 Mann die Mauern und die 14 Bastionen halten? Nimmermehr! Klagend schickte man die Estaffetten an den Kaiser und das Reich; — konnten sie zu Hülfe kommen? Eitle Hoffnung! Endlich dämmerte der Sonntagsmorgen jenes 28. Septembers. Da man in der Stadt erfahren hatte, daß der französische General Monclas nunmehro in höchsteigener Person der deutschen Stadt sich näherte, schickte der straßburger Rath Negotianten ihm entgegen, welche vor Allem eine Besetzung durch fremde Heeresmacht verhindern sollten. Der Franzose hatte für die deutschen Bürger nur die eine Erwiderung, „sie sollten sich ergeben; durch Hartnäckigkeit vermöchten sie nur ein schwereres Schicksal über sich heraufzubeschwören." Der Minister Louvois, welcher an dem folgenden Tage, dem 29. September, zu Illkirch eintraf, konnte Monclas' Worte nur wiederholen; in französischem Präfektenton fügte er ihnen allerdings noch jene oftерwähnte Aeußerung hinzu, er sei nicht hergekommen, um noch lange Zeit mit Rath und Bürgerschaft zu unterhandeln; er komme nur, um seines Herrn Befehle zu vollziehen! Da die Stadt mit den Absichten des Königs bekannt sei, auch zur Ueberlegung und zum Entschlusse volle Zeit gehabt habe, so müsse er auf schleunigste Entscheidung dringen. Wenn bis 7 Uhr Abends keine unterwürfige Antwort erfolgt sei, so würden die Bürger Straßburgs nicht allein als Feinde, sondern auch als Rebellen (!) behandelt werden; auch werde bei einer Eroberung keine Schonung stattfinden, sondern vielmehr die Stadt einer Plünderung Preis gegeben werden. Würden indessen die Bürger von Straßburg die ihnen in so huldreicher und hochherziger Weise angebotene königliche Gnade annehmen, so sollten sie bei allen ihren Rechten und geistlichen, wie königlichen „Privilegiis" gar wohl erhalten werden.

Noch nimmer war so harte Sprache deutschem Bürgerthum geboten worden. Erst auf inständiges Bitten ward die Frist bis auf den folgenden Tag, den 30. September, 7 Uhr Morgens, verlängert. Mit trüben Gesichtern, langsam einherschreitend, kehrten die Abgeordneten zurück. Auf Veranlassung des Rathes versammelten sich die Geistlichkeit, die Zünfte und die Korporationen der Stadt. Niemand fand einen Rath, um die drohende Gefahr abzuwenden, und es gab auch in der That nur jene doppelte Möglichkeit, zu sterben oder sich zu unterwerfen. Das Erstere hatten die deutschen Bürger dieses Säkulums verlernt. D'rum klang es düster und verzweifelt jetzt von Mund zu Munde: „Ergebung, — unbedingte Kapitulation!" Mit bebender Stimme verkündigte der Stadtmeister von Zedlitz endlich den Beschluß des großen Rathes der Gemeinde Straßburgs; er lautete: „Wir übergeben uns an Frankreich!"

Es war ein unheilvoller Tag, — ein Tag der Schande in der Geschichte deutschen Bürgerthumes, jener 30. September, an welchem die Kapitulations-Akte Straßburgs zu Illkirch unterzeichnet ward. Die nächste Folge dieser feigen That war es natur- und sachgemäß, daß die Stadt Straßburg ihr Geschütz sowie ihre sehr bedeutenden Kriegsvorräthe an Frankreich abtreten mußte. Nachmittags um 4 Uhr zogen dann die fremden Truppen frohlockend in die Stadt ein, welche die wunderschöne hieß im deutschen Liede! Aus Beschämung und aus Trauer erschienen die Bürger weder auf den Straßen noch an den Fenstern; nur der Pöbel und — der Rath empfingen die neuen Herren. Ludwig XIV. war indeß der Stätte deutscher Schmach näher gekommen; am 3. Oktober erfolgte in der lothringischen Festung Vitry die Bestätigung der Kapitulation, und am 4. huldigte der Rath durch Eid und Handschlag seinem neuen Herrn, dem Commandant-de-Ville Ms. de Chamilly! Nur einer von den Bürgern Straßburgs hat damals deutschen Mannesmuth gezeigt. Er hatte sich aufgerafft, war an's Fenster getreten und hatte sein Gewehr auf die französischen Soldaten

abgeschossen, die dort unten jubelnd, lachend dahinzogen. „Ich sterbe willig", war sein letztes Wort, „nachdem ich diese Schmach von meiner Vaterstadt genommen habe, daß nicht eine Hand sich bereit fand zu der Gegenwehr, — daß nicht ein Schuß wider den Feind gefallen ist!"

Die erzählten Begebenheiten sind Illustrationen zu dem politischen Elende, welches über das deutsche Volk, das deutsche Bürgerthum, gekommen war. Jener waffenfrohe Sinn, welcher das frühere Bürgerthum so rühmlich ausgezeichnet hatte, er war erloschen, war verschwunden!

Am klarsten wird uns dieses tiefe Elend des politischen Zustandes unseres deutschen Bürgerthums, wenn wir den Blick auf unsere vielberufenen Reichsstädte richten. Noch fristeten 51 derselben ein klägliches Scheindasein als Städte von der „Rheinischen und Schwäbischen Bank". Sie existirten eben, sofern es nicht einem mächtigen Nachbar gefiel, sich einfach ihrer zu bemächtigen. Kaum daß sie noch zu Regensburg, dem nunmehrigen Mittelpunkte des „Reiches", eigene Residenten hielten. Wenn diese lächerlich ohnmächtigen Reichsstädte, welche in der That zu Acker- und Handwerkerstädten herabgesunken waren, gegen den „Türken" oder irgend welchen anderen Reichsfeind ihr matrikelmäßiges Kontingent stellen mußten, so montirte und armirte der Rath natürlich das jämmerlichste Gesindel, welches nur irgend bei einer Werbetrommel sich einfinden konnte. Diese Reiter und Fußgänger von Bopfingen, Aalen, Isny und Gingen halfen mit den Knechten der gefürsteten Abteien und den stolz in angestammte Wappenfarben bunt gekleideten Mannschaften deutscher Reichsritterschaft wesentlich dazu, der Reichsverfassung jenen schneidenden Spott zu verschaffen, welchen die jungen Militärstaaten über sie ausgossen. Daß er Waffen tragen durfte, war sonst des deutschen Bürgers Stolz gewesen, und das Wort „Spießbürger" hatte für einen Ehrentitel einst gegolten. Es war einstmals als ein strafwürdiges Verbrechen angesehen worden, wenn ein Bürger, sobald die

Lärmglocke geläutet worden war, mit verrosteten Waffen auf dem Walle angetreten war. Ganz besonders kläglich erschienen diese Städte, nachdem der brandenburgisch-preußische Staat durch die Erfolge seines Schwertes sich Ansehen und Bedeutung errungen hatte. Der große Kurfürst mochte von den Reichsstädten nichts wissen; im Gegensatze zu der schläfrigen Staatsweisheit des erlauchten Hauses Oesterreich griff er die Sonderrechte seiner Stände sehr oft in rücksichtsloser Weise an, wie sein Verfahren gegen den königsberger Bürgermeister Rhode zur Genüge zeigt. In seinem politischen Schema war nur für ein Bürgerthum Platz, welches Rechtsprätentionen nicht erhob. —

Nachdem wir die staatliche Stellung der Städte im Allgemeinen gezeichnet haben, wenden wir uns nunmehr den inneren Zuständen der deutschen Gemeinwesen am Schlusse des 17. Jahrhunderts zu. Wir begeben uns nach einer verhältnißmäßig noch sehr jungen Stadt, welche ihre Größe nicht ehrwürdigen reichsständischen Traditionen, sondern allein der preiswürdigen Initiative ihrer Fürsten verdankt, — nach Berlin. In einer Geschichte des deutschen Bürgerthums fordert auch jener Typus desselben, welcher sich auf brandenburgisch-preußischem Boden herausbildete, seine Berücksichtigung!

In harter Arbeit hatte der große Kurfürst seinen vernichteten, von Freund und Feind zertretenen Staat wieder aufgerichtet. Durch unabläßige Arbeit auf allen Gebieten war die Bürgerschaft der Städte Berlin-Kölln, der Dorotheenstadt und des Werders wieder wohlhabend geworden. So lange indessen der alte Herr lebte, blieb der Charakter der Residenz und ihrer Bewohner ein überaus einfacher. Holländische Sauberkeit und Ordnung war an Stelle der chaotischen Zustände getreten, welche der dreißigjährige Krieg hinterlassen hatte. Da bestieg im Jahre 1688 ein Fürst den Thron, welcher dem Ruhme auch den Glanz hinzufügte. Mit einem Schlage änderte sich nun die Physiognomie der Hauptstadt. Von dem neuen Königsschlosse zu Berlin ging ein neues Leben aus,

welches sich mit wundersamer Schnelligkeit auch über die bürgerlichen Kreise der Residenz verbreitete. Der „Hof" war nunmehr Alles; nur in seinem Glanze athmete das neue Berlin; und ähnliche Thatsachen wiederholten sich in durchaus derselben Weise auch zu Dresden und zu Koblenz, zu Wien und zu Würzburg, — kurz, in allen Residenzstädten der damaligen Epoche!

Gehen wir nunmehr auf die hervorragenderen Eigenthümlichkeiten dieses von dem blendenden Scheine fürstlicher Hoheit bestrahlten Bürgerthumes ein!

Ja, es herrschte scheinbar Glück und Glanz, und dennoch ist das Bild ein überaus betrübendes, welches sich unserm Blicke darbietet!

Denn zuerst hatte sich fast völlig verloren Alles das, was wir bürgerliches Selbstgefühl zu nennen pflegen. Mit dem glänzenden, neu eingeführten Ceremoniell des Hofes hing's zusammen, daß nun auch bei den guten Bürgern sich jene lächerliche Sucht nach Rang und Titeln geltend machte, welche nimmer einigt, sondern trennt. Es ist gradezu kläglich, wenn wir von den Schriftstellern jener Tage vernehmen, wie hoch die Vorsatzsylbe „Hof" — in Wörtern wie „Hofriemer", „Sattler", „Goldschmied" u. s. w. damals zu Berlin gegolten hat. Dieselbe wirkte gleichzeitigen Nachrichten zufolge „so stark, daß man alles Ernstes meinte, eine bei dem Herrn Hofbäcker gekaufte Semmel schmecke wohl noch einmal so gut als eine andere." Jeder Bürger dieser servilen Zeit, — wir müssen leider dieses Wort gebrauchen, — bildete sich ein, er habe einen besonderen Zuwachs an Ehre erhalten, wenn etwa der Herr Hofstuhlmacher oder der Hofklempner eine Pathenstelle bei seinem Kinde übernommen hatte. Da können wir nicht wohl anders sagen als: „Es war doch eine arme, traurige Zeit!"

Wenn wir also allerdings hervorheben müssen, daß der Sinn auch des deutschen Bürgers sich mehr und mehr werth-

losen Aeußerlichkeiten des Lebens zugewendet hatte, so darf uns das doch nicht hindern, doch zuzugestehen, daß noch ein gut Theil ächter Frömmigkeit in diesen Bürgerschaften von 1680 bis 1700 lebte. Auch in Berlin! Der Einfluß der Geistlichkeit reichte noch so weit, daß in der Hauptstadt des brandenburgischen Staates auf Veranlassung verschiedener Pastoren eine „denen fürstlichen Personen zu mehrerer Erlustigung" erbaute Schaubühne abgebrochen werden mußte, als die Akteurs bereits zu ihrer Vorstellung sich eingekleidet hatten. Gott sei Dank, — auch sittliche Tüchtigkeit hatte dieser berliner Bürgerstand sich noch bewahrt! Die leider in den höheren Kreisen ungescheut geführte Maitressenwirthschaft galt noch für ein „vorrechtliches Uebel!"

Es charakterisirt die trübe, vaterlandslose Zeit indeß am Allerbesten, wenn wir vernehmen, wie das deutsch-bürgerliche Leben immer mehr und mehr französischen Anstrich, französische Form und Färbung annahm. Es hat diese Thatsache, wenn wir unseren Blick speziell auf Berlin richten, weniger in der Aufnahme einer starken französischen Kolonie, der „Refugiés" der achtziger Jahre, ihren Grund als vielmehr in dem allgemein herrschenden Zuge der Zeit. Trotzdem gab es noch immer ehrliche und treue Mahner, — rechte, vielgetreue Eckhards, welche grade diesen Zug im Charakter der Mitlebenden als einen überaus verhängnißvollen Fehler bezeichneten. So erschien in dieser trüben Zeit zu Berlin ein Buch, welches den Titel trug:

„Der teutsch-französische Modengeist. Wer es lieset, der versteht's. Gedruckt zum Geiersberge. 1689."

Für die Kulturgeschichte des Bürgerthums dieser Zeit ist diese Schrift überaus wichtig. Der anonyme Verfasser rühmt zuerst, etwa nach taciteischem Vorbilde, die guten und einfachen Sitten der Vorfahren; dann sagt er: „Es ist ja leider allzu wahr, daß seitdem der leidige Franzosen-Teufel unter uns Deutschen regieret, wir uns im Leben also verändert haben, daß

wir, wo wir nicht gar naturalisirte Franzosen sein und heißen wollen, wir den Namen eines neuen, sonderlichen, in Franzosen verwandelten Volkes erhalten können. Alles muß bei uns französisch sein. Ohne die Franzosen können wir nicht mehr leben! Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französische Köche, französischer Hausrath u. s. w." Der Verfasser spricht ferner „von dem stolzen, falschen, liederlichen Franzosen-Geiste, der uns durch liebkosende Werke, schmeichelnde Reden und viele Versprechungen gleichsam eingeschläfert hätte, wie die Schlange unsere ersten Eltern im Paradiese." — „Die meisten teutschen Höfe", fährt der Autor fort, — und natürlich bezieht sich Alles, was er sagt, auch auf Berlin, — „sind französisch eingerichtet, und wer an ihnen versorgt sein will, muß französisch kennen, muß in Paris, „der Universität aller Leichtfertigkeit", gewesen sein; sonst darf er sich keine Rechnung an dem Hofe machen! Wer selbst nur einen „Lakayen bei einem Hofbedienten agiren will", der muß in der französischen Sprache erfahren sein, und daher heißt es dann:

„Wer nicht französisch kann,
Der kommt zu Hof nicht an!" —

„Mag das den Höflingen hingehen! Nie aber soll's sich auf Privatpersonen und gar auf den Pöbel übertragen!" So ruft, bürgerlich selbstbewußt, unser Autor aus.

„Wenn die Kinder", so fährt dieser Sittenrichter in seiner mehr als derben Sprache fort, „kaum ausgekrochen sind, so werden sie sogleich dem französischen Moloch geopfert und zu französischen Galanterien aufgeführt! Kaum ist ein Kind geboren, so sind die Eltern schon auf den französischen Sprach- und Tanzmeister bedacht. In Frankreich redet Niemand Teutsch; aber bei uns Teutschen ist die französische Sprache so gemein geworden, daß an vielen Orten bereits Schuster, Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige zu reden pflegen. Ist's nicht wahr, daß die meisten Eltern, so etwas von Condition sein, oder daß ich recht rede, „Krämerchen" ꝛc., alles Dasjenige,

was sie gewonnen, an ihre Kinder, obgleich nicht zum Nutzen, dennoch zum Verderben derselben anwenden; sollten sie auch gleich hernachmals so darüber hernieder kommen, daß sie, — ihren ganzen Kram in einem Kober gesteckt, — zum Thore hinaus laufen und zum Schelm darüber werden müssen?" —

In dem Folgenden geißelt der Autor die unter „denen Teutschen herrschende Sucht, französische Tapezereien und Gemälde zu besitzen, wozu indessen das Vermögen Vieler nicht ausreicht, also, daß sie in „Verlegenheit" gerathen, — ein höchst bezeichnender Ausdruck, diese „Verlegenheit!" — die ihnen anvertrauten Gelder anzugreifen!" Dann heißt es wörtlich: „Will ein Junggesell heutzutage bei einem Frauenzimmer „attresse" haben, so muß er mit französischem Hütchen, Westen, galanten Strümpfen u. s. w. „angestochen" kommen, — wenn dieses ist, mag er gleich sonst eine krumme Habichtsnase, Kalbes-Augen, Buckel (oder, wie es Andere, die dergleichen Personen affectioniret sind, „hohe Schulter" nennen) und Aehnliches haben, so fragt man nichts darnach, genug, — daß er sich nach langem Lernen „à la mode frans" (sic!) stellen kann. Man hält ihn für einen geschickten Kerl, ob er gleich sonst nicht für einer Fledermaus „érudition" im Kopfe und statt des Gehirnes Heckerling hat. Er ist und bleibt „Monsieur", bevoraus wenn er etwas weniges „parliren" kann!"

„Dannenhero es auch zu geschehen pfleget, daß so viele Narren sich auf solche französische Förmlichkeiten befleißigen, und wenn sie etwan ein Baar in der Tasche haben, so tragen sie sich Tag und Nacht damit, wie sie solche anwenden mögen. Kommen ein paar solche Narren zusammen, so fragt der Eine bald dem Andern: „Vule*) vu an allé avec proméné par baslatamps- (passer le temps) por mon pläsier?" Kann aber der Andere nicht wegen seines Herrendienstes abkommen,

*) Die Schreibweise des Anonymus ist natürlich bittere Ironie.

ſo iſt er bald auch mit einem franzöſiſchen Bröcklein herfür zu wiſchen bereit, welches er etwa im Buchladen oder auf der Schreiberſtube aufgeraffet: „Je vous rends un million de graces!“ Wie wohl es öfter geſchiehet, daß ſie ſolche Förmlichkeiten nicht an rechten, gehörigen Orten anwenden und ſo „ungereumet“ antworten, daß nichts darüber iſt! Denn weil ein Jeder gern ein Franzmann ſein will, ſo geht es zuweilen Manchem wie jenem Bauer, welcher ſich in der Nachahmung derer Franzoſen nicht recht ſchicken kunnte. Denn als er einſt aus Curioſität eine Veſtung beſehen wollte und gehöret hatte, daß die Franzoſen wegen der Beſatzung — um der Landsmannſchaft willen, — darein zu gehen freien Paß hätten, er ſich auch vor einen Franzoſen ausgabe und der fragenden Schildwache zur Anwort gabe: „Iche bin Een Franzues“, — hernachmals aber, als er ſich mit der Sprache verrathen, ihm der Buckel mit der franzöſiſchen Elle weidlich abgemeſſen und mit guten Brügeln zurückgejaget worden; oder es werden doch zum Wenigſten ſolche Zwitter, welche, weil ſie gern franzöſiſch reden wollen, aber nicht mehr als ein Papagei herſtammeln können, zum Wenigſten ausgelachet werden.“ — Stellen, wir die ſoeben citirten, zeigen übrigens deutlich, wie außerordentlich gering die Anforderungen unſerer Vorfahren an Humor und Witz waren. — Von dem unheilvollen und demoraliſirenden Einfluſſe der Franzoſen giebt ſodann unſer Sittenrichter die folgenden Exempel: „Seit das „Monsieur“ bei uns Teutſchen eingeriſſen, reden es auch itzo alle Mägde, Knechte und Stiefelſchmierer. Kömmet man zu einem Schneider und will ſich etwas machen laſſen, kann aber mit ihm nicht eins werden, ſo iſt er behend mit „Monsieur“ heraus, ſolchen zu persuadiren. Sieht man einen Handwerker, abſonderlich einen, der „hinter dem Kachelofen gewandert iſt“, einen anderen einen Dienſt thun, ſo iſt er gleich bereit und ſpricht: „Musi, ich ſage Dank!“ Geht man vor ein „Tobacks-Krämigen“ vorbei, rufen ſie bald zu: „Monsi, beliebt Ihm was von

gutem Toback?" Und solchergestalt wird das allerliebste französische Wörtlein so sehr verhümpelt und zerstümpelt, daß es zu bejammern ist. Ist demnach solche französische Sprache also unter uns eingerissen, daß fast keiner solcher entbehren kann, wo er anders unter denen Leuten fortkommen will. Denn will sich ein Studiosus um eine Condition oder Information bewerben, so wird er gleich gefragt, ob er parliren könne, — ob er die französische und italienische Sprache verstehe, weil ja das zu informirende Knäblein schon 9 Jahr alt sei und es nunmehro höchst nöthig, daß er in diesem großen Alter zu solchen Sprachen möchte angeführet werden, da doch der große, — hier folgt ein nicht wiederzugebendes Wort, — noch nicht teutsch reden kunnte, ich geschweige denn ein Gebet oder einen Articul aus dem kleinen Catechismo herbeten, darauf doch seine Seligkeit beruhet!! Wer siehet demnach nicht, daß solche Leute hiermit zu erkennen geben, daß sie nicht Christen, sondern Atheisten seien? Müssen demnach uns also beklagen:

„Die teutsche Sprach' kömmt ab, ein' and're schleicht sich ein;
Wer nicht französisch red't, der muß ein Simpel sein!" —

„Gehen wir nun aber weiter und sehen uns ein wenig in Kleidungen umb, so müssen wir auch gestehen, daß hierin kein Unterschied zwischen denen Teutschen und Franzosen seie. Und dürfte ich fast sagen, daß es in Frankreich selbsten nicht so arg in Kleidungen hergehe als in Deutschland, wie ich denn in Paris so vielerlei Moden und Veränderungen der Kleider als in Teutschland niemalen gesehen habe. Es melden zwar die Historien-Schreiber, daß die Franzosen, besonders das Frauenzimmer, sehr prächtig in Kleidung einhergehe und solches gemeiniglich sich auch über ihrn Stand und Vermögen trage, wie denn auch alle Cavaliers bei Hofe benebst denen ritterlichen Uebungen als Tanzen, Turniren, Aufzüge halten und andere Kurzweil, die meiste Zeit zubringen, damit sie dem Frauenzimmer aufwarten und, so gut als sie nur können und

wissen, solche bedienen. Aber hier zu Lande! O wie sauer läßt sich's mancher werden, eine galante Nachtmusik zu bringen! Wie viel baare Schuh gehen des Jahres nicht darauf, da man stündlich, wohin man etwa seine „Inclination" hat, für dem Fenster „herum trampelt", ob man die Ehre haben könne, die Jungfer oder doch an deren Statt die Magd oder die Katze und den Budelhund zu grüßen!" —

Wir müssen gestehen, solcher Tadel der Vorfahren ist nicht ohne Grund, nicht ohne tiefe Berechtigung! Ja, es ist wahr; — die Geschlechter vor uns waren in mancher Beziehung wahrhafte Phäaken; — von jenem Kampfe um's Dasein, der uns fortdauernd beschäftigt, wußten sie nichts! Ingrimmig und mit minoischem Ernste fährt darum unser Areopagit fort:

„Wie viel Zeit wendet man nicht auf verliebte Briefgen, so man aus denen Romans zusammengestoppelt? Wie weiß sich mancher „in grüne oder andere Beltzen" zu verkleiden, Ringe anzustecken und des Tages vor einem Hause zum Oefteren vorbeizugehen, daß er ein Mägdgen für seinen Schnabel erhaschen möge! Da heißt es dann: „Du schwarz Mägdelein", — wir sehen also, brünette Schönheiten waren auch damals schon die gefeiertsten, — „ich bin 200 Meilen Deinetwegen gereiset, daß ich Dich einmal sehen möchte"! ob es gleich Alles erlogen ist und er viel was Anderes im Sinne hat. Aber, weil er sich galant und auf französische Mode stellen kann, so ist er lieb und angenehm. Also sehe man auch eine Jungfer oder eine Näh- und Klöppel-Magd an, ob nicht Alles an ihr französisch sei; ob sie sich nicht fast durchgehends über ihren Stand halten, ob sie nicht Tag und Nacht auf dergleichen Galanterien bedacht seien? Die Köpfe sehen aus, daß man dafür erschröcket und nicht weiß, ob es Schweinsköpfe seien, oder ob sie Ruß-Butten feil halten! Wie viel tausendmal sind die Häubigen bisher geändert worden! Bald trägt man Standarden, bald Cornet-Hauben, bald fliegende Fahnen,

bald Wiedehoppen-Nester u. s. w.! Und ist das Allerärgste, daß nicht nur das Frauenzimmer deswegen in Frankreich reiset, sondern auch Model und angekleidete Puppen aus Frankreich bringen lässet für viel Thaler, damit man ja des Teufels Hoffahrt genau nachmachen könne!" —

Es ist ein Patriot, der zu uns spricht, und ein Finanzpolitiker zugleich; denn der Anonymus bedauert die Millionen Geld, die „vor Band" in Kurzem nach Frankreich geschicket worden!

Das Sündenregister des Geschlechtes von 1650 bis 1700 aber ist noch lange nicht zu Ende! Ein ganz besonderes Aergerniß sind unserm Gewährsmanne die Schönheits-Pflästerchen oder „Schattir-Fleckigen". Sehr drastisch sagt er: „Auch dieses haben unsere teutschen Jungfern nachgeäffet und zum Oefteren auf die Schattir-Pläster gen Fliegen, Käfer, Hasen, Esel, Bäre, Schafe, Rinder und Schweine geschnitten, daß also die Franzosen nichts so närrisch haben ausspintisiren und erfinden können, welches die Teutschen nicht viel närrischer hätten nachahmen können. Hören sie, daß es denen Frauenzimmern wohl anstehe, hohe Hüften zu haben, so sind sie gleich bemühet, dergleichen, — weil es ihnen die Natur nach ihrem Verstand versaget, — sich selbst zu machen. Und da müssen denn alle Schnupftücher und die also genannten Salueten herhalten, damit sie hierinnen den vermeinten Defect der Natur ausfüllen können! Mag's ihnen hingehen, wenn sie nur nicht auch in Manneshosen sich verkleideten!" —

Es ist allerdings ein wenig leuchtendes Bild, welches die weibliche Sitte auch der bürgerlichen Kreise jener Tage darbot. Wir hören, daß die Damen „selber Schlitten fuhren" und eine übergroße Zärtlichkeit an Hunde verschwendeten. Selbst zur Beichte und zum Abendmahl wurden die letzteren mitgenommen, — anderer Dinge zu geschweigen! Der bei unserem Gewährsmanne sich zeigende Haß gegen französische Sitte und Kleidung tritt übrigens in anderen kulturgeschicht-

lichen Denkmälern der Zeit mit gleicher Entschiedenheit und in gleicher Derbheit hervor. Derselbe richtete sich ganz besonders gegen die „Fontangen", die neumodischen französischen Hauben, denen die Vorliebe der bekannten Dame favoritenhaften Angedenkens ihren Namen gegeben hatte. Davon noch ein Mehreres!

Im Jahre 1689 erschien zu Berlin eine Schrift, welche den überaus langathmigen, aber auch zugleich äußerst bezeichnenden Titel trägt:

„Der gedoppelte Blasbalg der üppigen Wollust, nämlich die erhöhte Fontange und die bloße Brust, mit welchen das alamodische und die Eitelkeit liebende Frauenzimmer in ihrem eigenen und vieler unvorsichtiger Mannspersonen darin sich vergaffenden Herzen ein Feuer der verbotenen Liebes-Brunst angezündet, so hernach zu einer hell leuchtenden großen Flamma einer bittern Unlust ausschlägt; Jeder männiglich, absonderlich dem Tugend und Ehrbarkeit liebenden Frauenzimmer zu guter Warnung und kluger Vorsichtigkeit vorgestellet und zum Druck befördert durch Ernestum Gottlieb, bürtig von Veron, Anno 1689." — Das Titelblatt stellt ein Grabmonument dar, auf welchem ein Todtenkopf mit den gekreuzten Knochen ruht. Dieser Todtenkopf trägt eine Fontange; und weiter erblicken wir einen Teufel, welcher gleichfalls dies Putzstück auf seinen Hörnern hat. Die satanische Majestät hält zwei Modeschönheiten damaliger Zeit mit üppiger, entblößter Brust an einem Stricke gefesselt. Aus diesem Bilde ersehen wir bereits, wie derb der moralisirende Inhalt der Schrift gehalten ist. In Wahrheit sind indessen die wenig schmeichelhaften Titel, welche den Courtisanen dieser Zeit gegeben werden, durchaus wohlverdiente.

Gleichfalls in diesem Jahre 1689, welches in kulturgeschichtlicher Hinsicht für das berliner Bürgerthum das Datum einer völligen Umwälzung zu bezeichnen scheint, verkaufte man zu Berlin ein fliegendes Blatt mit folgender, gleichfalls äußerst charakteristischen Aufschrift:

„Die durch eine wunderliche Kalbes- oder Mißgeburth von Gott bestrafte Frauenzimmer-Hauben-Mode in einem seltsamen Bilde."

In diesem Flugblatte wird die folgende Geschichte erzählt:

„Am 4. Junius dieses Jahres hat sich das entsetzliche Wunder zugetragen unweit der Stadt Hanau in dem Dorfe Goselitz bei dem Schulzen Martin Krampen. Nämlich es hat dieser Schultze von einem französischen Soldaten eine trächtige Kuh um ein liederliches Geld gekauft. Wenige Tage darauf wirft gedachte Kuh, wie die Figur ausweiset, ein recht wunderbar Kalb, welches zwar von allen Gliedmaßen wie ein anderes gebildet war, allein es hatte einen rechten Menschen- oder Weiberkopf und auf demselben einen von Fleisch gewachsenen Bänder-Pusch, natürlich wie die itzigen aufgethürmten Frauenzimmerhauben. Der Abriß von demselben ist an unterschiedliche Kur- und Fürstliche Städte geschicket und dem Schulzen die Kuh mit dem Kalbe wohl zu pflegen von der Obrigkeit daselbst Befehl gegeben worden. Es haben es viele gesehen. Die Deutung aber ist Gott bekannnt. Vermuthlich kann nichts Gutes daraus geschlossen werden, und weil die itzige französische Haubenmode natürlich aussiehet, wie man sonst die Feuerpüsche oder Feuerflammen malet, hat sich's leider allbereit und wieder ausgewiesen, wie die Franzosen und Mordbrenner", — es ist an die barbarische Verwüstung der Pfalz durch Melac gedacht, — „dergleichen Feuerpüsche ein und anderer Stadt aufsetzen, daß mancher die Hoffahrt vergangen."

Und in der That, — es fehlte der lustigen, lebensfrohen und üppigen Zeit nicht an ernsten Zeichen! Auch ist es grundfalsch, was man fast in allen landläufigen Handbüchern unserer Geschichte zu lesen bekommt: daß nämlich die Regierung des nachmaligen Königs Friedrichs I. den Dingen ihren Lauf gelassen und keinen Widerstand gegen den Zug der Zeit versucht habe. Trotz seiner Neigung zur Nachahmung französischer

Hoffitte blieb Friedrich persönlich ein frommer Herr, und viele seiner Handlungen bekundeten, wie seine älteren Biographen sagen, „den ihm innewohnenden Hang zur Gottseligkeit". So ließ er für seine Truppen des Engländers Hales „treuen Unterricht für christliche Kriegesleute" übersetzen und in 5000 Exemplaren vertheilen. Es blieb ihm nicht verborgen, wie furchtbar nachtheilig die herrschende Sucht, Aufwand zu machen, einem Volke sein mußte, welches soeben nur mit größter Mühe, geleitet von der hohen wirthschaftlichen Weisheit eines Monarchen ohne Gleichen, — denn das ist Friedrich Wilhelm der Große in Wahrheit, — eine kümmerliche Existenz errungen hatte. So erließ denn Kurfürst Friedrich III. unter dem 28. Mai 1696 ein Edikt darüber, „wie es in Kleidungen und Livréen, desgleichen bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen in der Churmark Brandenburg gehalten werden sollte." Sicherlich ist es volle geschichtliche Wahrheit, was der Eingang dieser Verordnung ausspricht:

„Wir geben hiermit zu vernehmen, daß der Luxus, die Ueppigkeit und Verschwendung in der Kleiderpracht und Ausrüstung von Gastereien ungeachtet der kümmerlichen Zeiten in dem Lande, insonderheit in diesen unseren Residenzstädten, dermaßen hoch gestiegen, daß man nicht allein des höchsten Gottes Zorn und Strafen, nach denen in seinem heiligen Worte enthaltenen gerechten Bedrohungen zu befürchten gehabt, sondern, daß auch die meisten Familien dadurch verarmen und ruiniret werden, und anstatt etwas beyzulegen, die Eltern ihren Kindern Schulden und Armuth hinterlassen." —

Ja, sicherlich, volle, geschichtliche Wahrheit! Es waren die Tage Friedrichs III., des nachmaligen Königs Friedrichs I., in welchen die erste berliner Pfandleihe angelegt werden — mußte. Dieselbe führte den Namen des „Addreßhauses". Hier durfte das Publikum zu mehrerer Bequemlichkeit seine Habseligkeiten niederlegen, um Geld darauf vorgestreckt zu erhalten. —

Ja, es war trübe Zeit trotz alles Glanzes, aller Pracht, trotz aller äußeren Wohlanständigkeit, trotz aller unaustilgbaren Gottesfurcht! Jede Stadt Deutschlands ähnelt in dieser Epoche bis 1700 mehr oder minder diesem nicht eben schmeichelhaften Bilde, welches wir von der Bürgerschaft des damaligen Berlin haben entwerfen müssen. Indessen, auch des Guten war noch immer viel vorhanden; es wird in seinem vollen Glanz sich unserm Blick enthüllen, wenn wir in den Frieden eines bürgerlichen Hauses eintreten.

XXIV.

Stilles Leben!

Es ist nicht schwer zu zeichnen, jenes bürgerliche Leben voller Stille und voller Bescheidenheit, voll ernster, fleißiger und theilweise begeisterter Arbeit, welches etwa um's Jahr 1720 in die deutschen Städte eingezogen war. Noch heut meint wohl der Wanderer, wenn sein Fuß eine kleine, von den großen Straßen des Verkehrs fernabgelegene Stadt betritt, die alte Zeit steige wiederum vor ihm herauf mit all' ihrer Tüchtigkeit, aber auch in all' den knappen Maßen, all' den Unzulänglichkeiten, all' den Beschränkungen, die ihr nun einmal eigen waren! Niemals aber verschwinden diese anspruchslosen Bilder vor unserm Blicke, ohne den Eindruck des Friedens zu hinterlassen, welcher uns jetzt in den Tagen rastloser Arbeit für immer zu entfliehen droht.

Doch wir haben zunächst den Schauplatz näher zu schildern, auf welchem das stille bürgerliche Leben des 18. Jahrhunderts oder vielmehr die bürgerliche Arbeit der ersten Hälfte desselben sich abrollt.

Das Bild der deutschen Städte innerhalb der von uns darzustellenden Epoche hatte sich in der langen Friedenszeit von 1650 bis 1720 nicht unwesentlich verändert. Die neue Zeit, deren Anbrechen seit dem Jahre 1700 jeder Bürger in den Städten fühlte, hatte zunächst in baulicher Beziehung Licht und Luft und Ordnung mit sich gebracht. Es war freilich eine

souveräne Verachtung aller Kunst der alten Zeit, die hier und dort dabei zu Tage trat. Die „gothischen" Gewölbe, — gothisch hieß jetzt soviel als altfränkisch, — sie riß man nieder; alte Bilder in den Kirchen übertünchte man; die herrlichen Schnitzwerke früherer Tage schleppte man auf den Boden; mit kostbaren alten Handschriften band man werthlosen, neuen Plunder von der damaligen Leipziger Messe ein; mit Grabsteinen pflasterte man die „Katzenstiege" zwischen den Häusern; aber, man war sich bewußt, damit ein hochverdienstliches Werk zu thun. Man konnte nicht Ordnung genug schaffen. Daß dabei alle Poesie zu Grunde ging, das sah man nimmer ein, wie denn die Poesie überhaupt ein verdächtiger Begriff war, welcher in diese ehrlichen, praktischen, aber verzweifelt nüchternen Köpfe nicht recht hineinwollte. Die Gestalt des Königs Friedrich Wilhelms I. von Preußen repräsentirt auf's Allertrefflichste die Besten der Generation, von welcher wir sprechen. Sein Geist tritt uns entgegen aus jeder bedeutenderen Stadt, zu welcher wir um jene oben angegebene Zeit unsere Schritte richten.

Da stehen sie denn noch vor uns, die alten Mauern! Wer weiß, — man kann sie doch vielleicht noch einmal brauchen! Es ist ja doch entsetzlich, wie der Franzmann in der schönen sonnigen Pfalz gehaust hat; wer weiß, er könnte doch noch einmal wiederkommen! Und wenn die „Türkenglocke" klingt, — wie falten da die alten Mütterchen die Hände! Der Türke ist noch lang' nicht überwunden, wenn auch die brandenburgischen „Gideons" und „Jephthas" ihn zu etzlichen Malen auf das Haupt geschlagen haben. Noch schreckt die Kleinen in der Stadt das Wort: „Bet't Kinder! 'S kommt der Schwed'!" — Darum erhält „Ein Edler Rath" die Thürm' und Mauern noch zur Noth, obwohl die neuen „witz'gen" Köpfe meinen, die alten Burschen hätten lang' genug gedient. Der Graben aber um die Stadt, der ist schon längst verschwunden; — ausgetrocknet liegt sein Bett jetzt da; Kohlgärten sind auf seinem

schwarzem Grunde angelegt und Ziegen, Kühe weiden still auf seinen Abhängen. Mit Vorliebe trocknen die Bewohner jener kleinen Häuser dort vor'm Thore, — Familien, die sich als Kolonisten hier angesetzt haben, — ihre Wäsche an der Stadtmauer. Dort in dem Wallgange, auf welchem die ehernen Schritte der alten Bürgerhelden einst erklungen sind, schreitet der Seiler hin und her und singt sich seinen „Prinz Eugenius" oder den „Marlbruch, der zum Kriege zieht". Flachsköpfige Kinder spielen auf diesen, nicht grad' von peinlicher Sauberkeit überwachten und von zerbröckelndem Mauerwerke bedeckten Stätten umher.

Schreiten wir über die breite, hochgewölbte Brücke dem bethürmten Thore zu, von dessen kegelförmigem Dache die Birkensträucher gleich einem Helmbusche herabwehen, so begrüßt uns ein Stadtsoldat, ein Individuum einer Spezies, die längst zu den Todten gehört, — bunt uniformirt, die Nase bereits ein klein wenig röthlich gefärbt, denn schon giebt's gebrannte, magenstärkende Wasser im deutschen Reiche. In einzelnen Theilen des Vaterlandes befand sich damals schon im Thore die Accise, eine Einrichtung der Obrigkeit, auf welche man in früheren Tagen nur mit dem Schwerte, mit wildempörtem Aufstande, aus der Mitte deutscher Bürgerschaften zu antworten gewußt hatte. Holpricht ist die Straße, die uns in's Städtlein führt. Aber der Anblick der niederen Häuser in den engen Straßen und an den weiten Plätzen ist ein überaus freundlicher und sauberer. Man liebt die „Propreté": — weiße Vorhänge drinnen, — grüne „Jalousiés" hier außen; — dort ein wunderlich verkröpfter Giebel, hier ein gradlinig Haus nach neuer Art, die weiß gestrichene Bank auf dem abschüssigen Pflaster vor der Thür, ein Nelkenstock und eine Tulpenzwiebel dort am Fenster, — wie sieht das Alles uns so freundlich und so heimlich an!

Die Zeugen der Vergangenheit, die alten, dunkelbraunen, dunkelgrauen Kirchen, die Klöster mit den weiten, aber schnöd'

verbauten Kreuzgängen, in welchen sich zur Freistunde die Jugend der lateinischen Schule tummelt, sehen auf die neue Welt herab; — ihnen selbst, den Denkmälern einer ruhmvollen Vergangenheit, wird kaum ein Blick geschenkt! Nur der Herr Stadtschreiber kümmert sich vielleicht etwas um die Vorzeit des Gemeinwesens; er zeichnet die gar nicht „unebenen" Kunstwerke in einem „Catalogo monimentorum" auf; er sammelt auch die alten „Briefe" der Stadt, die der radikal „neugesinnte" Herr Stadt-Präsident nicht übel Lust hatte, zum Buchbinder oder zum Materialisten an des Marktes Ecke hinzusenden. Dort das Rathhaus ist neu gebaut, „auf die jetzt übliche ionische oder toskanische Art"; es bildet mit seinen sauberen Sälen nun den Stolz der Stadt. Das alte Augustinerkloster dort aber an der Stadtmauer, das zerfällt; die Armen wohnen drin und machen, was sie wollen; es ist ein Steinbruch für die ganze Stadt, und nur zwei herrliche Portale bleiben übrig, um der Stadt dereinst die Kunde zu bringen, daß die deutsche Baukunst auch einst in ihren Mauern herrlich schön entfaltet war.

Reinlichkeit und Ordnung aber herrscht überall; das ist der große Vorzug dieser Zeit! In hellen Farben leuchten die Häuser, sauber gestrichen; die Straßen werden gefegt, sobald am frühen Morgen der Stadt Vieh zur Weide ausgetrieben ist, die Ziehbrunnen sind sorgfältig bedeckt, und wer es wagen sollte, dieselben zu verunreinigen, der büßt es mit dem Stehen an dem Pranger. In manchen Dingen überhaupt, so aufgeklärt und so human man auch geworden ist, versteht die Obrigkeit, verstehen diese rechtsgelehrten Herren in dem Zopf und engen Leibrock immer noch verzweifelt wenig Spaß. Auf dem Markte steht ein alter, schier griesgrämiger und grün bemooster Bursch, ein ungefüger Steinkoloß, ein Roland, unter dessen eisernem, verrostetem Schwerte schon die Gründer dieser Stadt sich „Recht gefunden" haben. Der alte, schwergepanzerte Gesell, er weiß davon zu sagen, wie man „justitiam exequiret

in dieſer hochbelobten Stadt.“ Noch kommt kein Reiſender durch dieſes wohlgeordnete Gemeinweſen, der nicht auf's Schärfſte von der löblichen Polizei examiniret und tentiret wäre. Wehe dem Verdächtigen, — wehe dem Landſtreicher und der fahrenden Dirne, die etwa nicht unter irgend welchem Nom de guerre in hochanſehnlicher Equipage kommt! Die äußere Wohlanſtändigkeit, auf die kommt nun einmal Alles an! Der Büttel weiß zu ſtäupen, und das harte Brod in dem „infamen Loche“ ſchmeckt nicht gut! Hat ſich ein Bürger aber etwa einmal beim Biere übernommen und den Rath beleidigt, denen Comissariis geflucht oder gar durch nächtlichen Lärm die Ruhe derer ehrſamen Einwohnerſchaft gar gröblich und gottloſer Weiſe getourbiret, ſo öffnet ſich ihm nur der „bürgerliche Gehorſam“. 'S iſt keine Schande d'rin geſeſſen zu haben für den Handwerker, wohl aber für die wohlweiſen und hochedelgeborenen honoratiores dieſer Stadt.

Und dieſe Honoratioren, — wo iſt's uns wohl vergönnt, ihre Bekanntſchaft zu machen? Sieh' dort, lieber Freund, dort iſt ein kleiner Laden, — dort am Markte! Aber wir gehen nicht durch dieſe, von allen reſpektablen Frauen an dem großen Platze leicht zu überſchauende Thür, über welcher ein fabelhaft Gethier uns anzeigt, daß hier „die Apotheca zu dem Einhorn“ ſich befindet; nein, wir gehen hier vom Kirchgäſſel hinein. Da öffnet ſich uns eine Porta ſchier zum Allerheiligſten. Und dort ſitzen ſie in der ſchmuckloſen Bürgertracht, welche den Glanz des Roccoco nun ſchon ſeit einem oder zwei Jahrzehnten abgelegt hat, der Herr Consul dirigens, der Physicus, der wohlbeſtallte Medizinal-Aſſeſſor, einige Juris Consulti und ein reicher Kaufmann, der „von den alten Stadtgeſchlechtern“ iſt und dem ſein ſtählern Degengefäß kaum weniger gilt als all' die ſchönen louisd'or, Portugaleſer und venetianiſche Dublonen daheim in ſeinem Geldſchranke. Der Diskurs der Herren iſt kein animirter eben; aber ſie traktiren doch mit größerem oder geringerem Verſtändniſſe die Haupt-

und Staats-Aktiones, so jetzt geschehen sind; sie sprechen von ostindischem und indianischem Handel; sie verschmähen es indessen auch nicht, den Klatsch der Stadt des Langen und des Breiten zu behandeln. Hat dann die Glocke elf geschlagen, so verlassen sie auf's Schleunigste den altgewohnten Sitz; man geht zu Tische jetzt um diese Stunde! —

Es ist ein anspruchsloses, stilles Leben, welches in die deutsche Städte eingezogen ist, die einst von Waffenlärm und tobenden Zunftkämpfen wiederhallten. Ein stilles Leben, dem aber der Segen treuer Arbeit und herzlicher Gottesfurcht nicht fehlt! Von solcher treuen Arbeit sind geweiht die Werkstätten aller ehrbaren Handwerker; dem Meister ist's ein Stolz, Gediegenes zu schaffen; mit Eifersucht hält er auf seine Stellung im Gewerke; auf seine Autorität daheim den Burschen und Gesellen gegenüber, aber auch auf die Güte jedweder, aus seiner Werkstatt je hervorgegangenen Arbeit. Die edelschönen Formen der Renaissance, die Pracht des Roccoco, sie freilich sind für jetzt verschwunden; der Geschmack der Zeit hat sich für das Kunsthandwerk neue Formen erschaffen. Wie der Zopf die Allongenperücke abgelöst und aus ihrer Herrschaft verdrängt hat, so der einfachere Zopfstyl die überladene Pracht des Roccoco; immerhin aber ist dieser neue Styl der adäquate Ausdruck des Geistes der Zeit und eines selbständigen Geschmackes.

Treue, stille, gewissenhafte Arbeit! Das ist der hervortretendste, hochehrenvolle Zug des Bürgerthums in dieser ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nicht allein in der Werkstatt, sondern auch in dem bescheidenen, aber mit Bücherschätzen reich gefüllten Arbeitszimmer des Gelehrten ist sie zu finden. Was haben diese Männer, welche von späterer Halbbildung sich oftmals als altväterisch haben verspotten lassen müssen, — was haben sie uns nicht für fleißige und lobenswerthe Werke in jedem Gebiete menschlichen Wissens hinterlassen! Es ist gerade dieser Zug der Treue ein um so herzgewinnenderer, als solcher

Arbeit nur sehr selten der klingende Lohn oder eine glänzendere Anerkennung zu Theil ward. Der deutsche Gelehrte, — und er war fast immer aus einem schlichtbürgerlichen Hause hervorgegangen, — er arbeitete um der Geistesarbeit willen. Das wollen wir dieser stillen Zeit wahrhaftig nicht vergessen! In einer überaus vortheilhaften Weise unterscheidet sich dieser liebevolle und gründliche Fleiß von der gewinnsüchtigen, leichtfertigen Massenproduktion späterer Tage.

Dieselbe treue Arbeit tritt uns auch in der Audienzstube des Beamten, in dem Komptore eines „ansehnlichen und fürnehmen Kaufmanns" entgegen. Wir müssen wiederholen, daß zwar die sozialen Verhältnisse fast überall in den Städten sehr enge und beschränkte sind; aber der Fleiß und die Treue schaffen ruhiges, harmonisches Behagen. Nur ein Zeitalter wie dieses konnte in der Literatur das Hirtengedicht und das Idyll tief aus seinem ureigensten Geiste hervorbringen; heut wär's eine Satire auf die Zeit, wenn ein deutscher Dichter das „Glück in der Beschränkung" malen wollte!

Es waren wesentlich drei Faktoren, welche diese allgemeine Tüchtigkeit hatten herbeiführen helfen. Der erste derselben war die Schule. Die Pädagogik hatte nach dem großen Kriege einen überraschenden Aufschwung genommen; es war den Magistraten zur Ehre und zu einer Frage von allerernstester Bedeutung geworden, eine tüchtige Stadt- oder Rathsschule zu besitzen. Und diese städtischen Schulmeister, vom Collega infimus bis zum Rector pereruditus hinauf, oft — oder vielmehr in der Regel — wahre Helden der Entsagung, was haben sie nicht für die geistige Bildung unseres Volkes gethan! Gebe man sich keiner Täuschung hin: das Wort von der hohen, geistigen Bildung unserer Tage ist eine leere Phrase. Wohl ist das Wissen heute ein umfassenderes geworden; aber dafür hat dasselbe seine Tiefe und Gründlichkeit und vor Allem jenen stählenden Einfluß auf den Charakter verloren, welchen der Unterricht in jenen Tagen von etwa 1730 bis 1750 ausübte.

Wer jemals alte Magistrats-Akten durchblättert hat, der hat in ihnen sicher auch eigenhändige Aufzeichnungen von Kaufleuten und Handwerkern gefunden, welche ähnliche Schriftstücke unserer Tage bei weitem überragen, sowohl was die Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck wie die Auffassung der jeweilig vorliegenden Verhältnisse anlangt. Ehre den alten, von der frivolen Literatur der Folgezeit so oft verspotteten Magistern, welche damals gewöhnlich arme Schüler Franke's, des großen Heros der erbarmenden Menschenliebe, waren! Sie haben ein Fünklein idealen Sinnes, sie haben vor Allem die große Tugend der Treue mitgegeben auch dem Sohne jenes Handwerkers, der bei ihnen ein paar Jährlein in die Schule gegangen war, um dann dem Vater in der gewöhnlich traditionell berufsmäßigen Arbeit der Familie auf der Werkstatt zu unterstützen.

Eine nicht weniger hochbedeutsame Förderung des Lebensernstes und der allgemeinen Gewissenhaftigkeit war von der erneuerten Kirche, nicht aber von ihrer dogmatischen Literatur und Heilsverkündigung, sondern von dem Pietismus ausgegangen. Der Schwerpunkt der Religion war von den Hallensern in das persönliche Verhältniß des menschlichen Herzens zu Gott, in das Gemüth gelegt worden, nicht in das äußerliche Bekenntniß. Des Herzens Umkehr, des Wandels Lauterkeit und Reinheit, die „Flucht der Welt" und ihrer Lust waren als die unumgänglich nothwendigen Zeichen und Bedingungen wahren Christenthums hingestellt worden. Das war von unendlichem Segen auch für das deutsche Bürgerthum. Die Reformation hatte eine sittliche Erneuerung des deutschen Volkes nicht hervorbringen können, weil sie den politischen und dogmatisch-polemischen Interessen der Zeit dienstbar geworden war. Die „Stillen im Lande" bewirkten jetzt diese moralische Regeneration, namentlich in den Kreisen des deutschen Bürgerthums. Es war ihnen ein heiliger Ernst mit der Hebung der allgemeinen Sittlichkeit; mögen ihnen darum die Sonderbarkeiten und Ausschreitungen ihrer sonstigen Anschauungen,

ihre verschwommenen Süßlichkeiten, ihre eschatologischen Träumereien vergeben und vergessen sein. Sie waren in der That dem deutschen Volke damals „ein Salz".

Nicht minder als der Pietismus und die Schule beeinflußte die neue Philosophie den Geist des deutschen Bürgerthums, wenigstens seine oberen Schichten. Leibnitz, Thomasius und Wolf hatten die wissenschaftliche Forschung in eminenter Weise gefördert; wie ein neues Licht, wie die reinigende Flamme des St. Johannisfeuers, war es aufgeflammt auf fast allen Hochschulen Deutschlands. Man suchte bei der Erbärmlichkeit der politischen Verhältnisse des Reiches etwas Bleibendes, Festes, die Seele Erhebendes. Mochten's die zartgestimmten Seelen in der sanften Moral des Pietismus finden: männlichere Geister, die Besten der Nation fanden's in den sittlichen Geboten der Weltweisheit. Es dünkt uns als etwas überaus Großes an diesem 18. Jahrhunderte, daß die Philosophie desselben, abgesehen von den Erkenntnißtheorien Leibnitzens und den späteren Lehren Kant's, eine wesentlich praktische war. Sittliche Erhebung war ihr Zweck. Deshalb wird über die Tüchtigkeit des Arbeiters, des Beamten so Großartiges gesagt, goldene Worte, welche es wohl verdienten, allgemeiner bekannt zu sein. „Ueberall", sagt Gustav Freytag, „standen unter den Honoratioren die Wolfianer, Schüler der neuen Weltweisheit, Verbreiter der Aufklärung, Wächter der Toleranz und Freunde jedes wissenschaftlichen Fortschrittes." Dichtkunst und wissenschaftliche Literatur waren mit einem Schlage zu Ansehen und Bedeutung hindurchgedrungen; selbst „kleine" Gelehrte erwarben sich nach und nach ziemlich bedeutende Bibliotheken; jene überaus werthvollen periodischen Schriften, wie z. B. die „Belustigungen des Verstandes und Witzes", wurden mit Eifer überall gelesen, und die Schauspielkunst machte schüchterne Versuche, die Seelen zu erheben und den roheren Vergnügungen zu entziehen. Schon gehörte es zum guten Tone, ein wenig Schöngeist zu sein. —

Nachdem wir dieſe allgemeinen Bemerkungen vorausgeſchickt haben, wenden wir uns einem Bürgerhauſe der damaligen Zeit zu; wir finden ein ſolches, wie wir's beſchreiben wollen, in jeder größeren Stadt Deutſchlands während der Zeit von 1700 bis 1750.

Das ſaubere Haus iſt von verhältnißmäßig kleinen Dimenſionen, ohne viel anderen Schmuck als ein Paar Gypsarabesken in den unregelmäßigen Linien des Zopfſtyles über den Fenſtern des unteren Stockwerkes und über der Hausthür, deren Meſſingbeſchlag „blitzblank" geſcheuert iſt. Hausflur und Treppe ſind auf's Peinlichſte rein gehalten; weißer Sand liegt auf den Stufen, und an Feſtestagen duftet wohl der Kalmus auf den Dielen. Das Treppengeländer iſt von trefflicher, durchbrochener und ſchwarzüberſtrichener Eiſenarbeit. Noch heute bietet ſich uns oft der Anblick ſolcher Häuſer dar; die Zimmer ſind nicht allzu geräumig, aber verhältnißmäßig hoch; einfache Papiertapeten ſchmücken ihre Wände; noch aber zeigt die Thür ein wenig von der altbeliebten Bildſchnitzerei. Die Ausſtattung derſelben iſt einfach; es ſind durchaus ſchlichte Möbel, welche die bürgerliche Wohnung füllen; nur der Spiegel mit ſeinem verkröpften Aufſatze, nur die Kommode mit den blanken Meſſingſchildern ſind wahre Prunkſtücke und bilden daher auch den Stolz des Hauſes. Luxusartikel oder beſſer die allgemein vorhandenen Schmuckgegenſtände des Hauſes ſind das neuerfundene Porzellan, die ächt chineſiſchen oder die meißener Nippes, die Taſſen und die Kannen mit dem blauen Zwiebelmuſter, das blanke Zinn, das ſchimmernde Kupfer der Küche, auf welches letztere die wirthſchaftliche Hausfrau ganz beſondere Stücke hält, ſowie das altererbte, ſchön geblümte und damascirte Linnenzeug. Was dieſes ſchlichte Haus indeß zu einem Ehrenhauſe macht, das iſt deſſen ſtrenge, ächt bürgerliche Zucht. Frühe beginnt der Tag und frühe endigt er. Noch haben die franzöſiſchen Encyklopädiſten keinen Einfluß auf das deutſche Haus gewonnen; noch wird derhalb gemeinſchaftliche Morgen-

und Abendandacht gehalten. Vielleicht vermag's die Hausfrau, den Gesang der Hausgenossen, unter welchen die Dienstboten noch in dem alten, patriarchalischen Verhältnisse zur Herrschaft stehen, auf dem Klaviere zu begleiten; vielleicht liest dieser oder jener ehrbare Bürger und Beamteter aus Luther's Hauspostille oder aus Arnd's wahrem Christenthume vor. Die Kinder sowie das Gesinde werden äußerst streng gehalten; das Wort „Subordination" hat einen hellen, hohen Klang. Es ist eine der ersten Pflichten: „Man darf nicht raisonniren!" Ein Jedes thut im Hause gern und freudig seine Pflicht!

Diese Ehrbarkeit, welche im Hause herrscht und die Erziehung voll und ganz durchdringt, übt einen bestimmenden Einfluß auch auf das bürgerliche Leben dee Gesammtheit aus. Eine Zusage ist zu dieser Zeit mehr werth als es später eine mit allen Formalitäten wohlversehene Handschrift war, und der Handschlag gilt bei jedem respektablen Manne grad' so viel als Brief und Siegel. Ein böser Schuldner wird noch allgemein als ein Betrüger angesehen. Die Vergnügungen der Bürgerschaften sind noch äußerst einfach. Vielleicht giebt's in der Stadt bereits ein „Theehaus" oder einen „Kaffeegarten", vielleicht auch hier und da schon einen „Stammtisch" in dem einen oder dem anderen Gasthofe. Genau aber sieht das landesväterliche Regiment darauf, daß nirgends ein Excès stattfindet. Bei hoher Strafe ist es untersagt, an den Sonn- und Festtagen zwischen den Predigten in denen „Coffée-Häusern" zu spielen, und des Königs Majestät in Preußen, der preiswerthe und große Oekonomus, Herr Friedrich Wilhelm, dekretirt sogar: „Gen. Major von Glasenab soll an die guarnison und an die statt scharf anbefehlen laßen, bei hoher straffe des sontags kein Bilgardt spiell den gantzen tag zu gestatten bei harter straffe." Daß Lehrlinge, Schüler und junge Leute ohne Beruf von dem Besuch der Tabagieen ausgeschlossen sind, ist selbstverständlich.

Schlicht bürgerlich sind auch die Nahrungsmittel von 1700

bis 1750. Wein ward außer in den eigentlichen Weinlanden nirgends im Ueberfluß getrunken; gute, nahrhafte Biere herrschen bei Weitem vor. Den Kaffee selbst verkauft man nur an bestimmten Stellen; er ist sehr hoch besteuert; das Loth kostet einen Groschen, und man trinkt ihn nur als Delikatesse. So z. B. wenn sich Freundinnen aus dem mittleren Bürgerstande schicklich bewirthen; dann aber aus den kleinen, feinen Tassen von delfter oder meißener Porzellan! Aber die Kost ist kräftig und bei den Festen des Hauses sehr reichlich und vortrefflich zubereitet.

Wir erwähnten oben bereits die scenischen Darstellungen, welche jetzt ihre Zugkraft auf das bürgerliche Publikum zu äußern begannen. War eine Truppe, Schauspieler oder Sänger, in die Stadt gekommen, dann war freilich das stille Leben dahin für eine ganze Zeit. Noch ergötzten die Schwänke des Hanswurst das Publikum; noch ward Faust in höchst drastischer Weise von dem Teufel geholt, nachdem er Gott und seine Heiligen abgeschworen hatte. Stürzebecher, der berühmte Seeräuber ritterlichen Angedenkens, ward nach dem Bekenntnisse seiner Schandthaten öffentlich gerädert, und der „Minister Haman" wurde unter dem größten Beifalle von den Genossen des frommen Mardochai gehangen. Indessen ward doch auch schon andere Kost aufgetischt. Das italienische Theater Gherardis lieferte bereits „empfindsame" Stücke; Lukrezia, nicht die Gräfin Borgia, sondern die keusche Römerin, sang bereits ihr berühmtes Spinnlied:

„Spinnt, ihr Mädchen, spinnt, ach spinnt,
Denn die Zeit verrinnt geschwind!"

und in dem musikalischen Zwischenspiel „Argippo" führte „Tisiforo" mit „Zanaide" unter Thränen des Publikums die folgende herzbrechende Unterhaltung:

Tisif. „Wie so? Entdecke!" —
Zan. „O Vater, laß' mich geh'n!"
Tisif. „Wohin?"

Zan. „Zum Sterben!“
Tisif. „Warum das?“
Zan. „Die Ehre . . .“
Tisif. „Fahre fort!“
Zan. „Ist's . . .“
Tisif. „Was? Was?“
Zan. „So da macht . . .“
Tisif. „Was denn? O mein verwirrter Sinn!“
Zan. „Daß ich verzweifelt bin!“

Worauf die Primadonna dann mit dem vollen Zauber ihrer Stimme das hochtragische Poëm in „Arienmanier“ anstimmte:

„Straft nicht bald des Donners Knallen
Meinen Schimpf mit Blitz und Gluth,
So soll der Boßhafte fallen
Als ein Opfer meiner Wuth!
Aber nein! —
Sollt' ich seine Braut nicht sein?
Ich verzeih' Dir, kehre wieder!
Senkt indeß, ihr Augenlider,
Senkt in bittre Thränen ein
Der verrath'nen Liebe Pein!“ —

Ja, bei so rührenden Liedern war dann wohl die ganze Stadt, die sonst so stille Bürgerschaft, Feuer und Flamme! Aehnliches leisteten für das niedere Publikum die Darstellungen der Gaukler, die Kunstreiter, die starken Männer, die Mordthaten u. s. w. Der Handwerker endlich hatte noch immer seine altgewohnten Gewerksfeste, welche ihm freilich durch „Eine löbliche Polizei“ oft etwas verkümmert wurden. Das Alles aber „hatte seine Zeit“ und störte nur sehr wenig die Ruhe der stillen Stadt, welche bald darauf wieder in das gewohnte Geleise kam. Auch die Durchfahrten fremder Potentaten, die „Rathsversetzungen“, die Feste einer Kaiserkrönung, welche nicht zu Frankfurt am Maine allein, sondern in allen Reichsstädten und auch anderswo festlich begangen wurde, hatten nicht die

Macht, jenen Charakter des Stilllebens zu verändern, welcher den deutschen Bürgerschaften seit Anbruch der neuen Zeit eigen war.

Dieses „stille Leben" deutscher Bürgerschaften wirkte in hohem Maße läuternd und reinigend auch auf die Tracht des deutschen Bürgers ein. Die großen Allongeperrücken waren verschwunden; nur höchst selten bemerkte man sie noch bei Männern von höherem Ansehen, bei Ministern, Räthen, Doktoren und Gelehrten. Dagegen kamen nun die kleinen „Muffer" oder „Mirletons" in Gebrauch, bis die soldatische Frisur auch sie ablöste. Nun war der Zopf des Mannes Stolz! Noch blieb dem Manne Degen und Wehrgehäng, aber doch nur dem Vornehmeren. Der Handwerker hatte die Waffe seit dem westfälischen Frieden allgemach abgelegt. Als Farbe der Kleidung wurde jetzt im Bürgerstande das preußische „Blau" die verbreitetste. Reinlichkeit und Sparsamkeit herrschte in der Kleidung des Bürgerstandes allgemein. Zwar war der neue Luxus der Manschetten und Jabots aufgekommen; aber sie waren so bescheiden zugeschnitten und so klein, sie wurden ferner mit so großer Behutsamkeit getragen, „daß", — wir citiren wörtlich aus einer alten Chronik, — „ein Paar derselben oft einen oder mehrere Monate vorhielt, ohne einer Wäsche zu bedürfen. Sie wurden angesteckt und wieder abgelöst." Der preußische höhere Beamtenstand trug nach dem Vorbilde seines Königs „Vorsteckärmel", auch wohl „Schürzen"; es gab Räthe und Rentmeister, welche sich, wenn sie auf ihrem Dienstlokale erschienen, die Schuhe auszogen und Pantoffeln anlegten, statt der Perrücke eine weiße Mütze aufsetzten und also angethan einen Vers oder einen Gesang aus dem Porst'schen Gesangbuche lasen, ehe sie ihre Arbeit begannen.

Still, tüchtig, ehrenhaft, — das ist der Charakter dieser trefflichen Generationen bis etwa 1750! Es ist ein schönes, unvergängliches Erbe, welches sie uns hinterlassen haben: das schlichte, bürgerliche Haus, in welchem die Ehrbarkeit wohnt,

die Gottesfurcht und die Treue! Sie mögen uns freilich sehr prosaisch erschienen sein, diese Männer der Zopfzeit, und auch die Frauen glichen ihnen sehr; dieselben waren einfach, treu, fest, wahr und fromm.

So war nach trüber Zeit den deutschen Bürgern ein neues Leben aufgegangen, ein Leben, das der Schönheit eigentlich blutwenig, aber des Gehaltes um so mehr besaß! Es ist bezeichnend: grade die monarchischen Staaten hatten durch die straffe Zucht ihres Beamtenthums dies Bürgerthum gehegt und gepflegt. In den deutschen Republiken, in den Reichsstädten, war das Alles anders. Hier hatten alle jene Jämmerlichkeiten sich eingenistet, welche wir aus unserer satirischen Literatur genugsam kennen. Wir erinnern nur an Jean Pauls „Armen-Advokaten Siebenkäs", an seine Schilderung „des Heiligen Römischen Reiches Marktflecken Kuhschnappel", an das Bild des „Heimlichers" und des „Venners". Aber auch hier lebte noch ein schlichtes, treuherziges, zur Hülfe stets bereites soziales Kleinbürgerthum; auch hier in den Reichsstädten lebten noch große Männer, welche die Gedanken und die Aufgaben einer neuen Zeit zu erfassen verstanden. Die alte politische Macht war freilich für immer dahin; aber der deutsche Bürger sollte der Träger neuer, hoher Ideen werden.

XXV.

Gebildetes Bürgerthum.

Die Tage Friedrichs des Großen waren gekommen. Der bewunderte Held der Nation, denn das war der König auch seinen Feinden geworden, — hatte sich durch drei blutige Kriege hindurchgerungen, deren letzter mit seinen furchtbaren Unglücksfällen dem früh gealterten Monarchen mehr eine Märtyrerkrone denn ein Siegesreis um die gefurchte, königliche Stirn gewunden hatte.

Gewaltig, wie sie nur von unvergleichlichen Männern geübt werden kann, war die Einwirkung des großen Königs auf das deutsche Volk und ganz besonders auf das deutsche Bürgerthum gewesen. Nicht den Adel seiner Stammlande allein, diese preußischen, pommerschen, märkischen Junker, welche mit Todesverachtung seine Truppen den feindlichen Feuerschlünden entgegengeführt hatten, hatte er mit jener hohen Begeisterung für preußisches Wesen erfüllt, die wohl einmal verdunkelt werden, aber niemals erlöschen kann; — nein, auch dem Bürgerthume, jenem vaterlandslosen und unmännlichen Bürgerthume, welches wir im ganzen Reiche sich breit machen sahen, hatte er den Stolz auf's Vaterland zurückgegeben, — auf ein Vaterland, welches solchen Helden ohne Gleichen hervorgebracht hatte!

Es ist uns ein schönes Zeichen für diese neu erwachte vaterländische Begeisterung innerhalb der Kreise des gebildeten

Bürgerthums vorhanden; es ist eine kleine Schrift des von der Mehrzahl unseres Volkes fast vergessenen Publizisten Thomas Abbt. Der hochgebildete, 22jährige Theolog und Philosoph war im Jahre 1760 als außerordentlicher Professor nach der Universität Frankfurt an der Oder berufen worden; er hatte später ein halbes Jahr lang zu Berlin gelebt und durfte sich dort des näheren Umganges mit Moses Mendelssohn und Nicolai erfreuen. Als Regierungs- und Konsistorialrath ist Thomas Abbt, kaum etwas über 28 Jahre alt, zu Bückeburg am 3. November 1766 verstorben.

Im Oktober 1760 hatte Friedrich der Große an den Marquis d'Argens die lebensmüden Worte geschrieben: „Der Tod ist süß im Vergleich mit solchem Leben! Ich betrachte ihn als Stoiker. Keine Ueberredung, keine Beredsamkeit werden mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dieser Trost bei dem Geschick, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinen Leiden ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich sein wird, sie zu ertragen." —

In diesem Jahre 1760 schrieb der Ulmer Bürgersohn Thomas Abbt einen Aufsatz, der sein Vermächtniß an die Nation geworden ist. Im Frühjahr 1761 erschien nämlich bei Nicolai zu Berlin die wenig umfangreiche Abhandlung vom „Tode für das Vaterland". Dieselbe ist ein hocherfreuliches Zeichen der Zeit: der deutsche Bürger, der so lange nur ein unpolitischer, still für sich dahinlebender Mann gewesen war, hatte sich wieder gefunden! Von den Gebildeten aus seiner Mitte ging jetzt der Ruf aus, Alles zu opfern, wenn es Noth thäte, für eine große Idee!

Es ist dem deutschen Bürgerthume eine der höchsten Ehren, daß einer seiner Söhne diese Schrift verfaßt hat, ein Ulmer noch dazu, welcher unter den bankerutten Verhältnissen des alten Freistaats an der Donau aufgewachsen war! Zu Ehren

deutſchen Bürgerthumes citiren wir demnach einige Stellen aus dem Prologe dieſer kleinen Schrift.

„Sollte wohl", ſo beginnt Thomas Abbt, „die Stimme des Vaterlandes, die vormals in den Verſammlungen der Griechen ſo mächtig ertönte, die in die Ohren der Sterbenden ſchallte und den gefallenen Patrioten noch in der Todesangſt zum Lächeln begeiſterte, — ſollte dieſe Stimme ihre Stärke unter uns verloren haben, oder ſollten wir, des feinen Gefühles ganz beraubt, unfähig ſein, von derſelben gerührt zu werden? Wir haben keine Demoſthene, keine Cicerone, die uns auf dieſe Stimme aufmerkſam machen; wir erblicken nur wenige Bildſäulen, die uns die Lehre predigen: „Stirb für's Vaterland!" Wie, wenn wir ihr noch den einzigen Ort gönnten, wo ſie in die Ohren einer großen Anzahl von Zuhörern donnern, — wo ſie den ſchläfrigen Bürger erwecken und dem für ſeinen König erwärmten Unterthanen ein Feldgeſchrei ſein könnte, das ihn zu edlen, — wo nicht zu unſterblichen Thaten riefe? Sollte wohl ein Diener der Religion ſich entweihen, wenn er ein Werkzeug würde, dieſe Stimme zu verbreiten, — wenn auch er riefe: „Sterbet freudig für das Vaterland!"

„Es giebt Zeitpunkte, da derjenige, der ruhig den Pflug zu führen gedachte, das Schwert in die Hand nehmen muß, da die Stütze eines alten Vaters zur Hülfe des Vaterlandes herbeigerufen und einer betagten Mutter der Troſt ihres Alters aus zitternder Umarmung auf blut'ge Schlachtfelder entriſſen wird. Wenn unſere Mütter bei dem Anblicke eines für's Vaterland erſchlagenen Sohnes noch ſprächen: „Ich habe ihn dazu geboren!" — wenn unſere Bräute den Liebhaber verachteten, welcher bei ſolcher Gelegenheit den Tod ſcheuet, — ſo würde es eine Thorheit ſein, in dergleichen Zeitpunkten neue Ermunterungen zu erwarten, und eine Beſchimpfung, ſie zu geben! Allein wenn eine gewiſſe Weichlichkeit, wenn eine gewiſſe Vergeſſenheit dieſer großen Pflicht in der Nation zu herrſchen ſcheint, — wenn erfochtene Wunden nicht mehr ſo

ſtark als Diademe in unſeren Augen leuchten, und wenn zu einer ſolchen Zeit auch diejenigen ſchweigen, welche allein noch die Erlaubniß haben, öffentlich mit dem Volk zu reden: ſollte alsdann nicht jeder unter uns ein Prediger der Tapferkeit werden und dem Andern zurufen: „Das Vaterland hat ein Recht an Dein Leben?“ —

Es ſind nie vorher ſolche Worte aus der Mitte deutſchen Bürgerthums erklungen; es ſind nie ſpäter größere und begeiſtertere an dasſelbe gerichtet worden, ſelbſt in Fichte's „Reden an die deutſche Nation“ nicht, — ſelbſt in Rückert's „geharniſchten Sonetten“ nicht! Friedrich's Genius hatte dieſe feurigen Funken dem Geiſte deutſchen Bürgerthums entlockt! —

Nun iſt es ein großer Segen hochbegabter Naturen, daß ihre Wirkſamkeit ſich ſelbſt auf Kreiſe erſtreckt, welche anfangs außerhalb der Berechnung des Heros gelegen haben mögen. Friedrich hielt nicht viel vom bürgerlichen Weſen; bekannt iſt ſeine Abneigung gegen bürgerliche Offiziere. Und grade das Bürgerthum hat ſeine Thaten mit dem höchſten Enthuſiasmus aufgenommen. Es iſt einmal dargeſtellt worden, wie ein invalider Soldat an der Thüre eines ſchlicht bürgerlichen Hauſes eine Geſchichte aus ſeinen Kriegsjahren erzählt; er rühmt ſich, daß der große König von Preußen auch ihn bei Hochkirch angeſehen, ein paar Worte auch mit ihm geſprochen hat! Die kleine Anekdote macht die Augen der Zuhörer blitzen; ſie rührt bis zu Thränen! Vorzügliche Verſe Matthiſons in den „Kinderjahren“ erinnern an

„Den Steintiſch, wo der Krieger,
Ein Held bei Sorr und Prag,
Von Roßbachs großem Sieger,
Von Kleiſt und Ziethen ſprach!“

und in unübertrefflicher Weiſe hat es Wilibald Alexis dargeſtellt, wie eine Siegesnachricht von des Königs Heer das Bürgerthum erregt. Er ſagt: „Das war ein Tag, wo auch in einem Spießbürger ſich das Unterſte zu oberſt kehren durfte!

Einen äußerst nüchternen Mann sah ich in einem Weinladen ein Gläschen auf's andere leeren, bis er auf den Knieen schwach wurde! Mein Vater trällerte sich ein Lied; ich kannte den ernsten Mann nicht wieder; so stattlich ging er einher, so geputzt sah er aus, so freundlich drückte er jedem die Hand! Er mußte seine Freude auch vor Anderen laut machen; deshalb lud er die Verwandten zum anderen Mittage ein. Es war ein Gastgebot, wie es in unserem stillen Hause noch nicht vorgekommen war!" —

Diese Begeisterung für den preußischen Helden, welcher zugleich ein deutscher Heros geworden war, riß selbst seine Feinde im Reiche mit sich fort! Feierte man ihn nicht im Würtembergischen, in den freien Städten ebenso wie in seiner Monarchie? Auch Goethe sagt: „Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde demungeachtet in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieses war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten aufeinander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrich's, sein Name, sein Ruhm in Kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter." — Es ist unleugbar, der Geist Friedrich's wirkte mit gleicher Energie auf seine Gegner wie auf seine glühenden Bewunderer ein! Es ist oft ausgeführt worden, in welcher Weise die Persönlichkeit des Königs auf die einzelnen Zweige der öffentlichen Thätigkeit Einfluß geübt hat. Ein Jeder weiß, daß Friedrich's Kriegsthaten Goethe zu seinem „Götz" begeistert haben, und Friedrich's großartige Landeskulturarbeiten an allen Ecken und Enden seines Reiches schwebten dem greisen Dichter vor, als er im zweiten Theile seines „Faust" dem Philemon die Worte in den Mund legte:

„Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,

Schmälerten des Meeres Rechte,
Herr'n an seiner Statt zu sein! —
Schaue grünend Wies' an Wiese,
Anger, Garten, Dorf und Wald!
Komm' nun aber und genieße;
Denn die Sonne scheidet bald!" —

So ist es auch bei Lessing Friedrich's Hand, welche unsichtbar die Entwickelung in „Minna von Barnhelm" leitet; der große König sendet den entscheidenden Brief, und das Glück des Helden ist gesichert!

Es würde hier zu weit führen, den Einfluß des Königs auf das Kulturleben Deutschlands in erschöpfender Weise nachzuweisen. Werfen wir nur einen Blick auf das gebildete Bürgerthum seiner Lebenstage! Wir finden in demselben die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten des friedericianischen Geistes wieder, jene Toleranz und jene schroffe Abneigung gegen Fanatismus jeder Art, jene Hingabe an die philosophische Forschung und an eine Poesie, welche freilich in Wahrheit kaum ächte Dichtkunst war; wir finden aber auch, und das ist das Höchste, das Edelste, was wir zu erwähnen haben, im Bürgerthume jener Tage die unbedingte Unterordnung unter das Gebot der Pflicht wieder, wie der große König selbst sie bethätigte. Es ist oft ausgesprochen worden, das Wort, und es ist nicht allein ein schönes, sondern auch ein wahres Wort, denn der große Philosoph Kant selbst hat's verkündigt: „Nur in dem Staate Friedrich's des Großen konnte die Lehre vom kategorischen Imperativus gefunden werden."

Wir wollen in der nachstehenden Darstellung den Lebensgang eines dieser gelehrten und guten Bürger Deutschlands darstellen, welche von Friedrich's Geiste erfüllt waren, eines Bürgers, welcher zugleich der begeisterte Verkündiger des Ruhmes seines Königs gewesen ist. Es ist Ramler's schlichte und einfache Lebensgeschichte, welche wir als bezeichnend für das gebildete Bürgerthum jener Tage hier erzählen wollen.

Karl Wilhelm Ramler ward zu Kolberg am 15. Februar 1725 geboren. Es bezeichnet die süßlich-sentimentalen Anschauungen dieser Zeit, wenn später die 60jährige Mutter dem Sohne sagte: „Ich reisete mit Deinem Vater neun Monate vor Deiner Geburt auf's Land, mehr der Nachtigallen als des Gesundbrunnens wegen!" Nachdem der Knabe seine Eltern schon im zehnten Lebensjahre verloren hatte, wurde der Knabe in das Schienmayer'sche Waisenhaus zu Stettin gebracht. Noch herrschte hier jene alte, strenge, von der humanen Richtung der Zeit nicht im Mindesten beeinflußte Erziehungsmethode; die Prügelstrafe galt noch für eine fundamentale Stütze der Pädagogik. Ein kleines, von den Eltern ererbtes Vermögen ermöglichte dem aufgeweckten Knaben den Besuch des Stettiner Gymnasiums. Hier trat zuerst jene entschiedene Neigung zur Poesie in dem heranwachsenden Jünglinge hervor. In gutmüthigem Spotte pflegte Ramler später wohl selbst zu sagen, sein erstes Gedicht sei eine „Trauerode" gewesen, zu welcher eine exemplarische, körperliche Strafe im Waisenhause ihn begeistert habe. Selbst die kleinen Verfolgungen, welche er sich durch das Lesen verbotener Dichter oder durch verpönte poetische Entwürfe zuzog, festigten in ihm die Liebe zur Dichtkunst.

Auf Veranlassung seines Vormundes begab sich der Knabe im Jahre 1740 nach Halle, um das berühmte, mit dem Franke'schen Waisenhause verbundene Pädagogium zu besuchen. Zu Michaelis 1743 treffen wir den Jüngling als hochbegeisterten Studiosus auf der Universität Halle an; ein inniger Freundschaftsbund verkettet ihn mit Gleim und Uz; Literaturgeschichte, Rhetorik, Mythologie und Dichtkunst bilden sein, bei Weitem mehr heiteres, als ernstes Studium.

Die Schrecken eines regelrecht zu bestehenden Staatsexamens kannte das vergangene Jahrhundert und diese sorglos dahinlebende Jugend von 1745 noch nicht. Es war für eine spätere Anstellung im gelehrten Dienste genügend, wenn man sich über den Besuch einer Universität ausweisen konnte oder die

akademische Würde eines Magisters mühelos gewonnen hatte. So begab sich denn der junge Dichter im Jahre 1745 nach der preußischen Hauptstadt, die sichere Hoffnung in der Brust tragend, hier eine Anstellung zu erlangen. Indessen ging sein Wunsch vorläufig noch nicht in Erfüllung. Es sollten schwere Jahre kommen. „Von allen dermaligen Autoren die beste Orthographie schreibend," konnte der junge Gelehrte wenigstens als Korrektor sein Leben fristen. Ramler hat mehreren berliner Buchhändlern bei ihren Publikationen hülfreich zur Seite gestanden. Allein das war doch nur ein sorgenvolles, mit Thränen benetztes Brot! Mit schwerem Herzen suchte der Jüngling daher einst den Schutzgeist aller gleichzeitigen Dichter, den Kanonikus Gleim, auf, welcher sich damals, zu Potsdam wohnend, vorübergehend zu Berlin aufhielt. Derselbe gewährte Ramlern nicht nur freie Wohnung in seinem Absteigequartier, sondern verschaffte ihm auch bei seinem Schwager, dem Oberamtmann Fromme auf der Domaine Löhme bei Blumberg im Norden von Berlin, eine Stellung als Hauslehrer. Die Misere aber schien noch nicht enden zu wollen. Schon nach kurzer Zeit treffen wir unsern Freund wieder als „Kinderlehrer und Vorleser" bei einem Herrn du Rosée an, — irre ich nicht, einem „Etatsrath" von der französischen Kolonie, welcher erblindet war.

Indeß hatte das Corps der Cadetten zu Berlin auf den Befehl Friedrich's II. damals eine neue Einrichtung erhalten. Es war die Absicht des großen Königs, daß darin Offiziers „von Kenntnissen" gebildet werden sollten, wie er sie in seinen ersten Kriegen nur zu sehr vermißt hatte. Bisher hatte man die Cadets nur mit dem mechanischen Theile der Kriegswissenschaften beschäftigt; man hatte gesucht, den Körper durch Exerzieren zu stählen und gewandt zu machen, sowie durch Religionsübungen die rauhen Sitten der Jünglinge ein wenig zu mildern. Jetzt sollten die Cadets nach Friedrich's des Großen Ausdruck „vernünftig" werden. Es schien dem Könige, als ob

die Logik und die Einleitung in die Philosophie am sichersten die Erreichung dieses Zieles verbürgten; nicht ohne Grund mochte grade er sich rühmen, durch die Zurückberufung Wolf's nach Halle die Philosophie wieder in seine Staaten eingeführt zu haben! Außer den anderen Lehrern wurden daher auch vier „Gelehrte" bei dem Cadetten-Corps „angesetzt", welche die Zöglinge in der Logik unterrichten sollten. Ramler erhielt im Jahre 1748 eine von diesen sogenannten Maîtres-, später Professorenstellen.

Sehr bald sah nun der treue Mann in seinem Amte ein, daß die Geschichte und die schönen Wissenschaften sich das Herz der ohne jedweden Schliff vom Lande her in das Institut getretenen Jünglinge viel eher erwerben würden als die Lehre vom Begriffe, vom Urtheil und vom Schlusse, von den Kategorieen und den Contrapositionen. Er suchte daher seine kriegerischen Zöglinge durch trefflich gewählte Beispiele aus der Geschichte, durch ausgesuchte Stellen aus den leichteren klassischen Autoren aller Nationen und durch die Dichtkunst an sich zu ziehen. Sein eigener Vortrag ward den Junkern das Muster eines guten Styls. Es hat damals kein Regiment der preußischen Armee gegeben, das nicht durch Ramler angeregte, oft für gelehrte Bildung hochbegeisterte Krieger in seiner Mitte gehabt hätte. Mit unwiderstehlicher Gewalt unterwarf sich das gelehrte Bürgerthum selbst Friedrich's Offiziere.

Es schloß sich nunmehr ein Kreis von Männern aus den besten Bestandtheilen deutschen Bürgerthums auch zu Berlin zusammen, beseelt von jenem Geiste der Bildung und der Liebe zu den Wissenschaften, der von dem großen Könige ausging, einem Gelehrten, trotzdem er seine Reiterstiefel kaum mehr ablegte. Mit Gleim zusammen finden wir den trefflichen Propst Spalding von St. Nikolai bei Ramler, einen Mann von hoher sittlicher Reinheit des Charakters, wie sie diese oft angefeindeten Rationalisten allzumal besaßen, denen nichts höher stand als die Pflicht. Wir treffen in diesem Kreise ferner die

verdienstvollen Gelehrten Büsching, Gedicke, Biester an. In Ramler's Hause auf der Neuen Friedrichsstraße 25 verkehrten sie, — sie Alle helle, klare, menschenfreundliche Köpfe, ein wenig von Friedrich's sarkastischer Laune in sich tragend, aber wahr, gut und für die Wissenschaft begeistert. Da ist der edle Professor Sulzer, der „Weltweise", welcher an Ewald von Kleist die trefflichen Worte schrieb: „Ich schätze Lessing so hoch, daß ich's mir für ein wichtiges Verdienst anrechnen würde, ihn unserem Lande wieder zu schaffen; denn es ist billig, daß wir jetzt suchen, so groß in Wissenschaften und Künsten zu werden, als wir in den Waffen geworden sind." Vom Jahre 1750 verband sich Ramler mit diesem berühmten Aesthetiker zur Herausgabe der „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit". Es war ein ganz erstaunlich reiches und umfassendes geistiges Leben, welches durch den großen König urplötzlich in den Bürgerstand gekommen war, denn dieser berliner Cirkel, welchen wir schildern und als dessen Mittelpunkt wir den Tyrtäus Friedrich's betrachten möchten, ist nichts mehr und nichts minder als ein Kabinetsstück von durchaus ähnlichen Vereinigungen, welche sich überall in Deutschlands größeren Städten gebildet hatten.

Wir müssen noch einen Augenblick bei jenem berliner Kreise verweilen, ehe wir das anspruchslose Leben unseres Helden weiter verfolgen. Es war, so möchten wir sagen, ein Segen der damaligen, im Grunde genommen, sehr kleinstädtischen Verhältnisse auch innerhalb der Residenz, daß der Bürger dem Bürger menschlich näher gerückt war. Als Geistesverwandte Ramler's lernen wir zu Berlin noch den Hofprediger Sack kennen, welcher völlig auf Friedrich's Toleranzgedanken einging, und jenen freimüthigen Ober-Consistorialrath Teller, der kühn genug war, ein Buch wie das Porst'sche Gesangbuch aus den Kirchen preußischer Lande verbannen zu wollen. Im Ramler'schen Kreise weilte auch der wackere Philosoph Johann Jakob Engel, der berühmte Verfasser des „Lorenz Stark". Nicht

dürfen wir ferner jenen Professor Karl Philipp Moritz vom grauen Kloster vergessen, welcher eine treffliche deutsche Prosodie herausgegeben hatte. Goethe sagte nachmals, er hätte es nicht gewagt, die „Iphigenie" in Verse umzusetzen, wenn ihm nicht in diesem Buche von Moritz ein Leitstern erschienen wäre. Der wackere Mann hatte überdies eine von Friedrich höchst beifällig aufgenommene und für den König auch unumgänglich nöthige Abhandlung „von der Unterscheidung des Dativ und Accusativ, oder des Mich und Mir, Sie und Ihnen" geschrieben! Ganz besonders aber waren plötzlich die exakten Wissenschaften aufgeblüht. Die Mathematik, die Historie, die Anatomie, die Chemie, ja selbst die Statistik, — all' diese Disciplinen wurden durch den Geist Friedrich's auf's Allerentschiedenste gefördert, und die Arbeit auf diesen Gebieten wurde eine gern geübte Pflicht und ein Verdienst jenes gebildeten Bürgerthumes, welches wir im Auge haben.

Auch die Kunst verlieh dem Leben dieser Kreise Schmuck und Weihe. Es ist unendlich leicht, heut ein absprechend Urtheil über jene Tage und ihren Geschmack zu fällen. Wir haben heut einen Vorrath von Comfort und Eleganz, neben welchem das Leben jener Generationen uns fast arm erscheinen möchte. Dennoch war dasselbe keineswegs so schmucklos, wie man wohl gemeint hat. Ich finde im Gegentheil, daß die gebildeten Kreise der friedericianischen Zeit unendlich viel mehr an Kunstverständniß, vor Allem aber an Begeisterung für die Kunst besaßen, als ähnlich situirte Cirkel heut zu Tage. Es war ein Ereigniß für diesen Kreis, wenn Bernhard Rode eins seiner großen allegorischen Gemälde vollendet, wenn Chodowiecki ein neues Buch illustrirt, wenn Berger „Schwerins Tod" oder die „Schlacht bei Roßbach" gestochen, wenn Jakob Abramson und Daniel Friedrich Loos neue Medaillen geschlagen hatten. Es ist unbestreitbar: diesem gebildeten Bürgerthume der friedericianischen Zeit eignete eine selten harmonische Geistes- und Geschmackskultur, eine seltene Empfänglichkeit für jedes Gute

und Schöne. Nicht die darstellenden Künste allein blühten in solchem Bürgerthume kräftig auf; es gab noch eine andere Kunst, welche von dieser Geistes- und Sinnesrichtung ganz besonderen Vortheil hatte, und das war die Musik. Nicht jene wilde Schöne, welche heut so viel Verehrer findet, sondern die ernste, keusche Tonkunst, welche das Haus weihte und der Religion mit frommem Eifer diente! Neben den Malern, den Gerike, Rode, Antoine du Pesne, neben den Architekten und Bildhauern, den Boumann, Gontard, Tassaert, finden wir in dem Ramler'schen Kreise auch die großen Musiker Agrikola, Fasch, Bach, Quantz und Reichardt vertreten.

So war es denn ein Dasein, reich umkränzt mit allem Guten und Edlen, welches wir um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Gebildeten der Nation geschenkt sehen. Die Persönlichkeit des großen Königs hatte den idealen Gehalt des Bürgerthums erneuert; sein gewaltiger Geist, seine Hingabe an die schönen Künste und Wissenschaften hatte überall den rühmlichsten Wetteifer entzündet. Das gebildete Bürgerthum war nun der Träger des geistigen Lebens der Nation geworden.

Dabei blieben die Lebensgepflogenheiten dieser ästhetisch so hochstehenden Kreise oftmals die einfachsten. Kehren wir zu Ramler zurück. Unser Professor, — dies Prädikat war ihm später auf Verwendung des Generals von Buddenbrock beigelegt worden, — hatte von seinem Amte nur ein sehr mäßiges Einkommen, und die schriftstellerischen Honorare jener Tage waren nicht eben bedeutend. So lebte er denn in jener „ehrenvollen Frugalität", welche das Bürgerthum jener Zeit auszeichnete. Vermöge seines trefflich ausgebildeten Ordnungssinnes fehlte ihm zwar niemals das Nothwendige, wohl aber oft das, was das Leben schmückt und bequem macht. Er hat niemals geheirathet, vielleicht sogar niemals geliebt, „doch war er gern in der Gesellschaft von Frauenzimmern und betrug sich angenehm gegen sie." Sein Charakter war einfach, wohlwollend, dienstfertig und gesellig. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn es

von ihm heißt, er habe nur seiner Kunst und seinen Freunden gelebt, welche er herzlich liebte, ohne mit dieser Liebe im Mindesten zu prunken. Vielleicht hatte er keinen Feind.

Es kann an dieser Stelle unsere Absicht nicht sein, eine Würdigung der literarischen und kritischen Thätigkeit unseres Dichters zu versuchen. Es kommt uns vielmehr nur darauf an, die geselligen und gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten des Zeitalters an Ramler's Beispiele darzustellen. „Bei allem seinem Hange zur Einsamkeit und zu gelehrter Beschäftigung entzog er sich dennoch dem Umgange nicht. Nur bei sich sah er freilich äußerst selten Gesellschaft. Bis in die letzten Jahre seines Lebens verstatteten ihm seine beschränkten Verhältnisse keine Geselligkeit; später liebte er die Ruhe und die Bequemlichkeit zu sehr. Im frohen Cirkel seiner Freunde war er nicht selten scherzhaft, selbst satirisch-witzig, niemals aber beleidigend. Seit dem Jahre 1748 war er Mitglied einer geschlossenen Abendgesellschaft, welche unter dem Titel des „Montagsklubs" noch heut in Berlin fortdauert.

Sonst bot um diese Zeit bereits eine Stadt wie Berlin dem gebildeten Bürger manche Zerstreuung und geistige Anregung. Schon war, um in dem Tone der Zeit zu sprechen, eine abondance von divertissements aller Art vorhanden. Wollte man Musik hören, so konnte man den Winter hindurch allwöchentlich ein Mal den Corsika'schen Saal zwischen dem Gießhause und dem Zeughause aufsuchen, in welchem Männer wie Benda und Bachmann ihre vorzüglichen Aufführungen veranstalteten. In einem anderen Concertsaale, in der „Stadt Paris" auf der Brüderstraße, hielt der Kapellmeister Reichardt seine trefflichen Symphonieen, und in dem „englischen Hause" auf der Mohrenstraße entzückten die Herren Müller und Leuschke die Ohren ihrer Hörer. Für seine Oper hatte Friedrich eine Menge der ausgezeichnetsten Künstler und Künstlerinnen gewonnen; die Sänger Porporino, Partino, Salimbeni, Tossoni, Tambolini, die Primadonnen Astroa, Farinella, Cerrera,

Schmäling-Mara und Todi rangen mit einander um die Palme der Kunst. Auf dem Gensd'armen-Markte fand im Schauspielhause französisches Schauspiel statt, und auf dem Hofe einiger Häuser der Behrenstraße wurde unter der Leitung der Herren Schuch, Koch und Döbbelin deutsch gespielt. Mehrere Ressourcen, vor Allem die „große Ressource" auf der Schloßfreiheit, sorgten bereits für die Bedürfnisse der Geselligkeit; Leihbibliotheken, sowie vier Zeitungen, die von Voß, von Haude und Spener, das berlinische Intelligenzblatt und die Gazette litéraire de Berlin suchten den Anforderungen des Publikums zu genügen, welches sich um „Staats- und gelehrte Sachen" kümmerte.

Man sieht also, es ließ sich schon leben in diesem Berlin von 1760 bis 1780; es lag über den höheren Kreisen der Einwohner etwas von dem Geiste Friedrich's und Lessing's. Der geistige Fonds der Bürgerschaften war in Fluß gekommen. Freilich fehlte es nicht an mannigfachen Anzeichen dafür, daß die neue Epoche mit ihrer wesentlich französischen Kultur nicht auf allzu gesundem Grunde ruhte. Alle Patrioten im Lande tadelten mit dem großen Könige gegen den Schluß seiner Regierung den übermäßigen Aufwand, welcher häufige Bankerutte herbeiführte, die zunehmende Leichtfertigkeit und Weichlichkeit, die Veräußerlichung des Lebens, welche eingetreten war, obwohl die edleren Geister der Nation sich in die Schachte gelehrter Forschung zurückgezogen oder bereits den Lauf zur Sonnenhöhe dichterischen Ruhms begonnen hatten.

Auf unseren gelehrten Freund wirkte indessen dieser neue Geist der Zeit noch gar wenig ein. Es ist ein wissenschaftliches und poetisches Stillleben, welches wir ihn führen sehen. Mit Mylius, Lessing, Nicolai und Moses Mendelssohn eng befreundet, wohnte er anfangs in dem Hause Spandauerstraße 68, dann in der Heiligengeiststraße bei dem Kämmerei-Controlleur Dennstädt in dessen Dienstwohnung, welche in einem „Spritzenhause" belegen war; neben ihm sein Freund,

der berliner Rathmann Langemack. Welch eine Fülle von geistigem Leben hat einst diese anspruchslosen Räume durchwogt! Auch Lessing ließ sich brieflich dem Herrn Langemack, dem Herrn Dennstädt und seiner Frau Liebsten empfehlen; er denke, so schreibt er einmal von Leipzig aus, mit Entzücken an die vergnügten Abende, welche er in dem nunmehr durch Neubauten hinweggeräumten Hause zugebracht habe! Frau Dennstädt, welche der kritische Herr Nicolai als eine geistreiche Frau bezeichnet, scheint den Mittelpunkt des kleinen geselligen Kreises ausgemacht zu haben; sie führte zugleich die dreifache Wirthschaft mit 15 Thalern Monatsgeld!

Die geselligen Vergnügungen, welchen sich die Freunde hingaben, scheinen sehr einfacher Art gewesen zu sein. So schreibt Ramler einmal an Gleim: „Ich kann mich hier mit Herrn Lessing abrufen oder wenigstens mit ihm absehen, wenn ich mit ihm Ihre Gesundheit bei „Willens" trinken will. Wir hängen alsdann einen rothen Band aus; das ist das Signal zur Ausflucht in die „Baumannshöhle"; denn Sie müssen wissen, unser Küper heißt Baumann." Noch befindet sich in der Brüderstraße zu Berlin jener alterthümlich gewölbte Keller, welchen Ramler hier als Baumannshöhle bezeichnet; der Holzstuhl Lessing's bildet die werthvollste Reliquie des interessanten Raumes.

Aber der frohe Kreis hatte sich endlich zusehends gelichtet. Eine neue Zeit war gekommen; auch der große König war hinübergeschlummert, — er, der der Lichtspender gewesen war für das Jahrhundert! Der neue Herrscher hatte indessen die Verdienste des Gelehrten auf's Bereitwilligste anerkannt; unter dem 27. August 1786 hatte er an Ramler verfügt: „Eure bekannten Verdienste um die Wissenschaften haben Meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen können und Euch Meinen Beifall erworben. Zugleich aber habe Ich auch dadurch Euch meinen Estim thätig bezeigen wollen, daß Ich Ordre gestellt habe, daß Ihr jährlich aus der General-Domänen-Kasse eine Pension

NEW YORK PUBLIC LIBRARY CIRCULATING

von 800 Thalern ausgezahlt erhalten sollet." Als Ramler einige Jahre darauf (1790) sein Lehramt bei dem Cadetten-Corps niedergelegt hatte, behielt er diese Pension und besorgte zum Entgelt dafür einen Theil der Direktionsgeschäfte des königlichen Nationaltheaters. Erst 1796 ward er von dieser Thätigkeit entbunden. Bald darauf kam sein Ende.

Ramler hatte nun dreiundsiebzig Jahre lang das Glück einer fast ununterbrochenen Gesundheit genossen, — ein Glück, welches in seinem wohlorganisirten Körper, seiner Mäßigkeit, seiner Gemüthsruhe und jener Sorgfalt, mit welcher er sich täglich Bewegung machte, verdankte. Im Sommer verging selten ein Tag, an welchem er nicht den Thiergarten aufgesucht hätte. In seinen letzten Lebensjahren schwanden seine Kräfte allmählig dahin; doch blieb sein Geist gleichmäßig heiter; er klagte nicht, obwohl er in seinen späteren Lebenstagen sehr heftige Schmerzen zu erdulden hatte. Seine letzte Wohnung zu Berlin war auf der freundlichen „neuen Promenade". Hier entschlummerte er, sanft und still, wie er gelebt hatte, am 11. April 1798. Eine halbverwitterte, in die Sacristeiwand der nahen Sophienkirche eingefügte schlichte Gedenktafel ist sein einzig Monument zu Berlin geblieben; an dem Bronzesockel des Denkmals Friedrich's des Einzigen aber steht auch der Name des vaterländischen Dichters, stehen die Worte: „Karl Wilhelm Ramler."

Wir haben das Leben unseres Dichters im Zusammenhange mit den Eigenthümlichkeiten des friedericianischen Bürgerthums darzustellen versucht. Die Begeisterung für seinen Herrscher, der frohe, heitere Lebensgenuß unbeschadet treuer, gewissenhafter Arbeit, die Klarheit des Geistes, das lebendige Gefühl für alles Edle, alles Schöne, das sind die hervorragenden Eigenthümlichkeiten dieser Epoche wenigstens in den bürgerlichen Kreisen der Zeit! Möchten sie mit der Lauterkeit des Charakters und der Liebenswürdigkeit der Umgangsformen dem deutschen Bürgerthume allezeit ein unverlorenes Erbe sein!

XXVI.

Bürgersitte und Bürgersinn im Wendepunkte der Zeiten.

Es waren überaus freundliche Bilder, welche dem Reisenden entgegentraten, wenn er sich am Schlusse des 18. Jahrhunderts in deutschen Landen einer mittelgroßen Stadt näherte. Man war fleißig gewesen seit einem Vierteljahrhunderte, seitdem die Stürme des siebenjährigen Krieges sich gelegt, seitdem auch die kleineren Schwankungen in der politischen Atmosphäre sich ausgeglichen hatten! Die von fürstlicher Seite gegebenen Anregungen zu nützlicher Thätigkeit waren nicht ohne überaus wohlthätigen Einfluß geblieben. Die alten Stadtthore waren gefallen; — ein einfaches Gitter zwischen zwei Zollhäusern, welche oft mit Säulenstellungen geschmückt waren, schloß nun die alte Stadt nach außen zu ab. Aber dieselbe war wesentlich gewachsen; Vorstädte hatten sich auf jeder Landstraße an den alten Kern angeschlossen, und die aus Fachwerk erbauten Scheunen, welche sonst hier vor den Thoren gestanden hatten, waren weiter hinaus geschoben worden. Grad' diese Vorstädte trugen oft ein besonders freundliches Aussehen an sich. Reihen von Linden und Kastanien, oft auch von Platanen, zogen sich durch diese Anlagen hindurch. Zu beiden Seiten der Straße erhoben sich einfache Villen, meistentheils in sogenanntem griechischen Style erbaut, denn seit dem Auftreten unserer

großen Dichter war derselbe zu einer fast ausschließlichen Herrschaft gelangt. In den anmuthigen, von sorgsamer Hand gepflegten Vorgärten standen auf dem Hintergrunde dunklen Laubes und steif verschnittener Taxusbüsche Genien- und Göttergestalten; vielleicht spielte hier und dort auch schon ein Springbrunnen mit den goldenen, den silbernen Kugeln!

Dazwischen freilich gab's auch Häuser, aus deren kleinen, in allen Regenbogenfarben schillernden Fenstern das blasse, hagere Gesicht der Armuth hervorlugte, — Häuser, vor denen im Sande, fröhlich dennoch, die Kinder der Bedürftigen spielten. Aber es war doch Alles froh und frisch und weit geworden hier vor den Thoren! Kutschwagen rollten auf der Landstraße hin und her; nicht gar fern von der Stadt befand sich ein beliebter Vergnügungsort, zu welchem die geputzten Spaziergänger wallten, Damen in eng anliegenden Kleidern mit gewaltigen Hüten und den unvermeidlichen Strickbeuteln, resp. Pompadours, Herren in grünen oder blauen Fracquen, unförmliche Hüte tragend und das zierliche Spazierstöckchen anmuthig schwenkend. Die unter dem großen Friedrich gebräuchlichen Trachten waren lange, lange schon antiquirt, und neue „Incroyables" waren aufgekommen. Eine sehr beliebte Tracht waren die enganschließenden Stulpenstiefel; die Cravatten der Herren waren oft von ungeheuerlicher Größe; allein der verständige Mann, der Gelehrte oder der Staatsmann, hielt Maaß auch in dergleichen Dingen, um nicht für einen „unruhigen Kopf" zu gelten. Wohl hatten die neuen Ideen von jenseits des Rheins bereits eine Ueberzahl von Anhängern gewonnen; noch aber lebte man im deutschen Reiche still und zufrieden für sich dahin.

Man hatte auch allen Grund, zufrieden zu sein! Das Land befand sich in blühendem Zustande; man hatte die Kunst gefunden, sich das Dasein auf die angenehmste Weise zu schmücken. Nicht, daß die Mehrzahl der Gebildeten besonders tief in die Wissenschaften eingedrungen wäre; im Gegentheile,

die Väter hatten es ernster genommen mit ihren Forschungen! Nicht dem Wahren strebte man mehr mit heiligem Eifer nach, wohl aber dem Schönen. Vermeintlich auch dem Guten! Dennoch war es in der That mehr eine Welt des Scheins, in welcher man lebte. Der ungemeine Beifall, welchen die Klassiker der Nation grad' in den Kreisen des deutschen Bürgerthumes gefunden hatten, soll ihnen gewiß nicht beneidet werden; — wir halten diese Dichter für Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes, können indessen ein großes Bedenken gegen den poetischen Enthusiasmus jener Tage nicht wohl unterdrücken.

Man lebte nämlich völlig in dem Reiche schöner Empfindungen und Gefühle; man schloß sich ab von der Wirklichkeit des Lebens, in welchem sich nun einmal die Dinge hart und rauh begegnen. Damit war die Gefahr gegeben, daß man das Gebiet des Realen nicht verstand und in der Praxis nicht zu wirken wußte. Mochte man schließlich in den letzten Consequenzen der Antike huldigen oder den Ritt unternehmen „in's alte romantische Land": für das wirkliche Leben war das völlig einerlei; man war ihm entfremdet!

Nun thut es nimmer gut, wenn man wie ein seraphischer Fremdling hier auf Erden wandelt; die Frau verliert darüber gewöhnlich ihre Treue in der Erfüllung der Anforderungen, welche das Leben an sie stellt, und der Mann seines Geistes Tapferkeit und Thatkraft. Dies Beides scheinen uns die Kardinalfehler der Geschlechter gewesen zu sein, welche den Untergang des alten deutschen Reiches erlebten, und welche, falls sie überhaupt noch taugten, erst durch die harte Schule der großen Noth des Vaterlandes zu einem neuen Dasein erzogen werden mußten. Grade die oberen Schichten deutschen Bürgerthums waren durch die neue Zeit besonders schwach in sich geworden.

Freilich, das Haus hatte man mehr und mehr geschmückt! Wo fehlten in einer guten Familie damals die kleinen Bändchen unserer großen Klassiker, — wo diese reizenden, mit Goldschnitt

und mit trefflichen Kupfern versehenen „Taschenbücher", wo die trefflichen Kompositionen zu den Liedern unserer großen Dichter? Die Vorfahren waren nur zu oft den derb materiellen Genüssen des Lebens hingegeben gewesen; — jetzt berauschte man sich viel intensiver in dem Parfum der Klassicität! Man wollte alles Rohe und Rauhe entfernen; aber man ward unwahr dabei in innerster Seele.

So erblicken wir denn jetzt jenen krankhaft sentimentalen Zug im deutschen Bürgerthume, von welchem dasselbe erst in neuester Zeit durch die energischen Anforderungen der Politik geheilt worden ist. In tausend und aber tausend kleinen Dingen tritt dieser weiblich-weichliche Zug der Zeit uns entgegen; nur an wenigen Söhnen dieser Tage, nur etwa an Arndt, Stein, Scharnhorst, Blücher bemerken wir ihn nicht.

Es ist genugsam über die larmoyante Gefühlsseligkeit dieser Zeiten geschrieben worden; sie hat z. B. von Gustav Freytag eine vorzügliche Darstellung erhalten. Nur war dieselbe keineswegs schon im Jahre 1790 vorbei; sie hat vielmehr grade so lange fortgedauert, bis die ersten dauerhaften politischen Neubildungen sich in Deutschland vollzogen. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß Goethe's Roman „Werther's Leiden" das klassische Werk dieser Periode der Empfindsamkeit ist; und wir sind dem Dichter dankbar, daß er diese krankhafte Eigenthümlichkeit seiner Zeit so getreu und, wenn man will, so erschütternd dargestellt hat; noch größeren Dank aber schulden wir ihm dafür, daß er in „Hermann und Dorothea" uns auch das Bild gesunder, kleinbürgerlicher Verhältnisse gezeichnet hat, welche von dem Uebel der Zeit nicht berührt waren. Es ist ein Gemälde von photographischer Treue, welches wir durch das herrliche Epos von dem kleinbürgerlichen Hause um die Wende des Jahrhunderts erhalten.

In diesen kleinen Giebelhäusern, in den ausgedehnteren bürgerlichen Höfen abgelegener Städte hielt sich viel von althergebrachter Tüchtigkeit. Solch' ein schlichtes Ehrenhaus war

auch das der schwäbischen Uhlande. Da die Jugend unseres gefeierten süddeutschen Arion sich nicht eben allzu großer Bekanntschaft erfreut, so wagen wir's, einige Einzelheiten derselben anzuführen, welche uns einen Blick thun lassen in ein einfaches, gutes Bürgerhaus.

Auch die Uhlande hatten eine Familiensage. Im 17. Jahrhunderte hatte ein Johann Michael Uhland aus dem Dorfe Hattenhofen im Göppinger Oberamte Kriegsdienste genommen; er hatte angeblich bei dem Sturme von Belgrad 1688 einen türkischen Pascha erlegt. Später war der Türkenkämpfer als Quartiermeister in die Leibkompagnie seines Landesherrn, des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg, getreten; friedlich hatte er sich dann in dem Dorfe Klein-Gartach bei Heilbronn niedergelassen und war dort Bürger und „Gerichtsverwandter" geworden. Noch im Jahre 1830 sah man dort über der Kellerthür eines ihm zugehörig gewesenen Hauses ein in Stein ausgehauenes Wappen, einen Mann zeigend, welcher in der einen Hand einen Spaten, in der andern einen Türkensäbel hielt. Der Sohn desselben, Joseph Uhland, siedelte nach Tübingen über, trat mit der Tochter eines Knopfmachers in die Ehe und gründete ein noch heut bestehendes Handelshaus. In der nächsten Generation treffen wir bereits einen Professor der Theologie zu Tübingen an, Herrn Joseph Ludwig Uhland. Es muß ein herzlich frommes Haus gewesen sein, welches sich der Gelehrte mit seiner Gattin, der „herzlieben Gottliebin", gegründet hatte. Noch sind Poesien dieses Vorfahren von Ludwig Uhland vorhanden, welche von tiefem Gemüthsleben zeugen; so z. B. lautet ein Gelübde von ihm:

„Sei ewig, Gott, von uns geliebt,
Geliebt mit jedem neuen Tag,
Geliebt, daß sich das Herz erfreue
Und es nichts And'res lieben mag;
Geliebt, so oft die Ader schläget
Von ganzer Seele und Gemüth;

Geliebt, daß, was sich in uns reget,
Allein, Herr, Deine Liebe zieht."

Volle, echte Empfindung spricht auch aus einem Verse, mit welchem der junge Gelehrte seine 23jährige Gemahlin Gottliebin Stäudlin zu ihrem Geburtstage beglückwünscht:

„So schön geschmückt an Leib und Seele,
Wardst Du als Braut mir zugeführt;
Ist's möglich, daß ich dies erzähle
Zum Lobe Gottes ungerührt?
Nein, was der Herr an Dir gethan,
Das geht auch mich, Geliebte, an." —

Des großen Dichter Ludwig's Vater scheint indessen nichts von dieser dichterischen Begabung geerbt zu haben; der Universitäts-Sekretär Johann Friedrich Uhland und seine Gattin Elisabeth, geb. Hofer, waren ein still zufriedenes, wenig glänzendes Ehepaar. Am 26. April 1787 wurde demselben in einem Hause der Neckarhalde zu Tübingen Ludwig Uhland geboren. Schon ein Jahr darauf bezog der Herr Universitäts-Sekretarius jenes Haus in der Poststraße zu Tübingen, in welchem nunmehr des Dichters gesammte Jugendzeit verfloß. Noch bis vor Kurzem erinnerten zwei Zimmerchen, mit allerlei Geräth vollgepfropft, an Ludwig Uhland's Jugendzeit; nicht fehlte in ihnen ein Spieltischchen für die kleine Louise, Ludwig's acht Jahre später geborene Schwester, welche ihm allein von seinen Geschwistern für kommende Lebensjahre erhalten blieb, innig geliebt von seinem festen, treuen Herzen.

Es ist uns sonst nur wenig von dem Knaben Uhland bekannt. Es soll ein ziemlich wilder Junge gewesen sein, welcher andere, an dem elterlichen Hause vorübergehende Knaben zu erschrecken und zu necken pflegte. In den späteren Kinderjahren liebte er es, mit seinen Gefährten besonders Ritterspiele zu üben, bei welchen das Schottische, am nördlichen Fuße des Schloßberges unter dem Hag aufragende Haus gewöhnlich als die „Burg" angesehen ward. Ließ sich dann etwa gar noch

die Großmutter herbei, die „Rumpelkammer" aufzuschließen, deren Geräthschaften an sich schon die kindliche Phantasie in Anspruch nahmen und in welcher ein großer Stiefel zu den ausschweifendsten Träumereien Veranlassung gab, so ging der Glückseligkeit eines solchen Tages nichts ab. Für Uhland's sehr merkwürdige Charakterentwickelung aber muß vor Allem ein Faktor der Erziehung maßgebend gewesen sein; das war die strenge, gottesfürchtige Zucht des elterlichen Hauses und der lateinischen Schule von Tübingen. Es war ein schlichter, altbürgerlicher Sinn, welcher in all' diesen, auch äußerlich sich sehr anspruchslos darstellenden Honoratiorenhäusern herrschte, ein Stillleben, schlicht und schmucklos; aber die verständige, ehrenhafte Zucht dieses wohlhäbigen Bürgerhauses zu Tübingen verkümmerte keinen gesunden Trieb des hochbegabten Kindes. Jene starke Ruhe, welche der Mann nachmals in seiner Lebensführung und in seiner politischen Laufbahn bewiesen hat, ist wesentlich eine Folge der Selbstzufriedenheit, der Behäbigkeit und der Gediegenheit, welche in dem elterlichen Hause herrschten. Der Romantiker Uhland konnte keine bessere Mitgabe gegen die Ausschreitungen seiner Schule erhalten als den gesunden Sinn, welcher der Familie eigen war. Früher hatte die „Frau Mâße", d. h. die edle Zucht Leibes und der Seelen, bei Rittern und Herren gelebt; jetzt hatte sie sich in das bürgerliche Haus zurückgezogen!

Manches in diesem bürgerlichen Leben entlockt uns jetzt freilich nur noch ein Lächeln. So z. B. herrschte auf den lateinischen Schulen Würtembergs damals die Sitte, den Ortsdekan um Gewährung der üblichen Ferien durch den Primus in einem eigens dazu gefertigten Poëm anzugehen. Ein solches Gedicht gehört zu den frühesten Versen von Uhland, welche uns erhalten sind. Es heißt darin:

„D'rum nahen wir uns nach der jährlichen Sitte,
Hochwürd'ger, zu Ihnen mit hoffender Bitte
Um Zeit zu des Frühlings vergnügtem Genuß.

Doch nicht, um in Muße die Zeit zu verträumen,
Des Fleißes geheiligte Pflicht zu versäumen, —
Den Fleiß zu ermuntern, sei unser Entschluß!"

Uns mögen diese Verse allerdings als sehr altklug erscheinen; aber es klingt auch durch sie etwas hindurch von der strengen, ehrbaren Zucht des Hauses und von dem ernsten Geiste, der nun vielfach in den bürgerlichen Kreisen zur Herrschaft gekommen war.

Noch auf ein anderes, sehr bedeutsames Element bürgerlichen Sinnes aus jener Zeit haben wir hinzublicken, welches das Leben verschönerte und veredelte. Es ist dies die Liebe zur Natur. In den alten Tagen war dieselbe nur vereinzelt aufgetreten; so in den Liedern der Minnesänger, so bei einzelnen späteren Dichtern, wie denn Paul Gerhard einst sein wunderschönes: „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'" gesungen hatte: jetzt ward diese Freude an der Schönheit von Gottes Welt eine allgemeine. „Herzlicher und sinniger denn je ward von den Dichtern", so sagt Treitschke einmal in einer Abhandlung über Uhland, „besungen der feierliche Ernst der Waldeinsamkeit, da die Geister des Waldes über den schweigenden Blättern weben, und der wollüstige Zauber jener Sommernächte, da der berauschende Duft der Lindenblüthen dem Träumenden den Sinn verwirrt und das Mondlicht auf den bemooften Schaalen klarer Brunnen spielt, und die erhabene Pracht des Hochgebirges, wo weltbauende Mächte in den gewaltigen Formen jäh abstürzender Felsen sich offenbaren." Ueberall, auch in den kleineren Städten, waren gärtnerische Anlagen zum Genusse für die Freunde der Natur entstanden. Das edlere Bürgerthum war für die Reize der Landschaft aller Orten begeistert worden. Dem Knaben Uhland ward es ein hohes Glück, daß ihm der Anblick der schwäbischen Alb vom Hohenzollern bis zum Hohenstaufen, dies großartig edle Landschaftsbild, immer und immer wieder entgegen trat.

Ja, es war ein harmonisch-schönes Leben zu jener Zeit

in einem guten deutschen Bürgerhause! Fast aber möchte es uns scheinen, als ob man damals der Erziehung der Kinder eine größere Bedeutsamkeit beigelegt hätte als heut zu Tage. Das Verhältniß der Kinder zu den Eltern war im Großen und Ganzen ein treffliches, auf hohe Ehrfurcht und Achtung begründetes, und dennoch fehlte demselben die Innigkeit und Herzlichkeit nicht. Wie rührend klingt uns das Wort jenes Liedes zu, welches der Brust Uhland's entquoll, als ihm in einem Jahre Vater und Mutter gestorben waren:

„O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir soviel Liebes überlebt!"

Mit ganzem Gemüthe hatte er die Eltern geliebt; es kam aus dem innersten Herzen und aus eigenster Erfahrung, wenn er die Worte niederschrieb:

„Zu steh'n in frommer Eltern Pflege,
Welch' schöner Segen für ein Kind!
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die Vielen schwer zu finden sind!"

Uhland's Biographie weist uns endlich aber noch auf eine andere Sitte jener Zeit hin, welcher das bürgerliche Haus dieser alten Tage unendlich viel verdankte und welche sich etwa bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts erhalten hat: es war dies das Reisen. Uhland selbst hat bekanntlich in Paris altfranzösische Dichtkunst studirt. Aus „Hermann und Dorothea" kennen wir bereits die Ansicht des vortrefflichen Löwenwirthes:

„Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
Bald begeben und seh'n zum wenigsten Straßburg und Frankfurt
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
Denn wer die Städte gesehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren."

Das Reisen damals war aber ein anderes und brachte mehr Nutzen als jetzt. Es war kein unstätes Durchfliegen gewaltiger Länderstrecken womöglich unter der Aegide eines „Unternehmers", welches nur die schreckenerregende Halbbildung unserer Tage hervorrufen konnte; es war ein bedächtiges Fahren, welches vertraut machte mit den Städten der Menschen und ihrem Charakter. Der wohlhabende Bürgerssohn war auf die Extrapost angewiesen: fünf Meilen den Tag, zwei Stunden die Meile. Dabei ließen sich Land und Leute studiren. Ueber das Sehenswerthe der Tour hatte man sich vorher informirt, daher brachte das Reisen wirklichen Gewinn, was jetzt, allgemein wenigstens, — absolut nicht mehr der Fall ist. Vielerlei Zufälligkeiten stählten außerdem den Charakter: Die Zustände der Welt verlangten Entschiedenheit und klaren Blick von einem Reisenden; er war auf sich angewiesen und mußte zu handeln verstehen, auch zufälliges Mißgeschick zu überwinden wissen. Deshalb galt der gereiste Mann auch etwas, wann er in die Vaterstadt zurückgekehrt war; er hatte sich bewährt! Und so Vieles und Großes er auch erblickt hatte, er fand sich dennoch sehr bald nach seiner Rückkehr in den engen, kleinen, heimischen Verhältnissen wieder zurecht.

Denn eng und klein waren dieselben allerdings noch in einem sehr hohen Grade. Selbst die französische Revolution regte das deutsche Bürgerthum noch nicht zu politischem Leben an. Auch diese Thatsache tritt uns aus Uhland's Jugendjahren entgegen. Die welterschütternden Ereignisse bewegen den Jüngling nur sehr wenig. Der Vers Goethe's:

„Ein garstig Lied! Pfui ein politisch' Lied!
Ein leidig Lied!"

ist überaus bezeichnend für die Gesinnungen des deutschen Bürgerthums in diesen Tagen. Selbst der herrliche Krieg von 1813 hat den Poëten Uhland nur zu wenigen Produktionen angeregt, die nur ein Wort von wahrhaft dichterischer Weihe enthalten, es ist das Wort an's Vaterland:

„Doch Heldenblut ist Dir geflossen:
Es sank der Jugend schönste Zier!
Nach solchen Opfern, — heilig großen, —
Was gelten diese Lieder Dir?"

Die patriotische Erhebung, welcher die gesammte politische Bedeutung des Bürgerthums für die Folgezeit zu verdanken ist, hatte ihre Heimath im Norden, im centralisirten Lande; — aus Süddeutschland hat der große Mahnruf der Zeit nur ein vereinzelt Echo hier und dort erweckt. Jeder freiere Aufschwung fehlte im Süden noch; erst die Verfassungskämpfe des folgenden Jahrhunderts machten dort den Bürger zu einem politischen Manne, wenn auch manchmal zu einem keineswegs glücklichen, wie dies bei Uhland selbst geschehen ist. Kleinlich war aller Orten die überaus streng festgehaltene Ordnung des Bürgerhauses; genau, bis über die geringsten Einzelheiten, bis über Anreden, Glückwünsche, Verbeugungen, Trinkgelder u. s. w. schrieb der Brauch das Schickliche vor. Vielleicht waren sogar die Gerichte der Woche, sicherlich aber die Braten der Festtage bestimmt, — klein, ja selbst kleinlich, aber dennoch bürgerlich tüchtig, — das ist nun einmal die Signatur der Zeit! Uhland selbst sagt in dem Vorworte zu seinen Liedern:

„Bleibt Euch dennoch manches kleinlich,
Nehmt's für's Zeichen jener Zeit,
Die so drückend und so peinlich
Alles Leben eingeschneit."

So ist es denn nur ein Blick auf beschränkte Verhältnisse, welchen die Jugend unseres liebenswerthen Dichters uns hat thun lassen; immerhin aber erfreut und erquickt derselbe uns Söhne einer unruhigen Zeit.

Wenn wir aber aus dem Uhland'schen Hause, welches doch durch gelehrten Geist, durch herzliche Frömmigkeit, durch reges Seelenleben geadelt war, uns in die hochbelobte Stadt Tübingen begeben, — sei's selbst zur Zeit der Hopfenernte, da Duft und Poesie liegen über dem alten Musensitze, — so

begegnen wir noch einem anderen Typus deutschen Bürgerthumes, der freilich sehr wenig erfreulich ist, den wir aber doch um der Wahrheit willen erwähnen müssen: es ist das deutsche Philisterthum. Eine Schilderung desselben wird man uns füglich erlassen; die Merkmale des Begriffes „Philister" sind ja allgemein bekannt. Diese jämmerliche Abart deutschen Bürgerthumes hat sich bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts erhalten; sie hat sogar in Kotzebue, Iffland und Lafontaine dichterische Repräsentanten gefunden. Wenn wir aber die Sache beim rechten Namen nennen wollen: alle diese Iffland'schen Charaktere sind jämmerlich durch und durch; kein Funke der Geschichte zündet bei ihnen; sie kennen keine Erhebung der Seele; wenn ja eine Ader der Leidenschaft in ihnen schlägt, so ist es die der Gemeinheit. Dies das Urtheil über den sittlichen Werth dieser „Poesien"! Die geschichtliche Bedeutung derselben aber steht viel höher; denn diese Stücke schildern uns mit voller Naturtreue eine leider nicht wegzuleugnende Gestaltung deutschen Bürgerthums: das obenerwähnte Philisterthum. Es ist wahr, das harte Wort, welches der Kulturhistoriker Riehl über diese abnorme Form unserer bürgerlichen Entwickelung gesagt hat: sie ist eine „Eselei" durch und durch! Gott Lob, daß nun die Zeiten verschwunden sind, in denen als bürgerlich galt, was in der Stube spielte statt auf dem Markte und was den Schlafrock trug anstatt der Toga oder des kriegerischen Kleides. Selbst Tracht und Sitte dieser Kreise dürften kaum eine andere Bezeichnung verdienen als die: „Unendlich jämmerlich!" Auch unter uns leben freilich der Philister noch zahllose. Die nachtmützenhafte Unmännlichkeit Iffland'scher Bürger aber ist dennoch überwunden. Goethe, der mit seinem sonnenhaften Auge Alles sah, hat auch diesen Typus seiner Zeit verewigt. Jetter, der Schneider von Brüssel, ist der rechte Repräsentant dieses Philisterthums; die Soldaten drängen ihn aus Küche, Keller, Stube, Bett hinaus; wenn eine Trommel tönt, so wird ihm „lumpig" zu

Muth, und doch hat grade er das sicherste Urtheil über die Regentin, über die Bischöfe, über die höchsten Dinge dieser sündigen Welt und der Religion!

Doch wenden wir uns ab von dieser Spottgeburt bürgerlichen Geistes! Der allgemeinen Philisterhaftigkeit sowohl wie jenem stillen, in sich selbst zufriedenen und ehrenwerthen Bürgerthume, welches wir aus dem Uhland'schen Hause kennen lernten, wurde ein jähes Ende bereitet durch die Katastrophe Preußens im Jahre 1806, welche zugleich die Niederwerfung Deutschlands unter die Botmäßigkeit des französischen Imperators bedeutete. Gleich jedem großen Unglücke, welches, vom Schicksale verhängt oder selbstverschuldet, den Einzelnen oder eine Nation betrifft, hat dieselbe eine läuternde Kraft gehabt. Hatte Schenkendorf völlig das Richtige getroffen, wenn er gesungen hatte:

„Hier ist nicht Einer ohne Tadel,
Nicht Fürst noch Bürger noch der Adel!"

so übte jetzt das Unglück seinen reinigenden Einfluß sowohl auf die Fürsten, wie das Heer, sowohl auf die Edelleute, wie auf die bürgerlichen Kreise aus. —

Vor mir liegen Schriften aus jenen Tagen, welche die entsetzliche Katastrophe behandeln. Möge man's dem Preußen nicht verdenken, wenn er sich zur Schilderung der Eindrücke jener zermalmenden Ereignisse speziell preußischer Kundgebungen bedient.

In Berlin lebte damals ein Künstler, welcher nachmals auch als Volksschriftsteller eine sehr wohlverdiente Popularität sich erworben hat, der nachmalige Professor Friedrich Wilhelm Gubitz, welchem der Volks-Kalender und der Holzschnitt überaus viel an Förderung verdanken. Sohn eines ausgezeichneten Leipziger Stahlschneiders, war derselbe 1805 zu Berlin als Lehrer des Holz- und Formschnitts an der Akademie der Künste angestellt worden. Das Unglück kam, und der zwanzigjährige Jüngling sah sich, da sein Gehalt gestrichen ward, genöthigt,

die schriftstellerische Laufbahn zu betreten. Er gab zu Berlin bei Friedrich Maurer in der Poststraße 29 eine ächt patriotische Zeitschrift heraus, welche auf dem Umschlage den Titel „Feuerschirme", auf dem ersten Blatte aber die Worte trug:

„Das Vaterland. — Beiträge zu einer Geschichte der Zeit, Versuche zur Veredlung des Nationalgeistes und zur Erhebung der Kunst und Industrie. In zwanglosen Heften." 1807.

Ueberaus bezeichnend ist das der Zeitschrift beigegebene Titelkupfer und seine Erklärung:

„Durch des herabgeschleuderten Blitzes Gewalt stürzen die Felsen; des Jahrhunderts Werke zerfallen, schienen sie auch einer Ewigkeit zu trotzen! Was Menschen mühsam erbauten, sinkt mit ihnen, wie die Woge steigt und schäumend zerstiebt. Aber nicht der Wille und die That! — Ergriffen von dieser Betrachtung, begeistert durch die auf dem Altare lodernde heilige Flamme der Vaterlandsliebe, sieht, auf einem bemoosten Felsstücke sitzend, der Barde furchtlos hinaus in das stürmende Weltall. Erfahrung hat ihn gelehrt, daß nach der Empörung der Natur die Ruhe zurückkehrt. Darum entströmen seinen Lippen und Saiten Klänge des Trostes. Der Adler, das Sinnbild unseres Vaterlandes, hält zu Füßen des Sängers den Anker der Hoffnung. Den wollen auch wir ergreifen!"

Das waren männliche Worte in schwerer Zeit, und der sie aussprach, hatte dasselbe Schicksal zu erwarten, wie jener Buchhändler Palm, wie jener Bürgermeister einer kleinen märkischen Stadt*), welche Männer, durch die Franzosen füsilirt, ihre Liebe zum Vaterlande mit dem Herzblute besiegelten. Das westdeutsche, das süddeutsche Bürgerthum verharrte in dumpfem Schweigen. Hier aber, auf alter kurbrandenburgischer Erde, fand ein geborener Sachse die rechte Sprache für die Zeit und für das Volk. Unter der bedeutungsvollen Ueberschrift „Suum

*) Schulz aus Kyritz. Vortrefflich geschildert durch Wilibald Alexis im „Isegrimm".

cuique“ sucht Gubitz ferner die Armee von ungerechten Vorwürfen zu entlasten; dann sagt er: „Herrscht denn in den anderen, auf Kultur Anspruch machenden Klassen der Nation mehr Selbsterkenntniß? Ragt nicht ein ähnlicher Dünkel wie im Heere auch in diesen allenthalben hervor? Zeigt sich nicht an unserer studirenden Jugend, an unseren angehenden Geschäftsleuten, an unseren Literatoren jener Stempel von Rohheit, Unbescheidenheit, Uebermuth, der unser Militär, besonders das jüngere, bezeichnete? Und die Erzieher der Nation, die Schriftsteller, lehren sie Bescheidenheit durch ihr Beispiel? Nichts ist heilig, weder Thron noch Geschlecht! Und der biedere Mann, der den Unfug sieht und dessen Einfluß beobachtet, sollte schweigen, — sollte nicht rügen, was seiner Ueberzeugung nach Rüge verdient? Nein, — hier ist Reden, Handeln Pflicht!“ Das höchste, ächt sittliche Pathos aber erreicht der treffliche Mann, wenn er in einem anderen Kapitel dieser fast vergessenen Schrift seinen Mitbürgern zuruft: „Unser Sturz war unerwartet, schauderhaft; er betäubte uns! Aber zu Boden darf er uns nicht schlagen. Wir waren vielleicht übermüthig im Glücke und zogen uns dadurch Unwillen, Feindschaft, jetzt Spott und Schadenfreude zu. Muthvoll müssen wir uns nun wieder erheben, mit festem Blick unsere Lage durchschauen und mit noch festerem Willen unsere Regeneration bewirken. Schwere Opfer, Verleugnungen, Entbehrungen wird es kosten. Jede Klasse der Nation muß sich ihnen unterwerfen, soll der Staat gerettet werden. Lasset uns genau und ohne Dünkel untersuchen, welchen Grad der wahren Aufklärung, der ächten sittlichen Kultur wir erreicht haben. Finden wir, daß wir bisher Täuschungen uns hingaben, so entferne sich dieser Wahn von uns! Fehlen, irren ist menschlich; erkennen, bessern gebiert Achtung und trägt Früchte! Wir haben viel, viel verloren, liebe Mitbürger, aber dennoch einen großen Vortheil für unsere leichtere Regeneration verlangt, — den, von einer Menge heterogener Stoffe gereinigt zu werden. Künftig können wir,

wenn wir es ernstlich wollen, ein Volk sein, welches sich durch Nationalsinn auszeichnet und durch seinen Charakter Achtung, Zutrauen und Liebe einflößt. Unglück giebt dem Seelenadel, wo ein solcher vorhanden ist, Schwungkraft. Ihn zu pflegen, sei unser Ziel; ihn zu besitzen, unser künftiger Stolz. Dann wird Alles gedeihen, Alles wieder aufblühen, und der Staat mit verjüngter Energie aus seinen Ruinen wieder emporsteigen."

Der wackere Mann hatte mit seinem tiefernsten Worte durchaus das Rechte getroffen. Nicht ohne Absicht haben wir dem Stillleben in einem süddeutschen Bürgerhause dies große Wort eines bescheidenen norddeutschen Bürgers gegenübergestellt, das Wort eines Bußpredigers und eines Sehers zu gleicher Zeit! Denn wie löblich, ernst und tüchtig auch die Zucht in jener schwäbischen Familie war, — wie anerkennenswerth der Sinn jenes tübinger Bürgerhauses: nimmermehr hätte sich aus *solcher* Basis die stolze Säule neuen deutschen Bürgerthumes erheben können. Es fehlte dort der Blick auf das Allgemeine, das historische Bewußtsein, die Größe der friedericianischen Erinnerungen. Alles das war hier vorhanden, bei diesem armen Journalisten, der es wagte, unter der Herrschaft des Schreckens solche Worte an sein Volk zu richten. Mit scharfem Blicke hatte der vaterlandsliebende Bürger das Rechte getroffen. Eine totale Sinnesänderung war unumgänglich nöthig, um dem Bürgerthume zu helfen; alles Unedle, Feige, Gleißnerische und Gemeine mußte abgestreift, die edelste Kraft mußte wieder dem Vaterlande geweiht werden, dessen Bedeutung man über kleinlichen Interessen übersehen hatte.

Allein die Volkskraft und selbst der beste, edelste Sinn bedürfen, sollen sie sich in der Umgestaltung großer Verhältnisse bewähren, der berufenen Führer und Leiter. Es war ein hohes Glück für die Nation, für das deutsche Bürgerthum insonderheit, daß solch' erlauchte Geister ihnen von der Vorsehung geschenkt waren.

XXVII.

Die preußische Städteordnung von 1808.

Wir haben die tiefergreifende Katastrophe des preußischen Staates von 1806 zu schildern versucht; ein furchtloser Bürger ist uns das Beispiel eines kühnen und hoffenden Mannes in furchtbarer Vernichtung gewesen.

Denn furchtbar war dieselbe sowohl über den Staat Friedrichs des Großen wie über das gesammte heilige römische Reich gekommen. „Hoffnunglos weicht der Mensch der Götterstärke!" — Das Wort Schillers charakterisirt trefflich das Verhalten des damaligen deutschen Bürgerthums gegenüber der titanischen Größe des Korsen. Nirgends schien auch nur ein schwacher Schimmer der Rettung zu erscheinen; da durfte für männlich gesinnt schon jeder Mann gelten, welcher der Fahne des Siegers nicht bedingunslos folgte! Furchtbar war das Elend der Städte; die Continentalsperre hatte Handel und Wandel vernichtet; die Fabriken arbeiteten nicht mehr; die Straßen füllten sich mit Schaaren von Bettelnden und Hungernden an. Allgemach aber beginnt jene großartige Erhebung, — vorzüglich in Norddeutschland, — welche auf dem sichern, nimmer wankenden Boden sittlicher Veredlung sich vollzog.

Bei der Beschaffenheit der politischen Lage Deutschlands konnte dieselbe nur von dem Osten des Vaterlandes, von jenem altpreußischen Boden ausgehen, auf welchem das Blut deutscher Ritter einst so reichlich als ein geweihtes Opfernaß

für die Größe Deutschlands hingeträufelt war. Jetzt, nachdem der preußische Staat zusammengebrochen war, fanden die Edelsten und Besten hier das zündende Wort, die rettende That! An dieser Stelle gilt es indessen nur, zu zeigen, wie sich die Erhebung innerhalb der bürgerlichen Kreise vollzog; — freilich hat nur das norddeutsche Bürgerthum Antheil an derselben!

Denn das Reichsbürgerthum Süddeutschlands war für immer zusammengebrochen. Die letzte der dortigen Reichsstädte, Frankfurt, war im Jahre 1806 einem eignen Herrscher, dem Fürsten-Primas von Dalberg, zuertheilt worden; die übrigen freien Städte waren schon durch den Reichs-Deputationsbeschluß von 1803 an die benachbarten Fürsten vertheilt worden. Preußen hatte mit unbedingter Landeshoheit Besitz genommen von Goslar, Mühlhausen und Nordhausen; — Kurpfalzbayern verleibte sich ein Bopfingen, Buchhorn-Friedrichshafen, Dinkelsbühl, Kaufbeuren, Kempten, Leutkirch, Memmingen, Nördlingen, Ravensburg, Rothenburg, Schweinfurt, Ulm, Wangen, Weißenburg, Windsheim; Würtemberg: Aalen, Eßlingen, Giengen, Hall, Heilbronn, Reutlingen, Rottweil und Weil; — nach mehr als 400 Jahren waren nun die alten Listen und Anschläge der Eberharde und Ulriche wirklich ausgeführt! Regensburg, die hochmüthige „Freie", sowie Wetzlar fielen an den neuen Kurerzkanzler, den Fürsten von Dalberg, Biberach, Gengenbach, Offenburg, Pfullendorf, Ueberlingen, Wimpfen und Zell an Baden; Friedberg an Hessen-Darmstadt, Buchau an die damals noch reichsunmittelbaren Fürsten von Thurn und Taxis, Dortmund, der stolze Oberhof der Vehme, jetzt aber nur noch eine bescheidene Landstadt, an Nassau-Dillenburg, Lindau und Isny an zwei neugeschaffene Dynasten. Die reichsstädtische Jämmerlichkeit und Feigheit verstieg sich zu keiner Klage über den Verlust der Selbstständigkeit; — dazu waren die Lebensformen in diesen einst so stolzen und so männlichen Städten schließlich doch zu verrottet gewesen! Rückhaltlos hatten diese Städte sich ihrem Schicksal ergeben. Ihre Bewohner hegten auch um's

Jahr 1808 nicht den mindesten Groll gegen die Herrschaft der Franzosen oder über die neue Gestaltung der Dinge. Es fehlte sogar nicht an Scenen der Schmach. Wie wahrhaft kläglich war das Schicksal von Augsburg! Noch hatte die Mediatisirung diese Stadt, sowie Nürnberg, Frankfurt, Lübeck, Hamburg und Bremen verschont, weil die Rathskörper dieser Kommunen Mittel genug besaßen, um sich in Paris Freunde zu erkaufen; allein am 10. Oktober 1803 erklärte Napoleon den Augsburger Abgeordneten, er müsse die alte Augusta Vindelicorum an einen Fürsten geben, damit sie endlich besseres Pflaster erhalte! Nach der Schlacht von Austerlitz wies er Augsburg an Bayern. Da demüthigten sich die Nachkommen der königlichen Bürger, die Enkel der Fugger und der Welser, so weit, daß sie die Erniedrigung der Reichsstadt zu einem Municipium mit einem Freudenfest begingen. Aehnliches geschah auch in Nürnberg. Das Jahr 1806 endlich brachte am 12. Juli den Rheinbund, am 6. August den Verzicht Franz' II. auf die deutsche Kaiserkrone, und am 15. September verkündete Kanonendonner zu Nürnberg die Besitznahme der schönsten deutschen Reichsstadt durch Bayern. Bürgermeister und Rath verhießen in einem Ausschreiben, „das wahrste und innigste Bestreben, der Allerhöchsten Huld und Gnade Seiner Königlichen Majestät durch Treue, Gehorsam und Liebe stets werth zu sein!" Ein kirchliches Dankfest besiegelte sammt einem fröhlichen Mahle das Ende der reichsstädtischen Selbstherrlichkeit.

Bei dem Vorhandensein einer solchen Gesinnung kann es uns in der That nicht auffallen, daß das Nationalgefühl der deutschen Bürger in den Jahren der Schmach des Vaterlandes wenigstens im Süden kaum einen Laut der Klage, kaum ein Wort entrüsteten Mannesmuthes fand. Die Gebrochenheit war eine allgemeine. Um so leuchtender steht Palm's blutige Gestalt vor uns. Als das versunkene Volk die ihm angethane Schmach kaum mehr fühlte, als jedes freie, vaterländische Wort gegen den Korsen und die Franzosen zum „Hochverrathe" ge-

stempelt worden war, da wagte es der Nürnberger Buchhändler, in seinem Verlage die kleine, anonyme Schrift herauszugeben: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.“ Der Verfasser derselben war nach der Angabe in dem Exemplare der Münchener Hofbibliothek ein Graf Julius von Soden, nach Anderen der spätere bayrische Beamte Yselin. Mit Uebergehung der zuständigen Gerichte sehen wir den wackeren Bürger zu Braunau vor ein französisches Tribunal gestellt, weil er sich mannhaft weigerte, den Verfasser jenes grollenden, hochpatriotischen Libells zu nennen, und am 26. August jenes Jahres der Schmach mit Heldenmuthe blutig enden. Es war das letzte ehrende Ereigniß, mit welchem das Reichsbürgerthum im deutschen Lande zu Grabe stieg.

Ganz anders in dem Norden unseres Vaterlandes! Hier war von Anfang dieser trüben Tage an der Haß gegen den Unterdrücker des Vaterlandes unverhüllt und unter den Augen der französischen Spione durch das Volk geschritten, und das edelste, das beste Bürgerthum der Nation eröffnete ihm in einer großen Umkehr von tiefernster und hochsittlicher Art die freie, wieder für die Pflicht und für die Größe alten Ruhmes pochende und froh zum Tode bereite Brust. Auf allen Straßen in den Städten sieht man jetzt die Trauerkleider: nicht den Gefallenen allein sind sie geweiht, — in erster Reihe stets der Schmach des Vaterlandes! Und das gebildete, das schlichte Bürgerthum vor Allem ward im Norden Träger dieses Hasses, womit indessen keineswegs des Adels und der Bauern Ruhm gemindert werden soll. Aber hier im ächten, guten, deutschen Hause, da lodert dieser Haß auf's Grimmigste auf! Die Wissenschaft, die Poesie, die alte fromme, ehrbare Sitte, — sie, sie hassen ihn auf's Glühendste, den brutalen Korsen, der sich nicht gescheut hat, mit bubenhafter Gemeinheit die engelreine Königin Louise im Unglück zu beschimpfen. Dieser Ingrimm, düster lodernd, flammte zuerst auf; aus ihm entwickelte sich, leuchtend wie ein Stern, das reine Feuer der Begeisterung für's Vaterland.

Ihren glänzendsten, grade für die Stimmung des höheren Bürgerthums maßgebenden Ausdruck hat dieser hehre, unvergeßliche Enthusiasmus in Fichte's „Reden an die deutsche Nation" zu einer Zeit gefunden, da nach des Philosophen Worten „deutsche Fürsten vor dem Dey Algiers gekrochen sein und ihm den Staub von seinen Füßen weggeküßt haben würden, wären sie nur dadurch zu dem leeren Titel eines Königs hingelangt!" Welche Tiefe, welche Höhe wahrhaft großen Lebens in dem jetzt so wenig nur noch durchstudirten Buche! Fichte hat endlich nach schwerem Ringen das gefunden, was die Mystiker des Mittelalters als das Eine und Nothwendige betrachteten, „jenes Leben tief in Gott", und hochgeweiht und hochgeheiligt ist nun auch sein Wesen: „Rettung gilt's um jeden Preis, um jedes Glück; die Selbstsucht ist der Teufel, der die Welt verführt!" Es ist ein tiefergreifendes Bild: einer dieser schlichten Versammlungsräume jener Zeit; auf dem fast rohen Katheder die ernste, feste und gedrungene Gestalt des begeisterten Gelehrten, der freilich bei der Tiefe der Gedanken oft in seinen Zuhörern kaum ein voll' Verständniß sich erhoffen konnte und der, wie es uns scheint, auch oftmals mit der Sprache rang. Andächtig lauscht ihm jedes Ohr; — es ist das beste Publikum der preußischen Residenz, Männer und Frauen. „Riesenschritte ist die Zeit mit uns gegangen!" so ruft er in hohem, großem Pathos aus; „durch Uebermaß hat sich die Selbstsucht selbst vernichtet!" Dann weist der Redner hin auf jene Großthaten deutschen Bürgerthums, welche die Hansa einst verrichtet hat, — nicht, wie wohl nachmals Andere thaten, auf jene mehr als zweifelhafte Stauferherrlichkeit! Es klingt uns nach wie Töne aus jener von uns angeführten Schrift von Thomas Abbt, wenn Fichte es verkündigt: „Die Verheißung ew'gen Lebens auch hinieden, diese ist es, die allein bis zu dem Tode für das Vaterland begeistern kann! Siegen schlechtweg soll unsere Losung sein!" Aber es gilt, ein durchaus neues Selbst sich zu gewinnen, das Bewußtsein zu erhalten

von der Thatsache der Unsterblichkeit und der großen Pflicht der Liebe, der Liebe auch zum Vaterlande bis in den Tod! Nicht die Gewalt der Waffen, sondern die Kraft dieses Gemüthes ist es, die den Sieg erringt! Und nun die unvergänglich große Forderung: „Verleugnung jeder Selbstsucht!“ — „Es gilt dem Vaterlande, das mit allem Schönen, seiner Sprache selbst und seiner Kunst, zu Grunde gehen muß, wenn jetzt nicht jedes Höchste des Besitzes an die höchste Pflicht gesetzt wird!“ — Nur, weil er ein Ideologe, ja, ein Träumer war, mochte ihn wohl die gutbediente Spionage jener Zeit gewähren lassen.

Wir haben diese Reden Fichte's aus dem Winter von 1807 zu 1808 citirt, weil sie am besten jenen Geist darstellen, aus welchem auch die Neugeburt des deutschen Bürgerthums hervorging, jenen Geist, in welchem schon am 15. Juli 1808 die Stadtältesten zu Königsberg in Preußen ihren König baten, ihm die Mängel der städtischen Verfassung darlegen zu dürfen und „Seine Majestät ersuchten, die städtischen Gemeinde-Angelegenheiten zu ordnen.“

Ehe wir indessen zu der berühmten Städte-Ordnung vom Jahre 1808 selbst übergehen, haben wir einen Blick auf die damals obwaltenden Verhältnisse im städtischen Regiment zu werfen; dieselben waren unwürdig genug! Der große Werth der Städte-Ordnung aber erklärt sich erst aus ihnen.

Früh hatten die Hohenzollern ihrer Städte Selbstgefühl gebrochen; sie wollten nicht den Edlen, nicht den Bürger gleichberechtigt neben sich erblicken, wie die schwachen Fürsten in dem Reiche. Wir erinnern an die berliner Katastrophe jenes Jahres 1448, an die Kämpfe Albrecht's gegen Nürnberg, an das blut'ge Haupt des Schöffen Rohde, des Meisters der nachmaligen Königsstadt am Pregel. Der große Kurfürst hatte Kommissarien eingesetzt, welche die städtischen Verwaltungen in fast tyrannischer Art beaufsichtigten, und wie Friedrich Wilhelm I. seine Bürger sich erzog, ist weltbekannt. Die Städte des Lan-

des waren durch Spezialgesetze unter ihm in die bedingungsloseste Abhängigkeit von den Landesbehörden gerathen. Friedrich der Große beschränkte durch sein Ressort-Reglement vom 30. März 1767 ferner auch das Verfügungsrecht der Bürgerschaften über das Vermögen der Kommunen auf das Aeußerste. Da hatten denn auch die preußischen Bürgerschaften all' und jedes Interesse an dem öffentlichen Wesen schier verloren; die Magistrate, welche nach der Anordnung des Königs größtentheils mit Militär-Invaliden besetzt wurden, verwalteten ihr Amt sehr oft in einer unverantwortlichen Weise oder vielmehr gar nicht; — auf irgend welches Vertrauen Seitens der Bürgerschaften konnten sie nicht den mindesten Anspruch erheben. Das Landrecht hatte übrigens so wenig Herz für deutsches Bürgerthum, wie der große König selbst; es giebt uns in Bezug auf deutsches Bürgerthum nichts Neues, sondern zeigt nur das damals übliche Bevormundungssystem in einem, dem Leser wenig erquicklichen Bilde.

Da kam endlich die große That des Jahres 1808. Auf jene vorhin erwähnte Eingabe der Stadtältesten von Königsberg beauftragte Friedrich Wilhelm III. alsbald den Minister von Schrötter zu weiteren Schritten durch die hochwichtige Cabinets-Ordre vom 25. Juli 1808:

„Mein lieber Staats-Minister von Schrötter! Die Aeltesten der hiesigen Bürgerschaft tragen für diese, um auf eine rechtskräftige Art an den das städtische Wesen betreffenden Verhandlungen Theil nehmen zu können, in der urschriftlich beikommenden Immediat-Vorstellung vom 15. d. Mts. auf Bildung einer gesetzlichen Repräsentation an. Eine solche Einrichtung ist ein Theil der Einführung einer vollständigen Municipal-Verfassung, die der städtischen Gemeinde und ihren Vorstehern Befugnisse beilegt, wodurch sie eine zweckmäßige Wirksamkeit erhalten und sie nicht nur von den Fesseln unnützer, schwerfälliger Formen befreit werden, sondern auch ihr Bürgersinn und Gemeingeist, der die Entfernung von aller Verwal-

tung der städtischen Angelegenheiten vernichtet, wieder neues Leben enthält. Ihr habt den Plan zu einer solchen städtischen Gemeinde-Verfassung sowohl in Beziehung auf die Repräsentation der Bürger, als die innere Einrichtung der Magistrate zu entwerfen, dabei die Verhältnisse der verschiedenen Städte nach ihrem Umfange und ihrer Bevölkerung zu berücksichtigen, über die Sache selbst mit den städtischen Behörden zu conferiren und das Ganze zur Genehmigung einzureichen, damit die Abänderung der städtischen Verfassung so schnell als möglich ausgeführt werden kann.

Friedrich Wilhelm.". —

Es wurde schnell, mit Thatkraft und mit Einsicht gearbeitet. Der Minister zog zur Entwerfung dieses Planes, welcher in dem großen Reichsfreiherrn wohl den wärmsten Fürsprecher gefunden haben mochte, die Räthe Friese, Morgenbesser und Wilkens hinzu, welche ihrer Arbeit einen früheren Entwurf zu Grunde legen konnten. Auf Veranlassung von Stein hatten nämlich bereits im Jahre 1807, in der Zeit der tiefsten Schmach und Bedrängniß des Vaterlandes, die Räthe Frey und Horn einen neuen Organisations-Plan für die städtischen Gemeinwesen entworfen. So konnte der Minister von Schrötter schon am 9. September 1808 dem Reichsfreiherrn die Arbeit vorlegen. Die Räthe von Altenstein und von Schön referirten über das Elaborat, welches Stein mit persönlichen Bemerkungen versehen hatte. Am 4., 12. und 19. Oktober 1808 fanden die betreffenden Sitzungen in den Finanz-Provinzial- und General-Departements statt; am 9. November ward das Gesetz dem Könige vorgelegt, und schon am 19. November erfolgte die landesherrliche Bestätigung durch die folgende Cabinets-Ordre:

„Meine lieben Staatsminister von Schrötter und von Stein! Der Wunsch der hiesigen Bürgerschaft nach einer gesetzlichen Repräsentation ist gewiß allgemein. Beides wird auch den Bürgersinn und Gemeingeist beleben. Gern habe Ich da-

her die Mir von Euch am 9. d. Mts. vorgelegte, hierbei zurückgehende Städte-Ordnung sogleich für sämmtliche Städte Meiner Monarchie vollzogen, ohne deshalb noch weitere Rückfragen für nöthig zu finden; genehmige auch, daß die Ausführung geschehe, und damit sogleich in den großen Städten der Anfang gemacht und sodann fortgefahren werde. Ihr, der Staats-Minister von Schrötter, werdet für das Königreich Preußen, und Ihr, der Staats-Minister von Stein, durch die Immediat-Kommission in Berlin für die übrigen Provinzen wegen der sogleich vorzunehmenden Publikation das Nöthige verfügen.

Friedrich Wilhelm."

Damit war dem Bürgerthume der preußischen Staaten ein Geschenk des edelsten Vertrauens des Herrschers gewährt worden; der König gab demselben wieder, was seine Vorfahren dem letzteren genommen hatten: den Haushalt und die innere Einrichtung des Gemeinwesens, die Polizei indessen und die Justiz behielt er weise seinen Staatsbehörden vor. „Die preußischen Staaten", sagt ein neuerer Jurist, „hatten eine Magna Charta ihrer Municipalfreiheit empfangen, soweit sich dieselbe irgend wie mit der Autonomie des Staates vertrug!" —

Wir können es unseren Lesern nicht ersparen, ihnen in trockener Weise die Grundzüge der Städteordnung vorzuführen; dieselbe ist eine der hochwichtigsten Erscheinungen in der Geschichte deutschen Bürgerthumes. Natürlich konnte das hochsinnige Gesetz nur in den Landestheilen Anwendung finden, welche dem Staate der Hohenzollern noch nach dem Tilsiter Frieden vom Jahre 1807 belassen worden waren; das heißt: in seinen östlichen Provinzen, rechts von der Elbe, mit Ausschluß von Posen.

Das Gesetz, in zehn Titel und 248 Paragraphen eingetheilt, handelt von der Oberaufsicht des Staates, den Städten im Allgemeinen, den Bürgern und dem Bürgerrechte, den Schutzverwandten, den Gemeinden, Stadtverordneten und Ma-

gistraten, von der Geschäfts-Organisation, sowie den wesentlichen Stadtämtern; dasselbe schließt mit einer Instruktion für die Stadtverordneten.

Die Städte selbst werden in kleinere, in mittlere und große eingetheilt, je nachdem dieselben bis zu 3500, bis zu 10 000 und darüber an Einwohnern zählen. Bürger derselben sind die vollberechtigten Mitglieder der Gemeinde; nur sie können die bürgerlichen Gewerke betreiben, nachdem sie vorher feierlich den Bürgereid geschworen haben. Sie besitzen das aktive sowie das passive Wahlrecht für die städtischen Aemter, haben nach Verhältniß des Besitzes die kommunalen Lasten zu tragen und dürfen Grundstücke im Stadtbezirk erwerben. Die Schutzverwandten besitzen kein Bürgerrecht, sind jedoch zu den Lasten der Stadt verpflichtet beizutragen. Vorstand der Kommune ist stets ein Magistrat; derselbe wird von den Stadtverordneten erwählt; er bildet ein Kollegium, an dessen Spitze, je nach der Größe der Stadt, ein besoldeter Bürgermeister oder Ober-Bürgermeister steht; sonst gehören dieser Körperschaft ein oder mehrere besoldete technische Mitglieder, der Stadtbaurath, Syndikus und Kämmerer, und mehrere unbesoldete Rathsherren oder Stadträthe an. Die besoldeten Magistratsmitglieder werden auf 12, die unbesoldeten nur auf sechs Jahre gewählt; von letzteren scheidet von zwei zu zwei Jahren je ein Drittheil aus. Die Provinzialbehörden bestätigen sämmtliche Mitglieder dieser Körperschaft, nur nicht die Ober-Bürgermeister, bezüglich deren das landesherrliche Votum einzuholen ist. Wer neun Jahre mit Ehren in dem Magistrat gesessen hat, soll fortan den schönen Titel eines Stadtältesten führen. Alle Unterbeamten des Magistrates sind auf Lebenszeit gewählt. Es folgen sodann die Vorschriften über die Eintheilung in Bezirke und über die Wahl der Bezirksvorsteher. Ein städtisches Amt anzunehmen, ist jeder Bürger streng verpflichtet, falls nicht besondere Gründe seiner Weigerung für diese letztere sprechen. Sehr förderlich waren ferner jene Vorschriften, welche dem

Magistrate anempfahlen, für die einzelnen Gegenstände der Verwaltung besondere Deputationen zu ernennen, welche sich aus Magistratsmitgliedern, Stadtverordneten und Bürgern je nach Bedürfniß auf gewisse Zeit, — gewöhnlich 6 Jahre, — zusammensetzen sollten. Fest und bestimmt wird dann die Kompetenz der einzelnen Körperschaften festgesetzt. Der Magistrat allein erledigt:

1. Die Besetzung und Bestätigung der Bezirksvorsteher und der sonstigen Aemter nach der Wahl der Stadtverordneten, sowie die Wahl der städtischen Unterbedienten.
2. Alle Generalia der Stadtverwaltung.
3. Die Beschwerdesachen.
4. Die Führung der Bürgerrolle, Ertheilung der Gewerbe-Konzession; er führt das Verzeichniß der Grundbesitzer.
5. Handlungs-, Schifffahrts-, Manufaktur- und Fabrik-Angelegenheiten.
6. Die Angelegenheiten der Kassen, Rechnungen, Etats, die Repartition und die Einziehung der Steuern.

Den Deputationen dagegen liegen ob:

1. Die Kirchen- und Schulangelegenheiten.
2. Das Armenwesen.
3. Das Brandwesen.
4. Die Gesundheitspolizei.
5. Die Bausachen.
6. Servis- und Einquartierungs-Angelegenheiten.
7. Die Kuratel der Kämmerei-Kasse.

Von ganz hervorragender Wichtigkeit sind ferner die Bestimmungen über die Stadtverordneten, welche übrigens keineswegs erst von der Städte-Ordnung als Körperschaft in's Leben gerufen worden sind, sondern unter den verschiedensten Namen bereits in allen Städten existirt hatten, seitdem im Laufe der Zeiten der durchaus aristokratische Charakter der ältesten Stadtobrigkeiten verwischt worden war. Diese Verordneten der Gemeinde sollten in den einzelnen Bezirken von den stimmfähigen

Bürgern auf je drei Jahre gewählt werden. Stimmfähig aber ist nach der Städte-Ordnung in jeder großen Stadt der Bürger, welcher mindestens 200 Thaler, in einer mittleren oder kleineren der, welcher mindestens 150 Thaler Einkommen nachweisen kann. Alle Jahre sollte ein Drittel der Stadtverordneten, deren Zahl zwischen 24 bis 102 schwankt, ausscheiden. Zwei Dritttheile dieser städtischen Vertreter mußten im Stadtbezirke mit Grundbesitz angesessen sein. Für jeden Stadtverordneten sollte gleichzeitig ein Vertreter erwählt werden.

Wenn wir nunmehr zu den Befugnissen der Stadtverordneten übergehen, so finden wir das Hauptgewicht ihrer Kompetenz etwa in den folgenden Bestimmungen:

Die Stadtverordneten-Versammlung kontrollirt die gesammte städtische Verwaltung; ihr liegt die Prüfung und die Feststellung des vom Magistrate entworfenen Haushalts ob. Eine Exekutive besitzt jedoch die Stadtverordneten-Versammlung keineswegs; die Ausführung ihrer Beschlüsse steht dem Magistrate zu, welcher dieselbe zu versagen hat, falls die betreffenden Beschlüsse gegen das Interesse oder die Gesetze des Staates verstoßen. Alle Beschlüsse der Stadtverordneten-Versammlung werden durch einfache Stimmenmehrheit gefaßt; beschlußfähig ist die Versammlung jedoch nur dann, wenn zwei Dritttheile derselben zugegen sind. Falls eine Verständigung zwischen den beiden städtischen Behörden nicht erzielt wird, so entscheidet die Regierung. Magistrat sowohl wie Stadtverordnete können die Einführung neuer städtischer Einrichtungen oder die Abänderung schon bestehender in Vorschlag bringen. Kollidiren diese Vorschläge weder mit dem Staats-Interesse noch mit den bestehenden Gesetzen oder privatrechtlichen Bestimmungen, so kann der Magistrat dieselben, das Einverständniß der Stadtverordneten vorausgesetzt, ohne Weiteres zur Ausführung bringen. In den Städten, — sie müssen über 30 000 Einwohner zählen, — in denen königliche Polizei-Behörden eingesetzt sind, ist in bestimmten Fällen auch die Beistimmung dieser Behörde einzu-

holen. Handelt es sich aber um Einrichtungen, durch welche der bestehende Rechtszustand geändert wird, so ist die Genehmigung der Regierung stets erforderlich, wie denn der Staat die Oberaufsichtsbehörde der städtischen Verwaltung ist, während die frühere Bevormundung durch adlige Gutsherrschaften nunmehr fortfällt. Durch seine Organe nimmt der Staat auch Einsicht in die Rechnungen; er entscheidet über Beschwerden, bestätigt die Wahlen, giebt städtischen Statuten die Gesetzeskraft. Zu den einzelnen Handlungen der Verwaltung ist seine Genehmigung nicht erforderlich, wohl aber bei Veräußerung von Grundeigenthum.

Dies in großen Zügen der Inhalt der Städte-Ordnung von 1808. Wir fügen sogleich hinzu, daß dem Gesetze vom 19. November eine revidirte Städte-Ordnung vom 17. März 1831 folgte, welche die Verfassung der 1807 von Preußen losgerissenen Gemeindewesen regeln und, so weit wie möglich, mit den durch jenes Stein-Schrötter'sche Gesetz herbeigeführten Verhältnissen in Einklang bringen sollte. Indessen liegt uns eine Darstellung der durch die gesetzgeberische Thätigkeit des Staates seit 1808 geschaffenen Zustände an diesem Orte fern. Wir haben unser letztes Bild zu zeichnen. Vor uns wogt eine düstere, von der Geißel der Fremdherrschaft getroffene, von dem Schrecken der Vernichtung geschlagene Volksmasse. Aber vielen unter diesen Bürgern glänzt wieder das Auge, hebt sich wieder die Brust; sie hoffen und sie glauben, — glauben an eine Zukunft ihres Staates, ihrer Städte! Und vor sie tritt der Fürst, eine Hohenzollerngestalt, stark und hoch, aber kein Freund des Krieges, kein Mann blutiger Lorbeeren, kein düsterer Heros, der den Kampf gekämpft hätte bis zum Untergange! Zwei seiner Minister stehen ihm zur Seite, der thätige, gewissenhafte Schrötter und er, den Dichtermund des Rechtes und der Ehre Eckstein wie aller Deutschen Edelstein genannt hat, der rheinische Reichs-Freiherr! Der König bietet seinen Bürgern die hochherzige Städteordnung dar; und uns scheint's, als ob sein

leuchtend Auge, als ob sein freundlich Wort in tiefem Leid der Hoffnung Ausdruck gäbe, — jener Hoffnung, welche einst der große Stein dem schwergeprüften Herrn gespendet hatte:

„Ich traue auf die Zukunft; — ich hoffe auf das deutsche Bürgerthum!“

Schlußwort.

Eine überreiche Geschichte ist unserem Blicke vorübergezogen, bald still dahinfließend wie ein Strom der deutschen Ebene, bald sprühend und schäumend wie die Wasser unserer Gebirge. Und doch, — eine stete Entwickelung ist unverkennbar! Wir sind dem deutschen Bürgerthume begegnet in Wehr und Waffen; schier schien der Geist der Städte jenen Heldenweibern ähnlich in Brünne und in Panzerhemd, von denen unsere Sage spricht! Wir sahen, wie aus dem Schooße deutschen Bürgerthums der Geist der Reformation geboren ward, der Geist tiefinnerlichen Ringens, dem auch die andersgläubigen Genossen unseres Volkes viel verdanken. Wir wanderten durch schwere Zeiten, und fast schien's, als sollte jener edle Strom verschmachten in der Wüste, — versiegen und verrinnen! Doch aus des Himmels Wolken kam der Thau, der neues Leben gab! Wird auch die äußere Geschichte deutschen Bürgerthumes nach 1648 nur eine unscheinbare: dennoch erfreut's das Herz, zu sehen, wie vom Geist des Bürgerthums getragen wird das Edelste und Beste, was wir haben: unsere Bildung und, was uns noch unendlich höher gilt, die deutsche Zucht und Frömmigkeit. Die uns gesteckten Grenzen erlaubten es nicht, nachzuweisen, wie seit dem großen, herrlichen Kampfe der Befreiung auch wieder eine Ader alten Selbstgefühls und schwertesfrohen Muthes in deutschen Bürgern schlägt. —

Man wird an uns nicht tadeln können, daß wir die Augen geschlossen haben gegen die Gebrechen der vergangenen

Geschlechter. Selbst bei glänzenden Erscheinungen machten wir auf das aufmerksam, was nicht taugte und nicht ersprießlich war. Protestantisch von ganzem Herzen, haben wir doch grade das 16. Jahrhundert schwer anklagen müssen. Und nun, da wir den Lauf der Entwickelung, für welche wir bezeichnende Bilder je nach der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stadien gewählt haben, mit sicherem Auge überschauen können, da freuen wir uns des Ortes, auf dem wir stehen, des Heimes, welches wir uns erbaut haben! Nicht, als ob es hier nichts mehr zu bessern gäbe; — nicht, als ob unsere Stätte eine sonnige, wolkenfreie, von dem Blick des Himmels überreich gesegnete Anhöhe wäre! Weiß Gott, wir haben noch viel zu thun, daß Haus und Feld in tadelloser Weise bestellt seien! Nie möge im deutschen Bürgerthume verhältnißmäßig Gutes Feind des Bessern sein! Aber es ist doch schon ein reicher Segen eingeheimst!

Denken wir nur, Einer der alten Hansahelden stände auf und wandelte durch unsere Straßen, über unsere Plätze! Wie würde wohl sein Auge staunen! Sie glaubten, groß und gut zu sein, die alten Bürgermeister; — auf welch' vernichtend kleinen Maßstab, auf welche Stufe tiefer Unkultur aber sinken sie mit all' dem, was sie hatten und besaßen, dann zurück, wann wir sie messen an dem Vollbesitz des Bürgerthums von heute! Es ist besser bestellt um ausnahmslos alle Zweige bürgerlichen Lebens heute denn ehemals! Die Frömmigkeit ist eine tiefere und innerlichere geworden! Wie anders wirkt die Schule heut! In welch' ungleich mächtigerer Weise verschönt uns heut die holde Kunst das Leben! Wie viel thatkräftiger wird für das Menschenkind gesorgt, dem Trost und Hoffnung, Körperstärke und Gedeihen mangeln! Wie anders leuchtet uns der Stern des Vaterlandes; — wie so ganz anders bindet uns die Arbeit zu gemeinsamen und wohlgeplanten Zwecken! Aber muß denn das auch nicht also sein? Heißt es nicht den Gottesglauben leugnen, wenn man nicht einen beständigen Fortschritt in dem Leben der Gesammtheit annimmt? Darum wollen wir uns

nimmer überheben und nimmer lieblos schelten die, deren gewalt'ge Schultern auch uns tragen! —

Ja, es ist Großes gethan, seitdem im Jahre 1808 die Städte-Ordnung uns gegeben ward. Wohl dürfen wir heut sagen, jener Zweck, den das Gesetz selbst für sich angiebt, er ist wohl erreicht:

„Gemeinsinn ist allüberall verbreitet worden!"

Langsam freilich, — nicht ohne schwere Irrthümer und nicht ohne schmerzliche Enttäuschungen!

Aber wir sind fröhlich dessen, was der deutsche Bürger erreicht hat! Wieder, wie in der Hansa Tagen, hat das Wort „ein Bürger" seinen vollen Klang! Es liegt im deutschen Bürgerthume das größte Theil wahrhaft edler Volkskraft; der deutsche Bürger wird fortan der Führer sein auf allen Gebieten ideellen und praktischen Lebens. Denn, — es mag das vielleicht ein Fehler unserer sozialen und politischen Organisation sein, — einen geschlossenen Stand des Adels giebt es im deutschen Land nicht mehr. Gern und freudig erkennen wir bei einzelnen Mitgliedern dieser alten Geschlechter hohen Sinn und starken Muth, freudige Hingabe an das Vaterland und treue Arbeit für die Wohlfahrt unseres platten Landes an! Aber Bürger sind sie nun gleich uns!

Nimmer jedoch darf die Freude über das Errungene uns dazu verführen, die Hände in den Schooß zu legen. Das Vaterland ruft stets; ohn' Unterlaß verlangt es jedes Mannes volle Kraft! Wieviel gilt's noch zu bauen, wieviel einzurichten! Da muß ein Jeder seine Hände rühren, soll es wohnlich werden in dem neuen Reiche! „Vorwärts!" heißt die Losung, „Vorwärts in allen Dingen, die gut und löblich sind!" Der adlige Sänger mit dem Herzen, rein wie Gold, der Schenke Max von Schenkendorf, hat auch dem deutschen Bürgerthume seine Aufgaben schön bezeichnet, indem er singt:

„Nun gilt's ein neues Bilden!
So komm' in Deiner Kraft

Aus himmlischen Gefilden
Zur Erde, Wissenschaft!
Man soll Dich treulich pflegen,
Du theures Erb' und Gut,
Daß in der Väter Segen
Der freie Enkel ruht!

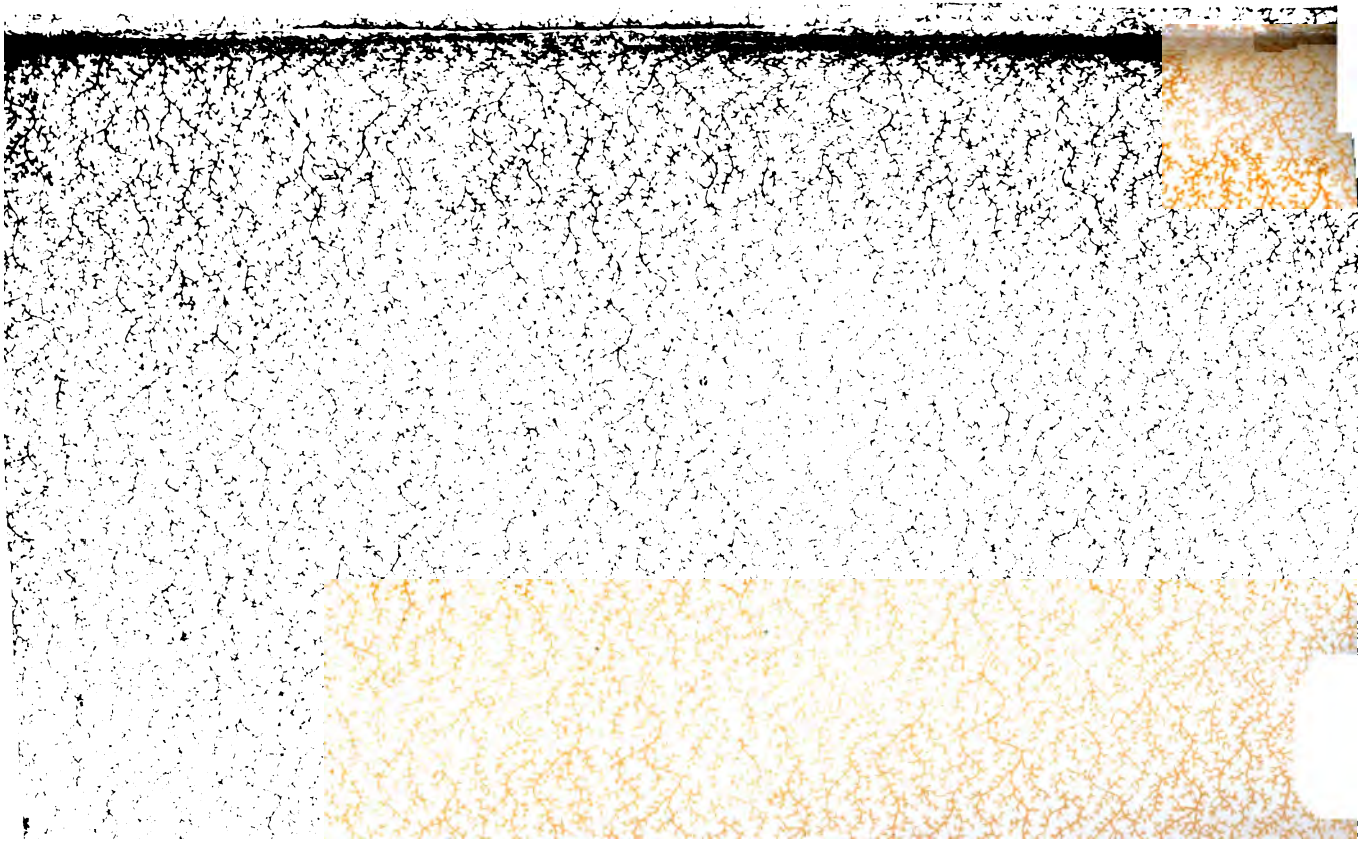
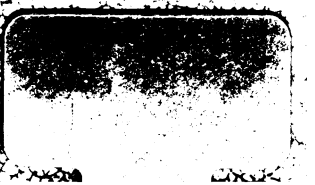
O komm' in unſ're Säle,
In unſ're Schulen komm',
Mit rechter Treu' uns stähle
Und mach' uns wieder fromm!
Es haben ja die alten,
Die weisen, bärt'gen Herr'n,
Den Glauben auch gehalten
Für alles Wissens Kern!

Frisch auf, Du Bürgerjugend,
In Waffen tumm'le Dich!
Das heiß' ich rechte Tugend
Zu kämpfen männiglich!
Der sei der Bürgermeister,
Der wohl die Waffe führt,
Im Rathe kühn die Geister
Im Feld sein Heer regiert!"

Ein Segenswunsch aber für das deutsche Bürgerthum soll es sein, mit welchem wir schließen. Die Alten hatten für Männer, deren schwere Arbeit wartete, den herzlichen Gruß: „Fahre fort in St. Mariens und Johannis Minne!" — wir meinen, es klingt männlicher und fester, wenn wir deutschen Bürgern zurufen:

„Fahret fort in jeder mühevollen, jeder segensreichen Arbeit, die das Vaterland von Euch verlangt! Sittliche Gesundheit, Treue, Fleiß und wahre Gottesfurcht fordert die Zeit von allen ihren Söhnen. Ist dieser höchste Mannesschmuck erworben, dann wird auch uns in Ewigkeit nicht fehlen reicher Segen unſres Thuns!"

NEW Y... FREE
CIRCULATING
LIBRARY.



B'D. JAN 20 1913